Romantiſche Akkorde

von

Ernſt von Houwald.

Herausgegeben

von

C. W. Contessa

Erſtes Bändchen.

Enthält

1. Das Wiederſehen auf dem St. Bernhard S. 1
2. Conſtanze Gräfin de Roſſan 69
3. Wahnſinn und Tod 109

Berlin,

bei Ferdinand Dümmler.

1817.

C[arl] T[ilhelm]

Gcc 1385
(1)

Das Wiederſehen

auf

dem St. Bernhard.

In einer alten Dorfkirche des Kantons Bern ſteht hinter dem Altar in einer Niſche ein Gemälde die Mutter Gottes vorſtellend, wie ſie das Chriſtkindlein vor ſich aufrecht ſtehend hält, und dies die kleinen Arme ausbreitet, als wolle es alle Welt damit umfaſſen. Ob nun gleich der Augenſchein lehrt, daß dieſes Bild in den alten koſtbaren Rahmen des Altars paſſen würde, wozu es auch beſtimmt gewesen zu ſeyn ſcheint, ſo hat man ihn doch nicht damit geſchmückt, ſo herrlich ſich auch immer die Kunſt an dieſem Gemälde offenbaret, und indeß mit ſeinem leeren Rahmen der Altar wie verödet in der Kirche ſteht, ſcheint das Bild an dem einſamen Orte, als ein Denkmal über zwei Grabſteine aufgeſtellt.

Vor langen Jahren lebte ein Geistlicher in diesem Dorfe mit Namen Sarret. Sein Grabhügel ist zwar auch schon eingesunken, doch sein Andenken noch im Seegen geblieben, und die Entstehung jenes Gemäldes, das mit seiner Familiengeschichte eng zusammen hängt, hat sich in den Herzen der Nachkommen lebendig bewahrt, denen das Bild so theuer und heilig ist, wie den Enkeln eine Familien-Schilderung ihrer Vorfahren.

An einem rauhen Aprilabend saß der alte Sarret einst im Kreise seiner Familie. Sein Sohn Louis las ihm noch einmal den Text zur morgenden Predigt vor. Die Gebirge lagen tief im Nebel, und ein kalter Wind ging durchs Thal. — Da trat der Gastwirth des Dorfes herein, und meldete dem Pfarrer; daß vor einigen Stunden ein Wanderer bei ihm eingesprochen sey, der jetzt von einem so heftigen Fieber überfallen worden, daß zu glauben stehe, er möchte seine letzte Herberge hier gefunden haben. Mit Sehnsucht habe er nach geistlichem Zuspruch verlangt, doch da aus seinem Reden zu schließen gewesen, daß er ka-

tholischen Glaubens sey, so habe er ihm bedeutet, daß hier nur eine reformirte Kirche stehe, und ein katholischer Priester weit und breit nicht aufzutreiben seyn würde; — worauf der Kranke denn still vor sich hin geweint. —

„Ei, ei! mein lieber Wirth! rief Sarret," und sprang im heiligen Eifer auf, als der Mann ausgesprochen hatte; „müssen wir denn gerade eines Glaubens seyn, um uns in der letzten Noth nicht zu verlassen? — und bin ich denn nicht da, dem Kranken mit Trost beizustehen? wir sind allzumal Gottes Kinder, und wem die reine Liebe im Herzen lebt, der hält alle Menschen für seine Brüder!" — Mit diesen Worten griff der Greis nach Huth und Stock, befahl seinem Sohn ein Büchschen stärkenden Balsam und eine Flasche Wein mitzunehmen, und eilte dem Wirthe nach.

So traten die Samariter in die Gaststube. In einem Winkel derselben, auf einem Bette, das ihm die Wirthin untergeschoben

hatte, lag der Kranke in großer Fieberhitze, ſeine Augen auf ein kleines Kreuz gebeftet, das ſeine zitternden Hände emporhielten. Sarret nahte ſich ihm ſanft: „Mein Sohn, re„dete er ihn an, ich bin der Geiſtliche dieſes „Orts, und komme Dich zu beſuchen!“ — Der Kranke ſchaute freudig auf. — Ach! ſprach er mit ſchwacher Stimme, meine letzte Stunde iſt nahe, und mich verlangt nach den Gebräuchen unſerer Kirche; wollen Sie meine Beichte allein anhören, und mir die letzte Oehlung geben? - „Ich bringe Dir jeden Troſt, entgegnete Sarret, der im Worte des Herrn liegt, und will auch, wenn es Dich beruhigt, Deine Beichte anhören. Allein die wahre innere Reue iſt die eigentliche Beichte, und das ſterbliche Ohr bedarf es ja nicht erſt zu hören, was der Allvater dort oben dem ſchwachen Menſchen verzeiht. Deine Füße aber zum Weg ins Thal des Todes ſalben, das verſtehe ich nicht, wohl will ich ſie Dir mit ſtärkendem Weine waſchen, denn Du wirſt noch ferner den Weg der Prüfung hienieden wandeln!

Der Kranke ergriff die Hand des Greises, der sich zu ihm auf die Knie niedergelassen hatte, und drückte sie an seine Lippen. Mit Mühe richtete er sich auf und stammelte halb laut seine Beichte her. Er war ein junger Mahler der aus Italien kam und nach seiner Heimath zurück wandern wollte, und sein reines Gemüth hatte ja keine andere Sünde zu bekennen, als daß er über den Eifer zur Kunst den öffentlichen Gottesdienst bisweilen versäumt habe. — Worauf ihn der Geistliche absolvirte, und mit trostvollen Worten zusprach.

Sarret der einige ärztliche Kenntniße besaß untersuchte nun den körperlichen Zustand des Kranken, und sahe bald ein, daß nur deshalb das Fieber so sehr die Oberhand genommen habe, weil er von der Anstrengung der Reise gänzlich erschöpft sey. Deshalb sorgte er zuerst für einige Stärkungen, indeß Louis ihm die wundgelaufenen Füße mit warmen Weine wusch. Ob nun gleich des Leidenden Zustand dadurch gemildert wurde, so schien doch die Hülfe eines Arztes durchaus

nöthig, und nachdem der Pfarrer den Wirth bei Seite genommen, und mit ihm die Herbeischaffung desselben besprochen hatte, that er den Kranken den Vorschlag, sich in das Pfarrhaus bringen zu lassen, wo er nach Kräften gepflegt werden sollte. Der Jüngling konnte vor Rührung nicht antworten und hob nur seine Hände dankend zum Himmel auf, indeß ihm die hellen Thränen über die verfallnen Wangen rollten. Sarret eilte voraus und ließ zur Aufnahme des Fremden alle Anstalten treffen. Louis trug mit einigen starken Männern ihn sanft nach der Pfarrwohnung hin. Theilnehmend von der Hausfrau hier empfangen, ward er in ein eignes Stübchen gebracht, und in ein weisses warmes Bette gelegt, wo er denn vor Mattigkeit bald einschlummerte.

Die Familie im Pfarrhause bestand aus dem alten Vater Sarret, seiner Gattin Margarethe und ihren Kindern Louis und Maria. Louis war eben von der Universität zu Lausanne zurückgekehrt, wo er die Gottesgelahrtheit studirt hatte, zu welchem

Studium seine Seele von seinem frommen Vater selbst vorbereitet worden war. Er hatte sich viele Kenntnisse erworben, und was er für das höchste achtete, einen Freund dort gefunden, der jetzt der Verlobte seiner Schwester war. Mit Louis zugleich studirte nemlich der Sohn eines reichen Handlungshauses aus Lausanne mit Namen Reimold ebenfalls die Theologie. Er war ein edler, aber höchst schwärmerischer Jüngling, dessen frühe Neigung, bestimmt durch die Religiosität seiner sanften schon vollendeten Mutter, ihn von den weltlichen Geschäften seines Vaters abgezogen, und zu dieser ernstern Laufbahn hingeführt hatte. — Ehe Reimold Louis Bekanntschaft machte, hatte er schon mehrere male die Kanzel betreten, und sich durch Innigkeit und Wärme im Vortrage die Herzen seiner Zuhörer zugeeignet. — Seine Lehrer aber tadelten die zu große Begeisterung mit der er sprach und die ihn nicht selten zu eigner sichtbarer Rührung hinriß, und meinten, daß er seine Kanzelvorträge mehr mit dem Verstande, als mit den Herzen ausarbeiten, und

sie mit ruhigerer Besonnenheit halten sollte. Der heiße Jüngling ward mit sich selbst uneins. Er wollte den erfahrnern Männern so gern Glauben beimessen, allein er fühlte sich doch von ihren tiefdurchdachten Reden nur selten erwärmt, und zur Andacht und Rührung hingezogen.

Um für sein Herz Nahrung zu finden, suchte er nun die Bekanntschaft der benachbarten Dorfgeistlichen, und so geschah es denn, daß ihn einer derselben auf den Charfreitag einladete, wo ein Kandidat, Namens Sarret, bei ihm predigen würde, von dem er viel Gutes zu sagen wußte. Der Charfreitag war für Reimold von früher Jugend an immer ein Tag heiliger Erhebung gewesen; mit offnem bewegtem Herzen saß er in der Kirche, als Louis die Kanzel bestieg, und wie ward ihm, als des Jünglings edler bescheidner Anstand, die Schüchternheit die das Feuer seines Vortrags mäßigte, und der innige Gehalt seiner Worte, seine Seele mächtig ergriffen! — So hatte es ihm sein eignes volles Gemüth oft selbst eingegeben, und

ſo hörte er nun das verwandte Herz zu ſich ſprechen.

Als der Gottesdienſt geendigt war eilte Reimold in die Sacriſtey, und warf ſich ſtillweinend dem jungen Sarret an die Bruſt. Dieſer begriff ihn erſt nicht, allein mit dem Gemüth, was ſelbſt voll ernſter Rührung war öffnete er dem bewegten Jüngling gern ſeine Arme. Als ihn Reimold endlich verſtändigt hatte, flog ihm Louis Herz freudig entgegen, und ſo ſchloſſen denn die beiden Jünglinge im Hauſe Gottes den heiligſten Bund fürs ganze Leben. Beide waren von jetzt an faſt unzertrennlich und da Louis dem Freunde oft ein Bild des ſtillen Glücks entwarf, das in dem Pfarrhauſe wohnte, wo ihm ſeine Jugend aufgegangen war, ſo beſchloß Reimold, als der alte Sarret den gereiften Sohn nach vierjähriger Abweſenheit zurück berief, ihn dorthin zu begleiten, um auch der übrigen Familie ſeines Freundes vertraut zu werden.

Wie der Krannich nach der Heimath, ſo zogen die beiden Jünglinge durch die blühen-

den Schweizer Thäler, bis der alte Kirchthurm des ersehnten Dorfes sie begrüßte; und als sie unter dem Abendlauten in das Dorf einwanderten, und man ihnen überall die Hand zum Willkommen entgegen reichte, und als endlich das Pfarrhaus sich aufthat, und die zur Jungfrau aufgeblühte Schwester dem überraschten Bruder in die Arme flog und ihn jubelnd mit sich fort zog an die Brust der ehrwürdigen tiefgerührten Eltern, — da ward Reimolds Seele so bewegt, daß er vor Wonne mit weinte, und sich den Eltern auch in die Arme warf und ihnen zurief: „Laßt mich doch auch Euer Sohn seyn!" —

Und er ward es! — Mariens unbeschreibliche in himmlische Unschuld gekleidete Anmuth rührte gar bald sein Herz, und wie hätte der bescheidne, männlich schöne, von ihren Eltern so geachtete, von ihrem Bruder so geliebte Jüngling ihr gleichgültig bleiben können? — Der frohe Bruder ahndete bald die aufkeimende Neigung beider und pflegte sie als eine Lieblingsblüthe, und als in einer Morgenstunde, bei dem unnennbaren Anblick

des Erwachens der ewig schönen Natur, auch ihre Herzen aufgingen, legte er beider Hände in einander. Die erfreuten Eltern willigten ein, und nach den ersten glücklichen Tagen eilte Reimold nach Lausanne zurück, um dort auch den Seegen seiner Eltern für sich und seine Maria zu empfangen. Er hatte nun bereits von dort aus geschrieben, und einen Brief seines Vaters beigelegt, worin dieser versicherte: daß er nichts gegen die Wahl seines Sohnes einzuwenden habe, und ihm vielmehr hierin völlige Freiheit zustehe.

So stand denn das Familien-Verhältniß, als der kranke Wanderer in der Pfarrwohnung aufgenommen wurde.

Der Arzt erschien, und fand den Zustand des Kranken sehr bedenklich. Dieser war zwar nun erwacht, schien aber wenig um sich her zu wissen, und lag still vor sich hin. Nur in den Stunden, wo die Fieberhitze seine Nerven anspannte, sprach er viel und lebhaft, und seine Phantasie schweifte in dem Gebieth seiner Kunst umher. Da beschäftigte ihn denn unaufhörlich ein Gemälde der Mutter Got-

eck, welches er auf der Staffelei zu sehen, und daran eifrig zu arbeiten glaubte. Seine Augen waren dann starr auf eine Stelle geheftet und seine matte Hand bewegte sich, als führe sie den Pinsel. Doch fuhr er oft wie im Wahnsinn von dieser stillen eingebildeten Arbeit, als sey sie ihm nicht gelungen, wieder auf, faltete verzweiflungsvoll die Hände, und betete inbrünstig zu der heiligen Maria, daß sie nur einmal ihm erscheinen möchte, damit sein sterbliches Auge ihre himmlische Anmuth fassen, und sie mit dem Ideale seiner Seele verschmelzen könnte. — In den Augenblicken wo diese Phantasieen nachließen, war er gegen alles empfindungslos, bemerkte nichts was um ihn vorging, und nahm die zarte Pflege der Familie Sarret gleichgültig an. So vergingen die Tage bewußtlos, die Nächte fast schlaflos.

Eines Abends als die Mutter und Maria mit ihrer Arbeit ruhig im Krankenzimmer saßen, stellte sich das Fieber mit ungewöhnlicher Stärke wieder ein und die Phantasieen erwachten. Die Mutter, die nur im-

mer ab und zu ging, indeß Maria und Louis eigentlich die Pflege des Kranken theilten, hatte den leidenden Jüngling noch nicht in diesem Paroxismus gesehen, und begriff ihn deshalb nicht, und als er im Bette unruhig wurde, die Vorhänge aufriß, die gefalteten Hände emporhob, und mit rührender Stimme ausrief: „O Maria! Maria! hörst du nicht mein Rufen und Flehen?" — so glaubte die Mutter, er verlange nach ihrer Tochter, und mit der einen Hand die Lampe ergreifend und mit der andern die Tochter zum Krankenbette hinführend, sagte sie: „hier ist Maria!" Sie schlug bei diesen Worten den Schirm der Lampe auf, und als das Licht davon mit einemmale auf Mariens liebliches Antlitz fiel, und sie dem Kranken, wehmüthig lächelnd, die Hand reichte; so glaubte er wirklich die Himmlische vor sich zu sehen, starrte sie lange wie in Verzückung an, drückte seine heißen Lippen auf ihre Hand, und, als sey er verblendet von einem überirdischen Glanze, schlug er dann beide Hände vor die Augen; doch als sie sich zu ihm setzte und ihm liebe-

voll zusprach, und er sie bebend fragte: ob sie denn länger bei ihm verweilen wolle? — und sie in ihrer Unschuld ihm versicherte, daß sie ihn nicht verlassen würde! — so fing er still an zu weinen. Er hob dann wieder seine Augen auf und heftete sie fest auf Marien als wolle er ihr Bild tief in seine Seele einsaugen, und als sie sanft und voll Mitleid ihre Hand auf seine heiße Stirn legte, so war es, als habe ihn wirklich eine Heilige berührt, denn das Fieber ließ nach, und seit langer Zeit zum erstenmale schloß ein süßer Schlummer seine Augen.

Und von diesem Augenblicke an schien das Leben über den Tod gesiegt zu haben. Die Phantasie goß das Oehl gestillter Sehnsucht lindernd in die heißen Adern, und voll der lieblichen himmlisch geträumten, aber doch nur irdischen Erscheinung, hob sich das Herz in ruhigern Schlägen. Der Arzt fand den Kranken am andern Tage sehr leidlich; das Bewußseyn kehrte allmälig bei ihm zurück, und er erkannte nun die zarte Pflege, die ihm das Leben erhalten hatte.

In kurzer Zeit erklärte ihn der Arzt auſſer aller Gefahr, und je gröſſer die Freude über ſeine rückkehrende Geſundheit bei ſeinen Wohlthätern wurde, um deſto mehr wuchs ihre liebevolle Aufmerkſamkeit für ihn. Alle wechſelten ab, ihn durch mancherlei Unterhaltungen zu zerſtreuen, und wenn ihm der Vater oder Louis vorgeleſen hatten, ſo plauderten dann die Mutter oder Marie mit ihm. Vor allen aber ſchien er ſich nach Mariens Unterhaltung zu ſehnen, er konnte ſeine Augen an ihrer Lieblichkeit nicht genug weiden, und es war ihm, als ſpreche ein Engel zu ihm, wenn er ſie reden hörte. Er ſchloß ihr ſein ganzes Herz auf und vertraute ihr die kurze Geſchichte ſeines Lebens.

Er war der Sohn eines Bürgers und Rathsherrn zu Köln, und hatte ſeinem Vater nachfolgen und die Rechte ſtudiren ſollen. Da aber durch die ſchöne Gemälde-Sammlung deſſelben der Sinn für die Kunſt früh in dem Knaben erweckt worden war, und ſein Talent ſich zeitig genug offenbart hatte, ſo hatte ihn der Vater ungeſtört ſeinen eignen

Weg gehen laſſen, und ihm alle mögliche Gelegenheit verſchaft einſt etwas Großes in der Kunſt zu leiſten. Mehrere tüchtige deutſche Meiſter waren ſeine Lehrer geworden, und in ſeinem 18ten Jahre war Johannes reichlich ausgeſtattet, endlich nach Italien gezogen. Nach einem ſechsjährigen Aufenthalt in dem ſchönen Lande, wo die Kunſt einſt unter einem mächtigern Geſchlechte gelebt, und ihm ſelbſt gelehrt hatte, ihr ihre herrlichen Denkmale für die ſchwächere Nachwelt zu errichten, kehrte er nun in ſeine Heimath zurück, hatte aber die Reiſe durch die Schweiz zu Fuß machen wollen. — O wie viel Intereſſantes wußte er nicht Marien zu erzählen! — Sie hörte ihm ſtaunend zu, freute ſich wie ein Kind ſeiner glücklich verlebten Stunden, weinte über das Ungemach das ihn getroffen, und verlebte ſo mit ihm ſeine Vergangenheit. Aber was ſollte ſie ihn aus ihrem einfachen Leben dafür erzählen? — — Die Roſe entfaltet leiſe ihre Schönheit an dem ſtillen Orte, wohin die Natur ſie pflanzte; ſie kennt die Welt nicht um ſich her, und die ganze Fabel ihres

Lebens ist nichts, als das Aufblühen am Frühlingsmorgen. Aber eben deshalb ist sie so lieblich! — In des Jünglings Seele schlug auch bald ein niegeahndetes Gefühl tiefe Wurzeln, und die Blüthen einer unnennbaren heiligen Liebe zu Marien entfalteten sich leise.

Johannes verließ schon wieder zuweilen seine Krankenstube, und gesellte sich zu der Familie im Wohnzimmer. So saßen sie denn auch eines Abends beisammen, und warteten auf Louis Rückkehr, der in das nahe Städtchen gegangen war, und Johannes erzählte ihnen von seinen Reisen. Da trat Louis freudig herein, und rief der Schwester zu: „Was giebst Du mir für das, Marie, was ich habe?“ Gewiß einen Brief vom Bräutigam, sagte lächelnd die Mutter! — „Ist's wahr? fragte Marie errörhend, — ist's ein Brief von Reimold?“ — und hastig empfing sie ihn, und sprang damit hinaus auf ihr Kämmerchen. — — Von wem war der Brief? — fragte Johannes bebend, gegen welchen man dies Verhältniß noch nicht erwähnt hatte.“ Von meiner Tochter Bräuti-

gam, sagte die Mutter, von dem Sohne des reichen Kaufmanns Reimold aus Lausanne!" — und nun mußte er sich weitläuftig die Geschichte ihrer Bekanntschaft erzählen lassen. — Johannes hörte zerstreut zu und blieb in sich gekehrt. Er nahm dann schweigend sein Licht, und ging auf sein Stübchen. — Marie ist Braut! wiederholte er sich, und ihm war, als sey es ihm auf einmal so öde in der Brust geworden. — — Wenn ein reines Herz zum erstenmale ein anderes Wesen mit heißer Liebe umfaßt, so ziehen süße Ahndungen und Hoffnungen an ihm vorüber, und grüßen es, wie die Wahrsagerinnen einer herrlichen Zukunft. Wenn es ihm aber plötzlich klar wird; daß sein Gefühl unverstanden antönte, und die Liebe in der fremden Brust, auf deren Erwachen er leise erst hoffte, schon längst für eine dritte Seele lebt; so steht es so arm mit seinem Reichthum und so verlassen da, wie der einsame Mond, der liebend über die Erde aufgeht, die schon längst von den Armen des Schlafes umfangen ist. — —

Reimold hatte ein kurzes liebevolles Briefchen an seine Braut geschrieben, und ihr darin seine baldige Ankunft verheißen. Längere Briefe lagen an den Vater und Louis bei, nebst einigen theologischen Aufsätzen. Die Männer waren über den Fleiß und das Talent ihres jungen Freundes entzückt, Maria hocherfreut über die ihr gegebene Hoffnung des baldigen Widersehens, und die Mutter mit den Gedanken an die Ausstattung der Tochter beschäftigt.

Johannes aber blieb heut einsam auf seinem Stübchen, und fühlte sich zum erstenmale fremd in dem gastfreundlichen Hause. — Er hätte gern seinen Wanderstab wieder ergriffen, und wäre seine Straße weiterfort gezogen, allein seine Kräfte waren noch zu erschöpft, und die Familie Sarret, die ihn sehr lieb gewonnen hatte, und ihn noch nicht so bald von sich lassen wollte, wies jeden Vorsatz dieser Art mit liebevollen Bitten zurück. Und was sollte er nun sagen, wenn Maria mit nassen Augen ihn ansah, und kindlich seine Hand ergriff, und meinte: sie

werde ihn doch so lange hier fest halten, bis sie selbst fortziehen müsse! — — Johannes blieb denn freilich wohl gern, und schloß sich immer enger an die Familie, aber so unbefangen gegen Marien als sonst, war er nicht mehr, und je schwesterlicher sie sich zu ihm hinneigte, eine desto größere ungenannte Wehmuth überfiel ihn.

Der Frühling war nun über die Gletscher in seiner vollen Pracht in die Schweitzer Thäler hinabgestiegen. Johannes genoß zum erstenmale wieder die frische Luft, und Marie, die ihn voll Freude über seine Genesung begleitete, führte ihn auf sein Verlangen in die Kirche, die ein festes dunkles Gebäude war, und noch aus alter katholischer Zeit herstammte. Er kniete still andächtig vor dem Altare nieder, auf welchem vor grauen Jahren einst Messe gelesen wurde, und dankte dem Himmel für seine Genesung. Ihm war, als kniete er auf geweihtem Boden, und sein Herz erhob sich über alles Irdische. Marie war neben dem Jüngling niedergesunken, hatte auch ihre Hände gefaltet und betete innig für ihn.

Nach einer langen Pauſe erhoben ſich beide, Johannes Augen waren voll Thränen, auch Maria konnte die ihrigen nicht zurück halten und legte ihr Köpfchen, um ſtill zu weinen, an ſeine Schulter.

Des Jünglings Herz zerfloß in Liebe und ſehr bewegt kamen beide zurück.

Von dieſer Zeit an beſuchte er die Kirche faſt täglich. Da feſſelte der leere koſtbare Rahmen im Altar, der wahrſcheinlich ſein Gemälde verloren haben mochte, als die katholiſche Kirche in eine Reformirte verwandelt worden war, ſeine Aufmerkſamkeit, und er faßte den Vorſatz: aus Dankbarkeit, und damit man ſeiner gedenken möge, den Altar mit einem neuen Gemälde zu zieren. Er eröffnete dem Vater Sarret ſeinen Entſchluß, und dieſer, der Urſache hatte, den Jüngling für einen vorzüglichen Künſtler zu halten, beſtärkte ihn mit Freuden darin. Die Erforderniſſe wurden bald herbeigeſchafft, und Johannes fing an von neuem wieder aufzuleben, als er die Leinewand vor ſich auf der Staffelei erblickte. Was er aber darauf auszuführen ge-

dachte, das hielt er als ein Geheimniß, ließ die entworfene Skitze niemanden, und auch Marien nicht sehen, und verwieß alle deshalb an ihn gerichteten Fragen auf die Vollendung des Gemäldes.

An einem schönen warmen Abend, wo die Familie vor der Thüre saß, um den Aufgang des Vollmondes abzuwarten, kam ein Wagen daher gerollt, hielt an dem Pfarrhause still, und Reimold flog heraus und seiner Marie in die Arme. Der Jubel war allgemein, der Empfang höchst innig. Johannes ward ihm als jetziges Mitglied der Familie vorgestellt, und seiner Freundschaft empfohlen. Das Bild glücklicher Liebe, ergriff das Herz des armen jungen Künstlers gewaltig. Er zog sich bald auf sein Stübchen zurück und sah hier gedankenlos und mit starren Augen nach der Arbeit auf der Staffelei hin, welche die Dämmerung verhüllte. Da ging der Vollmond über die Gebirge auf, und warf seinen Schimmer auf das angefangene Gemälde, als wolle die Natur mit ihren sanften Auge das Geheimniß seiner Kunst belauschen, und als ihn

die lieblichen vertrauten Züge eines fest vollendeten Madonnenkopfes im Mondschein anlächelten, da ging ihm das Herz in Wehmuth auf, und mit ausgebreiteten Armen rief er: „Nein ich bin nicht verlassen! denn du o herrliche Natur! und du o himmlische Kunst! ihr seyd meine Vertrauten!“ — Er ging mit gefaßterem Muthe in das Wohnzimmer zurück und hörte still dem heitern Gespräche der Familie zu. Bald aber wendete sich Marie wieder allein zu ihm, denn die Männer waren auf gelehrte Gegenstände gerathen, und Reimold vergaß gewöhnlich alles um sich her, wenn er über dergleichen disputiren konnte. — Und so wie an diesem ersten Abend, ging es denn fernerhin auch gar oft. Reimolds heller vielumfassender Geist strebte unabläßig vorwärts nach Licht und Klarheit; das Leben schien ihm eine höhere Bestimmung zu haben, als blos dem süßen Gefühl des Herzens Raum zu geben. Er betrachtete die Liebe nur als Belohnung eines rastlosen Strebens, nur als Erholung nach langer geistiger Anstrengung. Johannes hingegen

dachte und fühlte anders; er lebte nur in der höchst reinsten Liebe, und das heilige Gefühl zu Marien, das seine ganze Seele erfüllte, schien ihm die Ideale zu verwirklichen, die an der Hand der Kunst seinem geistigen Auge vorübergingen. Wenn denn nun Reimold sich oft von Marien zu den Männern hinwendete, und sich mit ihnen in gelehrte Untersuchungen vertiefte, und Marien darüber vergaß, und sie ihm erst lange mit Bewunderung zuhörte, am Ende aber doch, weil sie ihn nicht fassen konnte, leise von ihm wegschlich und sich zu Johannes wendete, so fand sie bei diesem ein ihr völlig verwandtes, nur ihr ergebnes Herz, und statt des hellen großen Geistes, der ihr Auge blendete, ein sanftes tiefes heiliges Gefühl, das ihr unendlich wohl that.

Indeß arbeitete Johannes seit Reimold anwesend war, viel fleißiger an seinem Gemälde, und suchte in dem einsam vertrauten Umgange mit der Kunst Erholung für sein krankes Herz. Es war Marien nicht entgangen, daß er stiller und verschloßner gewor-

den war, aber weil ihr kindliches Gemüth nicht die wahre Urſache ahndete, ſo ſchloß ſie ſich immer enger an ihn, um durch liebevolle Aufmerkſamkeit ihn wieder zu erheitern. Auch die Männer hatten den Jüngling alle ſo lieb gewonnen, und riefen ihn öfters von ſeiner Arbeit ab, um mit ihm die ſchöne Gegend zu durchwandern. Sie hielten ſein niedergeſchlagenes Weſen für die Folge der noch nicht ganz wiedergekehrten Geſundheit, und zeigten ihm eine ſo herzliche Theilnahme, daß Johannes muthig den Entſchluß faßte, gegen ſein eignes Herz zu kämpfen, und in dem Glücke ſeiner Wohlthäter Beruhigung für ſich ſelbſt zu finden. Ueberdieß mußte er es ſich geſtehen, je näher er Reimold kennen lernte, daß dieſer ein Mann von herrlichem Gemüth und ſeltenen Geiſtesfähigkeiten war, und ob es ihm gleich unbegreiflich ſchien, wie ihn Mariens Liebe nicht einzig und allein erfüllen könne, und ob er ſich oft wohl träumte, er würde ſie ganz anders lieben, ſo wagte er doch auf keine Weiſe Mariens Wahl zu mißbilligen, und ihren Glauben an eine glück-

liche Zukunft als Reimolds Gattin für nichtig zu halten.

Es waren nun schon mehrere Wochen seit der Ankunft des Bräutigams vergangen, und dieser äußerte immer dringender den Wunsch, daß Marie mit ihren Eltern ihn nach Lausanne begleiten möchte, um daselbst die nähere Bekanntschaft seiner Familie zu machen. Der alte Sarret willigte endlich ein. Louis sollte zurück bleiben und die Geschäfte des Vaters indessen versehen, und Vater, Mutter und Marie machten sich reisefertig. — Auch Johannes mußte Reimolds Bitten nachgeben und sich zur Begleitung anschicken. Er that dies auch um so lieber, da er sich keinen geringen Genuß von dieser Reise versprach. — Die Mutter packte alles, was sie von Staat besaß für sich und die Tochter zusammen, höchst besorgt, daß es immer noch nicht zureichen werde, und ob der Bräutigam sie gleich damit zu trösten suchte, daß sein Vater schon für den Schmuck seiner Braut in Lausanne gesorgt habe, so lag der mütterlichen Eitelkeit doch viel daran, daß die Tochter

gleich aus dem elterlichen Hauſe hinlänglich geſchmückt in die Welt treten ſollte. — Mit frohem Muthe ward denn die Reiſe begonnen, für deren höchſte Bequemlichkeit Reimold geſorgt hatte. Marie war noch nie aus ihr Dörfchen gekommen, und fühlte ſich hoch entzückt, als die Natur ihre Reitze vor ihr ausbreitete, und ſie die Gebirge nahe vor ſich ſtehen ſah, die ſonſt wie im blaßblauen Flor gekleidete Reiſen ihren heimiſchen Horizont begränzt hatten. Reimold der immer gern den Blick von der Erde emporrichtete, und dem die Wunder der Natur nur immer als ſichere Zeichen der Nähe alliebenden Weltgeiſtes groß erſchienen, ſuchte ihr frommes Gemüth oft zur Begeiſterung fortzureißen. Johannes führte ſie aber mit zartem Sinn wieder zu der ſchönen Erde zurück, belauſchte mit ihr die Natur in ihrer geheimen Werkſtatt, und gab ihrem gerührten Herzen ein unnennbar ſeeliges Gefühl, wenn er die Blumen und die frohen Geſchöpfchen der Flur ihre und ſeine Geſchwiſter nannte.

Endlich lag die Stadt Lauſanne vor ihnen

ausgebreitet. Reimold zeigte von fern schon das hohe Dach von seiner Eltern Hause. Die Mutter frohlockte, Marie wurde ängstlich. Bald darauf fuhr man in die Stadt hinein und hielt vor einem prächtigen Gebäude; reichgekleidete Bedienten eilten ihnen entgegen, die von der Mutter für vornehme Herren gehalten, und mit tiefen Verbeugungen begrüßt wurden. Oben an der Treppe empfing sie mit kalter Förmlichkeit der alte Reimold. Prächtige Zimmer wurden ihnen angewiesen, und nachdem man ihnen Zeit gelassen ihre Reisekleider abzulegen, wurden sie in die Gesellschaftszimmer geführt, wo Mad. Reimold, die Stiefmutter des Bräutigams, sie stolz empfing. — Im ganzen Hause herrschte recht eigentlich kaufmännische Pracht, und alles bezeugte den großen Reichthum des Besitzers. Der alte Sarret, dem die Welt auf seinem Dörfchen wieder fremd geworden war, hielt sich, um nicht aus seiner Fassung zu kommen, immer den Spruch des weisen Salomo vor Augen: alles ist eitel! — Seine Gattin hingegen konnte nicht aufhören, was sie sah, laut

zu preisen und zu bewundern und Marie war stumm, und erwiederte schüchtern die Liebkosungen ihres Bräutigams. Nur Johannes war auch in dieser Welt zu Hause. Er hatte es gleich in den ersten Augenblicken bemerkt, daß Mad. Reimold aus Eitelkeit alles hervorgesucht hatte, um mit ihrem Glanze die arme Predigerfamilie zu blenden; um desto weniger wurden ihre Herrlichkeiten von ihm bemerkt, und er ging an ihnen so ruhig vorüber, als gehörten sie für ihn ganz zu den Alltäglichkeiten des Lebens. Mad. Reimold schloß auch bald daraus, daß er von vornehmen und reichen Herkommen seyn müsse, und so wie im Anfange der junge Mahler kaum von ihr bemerkt worden war, so zeichnete sie ihn bald vor allen andern aus. — Der alte Reimold blieb größtentheils in seinen kaufmännischen Geschäften vergraben, kam nur selten von seinem Comptoir, und überließ die Gäste ganz seiner Frau. Diese hatte zu der Verbindung mit der armen Predigerstochter denn eigentlich sehr ungern ihre Einwilligung gegeben, weil sie den stillen Wunsch gehegt

hatte, der Stiefsohn möchte ihre eigne Tochter, die sie aus erster Ehe in das Reimoldsche Haus mitgebracht, heirathen. Da es denn nun aber einmal anders seyn sollte, so wollte sie wenigstens der Familie Sarret recht fühlbar machen, welch ein großes nicht genug zu schätzendes Glück ihr durch die so reiche Verwandtschaft zu Theil würde. Ihrer Meinung nach, blieb Marie gar weit hinter der vortheilhaften Schilderung zurück, die der Stiefsohn von seiner Braut entworfen hatte, und es war ihr eigentlich ein sehr ärgerliches Gefühl daß sie dies Landgänschen, wie sie zu sagen beliebte, das ihr Stiefsohn allen übrigen Mädchen vorgezogen hatte, ihre Schwiegertochter nennen sollte. Sie stellte, um Marien recht fühlen zu lassen, wie viel ihr an Bildung für die große Welt noch abgehe, überall ihr die eigne Tochter an die Seite. Es wurden Feste gegeben, dem Namen nach: um die Braut des Stiefsohns den verwandten und bekannten Häusern der Stadt vorzustellen; allein die Familie Sarret wurde dadurch in manche Verlegenheit gebracht, stand dann im Hinter-

grunde, und mußte sich manche Zurücksetzung gefallen lassen. Zwar suchte der junge Reimold, wo er konnte, sie in Schutz zu nehmen und zu vertreten, was aber vermochte er gegen die Mutter, die geflissentlich auf Demüthigungen ausging, und immer bitterer wurde, jemehr sie sah, wie manches unbestochene Gemüth Mariens Schönheit und natürliche Anmuth huldigte. Nur Johannes, der sich gleich Anfangs eine Gewalt über Mad. Reimold angemaßt und ganz gegen seine gewohnte große Bescheidenheit, recht vorsetzlich ein so ernst vornehmes Betragen angenommen hatte, als müsse sie es sich zur Ehre schätzen daß er ihr Haus betreten habe, vermochte den ungemeßnen Stolz derselben im Zaume zu halten, und stand wie ein Schutzgeist Marien immer zur Seite. Aber auch der alte Reimold war mit dem Vater Sarret unzufrieden geworden. Er hatte zwar nichts gegen die Wahl seines Sohnes einzuwenden, denn da dieser einmal, gegen seine Wünsche, eine andere Laufbahn, als die kaufmännische erwählt hatte, so ließ er ihn ganz gewähren

und konnte auch Marien seine Zuneigung eigentlich nicht versagen, allein er hatte ihr einen schönen Schmuck und einige kostbare Kleider geschenkt, und verlangte daß sie bei den Festen in seinen Hause damit erscheinen sollte. Vater Sarret hingegen wollte dies nicht zugeben, und meinte diese Sachen würden wohl für die Gattin des jungen Reimolds künftighin passen, sie wären aber zu kostbar für die Braut desselben, die nur ein armes Landmädchen sey, und als solche auch nur überall müsse erscheinen wollen. Der alte Reimold ward darüber verdrüßlich, weil seine Freigebigkeit der Welt nun nicht bemerkbar wurde, und zog sich finster zurück.

Bei dieser Aufnahme sehnte man sich denn freilich bald wieder nach der Abreise, und zurück in das stille Pfarrhaus. Auch der junge Reimold, der fest geglaubt hatte, daß seine Eltern Marien lieb gewinnen müßten, und der die verschiednen der Familie Sarret zugefügten Kränkungen nicht hatte vorher ahnden können, rieth selbst dazu. Er fühlte wohl mit Kummer, daß er viel wieder gut zu ma-

chen und manches bittre Gefühl wieder zu verlöschen haben würde, und beschloß deshalb, seine Braut nach ihrer Heimath zurück zu begleiten. — Mad. Reimold gab sich zwar das Ansehen, als bedaure sie, daß man die Zeit so kurz abgemessen habe, betrieb die Anstalten zur Abreise aber selbst aufs eifrigste.

So reiste denn die Familie Sarret endlich wieder ab. Mit frohen Herzen hatte man die Reise begonnen, aber mit niedergeschlagenem Muthe zog man wieder heim. Alle waren stiller geworden, jeder suchte die eben gemachten Erfahrungen mit seinen frühern Erwartungen zu vereinigen, und das etwa zurückbleibende bittere Gefühl sich gegenseitig schonend zu verbergen. Nur Johannes, dessen eigentliches Interesse nicht mit verflochten war, überschaute richtig das Ganze, und fühlte wohl, daß Marie für diese Verhältniße nicht passen würde. Er sah wie das holde unaussprechlich geliebte Mädchen, das mit dem Reichthum ihrer Seele ihm das Leben mit Himmelsblumen durchflochten haben würde, dort wie ein armes Kind aus Barm-

herzigkeit aufgenommen werden ſollte. Mit männlicher Kraft würde er die heiße Leidenſchaft ſeiner Seele niedergekämpft haben, hätte er nur Mariens Glück durch eine andere Hand gegründet gewußt; allein der Stolz und der Glanz des Hauſes Reimold hatte wie ein Blitz in die dunkle Pfarrwohnung geſchlagen, die Armuth darin grell beleuchtet, und den ſtillen Frieden darin verletzt. Das Herz wollte ihm zerſpringen, wenn er den Gedanken faßte wie ganz anders Marie in ſeiner Heimath würde eingezogen, und von ſeinen alten ehrwürdigen Eltern auf den Händen getragen worden ſeyn; aber Mariens Schickſal war entſchieden. Ihr Vater und ihre Mutter verſchmerzten manches, und weil ſie den Bräutigam ihrer Tochter wahrhaft achteten und liebten, ſo beruhigten ſie ſich damit, daß in ſeinen Händen das Glück ihres Kindes ſicher liege, und er ſein Weib zu ſchätzen wiſſen werde. Das war denn auch des jungen Reimolds heiliger Vorſatz, und ob er gleich nun wohl das Schwierige deſſelben fühlte, ſo hoffte er doch, daß ihm die Zukunft bald ein unabhängiges Leben be-

reiten werde, und war entschlossen seine Hochzeit bis dahin auszusetzen.

Marie gab sich von ihrem Gefühle keine deutliche Rechenschaft. Ihre große Bescheidenheit schob ihr die Schuld zu, daß es ihr nicht gelungen war, sich die Zufriedenheit ihrer künftigen Schwieger-Eltern zu erwerben, und alle Kränkungen die sie erduldet hatte, glaubte sie selbst veranlaßt zu haben. Ob dieß hätte anders seyn können und ob sie in einem andern Verhältniße glücklicher gewesen seyn würde, darüber wagte ihr demüthig treuer Sinn nicht nachzudenken. War doch ihr Verlobter sich gleich geblieben, und hatte sie doch den Vorsatz, selbst immer besser zu werden. Zwar erschrack sie wohl oft über sich, wenn sie sich mit innigerem Vertrauen zu Johannes hingezogen fühlte, und sich bewußt ward, daß sie ihm viel eher ihr Herz aufschließen konnte als ihrem künftigen Gatten, auf den sie schüchtern hinblickte, wenn er wie ein Prophet vor ihr stand, und sie seine erhabnen Ansichten nicht fassen konnte, und er über die Liebe zum Weltall die Liebe seiner Marie

vergaß; aber sie gab dem Gefühle, das zu Johannes sie hinzog, den erstern Namen Freundschaft, und weil sie vom Vater oft gehört hatte, es sey dies eine viel köstlichere und unverwelklichere Blume, als die Liebe selbst, so hielt sie ihre Neigung zu ihm für völlig geheiligt.

Johannes aber fühlte wohl, daß seines Bleibens hier nun nicht länger seyn dürfe, und daß es für seine und Mariens Ruhe unbedingt nothwendig sey, daß er seinen Wanderstab bald weiter fortsetze. Ach! es erschütterte ihn wohl gewaltig, wenn er an den Abschied gedachte; sein Herz war ja zum erstenmale vom Gefühl der Liebe ergriffen, und in ihr hatte die heiße ungenannte Künstler-Sehnsucht Beruhigung gefunden, weil sie jede Ahndung zu verwirklichen schien. Seine Seele war sich still des Eindrucks bewußt geblieben, den Marie während seiner Krankheit in dem Augenblicken des fieberhaften Wahnsinns damals auf ihn gemacht hatte, und in jenem Moment war ihr liebliches Bild mit dem ihm vorschwebenden Ideale so in einander verschmol-

gen, daß er beides nicht mehr zu trennen vermochte. Deshalb war denn auch jenes Gemälde, welches er aus Dankbarkeit und zu seinen Andenken für den leeren Namen des Altars in der Kirche zurückzulassen gedachte, und welches die Mutter Gottes vorstellte, wie sie das Christkindlein, vor sich aufrecht stehend hält, und dies die kleinen Armen ausbreitet, als wolle es alle Welt damit umfassen, ihm unbemerkt nur das treue Konterfei der Geliebten geworden, und in dem Antlitz der himmlischen Maria blühten nur die lieblichen Züge der Irdischen. Der junge Künstler war mit seiner Arbeit zufrieden, denn das theure Bild, das längst seine Seele erfüllt hatte, sah er nun vor sich auf der Staffelei, aber ihm unbewußt hatte die Liebe der Begeisterung den Pinsel aus der Hand genommen, und das begonnene Werk ihrer ernstern Schwester täuschend ähnlich, nur mit lebendigern Farben zu vollenden. Er arbeitete jetzt fleißiger als je daran, ob gleich er bei dem Gedanken bebte, daß mit den letzten Pinselstriche, seine Hand auch nach dem Wanderstabe greiffen

müſſe; aber er fühlte wohl, es mußte ſo ſeyn, und er war bereit das ſchwere Opfer zu bringen. — — Niemand von der Familie Sarret hatte ihn bei ſeiner Arbeit beſuchen dürfen; er bewahrte das Gemälde vor ihnen als ein Geheimniß; denn weil er es für gelungen hielt, ſo gedachte er alle damit zu überraſchen, indem es zum erſtenmale von Altar ſelbſt in ſeiner Vollendung ihnen entgegen ſtrahlen ſollte. Nur ein junger Menſch mit Namen Harly, welchem Reimold als ſeinen Diener bei ſich hatte, durfte bei ſeiner Arbeit gegenwärtig ſeyn, und ihm manche Handreichung leiſten. Er war zu ihm hingezogen worden, weil Harly ebenfalls katholiſchen Glaubens war, und beide ihre ſtillen Andachtsübungen in der Kirche, die doch einſt auf geweihtem Grunde erbaut worden, immer zuſammen hielten. Johannes mochte den auch wohl manche Stunde gern an der Orgel zubringen, die er gut zu ſpielen verſtand, und wo ihm denn Harly willig die Bälge dazu trat. Der junge Puriche war ein guter frommer Menſch, und jemehr das Gemälde

in seiner Vollendung hervortrat, mit desto stillerer Rührung betrachtete er es, und sagte dem begeisterten Künstler oft, wie er sich sehne, vor dieser Mutter Gottes erst beten zu können. Endlich war das Bild vollendet. Johannes wollte aber, ehe er Pinsel und Pallette bei Seite legte, erst wissen, welche Wirkung es im Namen des Altars selbst machen, und ob nicht noch einiges daran zu thun seyn würde. Deshalb mußte ihm Harly den Schlüssel zur Kirche holen, worauf denn beide das Gemälde heimlich hinüber trugen. Während sie es nun mühsam in den Namen des Altars einpaßten, war der alte Küster ihnen neugierig nachgeschlichen, den sie nicht eher gewahr wurden, als bis er betrachtend vor dem Altar stand. Johannes trat rasch auf ihn zu, aber der alte Mann ergriff seine Hand und sagte freundlich auf das Bild hinzeigend: „Ei da haben Sie ja ein rechtes „Kunstwerk gemacht; das ist ja unser liebes „Jungfer Mariechen wie sie leibt und lebt, „die wird niemand verkennen.“ Welche Jungfer Marie? fragte Johannes betroffen,

„Je nun, Pfarrs Mariechen, antwortete „der Küster, sie ist ja zum Sprechen getroffen, „und das schöne Kind, was sie auf dem Schoße „hält, ist doch, als ob dies halb ihr, halb „Ihnen selbst ähnlich wäre!"

Johannes starrte erschrocken nach dem Altar hin, und da war es ihm, als habe sich plötzlich das Bild verwandelt und statt der heiligen Maria die er mit Andacht vollendet zu haben glaubte, lächelten ihn nun wirklich die Züge der Geliebten entgegen. Er schlug beide Hände vor die Augen, und sank stillweinend auf die Stufen des Altars. —

Der alte Küster begriff nicht was ihm wiederfahren sey, und wollte ihm liebreich zusprechen, allein er winkte ihm sich zu entfernen. Das Geheimniß seines Herzens sah er nun laut ausgesprochen, und vor aller Welt, ja vor Marien selbst, hatte er nun bekennt, daß das Bild seiner Liebe sich vor seine begeisterte Andacht gestellt hatte. Wie sein Pinsel dazu gekommen war, die Züge der Geliebten zu entwerfen, das wußte er selbst nicht, aber er fühlte wohl, daß so wie mit seinen

schlichten Worten der alte Küster den Schleier von dem Gemälde hinweg gezogen hatte, ihm auch das Ideal aus seiner Seele entschwunden, und nur Marias Bild darin zurückgeblieben war. „Nein! rief er sich erhebend, nein, Du sollst niemandes Andacht hier stören! Der Himmel ist mein Zeuge, mit welcher reinen Erhebung ich dich vollendet habe, und er selbst hat ja den Engel geschaffen, der hier in seiner Glorie strahlt!“ —

Harly hatte sanft seine Hand ergriffen und sagte in seiner Einfalt: „Ach, lassen Sie doch das schöne Bild gleichen, wem es will, es ist ja doch die heilige Mutter Gottes, und lassen Sie uns lieber zur Beruhigung davor beten!“ Da schien in Johannes Geist ein heller Gedanke aufzugehen. „Ja sagte er, wir wollen davor beten, nur jetzt nicht, wir wollen dies Bild zu einer feierlichen Stunde einweihen, und wenn es unsere Andacht wieder geheiligt hat, dann will ich es selbst vernichten und so mein Herz dem Himmel zum Opfer bringen!“ —

Sie verhingen hierauf das Bild mit einen

Tuche, verschlossen die Kirche wieder, doch behielt Johannes den Schlüssel. Ergriffen von der Nothwendigkeit eines schnellen Opfers, eilte er auf sein Stübchen, und packte eilfertig seine Habseligkeiten zusammen. Noch vor Anbruch des künftigen Tages wollte er scheiden, und ging als er seine Sachen geordnet hatte, noch einmal hinaus ins Freie um mit sich zu überlegen. — Wo sollte er nun hinwandern? — In seine Heimath mit dem wunden Herzen zurückkehren, das war ihm unmöglich; dort war keine Heilung für ihm; nur Sorgen und Kummer würde er seinen Eltern mitgebracht haben. —

Da sprach eine Stimme in seinem Innern: ziehe wieder nach Italien! unter jenem Himmel, und bei jenen Umgebungen wird sich dein Herz wieder beruhigen! — „Ja! rief er begeistert! ja! nach Italien, will ich wieder ziehen! mit dem warmen Herzen wieder in das warme schöne Land, dort wo überall heilige Ueberreste wie alte ernste Freunde mich tröstend anreden, werde ich meine Ruhe wieder finden!"

Vor ihm sank die Sonne eben hinter die Gebirge, hinter ihm legten sich die Schatten der Berge über das Dorf. — Ach! du freundliche Sonne, rief er mit ausgebreiteten Armen, grüß' mir immer das schöne Land, wo ich wieder hinziehen werde, und ihr alten Schatten die ihr allabendlich euren stillen Zug in das Thal hinunter haltet, wo Marie wohnet, tragt dem Engel Frieden und holde Träume wieder hinab!"

Er ging beruhigter nach dem Dorfe zurück. Vor denselben traf er Harly, der ihm nachgegangen war. Er hatte den Burschen sehr lieb gewonnen, und entdeckte ihm offen dem Plan seiner Reise, befahl ihm aber aufs strengste, keinen Menschen, von dem Bilde, und wo es geblieben, zu sagen, sondern jede Nachfrage darüber mit Stillschweigen zu übergehen. Endlich bat er ihm noch, diese Nacht sich nicht zu Bette zu legen, sondern auf ihn zu warten, bis er ihn abrufen werde.

Als er dem Pfarrhause näher kam, sprang ihm Marie entgegen, und machte ihm liebevolle Vorwürfe, daß er sich nun schon dem

ganzen Nachmittag vor ihr nicht habe sehen lassen. Johannes drückte ihr still freundlich die Hand, und heftete lange seine in Thränen schwimmenden Blicke auf sie. Er wußte es ja wohl, sie würde ihm nicht wieder so entgegen hüpfen, er fühlte es wohl, sie würde ihn überall vermissen, und das volle liebende Herz zitterte bei dem Gedanken des nahen Abschieds, allein er war einmal männlich enschloßen ihrer Ruhe dies Opfer zu bringen, und die reine Quelle des Entschlußes stärkte ihn mit Kraft zu dessen Ausführung. Mit mühsam verhaltnen Thränen aber dennoch still heiter, setzte er sich mit der Familie zur letzten Abendmahlzeit. Er konnte nicht essen, sondern lächelte nur alle immer freundlich an, hörte aber kaum was sie sprachen. — Endlich sagte der alte Sarret: Ich habe gehört, mein lieber Johannes, daß Sie das Altarblatt heut schon in die Kirche haben tragen lassen, es wird wohl bald vollendet seyn! — Ja! antwortete Johannes schüchtern, es ist vollendet! — Nun fuhr der Vater fort, so entziehen Sie es nicht länger unsern Augen. Wir wollen es am nächsten Sonn-

tage öffentlich einweihen, und den lieben Künstler für sein Geschenk danken! — Johannes schlug die Augen nieder, indeß eine sanfte Röthe sein Gesicht überzog. — Man stand von Tische auf; der Vater betete laut, und sprach den Seegen über alle, wie er Abends zu thun gewohnt war. Johannes hatte darauf gehofft, wie der Sohn auf den Seegen des Vaters; er vermochte nun nicht länger zu bleiben, wünschte allen gute Nacht, drückte allen und auch Marien zum Letztenmale die Hand, und eilte auf sein Zimmer. Hier ließ er seinen Thränen freien Lauf, und wie das fromme Kind am Sarge der geliebten Mutter sich recht satt weinen mag, so weinte sich der liebende schuldlose Jüngling recht innig aus am Sarge seiner schönsten Stunden.

Dann schrieb er noch kurze herzliche Abschiedsworte an alle. Bei dem alten Sarret entschuldigte er sich, daß er das Gemälde nicht zurückgelassen, damit, daß es ihm nicht gelungen, und deshalb nicht passend für den heiligen Ort gewesen sey, dagegen bat er ihn, Pinsel und Pallette, womit er das Bild gemalt, und die er ihm zurückließ, in einem

einſamen Winkel der Kirche zu ſeinen Andenken aufzuhängen. Dann ſchrieb er noch an ſeine Eltern nach Kölln und meldete ihnen, daß er durch Umſtände bewogen die Reiſe nach Italien noch einmal angetreten habe. Als er die Briefe geſiegelt, war es ſchon weit in die Nacht und der Seiger hatte eben 11 Uhr geſchlagen. Johannes zündete nun eine kleine Laterne an, ſchlich nach Harlys Dachkämmerchen, den er wachend antraf, und bat dieſen ihm zu folgen, und ein paar Bündchen Reisholz mit zu nehmen. Hierauf ging er mit ihm dem Kirchhof zu, und ließ das Reis an einer verborgenen Stelle hinlegen, denn hier nun ſollte das ſchöne Bild nach ſeiner Heiligung den Flammen übergeben werden. Hierauf öffnete er die Kirche, und beide Jünglinge ſchritten ſchweigend durch die einſamen dunklen Gänge hin. Johannes zündete die Kerzen an, und zog den Ueberhang vom Gemälde hinweg. Die Kerzen, welche nahe zu beiden Seiten des Altarbildes ſtanden, übergoßen es mit ihrem vollen Lichte, indeß durch die weiten Gewölbe der Kirche, die ſie nicht

zu erhellen vermochten, nur eine ſchwache Dämmerung zitterte, und ſo ſtand denn in den alten dunklen Hallen das Bild in ſeiner vollen Glorie da, wie ein Engel, der im Lichtglanz hinabſchwebt in das Thal der Dämmerung und des Todes. Johannes ſah lange ſchweigend mit begeiſterten Blicken auf das Gemälde hin, und die vertrauten Züge, die ihn daraus anlächelten, ſchienen ſich vor ihm wieder zu verklären, und nicht mehr die Geliebte, ſondern das hohe Ideal ſeiner Seele ſah er in dieſer feierlichen Stunde wieder vor ſich ſtehen, und da er gewahrte, daß Harly betend auf die Stufen des Altars neben ihm niedergeſunken war, ſo rief er entzückt: „Ja ich kann auch wieder vor Dir beten! — Mit reinem Herzen hab ich Dich vollendet, und mit reinem Herzen knie ich hier vor Dir, und heilige Dich wieder, Du Gebenedeihte!“ — Und mit gefalteten Händen ſank er neben Harly hin, und in ungeſtörter Andacht lagen beide Jünglinge lange vor dem Altar betend auf ihren Knien. — Johannes erhob ſich endlich wieder. „Sieh ſagte er zu Harly, ihm die Hand reichend,

ſieh das iſt die heilige Mutter Gottes! unſer Gebet hat ſie geweiht, und ſo mag dies Heiligenbild, denn immer wieder in Luft und Rauch zerfließen! Aber laß uns den Gottesdienſt erſt hier vollenden, damit es Zeuge der ganzen feierlichen Handlung ſey, und ſeine Einweihung vollkommen werde. Er zog ihn mit ſich fort auf das finſtre Orgelchor und indeß er ſich an die Orgel ſetzte, und ſeine Finger bebend auf die Taſten legte, eilte Harly in die Kammer, um die Bälge zu treten. Da ſtrömten denn die vollen gewaltigen Orgeltöne durch die Grabesſtille der dunklen Kirche und die Akkorde die Johannes erſt einzeln vollſtimmig anſchlug, ſammelten ſich bald zu einen alten ſchönen Choral. — Nur die Thurm-Uhr war bei dieſen mitternächtlichen Gottesdienſte wach, und, als wolle ſie einſtimmen in die heilige Melodie, ſchlug ſie die zwölfte Stunde. Johannes vernahm es wohl, und eiskalt überlief ihn der Gedanke: daß nun die Geiſterſtunde gekommen ſey! — Er hatte einmal erzählen hören, wie in irgend einer Kirche die Todten ſich jedesmal in der Mitternacht-

stunde versammelt hätten um ihren stillen Gottesdienst zu halten, und es wurde ihm als solle dies nun eben auch geschehen, und als zögen in ihren halbvermoderte Sterbekleidern die Todten Paarweise hinter ihm zur Kirchthüre herein, und nähmen ihre Plätze auf den leeren Bänken, und schlügen ihre stäubigen verblichenen Gesangbücher auf, um mit einzustimmen in seinen Choral, und als sey er der Küster der Todten geworden. Die Furcht sträubte sein Haar empor, der Schauder lief ihm den Rücken kalt hinab; er wagte weder sich umzusehen was hinter ihm vorginge, noch mit dem Choral aufzuhören, den er schon mehreremale wiederholt hatte. Aber wie ward ihm vollends, als wirklich eine hohe reine Stimme zu ihm aus der Kirche hinaustönte und die Worte zu seinen Choral sang? — Das Entsetzen zog ihn von seinem Sitze auf, und der Wahnsinn der Furcht griff nach ihm, als er nach dem Altar hinblickte, und eine weiße Gestalt auf dessen Stufen sitzen sah. Aber in dem Augenblick erhob sich die Gestalt, und streckte ihre Arme nach ihm aus,

und rief seinen Namen. — Da erkannte er Marien. — Sie hatte am Abend aus seiner ganz veränderten Stimmung geschlossen, daß er etwas Wichtiges vorhaben müße, hatte vor Unruhe nicht schlafen können, und war in der Angst, ihres Herzens, als sie aus ihrem Fenster bemerkt, wie er mit Harly nach der Kirche gegangen, auf sein Zimmer geeilt, wo denn die gesiegelten Briefe, und die zusammengepackten Sachen deutlich genug zu ihr gesprochen hatten. Ihrer selbst nicht mehr mächtig war sie ihm nachgeflogen in die Kirche. — In höchster Gemüthsbewegung eilte Johannes zu ihr hinab, sank vor ihr nieder und umfaßte ihre Knie. — „Was beginnen Sie, Johannes? sagte Marie!" aber er konnte ihr vor Weinen nicht antworten. „Ich ahnde es wohl, sprach sie bebend, nicht wahr, Sie wollen uns verlassen? und da Johannes nur mit dem Kopfe dazu nickte, und sich nicht aufrichten wollte, so sank auch sie weinend neben ihm nieder, und schlang ihre Arme um ihn und legte ihre heiße Wange an die Seinige und als sie ihn mit Engelswor-

ten beſchwor, ſie nicht zu verlaſſen, und als ſie ihm in ihrer Unſchuld ſagte, wie lieb ſie ihn hätte, und daß ſie ohne ihn nicht würde leben können, ſo vergaß er alles um ſich her, in dem Gefühl unnennbarer Liebe, und preßte Marien an ſeine Bruſt, und drückte ſeine glühenden Lippen auf die ihrigen. — Aber ſeine von Liebe und Wonne verklärten Blicke, die ſich zum Himmel empor richten wollten, fielen auf das Altarbild und die Aehnlichkeit deſſelben mit Marien ergriff ihn aufs neue, und ihm war, als hatte er die Heilige, die dort ſo ernſt freundlich auf ihn nieder ſchaute, hier mit ſündlicher Liebe umfaßt; da riß er ſich gewaltſam empor und rief: „Mein Marie! auch Du ſollſt mir heilig ſeyn! ich habe Dir nur den Abſchiedskuß gegeben, und ſo lebe denn wohl Du Engel!“ — Mit dieſen Worten ſtürzte er zur Kirche hinaus und auf ſein Stübchen, ergriff hier Huth und Stab, hing ſeine Wandertaſche um, beſchwor Harly, der ihm beſorgt nachgekommen war, das Bild ohne Verzug den Flammen zu übergeben, und eilte hinaus in die Nacht und auf die dunkle Straße.

Des andern Morgens waren alle Bewohner des Pfarrhauſes in großer Unruhe. Harly hatte die von Johannes zurückgelaſſenen Briefe abgegeben, und jeder betrauerte nun die ſchnelle Abreiſe des Freundes. Der Vater konnte gar nicht begreifen, was ihm Johannes vom Nichtgelingen des Gemäldes ſchrieb, und drang ernſtlich in Harly ihm den Zuſammenhang davon zu offenbaren. Dieſer erzählte denn auch endlich alles getreu, was er wußte, von der Aeußerung des Küſters an, bis auf die nächtliche Einweihung des Bildes, und ſchloß mit der Verſicherung, daß er auch wirklich ſein Verſprechen habe erfüllen, und es vernichten wollen, daß ihn aber Marie daran gehindert, die Kerzen ausgelöſcht und die Kirchthür vor ihm verſchloſſen habe, und daß demnach das Bild noch in Namen des Altars befindlich ſey. Der alte Sarret blieb lange in Gedanken verſunken; dann ließ er Marien den Schlüſſel zur Kirche abfordern und ging ganz allein in dieſelbe. Als er nun lange ſinnend vor dem herrlichen Gemälde geſtanden, und es mit tie-

fer Rührung betrachtet hatte, glaubte er klar zu sehen, was in des Jünglings Seele, der es vollendet und den er wie einen Sohn geliebt, vorgegangen war. Ein stiller Schmerz zuckte durch seine Brust. Er rief im Geheim den alten Küster herbei, ließ von ihm das Bild wieder aus dem Namen nehmen, befahl ihm aufs Strengste über die ganze Sache zu schweigen, und stellte es auf seiner einsamen Studirstube auf.

Maria war krank. Der Abschied des Freundes hatte ihr Innres zerrissen; sie vermochte nicht das Bette zu verlassen, und weinte unaufhörlich. Nur der Vater ahndete was in ihrer Seele vorging, weil er aber auf die Kraft und Reinheit ihres Gemüths baute, so hoffte er, sie werde im Kampfe nicht erliegen und suchte die Mutter über ihren Zustand zu beruhigen.

Der junge Reimold hatte sich von seinem Diener denn auch erzählen lassen, und das Geheimniß denn auch bald errathen. Er war zu fromm und edel um Marien und Johannes auch nur in Gedanken Vorwürfe

zu machen, wollte ersterer aber Zeit lassen sich wieder zu fassen, und beschloß deshalb ohne Verzug auf einige Zeit nach Lausanne zurück zu kehren, nachdem er seinen Freund Louis gebeten hatte, ihm von seiner Schwester gewissenhafte Nachricht zu ertheilen.

Maria kämpfte treulich für ihre Pflicht, aber sie konnte die Liebe zu den verwandten ihr so theuren Herzen nicht besiegen. Von heißer Sehnsucht verzehrt, von leisen Vorwürfen gequält, fing sie früh an zu verblühen. Der Herbst verging; der Winter zog einsam vorüber; aber der Friede kehrte nicht wieder in die Pfarrwohnung ein. Der Frühling kam und weckte Mariens Blumen, aber die Blüthen der Jugend wollten nicht mehr auf den schneebleichen Wangen erwachen. Louis hatte indeß seinem Freunde getreue Nachricht von seiner Schwester gegeben, und ihm unverhohlen ihren Gemüthszustand eröffnet.

Endlich erschien der junge Reimold unvermuthet wieder. Der gebeugte Vater führte ihm mit nassen Augen die bleiche Marie ent-

gegen, die wie ein ſcheidender Engel ihn mild anlächelte und ihm die Hand reichte, und fragte ihn bebend: „Nun, mein lieber Sohn, wollen Sie dieſe Braut noch heimführen?“ — — Reimold konnte ſeine Thränen nicht länger zurückhalten; er legte Marien ſanft an ſeine Bruſt und alle weinten lange. — Dann rief er: „Ja, Vater, ich will dieſe Braut noch heimführen, aber den Bräutigam will ich ihr erſt aus Italien holen!“ — Ueber Mariens Wangen zog zum erſtenmale wieder das Morgenroth der Hoffnung hin, und da alle erwartungsvoll auf Reimold hinſahen, erklärte er deutlich und feſt, daß er entſchloſſen ſey nach Italien, zu wandern, und Johannes überall aufzſuuchen, daß er nicht eher ruhen und raſten wolle, bis es ihm gelungen ſey, den Jüngling wieder zurückzuführen, und Mariens Hand in die ſeinige zu legen, und daß er es als den größten Beweiß von Liebe anerkennen würde, wenn man ihn ohne alle Einwendung ſeinen Vorſatz ausführen ließe. — — Die Begeiſterung und Freude mit der Reimold ſprach, zeigte wohl; daß er als Sieger vor

ihnen stand; alle Arme öffneten sich ihm, der bekümmerte Bruder, die trostlosen Eltern, die hoffnungslose Liebe, alles war geheilt, und in dem frommen Opfer das der seltne Jüngling brachte, sah jeder den Morgen eines schönern Tages wieder aufflammen. Nun wurde viel über diese Reise berathschlagt. Louis erhielt von den Eltern die Erlaubniß seinen Freund begleiten zu dürfen. Die Reise sollte größtentheils zu Fuße gemacht werden, und da Reimold durch Harly erfahren hatte, daß Johannes gesonnen gewesen war, die Straße über den großen St. Bernhard einzuschlagen, so beschloß man ebenfalls, diesen Weg zu wählen, und so viel wie möglich seiner Spur zu folgen. Weil aber in den ersten Tagen des Maies jene Straße immer noch mit vielem Schnee bedeckt und sehr unwegsam ist, so wollte man erst den Juni abwarten, und bis dahin sich recht eigentlich zur schönen Reise vorbereiten.

Die Hoffnung die in Mariens Herzen wieder eingezogen war, stärkte wunderbar ihre Kräfte. Die Rosen auf ihren Wangen blüh-

ten wieder auf, ihre blauen Augen ſtrahlten wieder Himmelsglanz, ihr matter Schritt war wieder leicht und flink geworden. — Freude herrſchte wieder in der Familie, und wie auf einen rettenden Engel, ſah alles auf Reimold hin. Der Tag der Abreiſe war endlich feſt beſtimmt und nahe. Da trat eines Abends ein zarter ſchöner Jüngling herein, und ſtellte ſich lächelnd vor die Eltern hin. Es war Marie. Sie hatte ſich Kleider von ihrem Bruder angepaßt, und rief mit glänzenden Blicken: „Laßt mich mit nach Italien ziehen! ich habe doch hier keine Ruhe. Ohne mich werden ſie ihn nicht finden, aber mein Auge wird ihn leicht überall erſpähen! — Sie bat ſo dringend, ſie verſicherte, daß dieſe Reiſe allein nur ihr die völlige Geſundheit wieder zu geben vermöchte, und Reimold und Louis, die bald auf ihre Seite traten, verſprachen ſo heilig, die zarteſte Sorge für ſie zu tragen, daß endlich, trotz aller Beſorgniſſe, die alten Eltern einwilligen mußten. —

So zogen denn wirklich die drei Wanderer, von Seegenswünſchen begleitet, an einem

schönen Sommermorgen nach den Gebirgen hin.

Ach! es war wohl eine herrliche Reise die sie begannen! — ihre Herzen schlugen so freudig und erwartungevoll, als zögen sie nach dem gelobten Lande, und auf der dunklen Wand der Zukunft ließ die Hoffnung ihre goldnen Bilder vorüber wallen. — Sie machten nur kleine Tagereisen und erreichten endlich den Fuß des großen St. Bernhards, wo sie in einen Dörfchen übernachteten. Am andern Morgen eilte Marie schon frühe aus ihrem Kämmerchen und weckte die Genoßen. „Auf! rief sie, der Tag ist schon längst erwacht! auf! daß wir die alten Eisberge bald übersteigen, denn jenseits liegt das schöne Land, wo er wohnt!" —

Nach einer sehr beschwerlichen Wanderung, langten sie endlich ermüdet auf der Spitze des Berges bei dem Kloster an. — Sie wurden sehr liebreich von den Chorherrn empfangen, und in den großen Klostersaal geführt, wo man eben speisen wollte. Er war einfach schön, aber nicht prächtig verziert.

Man ladete sie freundlich ein, Platz zu nehmen und setzte sich zu Tische.

Es war wohl ein seltner Anblick, die drei blühenden Gestalten in ihren leichten Wanderkleidern an einer Tafel mit den bleichen ernst freundlichen Mönchen sitzen zu sehen, die wie halb verklärte Wesen, hoch über dem menschlichen Gewühle, Wache halten, um dem Tode seine Beuten abzujagen. Die Hoffnung und Liebe, so schien es, sey hier zu Gaste bei dem Frieden und bei der Resignation. Marie saß neben dem alten ehrwürdigen Abte der ein besonders Wohlgefallen an dem lieblichen Jüngling zu finden schien, und alle ihre vielen Fragen mit treuherziger Guthmüthigkeit und Geduld beantwortete. Von Johannes wußte er ihr nichts zu sagen, denn bei den vielen Reisenden, die diese Straße zogen, war es leicht möglich den Einzelnen zu übersehen.

Dagegen erzählte er ihr viel von der Einrichtung des Klosters und vorzüglich von den merkwürdigen Klosterhunden mit welchen die Mönche bei neblichter Witterung, oder in rauherer Jahreszeit, täglich auf die Landstraße aus-

geben, um die verirrten oder in Schnee verunglückten Wanderer aufzusuchen. Er wußte viele sehr interessante Beispiele von der Klugheit dieser Thiere anzuführen, und wie mancher Reisende nur allein ihnen die Erhaltung seines Lebens zu verdanken habe. — „Ach! — „rief Marie entzückt, hier oben ist alles rei„ner und geistiger wie dort unten auf der „Erde! die Menschen stehen hier den Engeln „näher, und die Thiere erlangen hier fast „menschlichen Verstand!" Ja wohl stimmte Reimold mit ein, unser Auge das kaum den Gipfel dieser höchsten menschlichen Wohnung erschauen kann, vermag noch viel weniger die großen unnennbaren Opfer zu faßen die hier fortwährend gebracht werden! — Der Greis antwortete sanft lächelnd; „Sie sehen uns nur mit begeisterten Augen an, und halten, weil wir Ihnen so fern sind, die Erfüllung unserer Pflicht, für große Opfer. Allein Sie übersehen gewiß manches noch viel Größere dort unten auf der Erde, was keine Klosterregel vorschreibt!" — Mariens Wangen glühten bei diesen Worten,

und ihre Blicke hafteten feſt auf Reimold, dem ein Paar Thränen ſtill über die Wangen ſchlichen. — „O! Sie glauben nicht, fuhr der Abt fort, wie leicht und ſüß es iſt für die Menſchen zu ſorgen, wenn man ihr thörigtes Thun und Treiben nicht mehr erblickt, und nur ein freundliches Bild aus den erſten Morgenſtunden des Lebens von ihnen im Herzen trägt!“ — — Nein! nein! rief Louis, wir gehen von dem Glauben an Eure faſt übermenſchliche Entſagung, an Eure großen unnennbaren Aufopferungen nicht ab, wer von der blühenden Erde in dieſe todten Schnee- und Eis-Felder hinauf ſteigt, nur der kann es lebhaft fühlen. — „Wir wollen Ihnen auch die gute Meinung von uns nicht rauben, ſagte freundlich der Greis, ſie iſt ein ſüßer Lohn unſers Strebens, aber — glauben Sie immer, das Schickſal legt vielen von den neu wieder gefundnen Leben, die wir von hier oben auf die Erde zurückſenden, gewiß oft viel größre Opfer auf, als wir hier nie zu bringen im Stande ſind, und mancher flucht unter der Laſt des Daſeyns dann viel-

leicht dem Augenblick, wo es mühsam hier wieder angeknüpft wurde, und so wird der Seegen unsrer Arbeit vernichtet. Indeß ermüden wir doch nicht, und tragen mitten in dem steten Wechsel irdischer Dinge den stolzen Glauben, daß unser Kloster bestehen wird und und muß, so lange diese Felsen dauern.

Er brach das Gespräch hier ab, und that, — nachdem die Tafel aufgehoben war, nnd er unsre Reisenden gastfrei gebeten hatte, im Kloster auszuruhen, ihnen den Vorschlag, sich indeß die Merkwürdigkeiten desselben zeigen zu lassen. Sie nahmen diese Erlaubniß mit Vergnügen an, und fanden in den weiten Klostergebäuden die hohe überall herrschende Reinlichkeit am bewundernswürdigsten und als den größten Schmuck des Klosters. Sie gingen dann an dem großen See hin, dem gewöhnlichen Sparziergange der Chorherrn, der dicht vor dem Kloster gelegen ist. Er thaut kaum in den heißesten Tagen des Jahres auf; keine Blume wächst an seinem Strande, kein grüner Strauch, nicht einmal ein Schilfhalm spiegelt sich in seinem Wasser; er scheint wie

ein groſser schöner Spiegel ohne Einfassung oder wie das groſse Kuppelgas auf dem Felsendache des Domes der Natur.

Endlich kam man auch an die merkwürdige Begräbniß-Kapelle. Da der felsige Boden rings umher nicht verstattet, ein Grab zu machen, so werden die Leichname der im Schnee todtgefundenen Reisenden nur, in weise Leichentücher gehüllt, in die Begräbniß-Kapelle neben einander hingesetzt, dergestalt daß sie einen Kreis bilden und der Kopf des einen an der Brust des andern ruht. Die Wände der Kapelle sind durchbrochen und mit eisernen Gittern versehen, und die schneidend kalte durchziehende Luft macht, daß die Körper niemals verwesen, sondern nur langsam eintrocknen und ihre Gesichtszüge so kenntlich bleiben, daß mehrere nach Jahren noch von ihren Freunden wieder erkannt worden sind. Die Kapelle wurde aufgeschloßen und man trat hinein. Der bereits mehrfache stille Kreis nicht mehr zu erweckender Schläfer, erfüllte mit heiliger Wehmuth alle Gemüther. Der dunkle Vorhang von Ruhebetten des To-

des scheint gleichsam hier weggezogen, und am Busen der Mutter erblickt man Brust an Brust die müden eingeschlafnen Kinder." — Reimold breitete unwillkührlich seine Arme nach ihnen aus und sagte leise:

„O, ihr stummgewordnen Wanderer! wer „hat Euch hier versammelt? — — Seid Ihr „aus allen Weltgegenden herbeigeeilt, um „Eure lange Nacht allhier zu feiern? — Wird „der Strahl des ewigen Morgens Euch frü„her einst auf der Zinne des Berges hier er„wecken, als uns in den dunkeln Thälern?" Aber ein Schrei des Entsetzens riß ihn aus seinen stillen Betrachtungen, — und als er sich umschaute, sah er Marien leblos in den Armen ihres Bruders. — Ihr liebendes Auge hatte ihn erspäht, — — der letzte der ewigen Schläfer war Johannes. — Hier also hatte das Schicksal im kurzen leichten Todeskampfe des Jünglings Herz gebrochen. — Bis hierher also ging sein Weg und hier sollte er tief schlummernd sitzen und warten, bis die Geliebte ihm noch einmal vorübergehen, und ihn wieder erkennen würde. Hier durch die stille

ernste Wiedervereinigung, nahe der unsichtbaren Bahn, auf der die Wolken ziehen, verwies sie das Schicksal also auf das Land, was jenseit der Wolken noch liegt. — —

Hinter dem Altar der Kirche, für die er sein schönstes Werk vollendet, schläft nun der Künstler! — Die Freunde führten den Leichnam aus der kalten eisigen Schlafkammer hinab und legten ihn hier in das wärmere Grab und in die Arme der Verwesung.

Neben ihm ruht und vergeht die Geliebte. — Und wie der Blumenstaub zweier Nachbarblüthen als geheime Saat zu einer künftigen Fruchterndte sich leise mit einander mengt, so sinken ihre lieblichen Züge, ihre heißklopfenden Herzen bei der still geheimen Arbeit der Verwesung sanft in eine Asche zusammen.

Dies sind die beiden Gräber in der alten Dorfkirche des Kantons Bern, über welche in einer Nische hinter dem Altar das Bild der Mutter Gottes als ein Denkmal aufgestellt ist, indeß der Altar selbst mit seinen leeren Namen verödet steht.

Conſtanze Gräfin de Roſſan

Constanze

Gräfin de Roſſan.

Ein Aktenſtück

aus den Zeiten Ludwigs XIV.

Am glänzenden Hofe Ludwigs des XIV. ging ein neuer Stern der Schönheit auf, als der Marquis de Caſtellane ſeine junge Gemalin dem Könige vorſtellte. Die Art, mit welcher der König, von ihren ſeltnen Reizen überraſcht, ſie auszeichnete, wirkte mächtig auf ganz Paris; alles drängte ſich in ihre Nähe, und la belle Provençale war das Geſpräch des Tages. Selbſt die ſchwediſche Königin Chriſtine, welche, nachdem ſie der Krone entſagt, ſich jetzo in Paris aufhielt, bekannte öffentlich von ihr: „Sie habe in allen von ihr durchreißten Ländern ihres Gleichen an Schönheit und Liebreiz nirgends angetroffen, und ſo ſie der Himmel männlich gebildet,

würde ſie ihr einzig und allein Herz und Liebe ſchenken!“ Conſtanze war die einzige Tochter des reichen Grafen de Roſſan, der ſie fern vom Gewühl der Welt, auf ſeinem reizenden Landgute Chateau-blanc mit aller Sorgfalt erzog. Da ſie nun früh in wunderbarer Schönheit aufblühte, ſo wurde ſie in der ganzen Gegend, nach dem Orte ihrer Geburt nur das weiſſe Schloß genannt.

Ihr Vater beſaß auſſer ihr keine Kinder und hatte, nachdem ihm die Gemalin geſtorben, den Sohn armer Anverwandten, mit Namen Eugen de la Montagne, an Kindesſtatt angenommen. Denn da der Graf de Roſſan der letzte ſeines Stammes war, und ihm das Schickſal eigne Söhne verſagte, ſo ſollte Eugen nebſt einem Theil der herrlichen Güter, auch den Geſchlechtsnamen des Grafen überkommen, und alſo mit Reichthum und einem hochgeehrten alten Namen auf zweifache Weiſe köſtlich ausgeſtattet, in die Welt treten.

Eugen war vier Jahr älter als Conſtanze, und erfüllte alle Erwartungen ſeines Pflegevaters; er gedieh an körperlicher und geiſtiger

Ausbildung und es war wohl ein erfreulicher Anblick, die beiden schönen Kinder zu sehen. Der Graf, der lange Zeit in der Armee gedient, und viele bedeutende Feldzüge mitgemacht, sich aber mit Wunden und Orden bedeckt, jetzt ganz auf seine Güter zurückgezogen hatte, lebte fast nur in diesen Kindern, und verhehlte den Wunsch nicht, daß Eugen einst der Gemal seiner Constanze werden möchte. Auch war in des Jünglings Seele die Liebe erwacht, und mit seltner Zartheit suchte er sich die Schwester in die Geliebte umzuschaffen. Doch Constanzens Herz blieb unbefangen und nur mit schwesterlicher Wehmuth nahm sie von dem 18jährigen Eugen Abschied, als ihn der Vater zur Armee brachte.

Zwei Jahre nach seiner Entfernung starb der Graf de Rossan. Eugen, das Herz voll kindlicher Trauer, doch auch voll unnennbar süßer Sehnsucht, eilte zu Constanzen zurück. Sein ganzes Innere war nur von ihr erfüllt, er träumte schon die schönere Bestimmung seines Lebens, und sah nicht mehr die Schwester, sondern nur die Geliebte ihm entgegen

kommen. Sie hatte während seiner Abwesenheit den liebenswürdigen Marquis de Castellane kennen gelernt, und im Geheim war längst der Bund der Liebe geschloßen. — Wer beschreibt Eugens Gefühl, als ihm die Schwester nach der Beerdigung des Vaters ihre Liebe zu den Marquis gestand, als der Glückliche selbst bald erschien, und er die Hände der Liebenden in einander legen mußte. Düster verließ er das Schloß und eilte zur Armee zurück. Er verlangte und erhielt dort seinen Abschied. Er ließ eine Akte aufsezzen, worin er alles, was ihm sein Pflegevater so reichlich zugedacht, den unbegüterten Marquis unwiderruflich schenkte, — und verschwand.

Das Trauerjahr war vorüber, der Marquis hatte seine Vermälung gefeiert und Besiz von den herrlichen Gütern genommen.

Ein nie geahndetes Glück umfing das junge Paar. Allein ein Jahr nach dem andern verging und die Ehe blieb Kinderlos.

Die Sehnsucht der jungen Frau, nach einen Pfande der Liebe wuchs, und goß eine

ſtille Schwermuth in ihr ſonſt heiteres Gemüth. Der bekümmerte Gemal nnternahm deshalb zu ihrer Zerſtreuung mit ihr eine Reiſe nach der Hauptſtadt und hier war es, wo Conſtanze, die jetzt in ihren 19ten Jahre in voller Blüthe der Schönheit praugte, die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich zog.

Die Gräfin von Montespan, damalige Maitreſſe Ludwig XIV., die mit giftiger Eiferſucht das Herz des Königs bewachte, hatte kaum Conſtanzen geſehen, als ſie wohl fühlte, wie ſchlecht ihre halb verblichenen Reize ſich gegen dieſe in Morgenroth blühende Roſe würden behaupten können. Zwar war der Ruf der Marquiſe ſo flecklos und ihr ganzes Betragen ſo beſcheiden und zurückhaltend, daß ſie wohl hätte außer Sorgen ſeyn dürfen; allein dem Könige, meinte ſie, könne Niemand widerſtehen, und es hänge nur von ihm ab, ob er das Herz der Marquiſe erobern wolle, oder nicht. Deshalb war mit dem erſten Blicke auf dieſelbe auch der Entſchluß geboren, ſie, es koſte auch was es wolle, vom Hofe alsbald zu entfernen.

Allein dies war so leicht nicht, denn der König fand Wohlgefallen an dem schönen Paare, und suchte den Marquis durch mancherlei ehrenvolle Anträge am Hofe fest zu halten, und dieser, der sich in der Gunst des Monarchen glücklich fühlte, und seine Gemalin in diesen ihr neuen Umgebungen heiterer sah, gefiel sich gar wohl am Hofe des Prachtliebenden Königs.

Die Gräfin von Montespan mußte daher einen feinen Plan aussinnen, und kannte ihre Leute wohl, denen sie die Ausführung anvertrauen könnte.

Zur Zeit, als der Marquis de Castellane Constanzens Vater oft besucht hatte um die Liebe seiner schönen Tochter zu gewinnen, waren auch zwei Brüder de Ganges als Nebenbuhler des Marquis auf Chateau-blanc oft erschienen.

Der ältere von ihnen war Abbé und der jüngere Ritter; beide wegen ihrer verschwenderischen Lebensweise und zügellosen Sitten, in der ganzen Gegend hinlänglich bekannt, und es war wohl zu verwundern, wie sie sich bei

ihrer gleichmäßigen Absicht auf Constanzen so gut vertragen mochten. Denn indeß der Abbé, von unreiner Leidenschaft erfüllt, ihr den Hof machte, trat der Ritter mit einem förmlichen Heurathe-Antrage bei dem Vater hervor. Es war ihnen aber weniger um den ehrlichen Besitz des schönen unschuldigen Mädchens, als um den Genuß ihres großen Vermögens zu thun, und als treue Lastergefährten glaubten sie jedes Gut mit einander theilen zu müssen. Der Antrag des Ritters wurde vom Vater, wie die Zudringlichkeiten beider Brüder von der Tochter mit Verachtung zurückgewiesen; sie erschienen nicht wieder, gedachten jedoch in Zukunft noch einmal ihre Rache zu nehmen.

Während dieser Zeit hatten sie sich nach Paris gewendet, und hier war es dem Abbé gelungen, sich in die Gunst der Gräfin Montespan zu schleichen, die sich seiner als Werkzeug zur Ausführung ihrer geheimen Pläne bediente.

Diesem nun wurde aufgegeben: den Marquis de Castellane, es koste auch was es wolle, mit seiner schönen Gemalin vom Hofe zu ent-

fernen, und da der Ritter als ein vormaliger Anbeter Conſtanzens bekannt war, ſo wurde er mit ins Geheimniß gezogen, und ihm zu ſeiner Freude die Hauptrolle übertragen. Er mußte nun überall, wo Conſtanze ohne ihrem Gemal unter den Augen des Königs erſchien, ſich als ein alter Bekannter an ſie drängen, und ein Betragen gegen ſie annehmen, das auf einen früheren allzuvertrauten Umgang ſchließen ließ. So dachte man dem Könige die Marquiſe verdächtig zu machen, und die ſchüchterne Unſchuld ſelbſt vom Hofe zu verſcheuchen. Auch gelang es bald den König aufmerkſam zu machen, und Conſtanzen in unnennbare Angſt zu verſetzen, ſo bald ſie ihren Peiniger nur erblickte. Sie bemerkte an dem Ernſte des Regenten, und dem Lächeln der Geſellſchaft, daß man ihre Verlegenheit für das Bewußtſeyn geheimer Schuld aufnahm, und drang mit Thränen in ihren Gemal, daß er ſie wieder nach Chateau-blanc zurückführen möchte. Allein der Marquis, der von allen dem nichts ahnete, und mit den Aufträgen des Königs viel beſchäftigt war, hatte noch

nicht Lust die Hauptstadt zu verlassen, und da er vergebens in die verschämte Gemalin drang, ihm den Grund ihrer plötzlichen Abneigung gegen den hiesigen Aufenthalt zu gestehen, so hielt er es für eine vorübergehende Laune, und — — man blieb in Paris.

Eines Tages ging Constanze traurig in den Gärten der Tuillerien spazieren. Da begegnete ihr die Wittwe Scarron, nachmalige Marquise de Maintenon, die die Kinder der Montespan, als dermalige Erzieherin derselben, an ihrer Hand führte. Constanzens Sehnsucht nach eignen Kindern erwachte wieder, ihre trübe Stimmung kam dazu, und so blieb sie ergriffen vor den schönen Kindern stehen, kniete dann vor ihnen nieder, und schloß sie weinend in ihre Arme. Die Scarron, die sie wohl kannte, und vielleicht von der geheimen Abneigung der Montespan unterrichtet war, ließ sie gewähren, nahm sie dann sanft bei der Hand, und sprach mit ihrer unbeschreiblichen Anmuth: „Liebe junge Frau! ich wollte, Sie wären die Mutter dieser Kinder; da Sie es aber nicht sind, so vermeiden Sie

die Nähe der Wirklichen. Eine Blume wie Sie, findet ihren Frieden und ihr schönes Gedeihen nur in dem einsamen Garten, in welchem sie aufblühte!" — Mit diesen Worten schloß sie die Bekümmerte in ihre Arme, und schied eiligst mit den Kindern. — Constanze kam sinnend nach Hause; es war in der Dämmerung und eben um die Stunde, in welcher ein Mönch vom Barfüßerorden in ihrer Wohnung sich täglich einzufinden pflegte, um schweigend, und tief in seine Kutte verhüllt, eine Gabe von ihr zu erheischen. Als sie ihm diesmal eine volle Börse reichte, und dabei, die Hand vor die verweinten Augen haltend, ihm sagte: „Ehrwürdiger Vater, gebt mir auch ein Allmosen, gebt mir den stillen Frieden eurer Brust, oder Trost für die Meinige!" so entgegnete er nach einigen Zögern mit verhallner Stimme: „Wie könnte ich Euch geben, wessen ich selbst entbehre? — Aber habt Ihr nicht das treue Herz Eures Gemals? warum legt Ihr nicht offen Euren Kummer an dieses? — die Wahrheit dieser Worte ergriff Constanzen; sie ließ den Mönch stehen,

und eilte ihren Gemal aufzusuchen. — Mit glühenden Wangen gestand sie ihm die Ursache ihrer Abneigung gegen den hiesigen Aufenthalt. — — Der Marquis hörte sie mit funkelnden Augen an; er hielt das bebende Weib lange schweigend in seinen Armen, dann versprach er ihr rasch in wenig Tagen abzureisen. Allein er wollte vorher erst die frechen Beleidiger seiner Gemalin züchtigen und ihr öffentlich Genugthuung verschaffen. Er eilte die Brüder aufzusuchen, und fand den Ritter an einen öffentlichen Orte. Hier erklärte er ihn vor aller Welt für den frechsten Böjewicht, und ging ihm dergestalt zu Leibe, daß dem Ritter, wenn er nicht genißhandelt werden wollte, nichts übrig blieb, als sich mit dem Degen zu vertheidigen. Dahin hatte es der Marquis haben wollen, ob gleich es ganz gegen des Ritters Rechnung war. Letzterer führte bebend seinen Degen, indeß der Marquis wie ein Rasender focht, und den Ritter auch bald genug den Degen durch den Leib rannte.

Constanze saß einsam auf ihrem Zimmer

und harrte ängſtlich auf die Rückkehr des lange ausbleibenden Gemals. Da trat leiſe der Barfüßer Mönch herein: „Ihr ſeyd gerächt, gnädige Frau, hob er an, Euer Gemal hat den Ritter im Zweikampf erlegt!“ —

„Die Polizei wird ihn aber bald aufſu„chen. Rettet Euch und ihn und flicht. Vor „Eurem Hauſe ſteht ein Wagen mit Courier„Pferden bereit!“ — Bald darauf kam auch der Marquis verſtört zurück. — Conſtanze hatte bereits ihre beſten Sachen eiligſt zuſammen gerafft, und ſo warfen ſie ſich in den Wagen und flohen nach Avignon zum Großvater der Marquiſe, dem alten Markgrafen Johann Herrn de Rocheres. Dieſer der wohl wußte, in welcher Gunſt die Gebrüder de Ganges bei der allgewaltigen Frau von Montespan ſtanden, rieth dem Marquis, weil man den Ritter für todt glaubte, für jetzt nach Sizilien zu ſeinen Verwandten zu fliehn, und ſeine Gemalin indeß ſeiner Obhut anzuvertrauen, bis ſeine Sache ausgemacht ſeyn werde. Der Marquis folgte und ging eiligſt unter Segel. Allein die ungetreuen Siziliani-

schen Gewässer verschlangen das ihnen anvertraute theure Gut, und so ward denn das schönste Band zerrissen, und ein kostbares Leben geopfert, damit die Frau von Montespan die Gunst des Königs nicht verlieren möchte.

Die junge Wittwe zog sich nach Chateau-blanc zurück, und lebte abgeschieden von der Welt nur ihrem Kummer. Allein auch hier sollte sie nicht Ruhe finden. Der Ritter war keinesweges an seiner Wunde gestorben, sondern obgleich langsam, dennoch völlig wieder genesen. Auf beide Brüder hatte das junge schöne Weib, das sie schon als Mädchen begehrt hatten, einen neuen tiefen Eindruck gemacht, das Schicksal selbst hatte ihr den Beschützer geraubt, und auf dem einsamen Schloße konnte es nicht schwer werden, jeden Anschlag gegen sie auszuführen. Mit neuerwachten Begierden und dem Gefühle ungesättigter Rache entwarfen die Brüder den Plan zur Entführung. — — Die Marquise pflegte täglich in der Stunde der Abenddämmerung in ihrem Parke sich zu ergehen, und

den ſtillen Ort zu beſuchen, wo unter einſamen Schatten dem früh verlornen Gemal ein Denkmal errichtet war. In dieſer Stunde war es leicht ſich ihrer ohne Aufſehen und Widerſtand zu bemächtigen. Am nächſten Vollmonds-Abend ſollte die That ausgeführt werden. Ein Wagen mit einigen Bewaffneten ſollte am Ausgange des Parks bereit halten, indeß die Brüder den Raub allein begehen und die Marquiſe bis zum Wagen ſchleppen wollten; ſie ſollte alsdann auf das alte feſte Schloß nach dem Städtchen Ganges, welches den Brüdern zugehörte, in ihre Gewalt gebracht werden. — Alles war aufs Geheimnißvollſte vorbereitet, Niemand wurde in das Vertrauen gezogen; Conſtanzens Freundin war zufällig krank, und ſo trat ſie denn heut wirklich ganz allein und ohne Ahndung in den dunklen Park, um die der Erinnerung geweihte Stunde zu feiern. Da ſprangen die Brüder, durch Masken unkenntlich gemacht, plötzlich aus den Gebüſch hervor. Sie faßten die erſchrockne Marquiſe, verſtopften ihr den Mund mit einem Tuche, banden ihr die

Hände, und eilten so mit der schönen Beute dem Wagen zu. — — — Allein eine starke Faust schlug den Ritter plötzlich zu Boden, ein zweiter Schlag traf den Abbé und eine gespenstergleiche dunkle Gestalt stand vor der betäubten Constanze. — Es war der Barfüßer Mönch. Er band die Marquise los und führte sie schweigend ins Schloß zurück. Hier kam alles in Aufruhr, man eilte bewaffnet nach dem Park, um die Räuber aufzusuchen, allein sie hatten sich wieder erholt und davon gemacht, und Niemand ahnete, wer sie gewesen. Auch der Mönch war nicht mehr zu finden.

So war auch dieser stille friedliche Aufenthalt für Constanzen nicht mehr sicher; so war auch bis hierher, wo die Erinnerung sie mit tausend Stimmen ansprach, das Laster und die Verfolgung gedrungen. Wie oft stieg aus dem Nebel der Kindheit das Bild Eugens vor ihr herauf; wie oft streckte sie sehnsuchtsvoll die Arme nach ihm aus, der ihr Beschützer gewesen seyn würde. Aber er war

längst verschollen. — Sie faßte endlich den Entschluß, in ein Kloster zu gehen, und hinter den festen Mauern desselben sich vor der Welt zu verbergen. Um ihren Großeltern nahe zu seyn, wählte sie ein Nonnenkloster zu Avignon. Hier hatte sie in strenger Zurückgezogenheit zwei Jahre gelebt, als ihr Großvater, der Markgraf Johann starb, und ihr ein Vermögen von 400,000 Pfund hinterließ. Die Regulirung dieser Erbschaft machte, daß sie wieder in die Welt treten mußte, und da sie und ihre Grosmutter dabei eines männlichen Beistandes bedurften, so wendeten sie sich an den Gouverneur der Festung St. Andreé, zu Avignon, den Markgrafen de Ganges Baron de Languedoc, der in dem allgemeinen Rufe eines vortreflichen Mannes stand. — Es war dieser Gouverneur aber der älteste Bruder der beiden oft erwähnten Wüstlinge, jedoch mit alle dem ganz unbekannt, was sie gegen die Marquise unternommen hatten. Denn weit entfernt von dem Tummelplatz ihrer Schändlichkeit, hatte er sich in mehreren Feldzügen rühmlichst ausgezeichnet, und endlich seit einem

Jahre den Posten als Gouverneur von der Gnade des Königs hier erhalten.

Der Eifer und die Redlichkeit, mit denen er Constanzen in ihren Geschäften beistand, und die zarte Aufmerksamkeit die er ihr erwieß, erwarb ihm ihr volles Vertrauen, und während der Gouverneur eine stille heiße Liebe zu ihr faßte, ward auch ihr Herz ihm zugethan. Ein Jahr nach dem Tode des Großvaters warb er um ihre Hand; ihr armes geängstetes Herz faßte mit der neuen Liebe wieder Muth für die Zukunft, und sie ward seine Gemalin.

Die Vermälung wurde mit fürstlicher Pracht vollzogen, und als die Trauung in dem großen Dome öffentlich vor sich gehen sollte, drängte sich das Volk jubelnd herbei, und wollte den Wagen des allgeliebten Paares bis zum Dome hinziehen. Das Innere des alten Heiligthums war festlich geschmückt, und von einer unzähligen Menge geputzter Menschen angefüllt, so daß man hätte glauben sollen, es werde ein allgemeines großes Fest begangen. Constanzens frommes Herz war

voll Rührung, und still betend hielt sie lange die großen feuchten Augen zu dem Lenker menschlicher Schicksale emporgerichtet.

Als sie den Blick wieder senkte, fiel er zufällig auf eine dunkle Nische zunächst dem Hochaltar worin eine lange Gestalt unbeweglich lehnte, und mit ein Paar tiefen Augen aus einen bleichen Gesichte sie starr ansah. Als sie darüber fast zusammen schrak, und unruhig zu werden anfing, trat der Barfüßer Mönch, den sie seit Chateau-blanc nicht wieder gesehen hatte, daraus langsam hervor, und in seine Kutte tief verhüllt, dicht bei Constanzen vorüberschreitend, machte er, wie zum Seegen, das Zeichen des Kreuzes über sie, und verschwand unter dem Volke. Constanzes stille Erhebung war gestört denn da der Mönch ihr fast überall in den unglücklichsten Momenten ihres Lebens nahe gewesen war, so hielt sie seine Erscheinung für eine böse Vorbedeutung und wurde von einen unnennbar ängstlichen Gefühle ergriffen.

Doch die Liebe des Gemals verlöschte bald wieder jede bange Ahnung, und der Himmel

ſelbſt ſchien dieſe Ehe ſegnen zu wollen, denn ſie gebar ihrem Gatten einen Sohn und eine Tochter. Ihr Glück war unbeſchreiblich, und all der erlittne Jammer deuchte ihr wie der Traum einer Fiebernacht. —

Mittlerweile hatten der Abbé und der Ritter ihr anſehnliches Vermögen völlig durchgebracht und geſunken in der Gunſt der Madam Montespan, ſuchten ſie ihren Bruder wieder auf, nach welchem ſie ſonſt gar nicht gefragt hatten, um jetzt vom ihm zu leben.

Wie erſtaunten ſie, als ſie ihn mit der reizenden Beſitzerin von Chateau-blanc vermält fanden! Voll von Rachſucht und der Begierde nach Golde, ſchlugen ſie mit teufliſcher Freude in die Hände, weil ſie das holde Weib mit ihrem unermeßlichen Reichthum jetzt ganz in ihrer Gewalt glaubten. Dem Bruder waren ſie willkommen, und Conſtanze ſchwieg aus Liebe zu ihrem Gemal; beide wußten überdieß ſich ſo zu betragen, daß ſie das volle Vertrauen des Bruders gewannen, und ſelbſt ihrer Schwägerin den Glauben an ihre völlige Beſſerung beibrachten. — So ver-

gingen mehrere Jahre in der durchdachtesten Verstellung. Der Gouverneur hatte sich nach und nach an den lustigen Umgang seiner Brüder gewöhnt, und diesen war es endlich gelungen, ihn unvermerkt in ihre Ausschweifungen zu verwickeln. Jetzt glaubten sie den Saamen der Eifersucht ausstreuen zu können, denn sie wußten wohl, daß er in einem Herzen Wurzel fassen würde, das seine eigne Reinheit verloren hatte.

Der Gouverneur, der sonst auf den Glauben an Constanzens Tugend gestorben wäre, gab jetzt den Verleumdungen Gehör, und faßte einen ungeheuren Verdacht gegen seine schuldlose Gemalin, und jemehr diese sich vor seinem rauher werdenden Benehmen still duldend zurückzog, und einzig nur ihren Kindern lebte, desto mehr fanden die Brüder Gehör. Hierzu kam noch, daß der Gouverneur, halb aus Verzweiflung, zu einer Buhlerin Neigung gefaßt hatte, die zur Leidenschaft angewachsen war, und daß ihm seine Gemalin jetzt überall dabei im Wege stand. Genug, von der Schuld der letztern überzeugt, und von

den Furien der Eifersucht und des Bewußtseyns gepeinigt, unternahm er plötzlich mit der neuen Geliebten eine Reise, ohne von Constanzen Abschied zu nehmen, und sagte den Brüdern wie in halber Verstandes-Verwirrung: „Sie möchten auf irgend eine Weise das lästige Band seiner Ehe bald zu trennen suchen!“ — So weit wünschten es die Brüder; allein sie gingen kälter dabei zu Werke, und wollten früher sich des Vermögens ihrer Schwägerin erst fest versichern, ehe sie sich an die Arbeit der Rache selbst machten.

In Languedoc, 19 Meilen von Avignon, liegt das Städtchen Ganges, welches der Familie zugehörte. Der Gouverneur hatte es in den ersten Jahren seiner Ehe bisweilen mit seiner Gemalin besucht; allein dieser war der Aufenthalt in dem alten einsamen düstern Schloße, wie aus ferner Ahndung immer höchst schauderhaft gewesen. Hier glaubten die Brüder ihr Werk geheim genug vollenden zu können, und brachten der Schwägerin nach der Abreise ihres Gemals den mündlichen Befehl von ihm: „sich sofort nach Ganges zu bege-

ben, und dort bis zu seiner Rückkehr zu verbleiben!

Das unglückliche Weib schauderte zusammen, allein sie beschloß dennoch zu folgen, und bereitete alles zu ihrer Abreise vor. — Obgleich ihre Großmutter sie mit Thränen beschwor, in Avignon zu bleiben; obgleich der alte ehrwürdige Abt des Barfüßer Klosters ihr die Reise dringend widerrieth, und ihr endlich sogar zu verstehen gab: er glaube nicht, daß sie nach Avignon zurückkehren werde! — so ließ sie sich dennoch nicht von ihrem Gehorsam abbringen, und hoffte durch ihr untadelhaftes Benehmen, endlich die Liebe ihres Gemals wieder zu gewinnen. Aber eine dunkle Ahndung faßte sie selbst, und dieser zufolge legte sie bei der Obrigkeit zu Avignon ihr förmliches Testament im Geheimen nieder, worin sie ihrer Großmutter ihr ganzes Vermögen vermachte und selbst ihre beiden Kinder, einen Knaben von fünf Jahren und ein noch viel kleineres Töchterlein zu deren alleiniger Disposition stellte; zugleich protestirte sie dabei förmlich, daß, so sie außer Avignon stürbe,

und ſich dann ein zweites jüngeres Teſtament vorfände, ſolches unkräftig und null und nichtig ſeyn ſollte und unterſchrieb zu größerer Beglaubigung ihr niedergelegtes Teſtament mit ihrem eignen Blute.

Am Abend vor ihrer Abreiſe erſchien der bekannte Barfüßermönch wieder, und reichte ſchweigend Conſtanzen einen blanken Dolch. — Allein ſie ſchlug ihn ſanft mit den Worten aus: daß ſie dergleichen Waffen nicht zu führen verſtehe! — trug den Mönch aber dringend auf, Gott um Barmherzigkeit für ſie zu bitten, und daß er ſie ja nicht ohne den Genuß der heiligen Sakramente ſterben laſſen möchte! — Dem Kloſter der Barfüßer ſendete ſie ein reichliches Geſchenk. — Nachdem ſie nun ihr Haus alſo beſtellt und ihre Kinder ihrer Großmutter anvertraut hatte, nahm ſie von allen ihren Freunden einen rührenden Abſchied, und zog mit den Brüdern nach Ganges, wie das Lamm zur Schlachtbank.

Allein ihre trübe Stimmung erheiterte ſich bei ihrer Ankunft in etwas, weil ſie von ihrer Schwiegermutter, der alten Markgräfin de Gan-

ges, die es wahrhaft gut mit ihr meinte, und sich auf den Schloße jetzt aufhielt, sehr liebreich empfangen wurde. Auch die Brüder wußten ein so freundliches Betragen gegen sie anzunehmen, und auf jede Weise mit solcher Aufmerksamkeit für ihre Aufheiterung und Zerstreuung zu sorgen, daß Constanze ihnen wirklich Unrecht gethan zu haben glaubte, und auch ihrer Seits sich ihnen näherte. Da aber der Gouverneur immer noch ausblieb, so schüttete sie endlich ihr volles Herz gegen die alte Markgräfin aus, und bat sie auf ihren Knien, das Mißverständniß in ihrer Ehe zu lösen, und ihr die Liebe des Gemals wieder zuzuwenden. Die alte Mutter vernahm mit Erstaunen und Herzeleid den Zwiespalt ihrer Kinder, der ihr bisher wohl verschwiegen geblieben war, und zog die Brüder deshalb in ein mütterliches Verhör. Diese erzählten ihr denn eine Menge erdichteter Veranlassungen, und schlossen endlich mit der Versicherung, daß es Constanzen leicht seyn werde ihren Gemal wieder zu gewinnen, wenn sie sich entschließen wollte, jenes in Avignon niederge-

legte Teſtament wieder zurück zu nehmen. Der Gouverneur, logen ſie, ſey mit den reuigſten Geſinnungen ſchon vor einen Monat nach Avignon zurückgekehrt und habe ſeine Gemalin allhier überraſchen und verſöhnen wollen. Allein die Kunde von dem geheim deponirten Teſtament, deſſen Inhalt er dennoch erfahren, ſey ihm ein neuer Beweiß geweſen, daß ſich Conſtanzens Herz gänzlich vom ihm gewendet, und trotz aller Mühe, die ſie ſich gegeben, ihn nach Ganges zu ziehen, ſey er dazu nicht zu bewegen geweſen. — Die alte Markgräfin hatte Conſtanzen kaum hiervon unterrichtet, als ihr ſanftes Herz mit Freuden dieſe Gelegenheit ergriff, den immer noch geliebten Gemal ſich zu verſöhnen. Sie zögerte nicht, ein neues Teſtament aufſetzen zu laſſen, in welchem ſie das in Avignon niedergelegte förmlich widerrief, ihren Gemal einzig zum Univerſal-Erben ihres ganzen Vermögens einſetzte, und auch den Brüdern bedeutende Legate anwies.

So waren dieſe ja nun endlich am Ziele, und ſahen das große Vermögen der Schwä-

gerin in ihren Händen. Hierzu kam noch, daß Constanze sich vor wenig Tagen eine sehr bedeutende Summe von mehreren tausend Karolinen hatte auszahlen lassen, die sie zur Gründung einer großen milden Stiftung bestimmt hatte. Diese Summe hielten die Brüder, denen von allen Seiten durch ihre vielen Gläubiger hart zugesetzt wurde, schon ganz für ihr Eigenthum und für das einzige Rettungsmittel von dem angedrohten unvermeidlichen Wechsel-Arrest. Der Augenblick schien ihnen also gekommen, der Rache und dem Eigennutz das Schlachtopfer zu bringen, und ihren teuflischen Plan zu vollenden. Sie beredeten nun ihre Mutter, um selbige zu entfernen, daß sie alsbald nach Avignon reisen, dem Gouverneur von dem neuen ihm günstigen Testamente Kunde bringen, und ihr ganzes mütterliches Ansehen anwenden möchte, um ihn in die Arme seiner Gemalin zurückzuführen. — Die alte Mutter glaubte ihnen, und reißte von den Seegenswünschen der Tochter begleitet, und so blieb denn Constanze allein in den Händen ihrer beiden Henker.

Sie hatte sich seit einigen Tagen nicht wohl befunden, und sich vom Leibmedikus ihrer Schwäger einen Kräutertrank bereiten lassen, wie sie ihn zur Frühjahrs-Kur gewöhnlich zu nehmen pflegte. Allein der Trank war diesmal so grau und dick, daß sie einen unbesiegbaren Ekel davor faßte, ihn bei Seite stellte, und nur einige Pillen aus ihrer eignen kleinen Hausapotheke zu sich nahm. Die Brüder aber, nicht anders meinend, als sie habe den Trank getrunken, dessen schnelle Kraft sie wohl kannten, waren inmittelst den ganzen Vormittag sehr um sie beschäftigt, und ließen keine Stunde hingehen, daß sie nicht nach ihrer Gesundheit und der Wirkung des Trankes sich sehr ängstlich erkundigt hätten. — Doch war ihr ganzes Wesen dabei scheu und gespannt, so daß Constanze, sich vor ihnen zu fürchten begann, und deshalb Nachmittags zu ihrer Zerstreuung einige Frauenzimmer aus der Stadt zu sich bitten ließ. Die Gesellschaft erheiterte sie, und zum Erstaunen der Brüder genoß sie von der aufgetragenen Collation mit vielem Appetit. Kaum konnten

die Böſewichter ihre Unruhe verbergen, da ſie keine Wirkung des Giftes ſahen, und ſuchten die Frauenzimmer bald wieder zu entfernen. Als dieſe nun endlich Abſchied genommen, begleitete der Abbé ſie bis unten in das Schloß, indeß der Ritter wie in tiefen Gedanken, verſunken, und wie auf ſeinem Stuhl angefeßelt, mit ſtieren Augen und krampfhaft geballten Fäuſten allein bei Conſtanzen blieb. Die gräßliche That war nun einmal im Vollbringen, und da keine Zeit verloren werden durfte, ſo hatte das Mißglücken derſelben die Brüder halb in Wahnſinn gebracht. Es währte auch nicht lange, ſo kam der Abbé mit verſtörtem Geſichte zurück. In der einen Hand hielt er ein geſpanntes Piſtol, in der andern einen Becher mit Gift, und nachdem er die Thüre verſchloßen, eilte er auf die Unglückliche zu, und verlangte mit donnernder Stimme, ſie ſolle die Todesart wählen! Conſtanze, die nicht wußte, wie ihr geſchah, ſank vor ihm auf die Knie. Mit Engelsworten beſchwor ſie ihn, ihr junges Leben zu ſchonen, ſie mahnte ihn an ihren Gemal und an ihre Kin-

der, und wendete ſich, da er nicht hören wollte, an den Ritter, und umfaßte, auf ſeine Dankbarkeit rechnend, ſeine Knie, denn ſie hatte ihm oft aus groſſen Verlegenheiten geholfen, und ihm erſt geſtern noch zur Tilgung einer Schuld eine bedeutende Summe Geldes willig gegeben. Aber umſonſt! — auch dieſer Tieger hatte ſeinen Degen gezogen, und drang ihr den vollen Giftbecher auf. Als nun endlich die Schändlichen das holde himmliſch ſchöne Weib, mit den allabaſter Händen ihre dunklen Augen verhüllend, auf das Bette vor ſich geſunken ſahen, ſo that ihr der Abbé grünſend den Vorſchlag: daß er ihr das Leben ſchenken wolle, wenn ſie ſtatt des gewiſſen Todes ſeine Liebe vorziehen möchte! — Da richtete ſich Conſtanze ſtolz empor, hob ihre Hände betend zum Himmel und mit einem Blick der tiefſten Verachtung, trank ſie den Giftbecher. — Die Henker hatten aber nicht ſobald bemerkt, daß der Arſenik und der in Scheidewaſſer graduirte Merkur, aus welchem der Höllentrank bereitet war, ſich auf den Grund des Bechers geſetzt

hatte, als der Abbé einen Löffel ergriff und sie zwang auch diesen Satz zu verschlucken. Sie behielt letzteren jedoch in dem Munde, warf sich, wie mit dem Todte ringend aufs Bette, hüllte ihren Kopf in die Kissen, allwo sie den Giftsatz unvermerkt wieder von sich gab, und bat um einen Beichtvater. — Hierauf gingen die Buben davon, verschlossen die Thüre, und gaben den Schlüssel dem Vikarius, der durch Versprechungen auf ihre Seite gebracht war, mit dem Auftrag, die Beichte der Sterbenden anzuhören.

Sobald sich aber Constanze allein sah, sprang sie vom Bette auf, warf ein seidnes Oberkleid über, und öffnete ein Fenster, um durch einen gewagten Sprung sich zu retten. Als nun in diesen Augenblick die Thür aufgeschlossen wurde, und der Vikarius hereintrat, so sprang sie wirklich hinaus, würde aber unfehlbar sich den Kopf auf den Steinpflaster zerschmettert haben, wenn nicht der Vikar hinzugeeilt wäre, um sie beim Kleide festzuhalten. Das seidne Kleid riß nun zwar, so daß er nur einen Zipfel davon in der Hand be-

hielt, allein der Fall wurde dadurch gewendet, dergestalt, daß Constanze unbeschädigt auf ihre Füße zu stehen kam, obgleich sie eine Höhe von 22 Fuß hinabgesprungen war. Der Geistliche warf, als er dies gewahrte, einen schweren Krug voll Wasser ihr nach, der sie unfehlbar niedergeschmettert haben würde, wenn er nicht glücklicher Weise bei ihr vorbeigefallen wäre.

Sobald nun Constanze sich unten erblickte, stopfte sie ihre langen Haarzöpfe in den Schlund, und erregte dadurch ein heftiges Erbrechen, wodurch sie sich von dem Gift zu befreien gedachte. Sie lief in der Todesangst nach dem Marstall, und bat einen Stallknecht sie zu verbergen. Allein der Vikarius hatte von ihrer Flucht die Brüder schon benachrichtigt, und diese Wüthenden sprangen mit den Mordgewehren eben in den Hof, als Constanze sich zitternd an den Knecht festklammerte. Der Abbé drückte sein Pistol nach ihr ab, allein das mitleidige Gewehr versagte; hierauf gab ihr der Ritter mit dem Degen fünf Stiche, indem er wie rasend schrie: „So

hat mich Dein Gemal durchstochen!" — allein die fischbeinerne Schnürbrust hielt sie zum Theil auf. Endlich bei dem letzten gewaltsamen Stoß in die Schulter sprang der Degen, und die halbe Klinge blieb in der Wunde stecken. — Der Knecht, der sich an den Brüdern seines Herrn nicht vergreifen wollte, hatte nach Hülfe geschrien. Eine Menge Weiber stürzten herbei, und da sie die Markgräfin in ihrem Blute schwimmen, und in den Händen der Mörder erblickten, so faßten sie sich ein Herz, und ergriffen trotz aller Gegenwehr die Brüder bei den Haaren, schleiften sie zum Hofe hinaus und kehrten dann zu der Unglücklichen zurück. Diese ward bewußtlos auf ihr Zimmer gebracht, wo man kaum das Blut zu stillen vermochte. Sie kam endlich wieder zu sich, und befahl, da man die zerbrochene Klinge aus der Schulter zu ziehen nicht im Stande war, daß man ihr einen Fuß gegen den Rücken stemmen und also die Klinge mit Gewalt heraus reißen möchte.

Mittlerweile war ganz Ganges in Aufruhr gekommen. — Der Bürgermeister erschien an

der Spitze einer bewaffneten Schaar, um die allgeliebte Markgräfin zu schützen und die Mörder zu fangen. Letztere waren jedoch, nachdem sie sich der Chatoulle der Markgräfin bemächtigt hatten, nach Auberas entflohen. Man sendete einen Eilboten mit der Schreckensnachricht an den Gemal nach Avignon und ließ aus Montpellieu die geschicktesten Aerzte und Wundärzte holen. Allein ob letztere gleich die Wunden für nicht gefährlich erklärten, so hatte das Gift seine Wirkung dennoch nicht versagt, und als die Aerzte sahen, wie einige Tropfen, welche daneben und der Markgräfin auf den Busen gefallen waren, ihr die Lilienhaut schwarz geäzt hatten, erkannten sie alsbald den Gehalt der höllischen Mischung, zuckten die Achseln, und erklärten ihre Kunst für zu schwach.

Da nun Constanze hörte, daß sie rettungslos verloren sey, so bat sie die Umstehenden mit unendlicher Sanftmuth sie allein zu lassen, und nachdem hierauf alle weggegangen waren, bis auf ihre getreue Kammerfrau Madam Brunelle, betete sie lange inbrünstig, ver-

gab ihren Mördern, und empfohl Gott ihre Seele. Dann bat sie, ihr einen Geistlichen zu senden, der ihre Beichte anhören, und ihr die letzte Oelung geben möchte. Die Kammerfrau zündete mehrere Kerzen an, denn die Nacht war schon längst angebrochen, und eilte einen Geistlichen herbei zu holen. Es war aber in ganz Ganges kein anderer vorhanden, als der Vikarius. Man forderte deshalb diesen auf, der Sterbenden Trost zu bringen. Constanze lag wie schon halb verklärt; die schönen Wangen glühten noch einmal, das schwimmende Auge glänzte wie in Entzückung, und mit heißer Sehnsucht harrte sie auf den geistlichen Zuspruch, als sich die Thüre öffnete, und Madam Brunelle mit dem Vikarius hereintrat. — Da war es ihr, als stiege eine Gestalt der Hölle vor ihr auf, und vertrete ihr den Lichtweg zur Ewigkeit. Schaudernd bedeckte sie mit der einen Hand die Augen, indeß sie mit der andern ihm sich zu entfernen winkte; denn vor diesem Sünder konnte sie nicht beichten, von diesem mordbefleckten Scheusal keine Absolution empfangen. — Der

Vikar schlich sich fort, und da die Arme mit kindlicher Frömmigkeit auch an den äußern Gebräuchen ihrer Kirche hing, so jammerte sie still vor sich hin, daß sie so verlassen sterben sollte.

Der Tod trat immer näher hinzu, um die köstliche Blume zu brechen, und die Uhr zeigte auf die nahe Mitternacht. Da öffnete sich noch einmal leise die Thür, und als Constanze mühsam aufschaute, trat der Barfüßermönch herein. Erschüttert blieb er von fern stehen, hob wie in Verzweiflung seine gefalteten Hände zum Himmel empor, und hielt sie dann lange vor seiner Stirn.

Als ihm aber Constanze wie einen Boten des Friedens freudig ihre kalte Hand entgegen streckte, so empfing er sie zitternd in der Seinigen. Dann nahm er schweigend die heiligen Geräthschaften des Nachtmals unter seiner Kutte hervor, beugte sich still zu ihr hinab um ihre Beichte anzuhören, und mit bebender halb erstickter Stimme sprach er sie frei von den Sünden der Erde. Hierauf gab er ihr die letzte Oelung, und als er sich anschickte

ihre Füße zu salben, so war es ihr, als würde sie noch einmal aus dem Entschlummern zur langen Nacht durch ein Paar heiße Küsse geweckt, die auf ihren Füßen brannten. „Ehrwürdiger Vater! was beginnt ihr?" — sagte sie mit schwacher Stimme. — Der Mönch, der an ihrem Bette niedergekniet war, richtete sich empor, das verhüllende Gewand war zurückgefallen, und die Kerzen beleuchteten eine schöne hohe Gestalt. Sehnend und überwältigt streckte er seine Arme aus und rief mit unnennbarer Wehmuth: „Gute Nacht, Constanze!" — Aber vor Constanzens Sinne hatte der nahe Tod schon seinen Flor gezogen; sie vernahm wohl die bekannten Töne einer vertrauten Stimme, aber im Aufschwingen von der Erde, unterschied sie nicht mehr, ob es der Bewillkommungsruf sey, der aus einer bessern Welt ihr entgegen töne, oder ob es die Abschiedsworte waren, die von der Erde ein geliebter Mund ihr nachrief, — und so im Zwielicht des ewigen Morgenroths und der Schatten aus der Nacht süßer Vergangenheit, brach das Herz. — —

Der Schultheis von Languedoc, Baron von Treſſan, traf ſchleunigſt alle Anſtalten, die Mörder zu verfolgen, und ſendete einen Courier mit dem Bericht der Schandthat an das Parlament zu Toulouſe. Ob nun gleich kein Kläger vorhanden war, ſo ſchickte dieſes dennoch ex officio einen Kommiſſair in der Perſon des Herrn Catalan nach Ganges ab. Dieſer ließ zuförderſt den geheimen Freund und Henkersgeſellen der beiden Mörder, den Vikarius ergreifen, welcher aber um die Schuld von ſich abzuwälzen, alles einzig auf die beiden Brüder und den Gouverneur ſelbſt ſchob. Als daher wenig Tage darauf Letzterer mit der troſtloſen Mutter aus Avignon eingetroffen war, ließ er auch dieſen verhaften, und ins Gefängniß nach Toulouſe abführen, wo ihm der Prozeß gemacht wurde. Der Gouverneur ließ, in tiefe Schwermuth verſunken, ohne ſich zu vertheidigen, alles willig über ſich ergehen, und wiederholte zu verſchiednen malen: „Er ſehe wohl ein, daß er das Köſtlichſte auf der Welt verloren, und daß nach dieſen Verluſte alles übrige ihm nichts mehr gelte!“ —

Was nun das Parlament über ihn beſchloſſen und ob es ihn verurtheilt oder losgeſprochen habe, hat man nicht erfahren.

Den beiden Mördern gelang es, trotz der ſchleunigen Anſtalten des Schultheis von Treſſan, dennoch zu entfliehen, und ſich bei Agde einzuſchiffen.

Ob die Geißel des Gewiſſens ſie heimathlos von Land zu Land getrieben, oder der Tod ſie früh genug hinter ſein Leichentuch verſteckt hat, iſt unbekannt geblieben; genug dem Auge der Gerechtigkeit iſt es nirgends gelungen ſie zu erſpähen.

Aber vor dem Allwiſſenden ſind ihre Grabſtätten gezeichnet, und am Tage des Gerichts wird er ſie finden!

Wahnsinn und Tod.

Ein Bruchstück

aus meinen musikalischen Wanderungen.

Du willst also nicht geduldig warten, bis ich Dir die Geschichte meiner Wanderung selbst vollständig vorlegen werde? — Dir wird also die Zeit zu lang, und Du willst nicht aufhören mich zu mahnen, bis ich Dir doch wenigstens eine Frucht aus meiner Reise-Mappe aufgetischt habe? — Nun wohlan, Du sollst Deinen Willen haben! — Doch wie das Kind wehmüthig freundlich sein Schränkchen öffnet, um den begehrenden Gespielen mit Lieblings-Sachen zu bescheiden, so öffne ich Dir meine Mappe; sie sollte lange noch verschlossen bleiben, und lange noch die Erinnerung mir daraus vorerzählen. — Ach! zwischen den Augenblicken des Selbst-Erlebens und des Nie-

derschreibens, da liegt eine goldne Zeit, und wir glauben die Bilder, die unser Gemüth von den Scenen des Lebens auffaßte, verschenkt zu haben, sobald sie in schwarzen Zügen vor uns auf dem Papiere stehen! —

Nimm sie denn hin! ich wähle eine Scene, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird, und für sich ein eignes Ganzes ausmacht. —

Du kanntest meinen unbesiegbaren Wunsch von früher Kindheit an, die Welt zu durchreisen, und weißt, wie er mächtig mit mir heran wuchs. Es war mir nicht sowohl darum zu thun, die lebenden Generationen der verweichlichten Völker kennen zu lernen, als die halbverlöschten Riesenspuren mächtigerer Geschlechter, die nicht mehr sind, aufzusuchen, und meine Seele dann wieder zu erfreuen und zu stärken, durch den Anblick der mitten in allen Wechsel dennoch immer schön bleibenden Natur, die meine Freundin allenthalben seyn sollte, wie sie die Freundin der längst vergangenen großen Menschen gewesen war, ein freundliches Band auf diese Weise zwischen mir und der Vorwelt knüpfend. Aber

auch noch eine zweite Freundin sollte mich auf meinen Reisen begleiten, ja gewissermaßen mir den Weg bahnen, und das war die Musik. Ich gedachte nicht allein mir durch diese allgemeine verständliche Sprache einen leichtern Eingang zu verschaffen, sondern auch, da die alte Gastfreiheit den Gastwirthen Platz gemacht hat, meine Reisekasse nöthigenfalls durch sie zu füllen. Während der Zeit meiner Universitätsjahre, hatte ich oft und viel von meinem Reiseplan gesprochen. Man fand ihn allgemein höchst interessant, und so ging denn auch mein zweiter Lieblingswunsch in Erfüllung und mehrere meiner musikalischen Freunde verbanden sich mit mir zu dieser Wanderung. Wir waren unserer fünfe an der Zahl, und wahrlich kein übles Quintett, denn jeder war auf seinem Instrumente Meister.

Um Dir das ganze Bild lebendiger zu zeichnen, will ich Dir die Freunde nennen. — Zum Theil sind sie schon nicht mehr! — Doch wenn ich ihre Namen hier ausspreche, wird mir, als ständen sie wieder vor mir, und grüßten mich, und als flössen unsere verwand-

ten Seelen noch einmal in unſerer Töne Harmonie zuſammen. Ach! und wie Oſſian, rufe ich ſehnſuchtsvoll aus:

»Seyd mir gegrüßt! ihr Geiſter meiner Freunde!
»Die ihr auf ſturmbewegten Wolken wohnt.
»O! daß ihr kämt, zu meiner öden Hälle,
»Wenn ſtill die Nacht mich Einſamen umfängt! —
»Und horch! ihr kommt! — ihr naht! auf meiner Harfe,
»Wenn ſie verlaſſen an der Mauer hängt,
»Vernehm ich oftmals eure leichte Hand,
»Und euren Gruß, wie ferne Bienen-Töne!«

Müller war unſer Meiſter; er ſpielte vortreflich die Violine, und Klarinette. Meßling ſpielte ebenfalls die Geige und das Baſſethorn. — Weiße blies die Flöte; Kracker das Horn; und ich ſelbſt hatte, nächſt meiner Laute, zu Ausfüllung unſeres Quintetts meinen Fagott mitgenommen. — Einem jeden von uns

hatten wir ein Amt übertragen, und nannten uns scherzhafter Weise danach. Müller hieß der Kapellmeister, er war der Geübteste von uns, spielte stets die erste Stimme, und gab die aufzuführenden Musik-Stücke an. Meßling hieß der Dichter; wir erhielten manches schöne neue Lied von ihm. Kracker war der Komponist, und gab den Liedern Melodien. Weiße war unser Kassirer, und besorgte das Wirthschaftliche, und ich selbst wurde, meiner Laute wegen, die ich meine Geliebte zu nennen pflegte, der Minne-Sänger genannt.

Hier hast Du nun das kleine wandernde Orchester, das, nur von einem einzigen Diener begleitet, frohen Muthes in das große Schauspielhaus der Welt einzog, um dort aufzuspielen, bei den so verschiedenen Scenen des Lebens.

Aber ich fasse Dich nun, wie Mephistopheles den Faust, und führe Dich durch die Luft mit mir fort, über unser Deutschland hinweg, bis nach dem Stiefel von Europa, und setze Dich in Neapel nieder, wo Du mich und meine Genossen wieder finden wirst. —

Von alle dem, was uns auf dem weiten Wege, von der Heimath bis hieher begegnete, wie wir überall willkommen waren, und oft reichen Lohn empfingen, wie so manches Schloß sich uns aufthat, manche zarte Frauenhand uns den goldnen Wein kredenzte, manches schöne Auge uns nachschaute, wenn wir weiter fortwanderten, und man allenthalben die fünf ziehenden Schwäne gern festgehalten hätte, davon erfährst Du jezt nichts, eben so wenig als von so manchem süßen Gefühle, das unser Herz ergriff. Genug wir hatten auch Italien durchzogen und waren zu Neapel angekommen. Hier hatten wir uns nun schon mehrere Wochen aufgehalten, hatten uns einigemal mit Beifall öffentlich hören lassen, wodurch unsre Reisekasse in guten Stande gekommen war, wir hatten die Schönheiten der Gegend gesehen, in Herkulanum und Pompeji aufgespielt und dem Vesuv unser Ständchen gebracht, und es wäre nun wieder Zeit gewesen, unsere Reise weiter fortzusetzen, allein unser Kassirer Weiße war seit unserer Ankunft in Neapel krank, und so mußten wir denn

seine Genesung wieder abwarten. Indeß nun meine Freunde dadurch Zeit gewannen, manche reizende Bekanntschaft anzuknüpfen, zog mich ein eignes Interesse nach den Hafen. Wir hatten in den ersten Tagen unseres Aufenthalts zu Neapel einige Abende, die hier besonders herrlich über Land und Meer aufstiegen, mit unseren Blase-Instrumenten am Hafen auf dem Molo zugebracht, und darin einen vorzüglich großen Genuß gefunden, vollstimmige Phantasien aufzuführen. Einer von uns trug nemlich ein aus dem Stegreif erfundnes Stück vor, indeß ihm die übrigen dazu akkompagniren mußten. Da wir nun alle auf unseren Instrumenten wohl geübt waren, so hörte man größtentheils treffliche Phantasien, und die Begleitung war bisweilen so überraschend schön, daß der die Melodie führende oft innig ergriffen wurde, wenn statt der düster geträumten Dissonanz, die Freunde zur Konsonanz es stimmten, und so aus den Phantasien aller dennoch die herrlichsten Harmonien zusammen floßen. Das menschliche Getöse im Hafen wurde dann oft stiller und stiller,

man horchte auf unsre Musik, und nur die Wellen des alten Meeres, gingen leise rauschend ab und zu. Jedesmal wenn wir uns Abends hier versammelten, hatten wir auf der äußersten Spitze des Molo einen Mann wahrgenommen, der meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. — Er stand einmal wie immer, ohne alle Kopfbedeckung, auf seine Harfe gestützt, und schaute starr ins weite Meer hinaus; er trug einen dunkelbraunen Mantel auf abentheuerliche Weise umgeschlagen, und war mit einem kurzen breiten Schwerdte umgürtet. Sobald aber unsere Musik begann, wurde er unruhig, ging ernst und finster an uns vorüber, und kehrte erst dann auf seinen Standpunkt zurück, wenn wir den Molo verließen. Zu dieser sonderbaren Erscheinung zog mich ein unwiderstehliches Gefühl hin, und ich beschloß diesen Harfner näher kennen zu lernen. — Am nächsten Abende schlich ich mich einsam nach dem Hafen. Es war schon spät, als ich dort ankam, und der Lärmen im Hafen stiller geworden. Da vernahm ich vom Molo her die Klänge einer Harfe, und eine

ſchöne Tenorſtimme die dazu ſang. Es war mein Harfner. Ich fragte einen wohlgekleideten Mann, der ihn zuzuhören ſchien: wer denn jener Sänger dort ſey? — erhielt aber die unbefriedigende Antwort; daß ihn eigentlich Niemand hier kenne, man auch nicht wiſſe, wo er hergekommen wäre, daß man ihn aber faſt alle Abende, wenn das Volk ſich verlaufen hätte, hier bis ſpät in die Nacht könne ſingen hören, wo ihn denn ein Mädchen nach Hauſe zu begleiten pflege, und daß er allgemein unter dem Namen: des wahnſinnigen Harfners bekannt ſey; jedoch rathe er mir, ihm zuzuhören denn ich würde wohl ſelten ein ſo herrliches Spiel vernommen haben. — Ich trat näher hinzu und hörte, wie er in engliſcher Sprache ein Lied von Oſſian ſang. Er trug es mit ſeiner melodiſchen Stimme rezitativartig vor, nur manchen Stellen gab er Liedes-Melodie, und mit großer Sicherheit grif er dazu in die Harfe. Indeß ich nun in geringer Entfernung von ihm ſaß und lauſchte, ging der Mond eben auf, und wie er ſeinen Schimmer über den Harf-

ner ergoß, und der Nachtwind, der über den Hafen hinzog, mit seinem Gewande und seinen langen Haaren spielte, so war mirs, als sehe ich wirklich Ossian vor mir stehen, auf seinem Felsen am Meere, zu den Geistern seine Stimme erhebend, die auf den Wolken ihm vorüber zogen. Mich faßte ein unnennbares Gefühl, und still entzückt hörte ich dem herrlichen Gesange zu.

Ein Mädchen störte mich in meinem stillen Genuß. Sie bat um eine Gabe, indem sie vorgab, sie sammle dort für den Harfner, und ging nachdem ich ihr reichlich gegeben hatte, auf ihn zu und sagte: „Der Mond ist aufgegangen!" worauf er sich dann schweigend von ihr fortführen ließ.

Ich kam spät nach Hause. Die Freunde zogen mich mit meinem langen Außenbleiben auf, ich aber verschwieg ihnen die Ursache desselben, weil ich glaubte, mir Einzelnen würde es eher gelingen, die Bekanntschaft des Harfners zu machen. Durch wiederholte reichliche Geschenke hatte ich mir die Neigung jenes Mädchens zu erwerben gewußt, die ihn nach Hause zu be-

gleiten pflegte, und sie vertraute mir denn endlich: ihr Vater sey ein Lazarone, und habe bei seinem Umherstreifen eines Tages in der Gegend von Neapel einen kranken sehr hülflosen Menschen unter einer Pinie liegend gefunden. Als er ihn untersuchen wollen, habe ihm der Kranke einen schweren Beutel hingereicht, und ihn in gebrochenem Italienisch gebeten: ihn tod zu stechen. Das hätte den Vater denn gerührt, und da er wohl bald gemerkt, daß der Mann irre rede, und der Beutel viele Kostbarkeiten enthalte, so habe er ihn in seine Hütte geführt, und ihrer Pflege übergeben. Ihr aber sey der Kranke bald sehr lieb geworden, denn er sey so gut und so schön, und als er wieder zu Kräften gekommen, und ihre Harfe gesehen hätte, so sey ein neues Leben in ihm erwacht, und er habe sich die Harfe zugeeignet, sich auf seltsame Weise gekleidet, und sein herrliches Spiel angefangen. Zwar verstehe sie, außer den Liedern, die sie ihm selbst gelehrt, seine Gesänge nicht, auch wisse sie nicht, weshalb er hier auf den Molo alle Abende bis zum Aufgang des Mondes

verharre, allein ihrem Vater wäre das schon so recht, denn sie erhielte oft reichliche Geschenke von denen die den Harfner singen hörten! — Aus dieser schlichten Erzählung konnte ich wenig nehmen, und versuchte nun selbst auf mancherlei Weise mich ihm zu nähern. Ich schlich mich alle Abende nach dem Molo, redete ihn in verschiedenen Sprache an, allein ich erhielt nie eine Antwort, und alles schien vergeblich; ja als ich ihm auf französisch einmal ein Paar freundliche Worte sagte, griff er sogar zornig nach dem Schwerdten und verließ mich mit einem tiefverachtenden Blick. Dies stete Mißlingen betrübte mich nicht wenig, denn mich zog nicht bloße Neugierde zu dem Harfner hin, sondern sein schöner Gesang und das edle Wesen, welches durch seinen Trübsinn leuchtete, hatte meine ganze Theilnahme und Bewunderung erregt. Die Freunde wußten sich mein verändertes Betragen und meine einsamen abendlichen Gänge nicht zu erklären und nannten mich scherzhafterweise den unglücklichen Schäfer. Ja Meßling schüttelte mich eines Tages aus tie-

fen Gedanken auf und sagte: „ich begreife doch nicht, warum der Minnesänger, wenn ein Festung sich ihm nicht ergeben will, das schwere Geschütz, seine Laute, nicht spielen läßt? „Diese Worte waren zur rechten Zeit gesprochen; ein Gedanken fuhr mir durch die Seele, ich sprang auf und umarmte Meßling, der sich über meine Hast des Lachens nicht erwehren konnte, und als der Abend kam, ergriff ich meine Laute und eilte unter manchen leichtfertigen Glückwünschen der Freunde nach dem Molo. Ich fand den Harfner schon dort; er stand an der äußersten Spitze schweigend auf seine Harfe gelehnt und schaute über das Meer in die Nacht. Da ich außer einigen kleinen italienischen Gesängen, größtentheils nur Ossianische Lieder von ihm gehört hatte, und das Bild dieses einzigen Barden, durch die Erscheinung des Harfners, den ich in Dämmerlicht der Nacht wie einen großen Schatten der Vorwelt vor mir stehen sah, lebendiger als je in meiner Seele geworden war; so trieb mich mein Gefühl unwiderstehlich, einen Gesang von Ossian anzustimmen,

deren ich viele in deutscher, früher von mir entworfener Uebersetzung auswendig konnte, und wenn ich gleich dem Harfner dadurch nicht verständlich zu werden hoffen durfte, so sollten ihm doch, meinte ich, die Töne zum Herzen dringen. — Ich begann also in stiller Begeisterung die Worte von Konlaths Geist, womit der Gesang Konlath und Kulhona anfängt:

»»Schläft Konas süße Stimme, im Gesäußel
»»Des Abendwind's? — ruht Ossian in der Halle,
»»Und laßt die Freunde ohne Ruhmgesang? —
»»Das Meer umwogt Ithonas dunkle Haine,
»»Doch unsre Gräber kennt der Fremdling nicht!
»»Wie lange soll noch deine Harfe schweigen,
»»Zu unsrem Ruhm? — O Morveus Sohn?«« —

Ich ſchwieg einen Augenblick nach dieſen auffordernden Worten, die ich freilich nicht verſtanden glauben konnte. Allein der Harfner griff alsbald gewaltige Accorde, und obgleich in engliſcher Sprache, ſo antwortete er mir dennoch wirklich, mit eben den Worten, die Oſſian dem Geiſte Konlats auf ſeine Aufforderung entgegnet, und deren Anfang in der Ueberſetzung etwa folgendergeſtalt lautet:

»»O könnte dich mein dunkles Auge ſchauen,
»»Der du auf ſchimmernden Gewölken ziehſt!
»»Wie träum ich dich? — Gleichſt du des Lona Nebel?
»»Gleichſt du den halbverloſchnen Feu'rgebild?
»»Was iſt der Saum an deinen Wolken-Kleid?
»»Wie ſpannſt du deinem luſt'gen Nebelbogen? —
»»Doch ſieh ein Schatten fleuchſt du hin im Winde! —

»»O komm zu mir herab, vertraute Harfe,
»»Und laß mich deine Töne hören!« u. ſ. w.

Seine paſſende Antwort ließ mich ſtill erfreut ahnden, er habe mich verſtanden, und als er den Geſang vollendet hatte, wiederholte ich auf meiner Laute leiſe ſeine letzten Harfengänge. Da trat er auf mich zu, ſahe mich lange mild an, und fragte mich mit ſanfter Stimme in deutſcher Sprache: „hat Dich eine deutſche Mutter geboren?" ich bejahete es freudig. „Mich auch!" ſagte er und ſchlug die Augen empor. — „Singe mir ein deutſches Lied, in dieſer fremden Welt, klingts wie ein Wiegenlied aus der Kindheit!" —

Er ſetzte ſich hierauf ſtill zu mir hin; ich erfüllte mit Freuden ſein Verlangen und da der Mond über den Veſuv eben aufſtieg ſo wählte ich folgendes Lied:

Freundlich von des Bergeshöhen,
Strahlſt du Freundin ſtiller Nacht.
Sanft und leiſe iſt dein Gehen
Und dein Kleid iſt Feuertracht.

»Freundlich ſchein ich, doch im Herzen
»Blutend, trag ich heiße Schmerzen
»Von der Liebe angefacht!«

Wie des Stromes Silberwellen.
Dort mit deinem Bild entfliehn!
Wie aus jenen Waſſerfällen
Tauſend goldne Funken ſprühn!
»In der Bäche blaue Fluthen
»Will ich kühlen meine Gluthen,
»Die doch ewig würden glühn.« —

Wie der Schwan, wenn ſanft ſein Flügel
Unterm Hauch des Weſtes ſchwillt,
Ruhſt du auf des Meeres-Spiegel
Siehſt dich dort ſo hold und mild.
»Ach auch hier ſuch mit getrübten
»Blicken, ich den Vielgeliebten
»Finde nur mein eigen Bild.«

Tröſterin in ernſten Stunden,
Weile noch! was eilſt du ſchon? —
Eh du deinen Freund gefunden,
Gehſt du leiſen Tritts davon?

»Suchensmüde ſink ich nieder —
»Treulich komm ich morgen wieder
»Finde nie Endymion!«

„Treulich komm ich morgen wieder! ſagte der Harfner, als ich geendigt hatte. Der Mond iſt aufgegangen — gute Nacht!" und mit dieſen Worten verließ er mich ernſt freundlich und ging mit dem Mädchen, das auf ihn wartete nach Hauſe. Ich eilte ſtillerfreut in meine Wohnung; hatte ich doch einen Weg gefunden mich dieſem verſchloſſenen vielleicht tief verwundeten Herzen zu nähern.

Da ich ſo heiter nach Hauſe kam, wurde ich von den Freunden mit lauter Freude empfangen und ſollte erzählen von meinem Abentheuer. Ich verweigerte es aber für heute, verſprach jedoch alles getreu zu berichten, ſobald ich nur mit der angedichteten Geliebten ganz einig geworden ſeyn würde.

Allabendlich fand ich nun den Harfner auf dem Mole. Er freute ſich wenn ich kam, und wir wechſelten manchen ſchönen Geſang gegenſeitig aus. — Wer und woher er ſey,

darüber schwieg er; aus seinen mancherlei wunderlichen Aeußerungen aber schien hervorzugehen; daß er sich für einen Barden hielt. Sein Wahnsinn hatte durchaus keine schreckliche Gestalt angenommen, sondern er schmückte ihm sein vielleicht ödes Daseyn mit lieblichen Bildern. — So frug ich ihn eines Abends, weshalb er denn jedesmal den Aufgang des Mondes, er möge so spät erfolgen, als er wolle, auf dem Molo abwarte? Er sah mich nach dieser Frage erst lange an und sagte dann wehmüthig: „Siehst Du denn nicht die Flamme aus meiner Brust auflodern?" — Siehst Du nicht wenn ich am Hafen stehe und leuchte? — Wenn der Tag zur Ruhe gegangen ist, fuhr er fort, und die Nacht über die Welt zieht, dann erwachen die Geister der Liebe. Die klugen Menschen geben ihnen mancherlei Namen, und nennen sie Glühwürmchen, Meteore und Gestirne; aber ich kenne sie besser, sie schweben in unnennbarer Zahl wie feuriger Blüthenstaub, aus einem ewigen Garten umher, sich zu suchen, aber sie finden sich nicht im weiten Meere der Nacht, und sie versin-

ken darin. — Sieh, da muß ich dann stehen mit dem Feuer, was aus meinen Herzen aufflammt, wie ein Leuchthurm am Hafen auf daß die Geister sich finden. — Und ich fühle wie sie sich um mich versammlen und ich vernehme ihre leisen Stimmen und greife dann in meine Harfe, denn auf den Tönen eilen sie einander in die Arme! — —

„Ach ich empfinde wohl fuhr er fort, wie mich dies Feuer verzehrt, aber ich wollte doch nicht, daß es verlöschte!" Die Poesie dieses Wahnsinns füllte mich mit tiefer Rührung, weil sie mir ein herrliches Gemüth zeigte, welches wahrscheinlich im Gefühl unglücklicher Liebe, sich verwirrt hatte, ohne diese Liebe selbst zu verlieren. Ich drückte ihm die Hand und meine Augen standen voll Thränen. „Weine nicht, sagte er sanft, gönne mir mein süßes Geschäft, ich habe viel verloren ehe ich dazu ausersehen wurde! Sieh wie der Mond dort aufgeht, er kommt mich abzulösen! — Gute Nacht!"

So vergingen mir viele Abende, ich werde sie nicht vergessen. — Das durch treue Liebe

verworrene Gemüth ſchloß ſich immer reicher mir auf, ſein Vertrauen und ſeine Neigung ſchien ich gewonnen zu haben, und ich faßte wohl oft den kühnen Gedanken, ihn mit Hülfe meiner Freunde völlig heilen zu wollen. — Aber die Reiſe war nun einmal unſer Hauptzweck und ſo wurde denn meine Aufmerkſamkeit bald auf etwas anders gerichtet. Es waren nemlich in den Hafen von Neapel engliſche Schiffe eingelaufen und ich erfuhr, daß eines von ihnen geradezu von hier aus nach Glaskow in Schottland ſegeln würde. Ich hatte oft mit meinen Freunden davon geſprochen, welchen unnennbaren Eindruck es auf das Gemüth machen müßte, wenn man plötzlich hier aus dem warmen ſchönen Lande des Geſanges, in jene rauhe Thäler verſetzt würde, wo Oſſians Helden-Lieder noch nachhallen; aus den Citronenwäldern Italiens, in die Eichen-Haine Schottlands, von den klaſſiſchen Denkmälern der Größe und Kunſt zu den bemoßten Steinen, den grau gewordenen Wächtern der Helden-Gräber; aus der warmen Luft und dem Azurblauen Himmel

in die Stürme und Nebel, die wie Riesengeister sich um die Häupter der Berge sammeln. — Weil nun die Idee zu dieser Reise zuerst von mir ausgegangen war, und ich meine Begleiter eigentlich dazu angeworben hatte, so war mir von ihnen einstimmig das Recht zugestanden worden, den Reiseplan entwerfen zu dürfen. Ich hielt diesen oft geheim, überraschte sie dann wohl, wenn ich ihre stillen Wünsche zu befriedigen wußte und eilte auch diesmal mit Anbruch des Tages zu dem Schiffs-Kapitain, mit welchem ich denn bald einig wurde, daß er uns nach Schottland mitnehmen wollte. — Welcher allgemeine Jubel erhob sich, als ich in unsere Wohnung eintrat, und den Freunden die morgende Abreise nach Schottland ankündigte. Unser weniges Reisegeräth wurde eiligst zusammen gepackt und auf das Schiff geschafft und die Zeit, die uns bis zur morgenden Abfahrt noch übrig blieb, wendete jeder an, um von seinen gemachten Bekanntschaften Abschied zu nehmen. — Natürlicher Weise trugen mich meine Füße nirgends anders hin, als Abends auf

der Molo; denn ich hatte keine liebere Bekanntschaft hier gefunden, als meinen Harfner und es schmerzte mich wirklich, daß ich schon jetzt von ihm scheiden sollte. Ich war diesmal früher da als er, und erwartete ihn mit Ungeduld; als er nun endlich mit Einbruch der Nacht kam, sagte ich ihm wehmüthig, daß ich heut gekommen wäre, ihm Lebewohl zu sagen, und meines Weges morgen wieder weiter ziehen müsse. — Ich hatte ihm meine Hand gereicht, er hielt sie krampfhaft fest umklammert, indeß aus seinen niedergeschlagenen Augen große Tropfen quollen. — Du bist wie ein Funken der Liebe, die Nachts umherziehen und sich nicht finden! sagte er sanft. O wärest Du doch hier geblieben, und hättest Dich an meinem Flammen-Herzen erwärmt. — Nach einer Pause frug er mich, wohin ich denn wandern wollte? und als ich ihm Schottland nannte, so wiederholte er sinnend mehreremale diesen Namen und sagte endlich mit einer unaussprechlich heitern Miene: „Ach! mir ist, als hätte ich einst so viel Herrliches von Schottland geträumt! nimm mich

mit, ich will bei Dir bleiben, laß mich nicht allein hier zurück! Ja, rief er, indem er nach dem Hafen schaute, ja! dort wehen die englischen Wimpel, ich erkenne sie! — Auf! ich will mit, Du kannst mich nicht zurücklassen! Ich willigte wohl mit Freuden ein und er versprach mir morgen vor Tages Anbruch wo das Schiff die Anker lichten wollte, hier am Hafen meiner zu erwarten.

Die Freunde fand ich über manchen lieben Abschied, den sie genommen, in ernster Stimmung, allein ich erheiterte sie bald wieder indem ich Wein auftragen ließ, und ihnen frohen Muthes mein Abentheuer mit dem Harfner nun erzählte, und durch seine Begleitung einen interessanten Zuwachs unserer Gesellschaft verhieß. Alle waren darüber erfreuet und höchst neugierig den Harfner kennen zu lernen, lobten meine Beharrlichkeit sein Vertrauen mir zu erwerben, und gestanden mir den Preis der hier gemachten interessanten Bekanntschaften zu. Nur Weiße war nicht unserer Meinung, sondern behauptete, daß ich wohl mehr in den Harfenspieler hin-

eingedichtet, als wirklich an ihm gefunden haben möchte, und daß er für seine Person gegen dergleichen verrückte Kerls einen besondern Widerwillen habe, und prophezeihete überdieß, daß uns dieser noch gar sehr zur Last fallen werde. Allein er wurde bald überstimmt, und mußte mit seinen Bedenklichkeiten schweigen, die wir im Scherz, bei dem Zuwachs unserer Gesellschaft, der Sorge für die Kasse zuschrieben.

Unter den Zurüstungen zur Reise und unter frohen Gesprächen war uns die Nacht verstrichen, und wir eilten in der Morgendämmerung den Hafen zu. Der Harfner stand schon reisefertig und wartete. Er schien betreten, als er mich nicht allein kommen sah; ich nahm ihn aber freundlich bei der Hand, sagte ihm, daß die übrigen meine Freunde, und unsre jetzigen Reisegesellschafter wären und führte ihn mit mir nach dem Strande. Das Mädchen trug ihm ein kleines Felleisen und seine Harfe nach. Sie flüsterte mir wehmüthig zu, daß der Vater weil er den Harfner durch nichts habe zurückhalten können,

mir die Sorge für ihn zur Pflicht mache und auch etwas Reisegeld in meine Hand lege, wobei sie mir einen ziemlich schweren Beutel mit Geld aufdrang. Als wir ins Boot stiegen reichte sie ihm die Harfe weinend hin. Er strich ihr das dunkle Haar aus der Stirn und küßte sie flüchtig, dann wendete er sich schnell ab, und das Boot stieß vom Lande. — Kaum hatte uns das Schiff aufgenommen, als es die Anker lichtete. Mit drei Kanonenschüssen nahm es Abschied vom festen Lande und erhielt vom Hafen den nemlichen Nachruf. Der Harfner schien viel lebendiger geworden zu seyn, er schlug freudig in die Hände als die Schüße donnerten und ging mit starken Schritten auf den Verdeck umher, als sey er der Herr des Schiffes, und indem er seinen Geberden nach, etwas anzuordnen und zu befehlen schien, sprach er eilfertig heimliche Worte. Wir übrigen verweilten indeß auf dem Verdeck und sahen nach dem festen Lande hin, das die aufgehende Sonne so eben im Feuer vergoldete; uns war die Reise auf dem Meere ja etwas ganz Neues und

mit offenen Sinnen ſtanden wir vor dem groſsen Schauſpiel. Als wir nun immer mehr die Höhe des Meeres erreichten, und das ſchöne Land unſern Blicken entſchwand, ſtimmte ich das Schifferliedchen an, welches Meſsling vor Kurzem erſt gedichtet und Kraker für die Laute geſetzt hatte.

Trage mich auf deinem Rücken
Schiffchen hin zum fernen Strand! —
Nur mit dieſen naſſen Blicken,
Häng ich noch am Vaterland! —
Die vertrauten Berge winken
Noch mit ihrem Nebelhaupt,
Wenn auch ſie die Wogen trinken,
Dann iſt alles wie geraubt.

Weht ihr Winde! laſst uns fliegen,
Unaufhaltſam Nacht und Tag,
Durch der Wogen ſchäumend Wiegen
Dem verlornen Frieden nach.
Ach, im Vaterland iſt's trübe,
Wolken thürmen hoch ſich dort,
Und des Herzens treue Liebe,
Treibt mich aus der Heimath fort.

Ja ich will das Bild vergeſſen,
Das mein ganzes Herz gewann!
Meer und Land will ich durchmeſſen
Bis mirs nicht mehr folgen kann! —
Oder ſtillt des Herzensgluthen,
Nicht der Zeiten Allgewalt, —
Stürmt dann Winde, tobt dann Fluthen!
Und verſchlingt mein Schiffchen bald! —

Schifflein bleibt doch unzertrümmert,
Wie der Sturm auch mächtig weht — —
Armes Herz, bleibſt doch bekümmert,
Wie die Zeit auch eilend geht. — —

„Nein! die Laute iſt unrein geſtimmt!“ unterbrach mich der Harfner, indem er raſch hinzutrat, in die Saiten faßte, und mir das Inſtrument entwinden wollte. Die Freunde hinderten ihn daran, worauf er ſich denn ſehr finſter in einen Winkel des Schiffes zurückzog und mehrere Tage in düſterem Schweigen verharrte. Wir überließen ihn ſich ſelbſt und ſuchten nur durch manche heitere Muſik wohlthätig auf ihn zu wirken und den Eindruck jenes Liedes, das alte Herzenswunden

wieder aufgeriſſen haben mochte zu verlöſchen. Es gelang uns auch, denn oft, wenn wir den jungen Tag oder die übers Meer heranſchreitende Nacht mit unſern Inſtrumenten durch einen Choral oder ſonſt ein ſchönes Muſikſtück begrüßten, nahte er ſich uns leiſe und griff wenige aber vollſtimmige Akkorde auf ſeiner Harfe dazu. — Das Schiffsvolk hatte ſeine Freude an uns und mehreremale verſicherte der Schiffs-Kapitain, daß wir ihn durch unſre Muſik reichlich genug ſchon für die Fahrt belohnten. Unſer Freund Weiße konnte aber an dieſen muſikaliſchen Unterhaltungen noch keinen Antheil nehmen, denn die See-Krankheit hatte ihn um ſo mächtiger überfallen, als ſeine Geſundheit beim Beginnen der Seereiſe noch nicht völlig wieder hergeſtellt war; die Flöte mußte deshalb ganz ruhen, die er nun ſchon Monate lang nicht angerührt hatte. Dagegen aber unterließ der Harfner nicht allabendlich den Aufgang des Mondes abzuwarten und mit trefflichen Geſängen oft die Stille der Nacht zu beleben, Diejenigen Nächte wo der Mond aber nicht

ſchien, durchwachte er gewöhnlich ganz. Sowohl meine Freunde als alle übrigen Perſonen auf den Schiffe hatte ihn ſehr lieb gewonnen, und wir weideten uns oft an den Funken von Geiſt und Gefühl, die durch die Nacht ſeines Wahnſinns blitzten, und im Verein mit ſeiner ſchönen Geſtalt und ſeinem lieblichen romantiſchen Weſen, den Harfner zu einer höchſt intereſſanten Erſcheinung machten. Uebrigens mußte man für ihn ſorgen wie für ein Kind; er forderte nicht das Geringſte, ſondern nahm alles freundlich an was man ihm bot.

Eines Abends hatte er wieder mit dem geträumten Flammenherzen ſeine gewöhnliche Nachtwache begonnen, als ein Sturm ſich zu erheben anfing. Der Harfner verweilte dennoch auf dem Verdeck und legte ſich erſt ſpät zur Ruhe als der Mond aufgegangen war. Uns übrigen aber weckte nach Mitternacht der immer heftiger werdende Sturm und nicht ohne Bangigkeit verſammelten wir uns in der Kajüte des Kapitains. Indeß uns nun dieſer zu beruhigen ſuchte indem er verſicherte,

der Sturm, der nur durch ein vorüber ziehendes Gewitter, veranlaßt worden sey, werde nicht lange anhalten, vernahmen wir durch langes Getöse ein lautes heftiges Rufen auf dem Verdeck, und als wir dorthin eilten, erblickten wir bei der Morgendämmerung den Harfner, wie er mit bloßem Schwerdte um sich schlug, als kämpfe er hartnäckig mit jemanden und hörten ihn oft und laut dabei die bekannten Worte wiederholen, die Fingal bei seinem nächtlichen Kampfe mit dem Geiste von Loda ausrief:

»»Entfliehe, du gewaltger Sohn der Nacht!
»»Entflieh! und rufe deinen Winden!
»»Was nahst du mir in deinen Schatten-Waffen,
»»Du fürchterlicher Geist von Loda?
»»Scheu ich denn deine schreckliche Gestalt?
»»Dein Schild ist ein Gewebe dünner Wolken!
»»Dein Schwert ein eitles Luftgebild!

»»Der Sturm rollt es zuſammen und dich ſelbſt.

»»Entfleuch vor meinem Antlitz Sohn der Nacht!

»»Ruf deinen Winden und entfleuch.««

Die Scene dieſes ernſtlich gemeinten Geiſter-Kampfes hatte etwas höchſt Ergreifendes. Der Geiſt des Sturms ſchien wirklich mächtig auf den Kämpfer einzudringen, denn er hatte ihn beim Mantel und Haar gefaßt, ſo daß ſich der Harfner kaum auf dem Verdeck zu halten vermochte. Deſto aufgebrachter aber wurde er; deſto wüthender ſchlug er um ſich, bis ich ihm endlich zurief: Er ſolle einhalten und ſchauen, wie die bekämpften Geiſter, vor ihm und dem anbrechenden Tage flöhen! — Wirklich legte ſich auch der Sturm in etwas und der Harfner ließ ſich von mir wieder in ſeine Kammer führen, wo er ſich erſchöpft zur Ruhe legte.

Nach einer langen glücklichen Fahrt, ſahen wir endlich die alten Gebirge von Schottland aus dem Meere aufſteigen und liefen bei

Glasgow in den Hafen. Als wir ans Land stiegen, blieb der Harfner lange Zeit unbeweglich stehen, holte einigemal tief Athem starrte die Gegend, wie in Gedanken vertieft, an, schüttelte mit den Kopfe und folgte uns schweigend. Indeß wir nun, während unsere Sachen aus den Schiffe in einen Gasthofe gebracht wurden, auf dem nächsten Kaffeehause unsre Rechnung mit den Schiffs-Kapitain abschloßen, war der Harfner mit einemmale verschwunden. Alle Nachfrage nach ihm war vergeblich, er war nicht wieder aufzufinden. Mir verursachte sein Verschwinden nicht wenig Unruhe; ich hatte mich einmal des Unglücklichen angenommen, hatte ihn aus einer zarten Pflege in Neapel weggehen lassen und sollte ihn nun verloren geben. Meine Freunde standen mir im Aufsuchen desselben treulich bei; wir irrten Abends am Meere umher und horchten auf seinen Gesang, aber umsonst und wir mußten endlich alle Hoffnung ihn wieder zu finden aufgeben.

Es lag nun eigentlich nicht in unserm Plane, länger zu Glaskow zu verweilen, denn

wir sehnten uns weiter hinein in die Hochlande von Schottland. Allein unser Kassirer Weiße erinnerte uns, daß erst für unsere Reise-Kasse gesorgt werden müsse, weil in den alten Gebirgen wohl wenig zu verdienen seyn dürfte, und berief sich auf den Schiffs-Kapitain, der von unserer Fertigkeit sehr eingenommen, uns, wenn wir in Glackow ein öffentliches Konzert geben wollten, eine reichliche Einnahme verheißen hätte. Wir konnten dagegen nichts einwenden, mußten vielmehr unserm vorsichtigen Freunde Recht geben und ob wir gleich dadurch länger als eine Woche hier aufgehalten wurden so verschafften wir uns endlich die Erlaubniß in dem großen Saale der Universität unser Konzert geben zu dürfen. Der alte brave Schiffs-Kapitain dem seine langwierige Reise in unserer Gesellschaft kurz geworden war, hatte auf den Kaffeehäusern unser Lob gepriesen, man war begierig die reisenden deutschen Künstler zu hören, und wir setzten eine sehr bedeutende Anzahl Billets zu einem hohen Preiße ab. Unser Kapellmeister Müller hatte die vorzutragenden

Stücke folgendergestalt geordnet: Nach einer Symphonie, wollte er selbst mit einem Violin-Konzert den Anfang machen; hierauf sollte Weiße, der sich wieder stark genug dazu fühlte, ein sehr schönes melodiereiches Adagio auf der Flöte blasen. Im zweiten Theile sollte Kraker ein Solo auf dem Horn vortragen und Meßling und ich mit einem Doppel-Konzert für Bassethorn und Fagott den Beschluß machen. Wir hatten unser Konzert deshalb so reich besetzt, weil es das erste auf diesen Inseln war und wir dadurch unsern Ruf zu gründen gedachten. Der Saal war gedrängt voll, das Orchester gut besetzt. Die Zuhörer ehrten Müllers vortreffliches Violinspiel mit tiefem Schweigen, und fast kein Athem regte sich, als er die Cadenz begann. Müller hatte eine eigne schöne Art seine Cadenzen vorzutragen; sie bestanden nicht in einem Geschwirre noch schwierigerer Passagen als der Komponist ihm so eben aufgegeben hatte, sondern er pflegte gewöhnlich eine einfache melodische Stelle des Konzerts selbst noch einmal durch den Reichthum seiner Phantasie hören zu las-

sen, als wolle die Geige vor ihrem Vollenden, noch einmal die Worte aussprechen die ihr in ihren kurzen Konzert Leben die theuersten gewesen waren. So begann er denn auch diesmal seine Cadenz. Aber kaum floßen seine ersten Töne rein und einsam durch den Saal, als wir sie von fernen Akkorden, die wie aus den Saiten einer Aeolsharfe gehaucht schienen, leise begleitet hörten. Alles war überrascht und entzückt und unsre Blicke flogen in den Hintergrund des Saals, wo diese Töne aufzusteigen schienen. Da stand denn unser Harfner an einen Pfeiler gelehnt, die Augen wie in Entzückung emporgehoben, und ließ seine Finger leise über die Saiten seiner Harfe gleiten. Müller sah mich mit begeisterten Lächeln an, und immer herrlicher strömten seine Phantasien, und immer voller begleitete sie der Harfner bis er endlich mit einen kühnen Gang zum Triller überging und schloß.

Der Beifall war ungemein; man hielt den Vorfall für verabredet, den Gedanken aber für sehr glücklich und höchst gelungen. Wir konnten für diesen Augenblick nicht widerspre-

chen, sondern ließen die Sache auf sich beruhen und schritten in den Konzert weiter vorwärts. Weiße hatte bis hieher noch bei der Kasse verweilt, kam aber nun auch in den Saal und zog mich bei Seite, um mir zu erzählen, daß der Harfner wieder erschienen und auch in den Saal gegangen wäre. Er sey während der Symphonie langsam die Treppe herauf gestiegen und aufmerksam horchend der Musik nachgegangen; endlich habe er Weißen erkannt, ihn freundlich die Hand gereicht — und eilfertig gesagt: er komme, um uns abzuholen! und sey dann, da man das Presto begonnen, rasch in den Saal getreten. Ich sagte ihm mit wenig Worten was vorgefallen war, und verhehlte meine herzliche Freude nicht, daß wir den unglücklichen Harfner nun wieder gefunden hatten. Ungeduldig wartete ich nur auf die Pause im Konzert, um zu ihm eilen und ihn wieder zu uns führen zu können. Während dessen hatte Müller sein Violin-Konzert zu allgemeinen Beifall geendigt und Weiße trat nun an das Musikpult vor, um das Adagio zu blasen. Kaum aber hatte er die ersten Takte sanft

und schön vorgetragen, als sich ein Lärm im Saale erhob, und eine Stimme furchtbar schrie: „Halt! Halt! das ist meine Flöte! er hat sie mir geraubt! nieder mit dem Böse-wicht!" und in dem Augenblicke sahen wir den wahnsinnigen Harfner sich mit bloßem Schwerte wild durch die Menge drängen. — Viele Arme wollten ihn aufhalten, aber er schlug wüthend um sich, flog, ehe wir zu Hülfe eilen konnten auf Weißen zu, warf ihn nieder, entwand ihm die Flöte, und sprang unaufhaltsam durch eine Nebenthür des Saals hinaus. — Der Aufruhr war allgemein, die Frauenzimmer schrien und eilten den Saal zu verlassen; die Schottischen Offiziere hatten ihre Degen gezogen und flogen höchst aufgebracht dem Harfner nach. Mehrere Männer waren verwundet; Instrumente waren zerschlagen, die Polizei rief nach der Wache! Weiße lag blutend in unsern Armen; er hatte einen tiefen Hieb in die Schulter erhalten, wo wir das Blut kaum zu stillen vermochten; auch Meßling, der nach dem Harfner gefaßt, hatte eine Verletzung in die Hand bekommen. Das

Konzert war natürlicher Weise geschlossen, und wir wurden, indeß man von Seiten der Polizei unsere Konzert-Einnahme in Beschlag nahm, mit Wache in unser Quartier begleitet. Uns war dabei nicht wohl zu Muthe. Wir waren fremd in diesem Lande, die frühere Gemeinschaft mit dem wahnsinnigen Harfner und seine plötzlich gegen uns ausbrechende und unerklärbare Wuth mußte ein besonderes Licht auf uns werfen. Einige meiner Begleiter waren verdrüßlich, Weiße fluchte, mehr über den Verlust seiner schönen Flöte, als über die erhaltene Wunde, die zwar tief jedoch nicht gefährlich war, und erinnerte an seinen früher geäußerten, jetzt gerechtfertigten Widerwillen gegen den Harfner. Meßling aber war gutes Muths und behauptete: man könne uns doch nicht wie Kanarienvögel einsperren und in den Bauer singen lassen wollen, denn das koste Futtergeld; die Polizei würde uns gerne wieder fliegen lassen, da sie durch uns zu der hübschen Konzert-Einnahme gekommen sey! Mich selbst aber beschäftigte größtentheils der Gedanke an meinen Harf-

ner; es fiel mir wohl ein, daß er Weißen jetzt zum erstenmale die Flöte hatte blasen hören, weil dieser während der Zeit unserer Bekanntschaft mit den Harfner unpäßlich gewesen war; allein was ihn plötzlich so aufgebracht hatte, blieb mir dennoch unerklärbar.

Des andern Tages wurden wir vor Gericht geführet und über unser Verhältniß zu dem Harfner verhört. Wir sagten was wir wußten und da unser alter Schiffs-Kapitain, der bei den Vorfall zugegen gewesen, sich zu unsern Glück treulich unserer annahm, und theils unsere Aussage bestätigte theils ein gutes Zeugniß von uns ablegte, so wurde uns, nach Abzug der Kosten unsere Konzert-Einnahme zwar wieder eingehändigt, doch uns auch zugleich ein nachdrücklicher Verweiß gegeben, daß wir ohne Veranlassung einen wahnsinnigen Menschen in das Land geschleppt hätten. Endlich bekamen wir die Weisung: alsbald die Stadt zu verlassen, indeß man den Harfner in ein Irrenhaus zu bringen suchen würde! — —

Meine Freunde waren mit dem Ausgang

der Sache zufrieden, ich aber dachte mit Kummer an das Schicksal meines armen wahnsinnigen Freundes, dessen Harfe ich in einem Winkel des Gerichts-Saals erblickt hatte. Fahre wohl! dachte ich, in dem Hafen wo Du jetzt einläufst, wirst Du nicht mehr die Geister der Liebe um Dich versammeln! verzerrte Bilder werden um Dich stehen und gegenseitig werdet ihr euch gräßlich aus euren Träumen aufschreien! Deine Harfe haben sie Dir genommen, ohne sie bist Du stumm, wie sie ohne Dich! Fahr wohl! bis der Tod Dich über seine Eisfelder zu jenen Garten führt, wo Du den feurigen Blüthen-Staub der ewigen Liebe finden wirst! —

So verließen wir denn endlich, nachdem wir für Weißen eine neue Flöte und zu seinem bequemen Fortkommen, einen Klöpper gekauft hatten, die Stadt Glasgow und zogen die Straße nach den Gebirgen. Unser Weg führte uns an den Ruinen der Feste Dunglas vorbei, und über die gewaltige alte Mauer des Agrikolo hinweg. Wir erhielten in manchem Schloße reiche Belohnung für

unser Spiel und sahen endlich am dritten Tage nach unserer Abreise von Glasgow die alten Gebirge des Hochlandes aus blauem Duft hervortreten. Es war ein düsterer nebelichter Tag und wir hatten einen sehr bedeutenden Wald zu passiren, der immer noch kein Ende nehmen wollte, obgleich der Abend zu dämmern begann. „Nun, sagte Meßling, hoffentlich erhalten wir heute Nacht den allerdeutlichsten Begriff von Ossians gepriesenen Heldenleben, denn wir werden wahrscheinlich hier in der Wüste bald die Feuer der Eichen anzünden und uns verdammt hungrig ins nasse Gras dabei setzen müssen!" Sehr richtig, entgegnete Müller, wir führen auch alles Erforderliche zu dieser Scene bei uns, sowohl den Barden als auch sogar den wunden Helden! — „Nur leider fehlt die Muschel, seufzte Weiße verdrüßlich, dem seine Wunde schmerzte und der sich am meisten nach einer Herberge sehnte. — Ich rathe diesen Fußsteig einzuschlagen, sagte Kraker, Fußsteige sind kürzer als Fahrwege und dieser scheint mir ziemlich ausgetreten." — Wir folgten ihm und ge-

langten auch in kurzer Zeit zu einer freien Aussicht in ein enges Thal, wo wir in der Abenddämmerung ein großes Schloß einsam vor uns liegen sahen, das seine dunklen alten Thürme wie ein Einsiedler seine Arme zum Himmel empor hob. Wir stiegen freudig ins Thal, auf das Schloß zueilend, wo wir für diese Nacht, eine Herberge zu finden hofften. Allein es schien fast wie unbewohnt, denn die Thore waren verschlossen und auf unser bescheidenes Klopfen gab uns niemand Antwort. Wir nahmen daher unsere Instrumente zur Hand und stimmten ein lautes Allegro an. Bald hierauf öffnete sich das Pförtchen; ein alter finsterer Mann sah heraus, und da wir ihn sehr wehmüthig um ein Nachtquartier baten, so willigte er ohne Bedenken ein, und führte uns wie es schien recht freudig in das Schloß. Wir traten hier in einen Saal der von einem Kaminfeuer schwach erhellt wurde. Der Alte hieß uns, es uns bequem zu machen, und ließ von seiner Frau einige Erfrischungen auftragen. Er war sehr geschäftig, und schleppte, da ihm Weiße seine Leiden ge-

klagt hätte, mühsam ein Ruhebette mit dem alten Weibe herein, worauf er den Kranken Platz zu nehmen bat. Wir wollten über unsere Zudringlichkeit Entschuldigungen vorbringen, allein er ließ es dazu nicht kommen, sondern versicherte sehr freundlich, daß es ihm recht erwünscht sey, wenn irgend jemand auf diesem verlassenen Schloße einmal einkehre und ihm von der Welt da draußen Nachricht bringe. Er verlies uns hierauf um die Abendmahlzeit um Zimmer zu unserem Nachtlager zu besorgen. — „Deine Wege, die Du uns führest, sind die besten!" sagte Weiße, der sich gemächlich auf das Ruhebette hingestreckt hatte, zu Krakern — ich werde ihnen ferner folgen und vertraue mich von heute an, Deiner Nase! — Müller stimmte ihm bei; Meßling hingegen wollte in dem Betragen des alten Mannes etwas höchst widriges gefunden haben. Entweder, sagte er, haben wir alle Ursache, uns vor dem alten Kerl in Acht zu nehmen, oder er ist froh, daß unsre Erscheinung die wahrscheinlich nicht angenehme Unterhaltung mit seinem Gewissen einmal un-

terbricht! — Ich war auch im Stillen dieſer Meinung, denn die ämſige Dienſtfertigkeit des Alten und ſein freundlich ſcheues Betragen hatten auch für mich etwas höchſt Widerwärtiges! —

An den Wänden des Saals hingen mehrere Gemälde. Zwei davon feſſelten vorzüglich meine Aufmerkſamkeit. Auf dem erſten war Oſſian vorgeſtellt, wie er am Stamme einer Eiche ruht, und Malvina ihm von den Tagen vorſingt, die nicht mehr ſind. Neben dem Bilde hing eine Harfe deren Saiten faſt alle zerriſſen waren. Dies Bild machte in dieſer Zuſammenſtellung einen beſondern Eindruck auf mich, denn mir war es, als ſehe ich Oſſians Harfe einſam in Selmas verlaſſener Halle hängen. Das zweite Bild ſtellte einen jungen Mann in der Kleidung eines engliſchen Seeoffiziers vor. Es war ein ſchönes Geſicht voll Lieblichkeit und Kraft, und ich konnte meine Blicke von dieſen Zügen gar nicht wegwenden, die mir, ich wußte nicht warum, ſo vertraut ſchienen. Unſre alter Wirth trat eben wieder herein, den Tiſch zu

decken, und da ich ihn fragte: was dieses Gemälde vorstelle? sagte er; „Ach fragen sie nicht, das Bild hat sonst nicht hier gehangen!" Wir setzten uns zur Abendmahlzeit, der Alte und seine Frau warteten uns auf. Die Kost war schmackhaft zubereitet, guten Appetit hatten wir mitgebracht, und die Freuden der Tafel stimmten uns sehr heiter. Daß unser alter Wirth der Besitzer dieses Schloßes nicht sey, schien uns außer Zweifel und wir beschlossen ihn nach der Mahlzeit ordentlich ins Verhör zu nehmen. Indeß wir uns nun in unserer Muttersprache unterhielten schien er sehr aufmerksam zuzuhören und wendete sich oft ab, indem er mit der Hand nach den Augen fuhr, als wollte er eine Thräne zerdrücken. Nach aufgehobener Tafel frug uns der Alte: ob wir vielleicht eine Bohle Punsch zu trinken Lust hätten? Dies Anerbieten war uns in jeder Hinsicht willkommen, denn wir hofften zugleich bei einem Glase den Alten näher rücken zu können, und als er nun hierauf den dampfenden Punschnapf herein brachte, setzten wir einen Tisch an den Kamin, und

nöthigten ihn in unſerer Mitte Platz zu nehmen. Er that es ohne Weigerung und indem er uns fleißig die Gläſer vollſchenkte und ſich ſelbſt dabei auch nicht vergaß, erboten wir uns, ihm recht viel luſtiges von der Welt und unſerer Reiſe aufzutiſchen, wenn er uns dagegen auch wieder recht vieles von ſich und ſeiner Einſamkeit erzählen wolle. „Ach! ſagte er ſeufzend, ſie könnten mir vielleicht von manchen Nachricht bringen, was mein Herz ſich zu hören ſehnt, denn, nicht wahr, ſie ſind Deutſche? ich habe ſie an ihrer Sprache erkannt, die ich ehedem auch verſtanden.“ Wir bezeugten unſere Verwunderung darüber, wie er dazu gekommen ſey? Er aber fuhr fort und fragte: Iſt ihnen in Deutſchland nicht die Famile der Freiherrn von Norderoſe bekannt? „Ich bejahete es, mit dem Zuſatz, daß ſo viel ich wiſſe, dieſe Familie in England Verwandte haben müſſe. „Ganz recht! ſagte „der Alte; ſie ſind, meine Herren, ſezte er „wehmüthig hinzu, hier in einem Hauſe, in „welchem ſo verödet es ihnen auch jezt vor„kommen mag, mehrere brave Frauen aus

„dieser Familie gelebt und vielen Seegen um „sich her verbreitet haben!“ Wir hielten unsere Neugier nun nicht länger zurück und drangen in den Alten, uns mit der Geschichte dieses Schloßes und seiner ehemaligen Bewohner vertraut zu machen. Der Alte ließ sich nicht lange bitten, ja er schien es ängstlich gern von Herzen los seyn zu wollen und hob folgendergestalt an:

Unter den großen Feldherrn Marlborough waren viele vornehme Engländer und Schotten mit nach Deutschland gezogen um an seinen Siegen und seinen Ruhme Theil zu nehmen. Auch der reiche Graf Mac Alva aus Schottland, der Besitzer dieses und vieler anderer Schlößer, zog mit ihm. Er ward Marlborougs Freund und focht alle seine Schlachten mit. Dieser Graf Mac Alva wurde in Deutschland in dem Hause der Freiherrn von Norderose bekannt, und verliebte sich allda in ein wunderschönes Fräulein dieser Familie mit Namen Anna. Auch das Fräulein gewann ihn von Herzen lieb, dergestalt, daß sie sich entschloß, dem Grafen ihre Hand zu geben,

und ihm zu Liebe Vaterland und Verwandte zu verlassen, und mit ihm über das Meer in die waldigen Gebirge von Schottland zu ziehen. Auf diesem Schloße haben sie in Liebe und Eintracht lange Jahre gelebt, und die deutsche Hausfrau hat so viel Seegen in die Familie gebracht, daß seitdem von den Grafen Mac Alva die deutsche Verwandtschaft in großen Ehren gehalten wurde. Die Enkel dieses Ehepaars, die Grafen Richard und Eduard theilten sich brüderlich in die Besitzungen ihrer Voreltern und da ihnen von Seiten der Großmutter eine bedeutende Erbschaft in Deutschland zugefallen war, so beschlossen die beiden reiselustigen Herren selbst dorthin überzuschiffen und ihre Erbschaft selbst in Empfang zu nehmen. Ich war mit den beiden Grafen auferzogen worden; sie hielten große Stücken auf mich und ich mußte sie auf dieser Reise begleiten. Es gefiel uns sehr wohl in Deutschland, wir wurden prächtig aufgenommen und machten gute Geschäfte; doch wie es dem Großvater ergangen war, so geschah es auch den beiden jüngern Grafen; ihre Herzen hingen

sich an zwei liebenswürdige Schwestern aus der Familie Norderose und sie kehrten ebenfalls mit deutschen Gemalinnen auf ihre Schlösser zurück. Diese Burg war dem Grafen Richard in der Erbtheilung zugefallen. Er bezog es mit seiner Gemalin, indeß sein Bruder, um ihm nahe zu seyn, sich ein Schloß zu seinem Aufenthalte wählte, welches nur durch einen großen See von diesem hier getrennt wird, so daß ich ihnen, wenn es Tag wäre, die Thürme jenes Schloßes hier aus diesen Fenster zeigen wollte. Beide Grafen lebten hier mit ihren deutschen Frauen viele Jahre in Glück und Frieden. — Ich selbst war in den Diensten des Grafen Eduard geblieben, der ein sehr lebenslustiger Herr war, und meiner wohl mehr bedurfte, als der häusliche verständige Graf Richard. Meinem Herrn wurden zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter geboren; der Sohn erhielt den Namen des Vaters, Eduard, und die Tochter wurde Fiona geheißen; dem Grafen Richard gebar seine Gemalin auch einen Sohn den man auch nach dem Vater Richard nannte; da aber mehrere

Jahre nachher der Himmel ihm noch ein zweites Kind schenken wollte, starb die Mutter an einer zu frühzeitigen Niederkunft. Das brachte nun viel Trauer und Kummer in die Familie und Graf Richard hatte nach diesem Verluste für nichts mehr Sinn, als für die Erziehung der drei Kinder, die gesund und froh, wie die Rehe unserer Wälder und gut und schön wie die Engel waren. Am liebsten mochten sie auch hier bei ihm auf diesem Schloße seyn. Bald übte er die Knaben in allen körperlichen Gewandheiten, bald lehrte er allen dreien die alten Volkslieder des Ossians zur Harfe singen, die er selbst meisterhaft zu spielen verstand, bald erzählte er ihnen große Begebenheiten aus der Geschichte und erklärte ihnen die alten Familien-Schildereien die hier im Schloße hängen. Ich war fast immer ein Zeuge dieses väterlichen Unterrichts; ich hatte meine Schuljahre auch gut angewendet, und konnte auch oft mitsprechen; war auch in der Musik nicht unerfahren und auf der Flöte sehr geübt. Da mußte ich dann oft blasen, indeß der alte Graf auf seiner Harfe dazu spielte,

und oft den Kindern die Lieder wiederholen, die der Vater ihnen vorgesungen, damit sie sie leichter erlernten. Täglich schiffte ich mit Eduard und Fionen auf einer Gondel über den See, dann stand der kleine Richard schon auf seinem Leuchtthurme am Ufer den er sich von Tannenzweigen gebaut hatte, und wehte mit dem weißen Tuche und sang ihnen ein Lied entgegen und meine Kinderchen jauchzten ihm zu. — Ach wenn ich an jene Zeit voll Glück und Freude zurück denke, so möchte ich jetzt in der Nacht meines Kummers verzweifeln. — So wuchsen sie dann in dieser Einsamkeit schön und kraftvoll heran. Richard hatte ganz seines Vaters Geist. Er lebte nur in der Liebe zu seinen Gespielen, wie sein Vater nur für andere lebte; seine größere Gewandtheit machte ihn bald in allen Wissenschaften zum Meister der übrigen, allein er blieb immer der demüthigste und bescheidenste und sehnte sich nie aus dieser Einsamkeit in die Welt. — Es war eine Lust ihn mit seiner schönen Stimme die Schottischen Volkslieder zur Harfe singen zu hören, die er einzig vorzutragen wußte.

Oft hörten die beiderseitigen Eltern mit Entzücken zu, und der Vater nannte ihn denn immer seinen kleinen Barden. Vor allen aber hing Richards Seele an Flonen, die auch ihm ganz ergeben war. Die Eltern freuten sich dieser aufkeimenden Liebe und ich hörte meinen Herrn oft sagen: „der wird sich seine Frau nicht so weit übers Meer zu suchen brauchen! als wir! — Die beiden jungen Grafen waren nun 18 und Fiona 14 Jahre alt, als der alte Graf Richard starb. Der arme verlassene Sohn, der hier auf dem einsamen Schloße so allein nicht bleiben konnte, zog hinüber zu uns. Dadurch wurde das Verhältniß der jungen Laute nur noch inniger. Sie waren nun ungetrennt bei einander und besuchten dies alte Schloß nnr bieweilen wie ein Heiligthum. Graf Richard hing seines Vaters Harfe hier im Saale neben dem Gemälde auf, das ihn sonst so oft begeistert hatte, und niemand durfte sie mehr berühren um sie nicht zu entweihen. Dort hängt sie noch — ihre Saiten sind nun zerrissen! — er selbst spielte jetzt selten mehr auf seiner

eignen Harfe, denn das Andenken des Vaters, faßte ihn zu gewaltsam, wenn er die bekannten Töne hörte. Dagegen ward er mein eifriger Schüler auf der Flöte und bald genug mein Meister. Halbe Nächte saßen wir am See und bliesen; oft sang Fiona zur Harfe und wir antworteten ihr aus einer Felsenschlucht, wie das Echo! —

Der Alte dem die Augen voll Thränen standen, hielt plötzlich inne, und horchte auf. —

„Was war das? frug er erschrocken — „rufte mich nicht jemand bei Namen?" Wir hatten nichts gehört und er fuhr endlich fort: Ein Jahr nach dem Tode des Grafen Richard besuchte uns ein weitläuftiger Onkel, ein alter Schiffs-Kapitain; er war ein rauher aber sehr braver Mann, den es in unserer Familie wohl gefiel, und den auch wir alle bald sehr lieb gewannen. Er machte meinen Herrn aufmerksam, daß es wohl hinlängliche Zeit sey, die beiden Jünglinge aus dieser Einöde in die Welt zu führen, und erbot sich ihnen durch seine Vermittelung ein gutes Unterkommen auf der englischen Flotte zu verschaffen.

Dem Vater schien dieser Vorschlag willkommen und auch die jungen Leute stimmten mit ein, da ihnen der alte Kapitain das Seeleben so reizend geschildert hatte. Nur die Mutter, als ahne sie alles Unglück vorher, konnte sich nicht beruhigen, ob sie sich gleich in den Willen der Männer ergab. Sie ließ sich von einem geschickten Maler die Bildnisse ihrer Lieblinge fertigen und schenkte das Bild ihrer schönen Tochter dem jungen Graf Richard mit den Worten: „Mein Sohn hänge dies Bild in „deinem Schloße auf und kehrst du zurück, so „trete davor hin und schaue ihm in die treuen „lieben Augen; — können sie dir keinen Vorwurf machen, so ist Fiona dein!“ —

Richard hing das Bild in seinem Heiligthume, dem Kabinette seines Vaters auf, wo es noch befindlich ist. Jenes Gemälde aber dort, welches den jungen Mann in See-Uniform vorstellt, ist des Grafen Richard Contrefai. — Nach einer langen Pause, in welcher er sein Schluchzen kaum unterdrücken konnte, fuhr er fort: „Beim Abschied gab Fiona ihrem Richard einen kostbaren Ring

zum Angedenken und so zogen denn die beiden jungen Männer mit dem alten Kapitain aus der Heimath fort, und wurden bald bei der Kriegsflotte als Offiziere angestellt. — Aber mit ihnen schien auch der Friede und das Glück hinweggezogen zu seyn. Die alte Gräfin grämte sich, kränkelte und starb, kaum ein halbes Jahr darauf, und der Graf der nach dem Abschiede von seinen Söhnen und dem Tode seiner Gemalin diese Oede nicht länger zu ertragen vermochte, zog mit seiner Tochter auf einige Zeit nach London. Er war zwar ein vortrefflicher Mann, aber er liebte die Welt, und in den Zerstreuungen der Hauptstadt mochte er wohl bald seinen Kummer vergessen haben, denn eine Emigrantin aus einer vornehmen französischen Familie machte dort sogar einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihr seine Hand anbot. Er war damals etwa ein Herr von 50 Jahren aber noch gesund und stattlich, und sie eine Dame von 25 Jahren, sehr schön, aber arm, und so ward sie denn mit Freuden die Gemalin des reichen Grafen Mac Alva. Während dessen war ich zur Verwaltung der großen

Güter hier zurückgeblieben. Mit Schrecken vernahmen wir die neue Vermälung mit der Französin. Ach es ist nicht gut, sich Frauen aus einem fremden Volk ins Haus zu führen; sie verachten, unsere Sitten und Gewohnheiten und wenn auch die deutschen Frauen viel Seegen in diese Familie gebracht haben, so sind sie doch immer der erste Anlaß, daß die Grafen Mac Alva gleichgültig gegen die Töchter des Landes wurden. Der Graf zog mit seiner jungen Gemalin bei uns ein. Ein Fest folgte dem andern und alles im ganzen Schloße wurde der Gräfin zu Liebe auf französischen Fuß eingerichtet. Ich mußte mit Kummer manches alte Theure wegwerfen, und französischen Tand dafür einführen sehen. Auch an Gräfin Fionen zerrte die Stiefmutter herum, auch sie sollte ihr einfaches kindliches Wesen ändern; allein Fiona blieb sich treu und sagte ihr einmal: so wie sie jetzt sey, habe sie Richard lieb gewonnen, und er solle sie auch einst so wiederfinden! — Dies erbitterte die stolze Frau, und sie mochte wohl im geheim den Wunsch fassen, dies Band

aufzulösen und sich die völlige Herrschaft eher zu verschaffen, als die beiden jungen Grafen zurück kehrten. — Von diesen beiden letztern hatten wir gute Nachricht erhalten, es gefiel ihnen sehr wohl zur See, und mit Muth gingen sie dem Kriege entgegen, der zwischen England und Frankreich ausbrach. Endlich erscholl die Post von der gewonnenen Schlacht bei Abukir. Alles jubelte, nur die Gräfin nicht, die obschon eine Emigrantin, dennoch nur an ihrer Nation hing. Da erfuhren wir, daß bei London mehrere Schiffe mit Gefangenen eingelaufen seyn sollten, und der Graf, der sich theils an dem Siege seiner Landsleute weiden, theils Nachricht von den beiden jungen Grafen einziehen wollte, beschloß selbst dorthin zu reisen. Die Gräfin schützte Krankheit vor, um zurück zu bleiben weil ihr der Anblick jenes Triumphes nur schmerzlich seyn müßte; Fiona hingegen beschwor den Vater sie mitzunehmen, denn sie wollte selbst nach Bruder und Geliebten fragen. — Man reißte ab! — Wenig Tage nachher, erschien eines Abends ein junger franzö-

sischer Offizier und fragte nach dem Grafen. Er wurde der Gräfin gemeldet, und auf ihren Befehl sogleich zu ihr geführt. Nach einer langen Unterredung mit ihm, wurden für den jungen Mann Zimmer im Schloße eingerichtet. Er blieb hier wie es hieß, die Ankunft des Grafen abzuwarten. Wir hörten denn, daß er bei der Schlacht von einem unserer jungen Grafen zum Gefangenen gemacht worden sey, auf ihre Verwendung aber habe man ihm sein Ehrenwort abgenommen und ihm ihre Familien-Besitzungen allhier zum Aufenthalt angewiesen. —

Die Gräfin war viel mit ihrem Landsmann zusammen, und legte nach einigen Tagen Trauerkleider an, indem sie uns unter vielen Klagen erzählte, der französische Offizier habe ihr endlich gestanden, daß Graf Richard in der Schlacht schwer verwundet worden, und dann wirklich gestorben sey! Welch ein allgemeiner Jammer verbreitete sich da! Wir hatten ihn ja vor allen so geliebt! — Endlich kam der Graf mit seiner Tochter von London zurück. Er hatte vieles von der in

der Schlacht bewiesenen Tapferkeit der beiden jungen Grafen vernommen, allein Graf Richards Namen wirklich auf der Liste der Schwerblessirten gefunden, und so traf ihn denn die Todesnachricht nicht unvorbereitet. — Fionen aber kostete sie bald das Leben. — Der alte Graf als nächster Erbe, nahm nun Besitz von Richards Gütern. Er gewann den jungen Franzosen der sich Marquis d'Arignac nannte, bald sehr lieb, denn er hatte etwas sehr Gewandtes und Einschmeichelndes in seinen Wesen und war, wie es sich ergab, ein naher Verwandter der Gräfin. Auch Fionens Vertrauen wußte sich der Marquis zu erwerben, indem er ganz ihren Kummer zu theilen schien, und ihr viel von Richard erzählte; wie er mit ihm gefochten und endlich von den Storken überwunden worden sey; wie er dann den späterhin Schwerblessirten als dessen Gefangener gepflegt habe, wie er sein Freund geworden, und jener endlich in seinen Armen verschieden sey. Er erwähnte oft, daß er noch kurz vor seinem Tode ihm den sprechendsten Beweiß seiner Liebe gegeben habe. Da er aber jedes-

mal geheimnißvoll hier abbrach und Fiona endlich ihn beſchwor, ihr alles zu entdecken, ſo zeigte er denn jenen Ring vor, den Richard beim Abſchied von ihr erhalten hatte, und den der Sterbende ihr nun wieder mit der Bitte zurückſendete: ſeine Rechte auf ihre Hand dem Ueberbringer dieſes Ringes einzuräumen. — Fiona erſchrack wohl gewaltig, allein die Stiefmutter hielt Richards letzten Willen feſt, und brachte auch den Vater leicht auf ihre Seite, der ihr ganz zu Willen leben mußte. — Was ſie für Künſte angewendet haben Fionen zu überreden, daß ſie endlich ihre Zuſtimmung gab, iſt mir unbekannt geblieben, genug trotz der verweinten Augen der letztern, wurde uns der Marquis, nachdem er noch nicht völlig ein Jahr anweſend war, als Bräutigam der jungen Gräfin vorgeſtellt. Er halte ſich durch ſein kluges einnehmendes Betragen wirklich die Neigung aller Hausbewohner erworben und da wir von ihm eine gute Behandlung erwarten zu können glaubten, und Graf Richard einmal tod war, ſo waren die meiſten nicht unzufrieden mit dieſer Wahl. Ja ich ſelbſt wendete

mich da der alte Kaſtellan dieſes Schloßes geſtorben war, und der Marquis die Beſitzungen des Grafen Richard, als Mit-Erbe ſeiner Gemalin erhalten ſollte, mit der Bitte um dieſe Stelle an ihn, denn ich ſehnte mich aus dem dortigen Lärmen in die Einſamkeit dieſes Schloßes, wo alles noch unverändert geblieben war, und konnte mich mit den vielen franzöſiſchen Bedienten, die man angenommen hatte, nicht vertragen. Er faßte mich ſcharf ins Auge, und ſagte endlich: er ſey geneigt, mir meine Bitte zu erfüllen, wenn ich ihm ſchwören wolle, in allem was er mir auftragen würde, ihm treu und verſchwiegen zu ſeyn. — Ich hatte noch niemals geſchworen; allein ich dachte: was du als ehrlicher Kerl ſo zu halten gedenkſt, das kannſt du deinem künftigen Herrn auch zuſchwören, und ſo ließ er mich denn einen furchtbaren Eid ablegen und gab mir die hieſige Kaſtellanſtelle. — Ich wohnte nun ſchon ſeit einigen Monaten von aller Welt geſchieden hier auf dieſem Schloße. Da trat der Marquis eines Tages mit verſtörtem Geſichte zu mir ins Zimmer.

Er hieß meine Frau hinaus gehen und als wir allein waren sagte er: „Alter ich erinnere dich jetzt an deinen Eid! Graf Reichard ist nicht tod! ich habe Nachricht, daß er bald wieder hier eintreffen wird. Sobald er ankommt, giebst du mir unverzüglich Nachricht, und sagst ihm von allen was vorgefallen, kein Wort; ich werde dann selbst herbei eilen, die Mißverständnisse zu lösen, es könnte sonst zu blutigen Auftritten kommen! — Ich war erschrocken und versprach alles. Es verstrichen auch kaum ein Paar Wochen, so traf Graf Richard in Begleitung eines einzigen Bedienten eines Abends spät hier ein. — Ich zitterte vor Freuden ihn wieder zu sehen, auch er freute sich mich auf dieser Stelle zu finden, aber ich durfte nur spärliche Antwort auf seine vielen Fragen geben, und schlich umher wie das böse Gewissen, den geliebten Herrn immer ausweichend. Doch dachte ich wirklich Unglück zu verhüten, und gab den Marquis schleunig die verlangte Nachricht. Kaum hatte sich der Graf zur Ruhe auf sein Zimmer begeben und mir befohlen mit Anbruch des Tages die

Gondel zur Ueberfahrt bereit zu halten, als der Marquis in Begleitung zweier Diener erschien. Ich wollte ihm in das Zimmer des Grafen leuchten, allein er befahl mir hier im Saale zu bleiben, weil er ihn allein sprechen wolle. — Ich blieb und hörte, wie der Graf auf seiner Flöte noch so schön phantasirte; endlich schwieg die Flöte, — gleich darauf fiel ein Schuß und der Marquis schrie um Hülfe! ich sprang mit dem Lichte hinzu, der Marquis begegnete mir auf dem Gange, in der einen Hand die Flöte, in der andern das abgeschossene Pistol und erzählte mir mit entstelltem Gesichte, daß, als er alle Mißverständnisse haben lösen wollen, er vom Grafen Richard und dessen Bedienten, wüthend angefallen worden sey; er habe sich seiner Haut wehren müssen, seine Leute wären ihm beigesprungen, und so sey denn das Unglück geschehen. Als ich nun erschrocken in das Zimmer drang, fand ich den Grafen und seinen Bedienten tod in ihrem Blute liegen. Der Marquis machte mir die schrecklichsten Vorwürfe, daß ich dem Grafen trotz seines Ver-

bothes dennoch alles ausgeplaudert haben müsse, weshalb dieser ohne ihn anzuhören sogleich auf ihn eingedrungen sey! Meine heiligsten Versicherungen vom Gegentheil halfen nichts, der schreckliche Mann schob mir alle Schuld des vorgefallenen Unglücks zu, befahl mir aber bei meinem ihm geleisteten Eide und bei meinem Leben den ganzen Vorfall zu verschweigen und die Leichname unverzüglich in den Keller zu verscharren. Hierauf verlies er eilends das Schloß und ich blieb allein bei den Ermordeten. —

Horch! es ruft mich wieder! sagte hier der Alte und fuhr auf. — Auch uns war es als hätten wir deutlich rufen gehört. Wir sahen uns befremdet an, ein leiser Schauder überschlich uns, allein wir ließen dem Alten keine Zeit und drangen in ihm uns weiter zu erzählen. — Der Marquis fuhr er hierauf fort, wußte nicht, daß seit einigen Tagen mein einziger Sohn mich besucht hatte, der in einem Handlungshause in London angestellt war, und bei seiner vorhabenden Reise nach Deutschland von mir Abschied nehmen

wollte. Diesen rief ich in der Angst herbei, er sollte mir die Leichname in den Keller schleppen helfen. Der Bediente war durch die Brust geschossen, der Graf aber hatte einen tiefen Hieb über den Kopf. — Ach! als ich neben ihm niederkniete und mir die grauen Haare ausraufte, ergriff mein Sohn ein Becken mit Wasser und wusch ihm das Blut aus dem schönen Gesicht; da sahen wir denn, daß noch Leben in dem geliebten Herrn war. Wir brachten ihn eilends auf ein Bette, verbanden die tiefe Wunde und wendeten alle nur ersinnliche Mittel an, ihn wieder ins Leben zurückzubringen. Endlich schlug er die Augen wieder auf, allein er wußte nichts von sich. — Doch nun ging eine neue Noth an, denn was sollten wir mit ihm anfangen? — Hier konnten wir ihn nicht verborgen halten, er würde bald genug dem Marquis in die Hände gefallen seyn, und da wir den Grafen und seinen Bedienten ohne irgend eine Waffe am Boden liegend gefunden, der Marquis hingegen sogar Spießgewehr bei sich geführt hatte, so war hier an einen vorsetzlichtn Mord nicht

mehr zu zweifeln und eben so wenig, daß der Marquis uns seine ganze Rache werde fühlen lassen, wenn wir, das Leben des Grafen zu erhalten suchten. Da half dann endlich mein braver Sohn aus. Er hatte Wagen und Pferde bei sich, und ladete noch in dieser Nacht den halbtodten Grafen heimlich auf, indem er mir versprach ihn nach Deutschland mitzunehmen, und ihn dort zu der Familie Nordenrose zu bringen, von wo man denn mit mehrerer Sicherheit sich gegen den Marquis werde rüsten können. Er selbst wolle der Familie dort alles hinterbringen, wolle ihr mit Rath an die Hand gehen, und mich seinen Vater auf jede Weise sicher zu stellen suchen! — Da nun außer uns Niemand hier im Schloße wohnte, so wurde alles glücklich im Geheim ausgeführt, und indeß ich die Leiche des Bedienten in den Keller verscharrte, führte mein guter Sohn den Grafen für den ich, was ich an Geld und Kostbarkeiten vorfand, mitgab, bewußtlos von hier fort. — Die That blieb zwar von mir verschwiegen, allein der Himmel hat mich hart dafür gestraft. Mein

Sohn erreichte die fremde Küste nicht. Er starb unterwegs! — Man hat mir seine Habseligkeiten zugesendet, wo aber der unglückliche Graf geblieben ist, weiß ich nicht; wahrscheinlich ist er an seinen Wunden gestorben.

Der arme Alte weinte bitterlich. Wir alle saßen lange schweigend da. Endlich frag ich ihn, wo denn der Marquis jetzt lebe? denn mir fiel es doch auf, daß der Alte seine Zunge jetzt von dem Schwur entbunden zu glauben schien, und uns so offen die ganze schreckliche Geschichte erzählt hatte. Er hat seinen Lohn erhalten antwortete, er. Graf Eduard kehrte unvermuthet zurück, und da er seinen Richard nicht fand, den er längst hier glücklich glaubte, so verfolgte er mühsam dessen Spur, und ließ sich nicht von dem Marquis täuschen, der vorbereitet genug dazu war. Da klärten sich denn bald seine Verbrechen auf, seine eigenen Leute zeugten gegen ihn, und auch mich zwang man vor Gericht meinen Schwur zu brechen, was mir Gott verzeihen wolle.

Graf Richard hatte nemlich den Marquis während der Seeschlacht zum Gefangenen ge-

macht, und da er den Falschen, der sich in jedes Verhältniß zu schicken wußte, lieb gewonnen, und ihm die Erlaubniß ausgewirkt hatte, die Zeit seiner Gefangenschaft auf seinen Gütern zubringen zu dürfen, so hatte er ihn in Ermangelung eines Empfehlungs-Briefes, den er wegen einer schweren Blessur am Arme nicht schreiben können, Fionens Ring zum besten Beglaubigungszeichen mitgegeben. Der Marquis mochte wohl nun auch gerade nicht mit jenen bösen Absichten hierher gekommen seyn, aber die Gräfin war die Schlange die ihm die süßen Früchte zeigte, und er selbst konnte nicht widerstehen, und so hatte denn ein Verbrechen das andere geboren. Der alte Graf hat sich nun von seiner Französin scheiden lassen und sie verstoßen. Der Marquis ist vor kurzem gerichtet worden. Ach, und mich geißelt das Gewissen und zählt mir unablässig alle Möglichkeiten vor, wie ich das Unglück vielleicht hätte verhüten können. — Aber es ist nun vorbei! —

Und die arme Fiona? frug ich

„Ihr ist wohl! sie ist, wie ich gehört habe

gestern gestorben.“ Man erzählt, fuhr er leiser fort, sie habe auf einem einsamen Spaziergange kürzlich eine gräßliche Erscheinung gehabt. — Der Schreck soll ihr die Besinnung geraubt haben, und sie gestern in den furchtbarsten Fieberphantasien verschieden seyn! — Wir alle schwiegen lange, ergriffen von den Jammer der sich in diese Familie geworfen hatte. Kraker biß die Lippen auf einander und sagte: „Das Trauerspiel ist zu Ende! — Alter Graukopf ich möchte hier nicht bei Dir wohnen! gesegnet soll mir der Tag seyn, der uns wieder von hier fortleuchtet!“ — Ach! sagte der Alte weinend, sie würden nicht so hart seyn, wenn sie wüßten, wie mich das Schicksal bestraft! meinen Sohn hat es mir genommen, mein Gewissen hat es erweckt, und — er sah sich schüchtern um, — von den unversöhnten Geistern, derer die ich sonst so liebte, werde ich nun verfolgt! — Wir hatten Mitleid mit ihm und suchten ihm Trost einzusprechen; aber er rief: Nein! nein! es sind nicht die Gestalten meiner Phantasie, die mich verfolgen, ich weiß das gut zu unter-

ſcheiden. Es hat mir ſonſt oft ſo geſchienen als grinßten mich die alten Bilder an, und drohten mir, als hörte ich die Harfe dort tönen. Da konnte ich mir dann wohl zur Beruhigung ſagen: „die Bilder ſind tod, die Harfe iſt ſtumm!“ — Allein — fuhr er leiſer fort — vor etwa acht Tagen fing es an in der Nacht mich bei Namen zu rufen; dann blieb es einige Tage aus, — aber haben ſie es vorhin nicht wieder vernommen? Meine Frau ſagt, es wäre ein gutes Zeichen, denn ich würde nun wohl bald ausgeſpannt werden von meiner Angſt. — Ach! ich habe wohl Gott im Stillen gedankt, wie ſie heute in das Schloß eintraten und ich einmal wieder die liebe Muſik hörte!

Die Lage des armen alten Mannes erſchien nun ſchrecklich. Wir ſuchten das Geſpräch auf etwas anders zu leiten, und baten ihn uns die Familien-Gemälde im Saale zu erklären. Er that es, aber alles führte ihn auf ſeine traurige Geſchichte zurück. Bei dem Bilde des Grafen Richard erzählte er: es habe ſonſt in jenem andern Schloße in Gräfin Fio-

nens Zimmer gehangen, der Marquis habe es aber hierher geschickt und so sey es denn von ihm hier neben der alten Harfe aufgehangen worden. — „Wo aber ist das Bild der Gräfin?“ fragte Müller? Es hingt, wie ich ihnen schon gesagt, im Kabinette des Grafen, antwortete der Alte. Wir baten ihn uns dorhin zu führen. — „Ach! sagte er, ich gehe nicht gern in dies Zimmer am wenigsten des Abends, denn dort wurde der Graf ermordet! Alles steht und liegt noch so da, wie bei seinem Tode, die Uniform mit Hut und Degen liegen noch auf dem Sopha, die Blutflecken kleben wohl noch auf den Dielen! — Es ist auch schon spät in der Nacht!“ — Unsere Neugier war aber einmal gespannt, wir redeten dem Alten Muth ein, und indem wir ihm die Kerzen aufdrangen, versicherten wir ihm lächelnd, daß sechs Männern wohl schwerlich auf einmal ein Geist erscheinen würde. — Er gab endlich nach, leuchtete uns durch mehrere große finstere Zimmer, öffnete die Thüre des Kabinetts und ging mit dem Lichte zuerst hinein und wir ihm nach. — Aber in dem

Augenblicke stürzte er auch mit einem gräßlichen Angstgeschrei zu Boden, denn lang und bleich stand der Graf mitten im Kabinette in voller See-Uniform vor uns — —

Bei dem Falle des Alten waren beide Lichter ausgelöscht, wir befanden uns in der schaudervollen Dunkelheit allein, und ich muß mit Schaam gestehen, daß die wahre kindische Gespensterfurcht mir die Zähne zusammenschlug. Wir reichten uns die Hände und riefen einigemal laut. — Endlich sahen wir die alte Frau mit Licht kommen. Im Kabinette war weiter nichts zu sehen. — Wir hatten Mühe den Alten in den Saal zurück zu schleppen und blieben die grausenvolle Nacht beisammen, bis der Morgen dämmerte. — Ob uns nun gleich der alte Kastellan wehmüthig bat: ihn heut noch nicht zu verlassen! — so rüsteten wir uns doch zur Abreise, denn uns graute in dieser blutbefleckten Burg länger zu verweilen. Als er nun sah, daß wir uns nicht halten ließen, so bat er uns gutherzig, doch auch jenes Schloß des Grafen Eduard Mac Alva zu besuchen, dessen Thürme er uns jenseits des

groſsen Sees, ſo eben im Morgenroth vergoldet, zeigte. „Sie kommen zwar dort zu einen Leichenbegängniß zu recht, ſagte er, allein ich weiß, welchen Troſt ſie durch ihre Muſik den unglücklichen beiden Grafen bringen werden. —

Wir verſprachen es, denn wir hatten es ſchon früher ſo unter uns beſchloſſen, nahmen von dem Alten Abſchied und zogen in der Kühle des ſchönen Morgens von dannen! — Da wir uns der alten morſchen Gondel, die am dieſſeitigen Ufer befindlich war, nicht anvertrauen wollten, ſo mußten wir einen ziemlichen Umweg machen, der uns am waldigen Ufer hinführte. Der Tag war ſehr heiß und ſchwühl und ferne Gewitter ließen ſich hören. Wir hielten unſere Mittagsmahlzeit von den Lebensmitteln, die uns der alte Kaſtellan reichlich mitgegeben hatte an einer ſchattigen Stelle, die uns eine freie Ausſicht über den See gewährte, ſo daß wir die beiden alten Schlöſſer ſehen konnten, die einander jetzt traurend gegenüber ſtanden. Die Vorgänge der letzten Nacht die uns wie ein Traum und unbegreiflich erſchienen, machten einzig unſere

Unterhaltung aus! „Eigentlich sagte Müller, haben wir als fahrende Ritter unser Abentheuer schlecht bestanden, denn statt die Geister zu bannen, haben wir uns wie die Kinder davor gefürchtet, und sind davon gelaufen! — Wir übrigen wollten diesen Vorwurf nicht auf uns sitzen lassen, und Meßling sagte endlich: „Ich wollte, ich wäre der Held, der ein Abentheuer gegen das böse Gewissen und gegen den Tod bestehen könnte, die hier die Hauptgeister sind.

Der Abend war schon angebrochen, als wir endlich an den großen Schloßgarten kamen, der sich bis an den See hin erstreckte. Durch einen langen dunklen Baumgang, gelangten wir an einen Pavillon dessen Fenster schwach erleuchtet waren. Die Thüre stand halb offen und wir traten leise hinein. Der Saal war, schwarz ausgehangen in der Mitte stand ein offener Sarg; eine große silberne Ampel brannte zu dessen Häuptern und goß ihren Schein über eine weibliche Gestalt aus, deren schönes jugendliches Antlitz der Tod mit seinen Schnee überzogen hatte. —

Im Hintergrunde des Saals saß ein schwarz gekleideter Mann, den Kopf auf die Brust gesenkt. Wir standen lange im Innersten bewegt, denn wir wußten wohl, daß Fiona hier vor uns schlief. — Endlich sagte Müller leise zu mir: „Nimm doch deine Laute zur Hand!" ich folgte, sezte mich still neben den Sarg, und rezitirte die schönen hier so passenden Ossianschen Worte:

„„Wann wirst in Deiner Schöne Du erwachen?
„„Du Lieblichstes der Mädchen dieser Flur!
„„Des Grabes Schlaf ist tief! Dein Morgenstern!
„„Die Sonne tritt zu Deinem Lager hin,
„„Und ruft: wach auf! erwache doch, Fiona!
„„Am grünen Hügel säuselt Frühlingsluft, —
„„Es nicken Blumen mit den duftgen Häuptern, —
„„Es wogt der Wald mit zartem Knospenlaub!

»»Zurück, o Sonne! Still o Frühlings-
Ruf!
»»Fiona ſchläft — und nimmer kehrt ſie
wieder!««

Indeß ich ſang hatten meine Freunde ſich in den dunklen Baumgang zurückgezogen, und antworteten mir mit ihren Inſtrumenten, wie das Echo in Harmonie. — Der ſchwarz gekleidete Mann war aufgeſtanden und näherte ſich mir ernſt: „Was zieht Euch her in dieſes Trauer-Haus? fragte er ſanft, wir ſind ſo arm an Freude, daß wir jeden warnen ſollten, der ſich uns naht!" — —

Wir kennen euren Kummer, entgegnete ich, — in jenem verlaßenen Schloße dort überm See haben wir übernachtet; allein wir gedachten Euch zum Troſt eure alte Freundin die Muſik herzuführen. — Nun dann ſeid mir herzlich willkommen! ſagte er und reichte mir und meinen Freunden, die herzugetreten waren, die Hand; „Ich frage euch nicht, wer ihr ſeyd, denn einem zerriſſenen Herzen iſt jeder Theilnehmende verwandt!" Es war der

junge Graf Eduard. — Er führte uns, nachdem er die Thüre des Saals verschlossen, in den Garten zu einer Laube, die auf einen Felsen dicht am Ufer des Sees stand. Der Mond war aufgegangen, und spiegelte sich in den Fluthen zu unsern Füßen, und ferne Blitze spielten wie feurige Schlangen am Horizont. Der junge Graf ließ seinen Vater herbeirufen und einige Erfrischungen in die Laube bringen, indeß wir ein ernstes Adagio anstimmten das über den See hinfloß, und die alten lange schweigenden Stimmen des Felsen-Ufers wieder erweckte. — Eduard verhüllte während der Musik das Gesicht und weinte still. — „Ach, rief er aus, als wir geschlossen hatten, dieser See war sonst von Tönen belebt, hier wohnte sonst ein stilles unaussprechliches Glück. Nur Menschen haben es zertrümmert. O! fahrt fort zu blasen, Eure Töne geben mir süße Erinnerungen und Thränen! — Wir folgten seiner Aufforderung und stimmten ein altes einfaches Volkslied aus Moll an, daß er zu hören wünschte; aber kaum hatten wir die Melodie, vollendet, als sie fernher wie vom

Echo in einem Flöten-Ton deutlich wiederholt wurde. O! welch ein herrliches Echo! sagte Müller. — „Nein! rief der Graf, das ist meines Richards Geister-Stimme, ich kenne seine Töne, so blies er oft dies herrliche Lied. — Ja, sein Geist verkündet mir jetzt die Vereinigung mit Fionen und seine Nähe! — Eben trat der alte Graf in die Laube. Sein Sohn stellte uns ihm als die Landsleute seiner Mutter vor, und als er mit schmerzlicher Begeisterung ihm das vorgefallene erzählen wollte, fing die Flöte aus der Ferne noch einmal an das alte schöne Lied zu singen. — O! du süße geliebte Stimme, rief Eduard, kannst du nicht deutlicher zu mir sprechen? aber der Vater bebte zusammen und sagte rasch: „Laßt uns ins Schloß gehen! die Geister haben ihre Wohnung hier aufgeschlagen; ihre Erscheinung hat schon meine Tochter getödtet und wenn sie mich nicht bald zu sich ziehen, so rauben sie mir das letzte bischen Verstand! — Er führte uns ernst aus der Laube fort, und an dem Pavillon vorüber. — Graf Eduard wollte wieder zu seiner Leichenwache zurückkehren, aber

der Vater bat ihn so väterlich, doch diese Nacht davon abzustehen; er habe ja nun schon zwei Nachte gewacht, und solle sich doch schonen und sich ihm erhalten. Aber Eduard zögerte und wollte die wenigen Augenblicke nicht hergeben, wo es ihm noch vergönnt war, die geliebte Schwester zu sehen, deren Tod seine Seele immer noch nicht fassen konnte! Doch der alte Vater bat so dringend, daß auch wir mit einstimmten, und Meßling, und ich uns erboten, statt seiner die Nacht bei der Leiche zuzubringen, da gab denn Eduard nach, und nachdem wir im Schloße zu Abend gespeiset hatten, ging ich mit Meßling nach den Pavillon zu unserer Leichenwache.

Wir verhehlten uns gegenseitig nicht, daß unsere Herzen unruhig schlugen, denn die Ereigniſſe dieser Tage hätten wohl festere Nerven angespannt, und den Geisterglauben der Kindheit in kälteren Seelen wieder erweckt. Allein das Anschauen der tiefen heiligen Ruhe in der Fiona vor uns schlief, ihre unaussprechlich reizenden Züge, in denen die Wonne des längst ersehnten letzten Augenblicks, oder

das Lächeln eines süßen Traums sich malte, beruhigte auch uns bald wieder und wir brachten einen Theil der Nacht in mancherlei ernsten Gesprächen zu.

Mittlerweile war das Gewitter immer näher herangezogen; ein gewaltiger Sturm faßte es jetzt und trieb es über den See. Der Himmel stand wie im Feuer, der Donner rollte fast unaufhörlich. Plötzlich geschah ein starker Schlag! Bald darauf röthete sich der Himmel; die Sturmglocke tönte, wir hörten Stimmen vom Schloße herkommen und endlich den Grafen rufen: „Auf! zur Hülfe über den See! die Richards-Burg brennt.“ — Aus unsern Fenstern konnten wir sehen, wie dann auch wirklich die Flamme aus einem Thurm des Schloßes jenseits des Sees aufschlug. — — Mein sonst frommes Herz durchfuhr beim Anblick dieser Scene ein vermeßner Gedanke. — „Bruder! rief ich, und faßte Meßlings Hand, siehst du dort wohl das blinde Fatum wandeln wie es unbarmherzig auch das Letzte nieder tritt?“ — „Nicht doch sagte Meßling beruhigend, die alte gute Mut-

ter-Natur, schickt ihre Elemente daß sie die blutigen Spuren der Menschen von der Erde abwischen sollen, damit die kommenden Geschlechter sich nicht davor fürchten mögen!" — Das Gewitter trat immer näher und näher; — Blitz und Schlag folgten immer enger auf einander; — Die Flammen der Feuersbrunst rötheten immer blutiger die schwarzen Wände des Saals! — Da hörten wir die Saalthüre sich öffnen. — Leise trat die bleiche Gestalt des Grafen Richards, wie wir sie gestern Nichts auf jenem Schloße gesehen hatten, herein, und nahte sich langsam dem Sarge. — Die Hände gefaltet starrte er lange die Leiche an: dann sprach er sanft: — „Ist denn das nun wieder das wirkliche Leben, was ich hier schaue! — hat mich deshalb die Heimath vom Traume des Wahnsinns erwecken müssen, damit ich dich hier noch einmal wieder erkenne? — O! meine Fiona — rief er, und stürzte neben dem Sarge nieder, und umschlang die starre Geliebte, und drückte heiße Küsse auf ihre kalten Lippen. — — Wir hatten gleich bei den ersten Worten seiner tonvollen Stimme,

in dem Grafen unſern ehemals wahnſinnigen Freund den Harfner erkannt. — Doch wie er die Geliebte umfaßte, geſchah ein furchtbar naher Donnerſchlag, und eine alte hohe Tanne ſtürzte vom Blitz zerſchmettert neben dem Gartenhauſe krachend zu Boden. Wir waren betäubt, ſelbſt der Graf war aufgeſprungen. — — — Doch wie das Kind, wenn es die Mutter weckt, ſich lächelnd aus dem ſüſſen Morgenſchlaf nicht finden kann, ſo richtete ſich langſam auch Fiona empor und ſchlug die Augen auf und fragte: — „Wer ruft mich denn?" — „Der Herr des Todes!" ſagte Meßling, und wir ſanken ſtill auf unſere Knie, und als wir uns wieder erkannt hatten, einander alle in die Arme. — —

O, ihr Himmels-Augenblicke! O, du heiliges Feſt der Auferſtehung und des Wiederſehens! mein Auge hat euch hienieden geſchaut — Herr des Todes! wann auch wir einſt den Wahnſinn der Leidenſchaften und des Jammers von uns werfen, wenn des Frühlings Gewitter deines ewigen Morgens uns einſt den Staub von den langeſchloſſenen Wimpern

weht, — laß mich dann auch die geliebte Bruſt wieder finden, daß ich mitten in deiner unendlichen Wonne doch nur an ſie ſinken mag! — —

Der Morgen eilte den Tag in Oſten herauf zu führen. — Das Feuer in der Burg war gelöſcht. — Die beiden Grafen kehrten über den See zurück. — — Wir führten ihnen die wiederauferſtandenen Geliebten entgegen. — „Siehſt du noch das blinde Fatum wandeln? fragte mich Meßling ſanft. Nein, rief ich freudig, ich habe das Auge erkannt, das über uns wacht!

PETER I.

CARL XII.

Bilder für die Jugend

herausgegeben

von

Ernst von Houwald.

Erster Band.

Mit 13 Kupfern.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen.

1829.

Gov 1976 (1)

Vorrede.

Als ich im Jahre 1819 den erſten Theil meines Kinderbuches im Druck erſcheinen laſſen wollte, machte mich der Verleger deſſelben, Herr Buchhändler Göſchen, darauf aufmerkſam, daß ein ſolches Buch um nach und nach ein lieber, unentbehrlicher Freund der Kinder zu werden, ſich ihnen zunächſt durch die Sinne empfehlen müſſe, weil dieſe ſich bei den Kindern zuerſt entwickeln, und wie Pförtner an den Thoren der erwachenden Seele ſtehen. Herr Göſchen war im Beſitz vieler von den erſten

deutschen Künstlern gefertigter Kupfertafeln, er ließ mich einige davon für mein Kinderbuch auswählen, und so erhielt es hierdurch eine Ausstattung und Zierde, ohne welche es dem kleinen Publikum gewiß viel weniger empfohlen gewesen sein würde. — Aber auch die noch übrigen Kupferplatten sollten eine erfreuliche Gabe für die Kinderwelt werden; Herr Göschen beabsichtigte sie nach und nach mit passenden Erklärungen unter dem Titel:

„Bilder für die Jugend"

erscheinen zu lassen, und forderte mich auf, die Redaktion dieses Büchleins zu übernehmen, und es auch mit eignen Beiträgen zu versehen. Was ich dem Freunde versprochen, suche ich jetzt zu erfüllen, obgleich der ehrwürdige Greis sein thätiges Leben, sein auf die deutsche Litteratur so einflußreiches Wirken seitdem vollendet hat; ich bringe dem Publikum noch einmal hier ein Kinder-

buch und habe zu den trefflichen Kupfern, die es enthält, theils fremde theils eigne Erklärungen nach beſtem Wiſſen zuſammen geſtellt. Hierbei habe ich, wie früher ſchon, den Grundſatz wieder beobachtet: daß wer für Kinder ſchreiben will, nicht blos von Kindern erzählen, und dabei ſich zu einem faſt kindiſchen Tone herabſtimmen müſſe; oder daß es gnüge, Sittenlehren auf eine recht ausführliche, ſelbſt faßliche Weiſe vorzutragen, ohne ſie in That und Beiſpiel erſcheinen zu laſſen. Das Kind denkt nicht an die Gegenwart, ſondern immer nur an die Zukunft, zu welcher es aufwachſen und ſich hinaufbilden, in der es ſelbſtſtändig werden will, es mag daher eben nicht gern leſen, was Kinder mit Kindern, ſondern lieber was Kinder in Berührung mit Erwachſenen beginnen, am liebſten aber, was Erwachſene ſelbſt thun; denn die Lebensverhältniſſe der Letztern ſind theils viel bedeutender, theils verſetzt ſich das Kind am lebendigſten

und liebsten in die Lage der Erwachsenen, weil es niemals Kind zu bleiben wünscht, sondern immer den Blick vorwärts richtet.

So möge denn dies Büchlein der jungen Lesewelt willkommen sein und ihr noch einmal den herzlichen Gruß ihres Freundes bringen.

Neuhaus, bei Lübben den 1. July 1828.

Ernst v. Houwald.

Inhalt.

	Seite.
1. Peter der Große und Karl XII.	1
2. Der Handwerksmann.	65
3. Der Ritt am Pfingstfeste.	103
4. Graf Altenburg.	111
5. Die beiden Schwestern.	121
6. Kaiser Friedrich der Rothbart.	135
7. Die Unvermählte.	153
8. Gräfin Jutta.	195
9. Villa des Horaz.	206
10. Villa des Mäcenas.	217
11. Körners Weinberg bei Dresden.	221
12. Aussicht von Körners Weinberg nach Blasewitz.	227
13. Göthes Gartenhaus.	231

Peter I. der Große

Czar von Rußland.

Karl XII.

König von Schweden.

Das erſte Bild, das Euch, meine lieben Leſer in dieſem Buche begrüßt, zeigt Euch die Züge zweier großen Fürſten, die einſt zu gleicher Zeit auf ihren Thronen ſaßen, beide von der Mitwelt bewundert und gefürchtet wurden, gegenſeitig ihren Werth anerkannten und dennoch Feinde waren. Die Weltgeſchichte wird Euch einſt ihre Namen nennen, und das, was ſie gethan, Euch näher entwickeln, Ihr ſelbſt werdet vielleicht die Länder ſehen, wo dieſe Mächtigen gelebt und gewaltet haben. Jetzt aber laßt Euch eine kurze gedrängte Schilderung von ihnen entwerfen, und wenn Ihr dieſe geleſen habt, dann ſchaut noch einmal die bedeutungsvollen Züge jener Bildniſſe an, und vergleicht den Geiſt der aus ihren Handlungen zu Euch geſprochen hat, mit der Hülle in der er lebte.

Der ruſſiſche Czar Alexei Michälowitſch, hatte ſeine Gemahlin verloren, und

wollte sich zum zweiten male verheirathen. Man stellte ihm im Schlosse zu Moskwabo edle Jungfrauen nach der Sitte des Landes vor, und er wählte unter ihnen die schon früher geliebte Tochter eines Bojaren, Natalia Kirilowna Narischkin zur Gemahlin. Diese gebar ihm ein Jahr darauf am 30. Mai 1672. seinen Sohn Peter.

Schon als Kind erregte er allgemeine Aufmerksamkeit, denn sowohl an richtigem Verstande, und schneller Fassungsgabe, als an blühender kräftiger Gesundheit übertraf er bei weitem seine älteren Halbbrüder, weshalb auch sein Vater sich mit größerer Liebe zu ihm hinneigte und ihn mit Uebergehung seiner Söhne aus erster Ehe, Fedor und Iwan, zu seinem Nachfolger zu ernennen beschloß. Allein Sophia, die Schwester dieser beiden Prinzen, wußte jede Verfügung zu Gunsten ihres Stiefbruders zu hintertreiben, denn sie begriff bald, daß sie an der Seite ihrer schwachen Brüder leicht ganz Rußland beherrschen, dagegen aber als völlig unbedeutend zurücktreten würde, sobald Peter den Thron besteige. Sie suchte es daher so einzuleiten, daß nach dem Tode des Vaters,

ihr kränklicher Bruder Fedor III. ihm in der Regierung folgte, konnte es jedoch nicht verhindern, daß dieser nicht seinen fast blinden Bruder Iwan, sondern seinen hoffnungsvollen zehnjährigen Halbbruder Peter zum Nachfolger ernannte, und dieser nach Fedors Tode im Jahre 1682 auch wirklich zum Czaren ausgerufen wurde. Sophia suchte nunmehr durch das lügenhafte Vorgeben, als habe Peters Mutter und deren Familie den Tod Fedors veranlaßt, das Volk zum Aufstande zu reitzen; es gelang auch und kostete vielen Treugesinnten das Leben, bis endlich Iwan, den man jetzt in der Verwirrung zum Czar verlangte, selbst öffentlich erklärte, er werde nur den Thron besteigen, wenn sein Bruder Peter ihn mit ihm theile. So wurden dann beide Prinzen zugleich gekrönt und Sophia begnügte sich die Schwäche Iwans und die Jugend Peters dergestalt zu benutzen, daß sie als Mitregentin auftrat und nicht allein ihren Namen neben denen der beiden Czaren unterschrieb, sondern auch ihr eignes Bild auf die Münzen prägen ließ. Während nun der schwachsinnige Iwan sich alle Anmaßungen seiner herrschsüchtigen Schwester

ruhig gefallen ließ, entwickelte Peter im Stillen seinen männlichen kriegerischen Geist. Er hatte sich mit seiner Mutter nach dem Dorfe Preobroschenskoe unweit Moskau zurückgezogen und hier aus Jünglingen seines Alters zwei Compagnien gebildet, die man allgemein des Czars Spielgesellen nannte und unter denen Peter selbst nur den Dienst eines Gemeinen verrichtete. Der Hauptmann dieser jugendlichen Garde, ein gebornr Genfer, hieß Franz Jakob le Fort. Er war Sekretär bei der Dänischen Gesandschaft in Moskau und hatte hier das Glück das Wohlwollen des jungen Czaren zu gewinnen. Peter fühlte, daß er eines jugendlichen Lehrers und Beistandes bedürfe und le Fort besaß zu beiden die Eigenschaften; sein feuriger gebildeter Geist, sein treues jeder Aufopferung fähiges Herz machte ihn dem Czar über alles theuer, und ließ ihn dessen Geistes- und Charakter-Bildung auf das Vortheilhafteste vollenden, wozu der als Staatsmann geachtete Sotow und der deutsche Mathematiker Timmermann, wie auch die edle fromme Mutter selbst bereits einen guten Grund gelegt hatten.

Peter lernte von le Fort die französische,

holländiſche und deutſche Sprache und wurde nicht müde ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart anderer gebildeter Völker, von ihren Künſten, Vergnügungen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, von ihrer Art zu Lande und zur See Krieg zu führen, von ihrem Handel und den groſſen nach Indien ſeegelnden Flotten erzählte. Da ſchwoll ihm die jugendliche Bruſt von inniger Sehnſucht, einſt auch dahin zu kommen, wo die Menſchen ſo menſchlich und ſo gebildet wären und dann, wenn er alles von ihnen gelernt, wieder zurück zu kehren in ſein rauhes Vaterland, um ſeine Ruſſen eben ſo gut, eben ſo menſchlich und ſo kunſtſinnig zu machen.

Sophia merkte von der vortheilhaften Ausbildung des Jünglings nichts, ſie betrachtete das Verhältniß mit le Fort und beſonders die jugendlichen Soldaten-Uebungen nur als unbedeutende Spielereien, hielt ſie recht geeignet, den verhaſſten Stiefbruder von allen Staatsgeſchäften abzulenken, und konnte ihre geheime Freude kaum verbergen, wenn ſie von den Ausſchweifungen hörte, denen ſich Peter zuweilen mit ſeinen Lieblingen überließ. Erſt als er, ein ſechszehnjähriger Jüngling, zum

ruhig gefallen ließ, entwickelte Peter im Stillen seinen männlichen kriegerischen Geist. Er hatte sich mit seiner Mutter nach dem Dorfe Preobroschenskoe unweit Moskau zurückgezogen und hier aus Jünglingen seines Alters zwei Compagnien gebildet, die man allgemein des Czars Spielgesellen nannte und unter denen Peter selbst nur den Dienst eines Gemeinen verrichtete. Der Hauptmann dieser jugendlichen Garde, ein geborner Genfer, hieß Franz Jakob le Fort. Er war Sekretär bei der Dänischen Gesandschaft in Moskau und hatte hier das Glück das Wohlwollen des jungen Czaren zu gewinnen. Peter fühlte, daß er eines jugendlichen Lehrers und Beistandes bedürfe und le Fort besaß zu beiden die Eigenschaften; sein feuriger gebildeter Geist, sein treues jeder Aufopferung fähiges Herz machte ihn dem Czar über alles theuer, und ließ ihn dessen Geistes- und Charakter-Bildung auf das Vortheilhafteste vollenden, wozu der als Staatsmann geachtete Sotow und der deutsche Mathematiker Timmermann, wie auch die edle fromme Mutter selbst bereits einen guten Grund gelegt hatten.

Peter lernte von le Fort die französische,

holländiſche und deutſche Sprache und wurde nicht müde ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart anderer gebildeter Völker, von ihren Künſten, Vergnügungen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, von ihrer Art zu Lande und zur See Krieg zu führen, von ihrem Handel und den großen nach Indien ſeegelnden Flotten erzählte. Da ſchwoll ihm die jugendliche Bruſt von inniger Sehnſucht, einſt auch dahin zu kommen, wo die Menſchen ſo menſchlich und ſo gebildet wären und dann, wenn er alles von ihnen gelernt, wieder zurück zu kehren in ſein rauhes Vaterland, um ſeine Ruſſen eben ſo gut, eben ſo menſchlich und ſo kunſtſinnig zu machen.

Sophia merkte von der vortheilhaften Ausbildung des Jünglings nichts, ſie betrachtete das Verhältniß mit le Fort und beſonders die jugendlichen Soldaten-Uebungen nur als unbedeutende Spielereien, hielt ſie recht geeignet, den verhaßten Stiefbruder von allen Staatsgeſchäften abzulenken, und konnte ihre geheime Freude kaum verbergen, wenn ſie von den Ausſchweifungen hörte, denen ſich Peter jezuweilen mit ſeinen Lieblingen überließ. Erſt als er, ein ſechszehnjähriger Jüngling, zum

erstenmale im Staatsrathe erschien, mit Würde seinen Platz hier behauptete, und ihr mehrmals auf das Nachdrücklichste widersprach, als er endlich bei einer öffentlichen Prozession den Vorhang vor ihr verlangte und, da er ihn nicht erhielt, sich schnell entfernte, erkannte sie seine höheren Anlagen und seinen kräftigen Geist, begann ihn zu fürchten, und beschloß seinen und seiner Familie Untergang. Peter wurde noch zur rechten Zeit gewarnt, er entfloh mit den Seinigen, nur von seiner jugendlichen Leibgarde beschützt, in das feste Kloster Troitzkoi.

Jetzt war der öffentliche Bruch geschehen, das Volk mußte nun wählen zwischen Sophia und Peter und der größere rechtliche Theil entschied sich für den Letzteren. Unter Anführung des wackeren General Gordon eilten tausende zu seinem Schutze herbei; umsonst versuchte Sophia sich mit ihm auszusöhnen; sie konnte sich nur retten, indem sie freiwillig in ein Kloster ging und hier den Schleier nahm. Peter hielt nunmehr seinen feierlichen Einzug in Moskau; er umarmte hier vor allem Volke seinen Bruder Iwan, der den Titel eines Czaren zwar beibehielt, alle Regierungsgeschäfte jedoch

in Peters Hand legte. Nach dem Tode Iwans im Jahre 1696 erlangte Peter die Alleinherrschaft. Jetzt nun hielt ihn nichts mehr zurück die lang gehegten schönen Pläne zur Vervollkommnung seines Volkes in Ausführung zu bringen. Sein Freund le Fort überraschte ihn zuerst mit einer Compagnie junger Russen nach deutscher Weise gebildet und exercirt. Peter trat auf der Stelle als Tambour in dieselbe ein, avancirte bald bis zum Officier und suchte durch sein eignes Beispiel den Russen Lust und Neigung zu dieser neuen Kriegsübung beizubringen. Das russische Heer gestaltete sich nach und nach, fremde Officiere eilten herbei, um unter Peters Fahnen zu dienen; die nach Rußland geflüchteten Hugenotten wurden dabei aufgenommen und le Fort befehligte das Ganze als erster Feldherr. Peter richtete nun seinen Blick auf die Vervollkommnung seiner Seemacht, um den Handel seines Landes dadurch zu heben und zu schützen. Er bemühete sich mit Hülfe des Holländers Karsten Brand bessere Schiffe zu bauen, strebte einen festen Platz am schwarzen Meere zu gewinnen, und eroberte nach mehrern erst mislungenen Versuchen endlich mit Hülfe

deutſcher Ingenieurs die wichtige türkiſche Feſtung Aſow.

Kaum hatte er mit den Türken einen Waffenſtillſtand geſchloſſen und die Zurüſtungen zu einer langen Reiſe ins Ausland begonnen, um in den übrigen Staaten Europas die höhere Volksbildung, die er ſeiner Nation zu geben gedachte, ſelbſt kennen zu lernen, als die Strelitzen, die alte Leibgarde der Czaren, denen das Eintreten fremder Officiere nicht minder verhaßt geweſen war, als ſie von der Reiſe des Czaren eine völlige Umſchaffung des alten Kriegsweſens befürchteten, ſich aufs neue, durch Sophia angereitzt, gegen das Leben Peters verſchworen. Noch zur rechten Zeit wurde die Verſchwörung verrathen und in derſelben Nacht, in welcher der Czar mit ſeiner Familie ermordet werden ſollte, trat er an der Spitze ſeiner Leibwache unerſchrocken in die Verſammlung der Verſchwornen, nahm die Schuldigen mit eigner Hand gefangen und ließ ſie auf das grauſamſte hinrichten.

Hierauf begann er ſeine Reiſe ins Ausland. Weil er aber meinte, daß der Glanz der einen Czaren umgiebt, das ruhige Beobachten der

Künſte und Wiſſenſchaften ſtöre, und die Meiſter in ihren Werkſtätten verſchüchtere, ſo beſchloß er dieſe Reiſe vor dem Auslande geheim zu halten und ihr nur das Anſehn einer groſſen Geſandtſchaft zu geben, an deren Spitze der General le Fort und einige vornehme Ruſſen ſtanden und welcher er ſich unerkannt als einen der unbedeutendſten Begleiter anſchlieſſen konnte. Für die Zeit ſeiner Abweſenheit vertraute er die Regierungs-Geſchäfte einſichtsvollen und treuen Männern an und reiſte am 7. April 1697 über Riga und Mitau nach Königsberg, wo der damals regierende Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich III., dieſe ehrenvolle Geſandſchaft auf das prachtvollſte empfing. Während der Audienz ſtand der verkleidete Czar unter den letzten des Gefolges und wurde hier überſehen; die brandenburgiſchen Hofleute wollten jedoch ſpäterhin verſichern, ſie hätten ihn an dem hohen ſchlanken Wuchſe und dem wunderbaren Blitz ſeiner Augen ſchon damals erkannt. Von hier begab er ſich über Pommern, Berlin, Magdeburg nach Amſterdam. Hier beſchäftigte ihn das Gewühl der Kaufleute, Schiffer, Soldaten, die unzähligen Werkſtätten der

Künstler und Handwerker und vor allen die großen Schiffe so sehr und spannte seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde dergestalt, daß er von früh bis in die Nacht thätig war um alles genau zu besehen, zu lernen und zu behalten.

Aber auch hiermit noch immer nicht zufrieden, begab er sich mit einigen jungen Russen nach dem Dorfe Saardam, dem Bauplatz der Seeschiffe. Er stellte sich in einer kurzen rothen Friesweste und langen weiten Beinkleidern dem Schiffbaumeister als Lehrling vor und ließ sich unerkannt unter dem Namen Peter Michälow als gemeinen Zimmermann einschreiben, lebte auch mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuß, und zeichnete sich durch nichts vor ihnen aus, als durch ungewöhnlichen Fleiß und eine unersättliche Lernbegierde. Mit seiner Axt auf der Schulter war er früh der Erste bei der Arbeit und Abends der letzte im selbst gemachten Bette. Ja, als man endlich seinen Stand erfahren hatte, durfte man ihn nicht anders als seine übrigen Kameraden behandeln und ihn nur Meister Peter nennen. Den Winter brachte er in Amsterdam zu, ließ sich in der Mathematik, Natur- und Heilkunde

unterrichten und übte sich sogar selbst in chirurgischen Operationen. Von Holland ging er hierauf nach England zu König Wilhelm III. Er schlug die Wohnung im Pallast aus, und wählte ein geringes Quartier, von wo aus er bald als Officier bald als Matrose verkleidet in London unerkannt allenthalben umher streifte, damit er so die Sitten und Gebräuche der Engländer ungestört beobachten konnte. Der König von England machte ihm die Freude, ihm mit seiner Flotte, die er in zwei Theile theilte, den Anblick eines Seetreffens zu gewähren, worüber Peter so in Begeisterung gerieth, daß er ausrief.

„Wäre ich nicht Czar von Rußland, ich möchte nur englischer Admiral seyn!“

Er nahm eine große Anzahl englischer Seeleute in seine Dienste, ging hierauf mit dem Doctor Diplom der Universität Oxford versehn über Dresden nach Wien, wo er das deutsche Kriegswesen kennen zu lernen suchte und wollte eben seine Reise nach Italien fortsetzen, als die Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen ihn zur eiligen Rückkehr nach Moskau zwang. Peter glühte vor Zorn über das widerspen-

stige Volk, daß ihn schon so vielfältig gekränkt hatte, und ihn jetzt in seinen schönsten Genüssen störte. Als er bei seiner Durchreise durch Polen den König August II. besuchte und dieser ihm seine unglaubliche Stärke dadurch beweisen wollte, daß er mit einem einzigen Säbelhiebe einem polnischen Ochsen den Kopf abschlug, bat sich Peter diesen Säbel aus, indem er sagte:

„Ich will diese Kunst an Russen-Köpfen versuchen!“

Und so geschah es denn auch; er fand den Aufruhr der Strelitzen durch den treuen General Gordon zwar wieder gedämpft, allein die Bestrafung war ihm vorbehalten geblieben und so wurden denn gegen 2000 Empörer hingerichtet, wobei der Czar mit seinem eignen Säbel vielen Schuldigen die Köpfe selbst abschlug.

Vor Sophias Kloster, die auch in diese Empörung verwickelt war, wurden Galgen aufgerichtet und viele Schuldige daran aufgeknüpft. Auch seine Gemahlin Eudoxia beschuldigte Peter der Theilnahme und verwies sie in ein Kloster nach Susdal, wo sie unter dem Namen Helena den Schleier nehmen mußte.

Jetzt war Peter endlich frei, eine tiefe Ruhe herrschte in Rußland, er konnte nun ungestört walten, und widmete sich mit ausdauernder Thätigkeit den innern Angelegenheiten seines Reiches, dessen neue Schöpfung allmählig aus seinem Geiste hervortrat.

Er setzte neue Behörden ein, die das Land unter ihm verwalteten; vereinfachte die Erhebung der öffentlichen Abgaben; errichtete neue Regimenter, baute Schiffe; stiftete Schulen; legte Buchdruckereien an und führte fast mit Gewalt die deutsche Kleidung ein, denn er wollte seinem Volke auch die äußere rauhe Hülle abnehmen und es auch hierdurch menschlicher machen; zu dem Ende ließ er einen deutschen Probereck an jedem Thore aufhängen, und denen, die bei ihrer längeren Kleidung und ihrem langen Bärten beharrten, dieselben mit Gewalt gleich auf der Straße abschneiden. Auch den Frauen, die bisher nur wie Sklavinnen gehalten worden waren, gab er größere Rechte, verstattete ihnen den Zutritt zu Männergesellschaften, und setzte auch besonders fest, daß der Bräutigam, der früher seine Braut vor der Trauung nicht zu sehen bekam, jetzt das Mädchen selbst kennen

lernen und ehe er wählte wenigstens 6 Wochen vorher mit ihr umgehen dürfe.

Während Peter I. mit ungezügelter Kraft, aber immer vortrefflichem Willen, auf diese Weise das russische Reich beherrschte, bestieg in seinem Nachbarlande Schweden ein nicht minder ausgezeichneter Prinz den Thron.

Karl XII, der Sohn Karls XI. Königs von Schweden wurde am 27. Juni 1682. und also 10 Jahre später geboren als Peter I. Seine treffliche Mutter, eine dänische Prinzessin Ulricke Elenore, leitete seine Erziehung und wählte ausgezeichnete Männer zu seinen Lehrern. Als ihm einer derselben einst die Geschichte Alexanders des Großen vortrug, rief der Prinz:

„Dem will ich ähnlich werden!“

und auf die Bemerkung des Lehrers, daß dieser Held nur 32 Jahre gelebt, erwiederte er:

„das ist lange genug, wenn man Königreiche erobert hat!“

Er hatte erst das funfzehnte Jahr erreicht, als sein Vater starb, die Mutter hatte er vier Jahr früher verloren; nun wurde die Regierung seiner Großmutter übergeben, um sie bis zu seiner Mündigkeit zu führen. Karl schien sich

Anfangs nicht eben darum zu kümmern; er war verſchloſſen, und ſuchte wenig Umgang, noch weniger jugendliche Vergnügungen auf, ſo daß die fremden Geſandten ſogar die ungünſtigſten Urtheile über ſeine Fähigkeiten an ihre Höfe berichteten. Nur der ſchwediſche Reichsrath Graf Pieper blickte tiefer in ſeine Seele und erkannte, daß nur der vergebliche Wunſch, der läſtigen Vormundſchaft überhoben zu ſein und ſelbſtſtändig regieren zu können, den Prinzen ſo gänzlich verſtimme; er bewog daher die Reichsſtände, den Prinzen, trotz dem Widerſtreben der Großmutter, für mündig zu erklären. Die Krönung geſchah am 24. Dez. 1697, wobei der junge König in ſeiner Ungeduld dem Weihbiſchof die Krone aus der Hand nahm und ſie ſich ſelbſt aufs Haupt ſetzte. Im Anfange überließ er jedoch die Regierungsgeſchäfte größtentheils ſeinem vertrauten Rathgeber dem Grafen Pieper und zog körperliche Uebungen, beſonders die Jagd vor; als aber die benachbarten Staaten, welche Schwedens Uebergewicht im Norden längſt mit Eiferſucht betrachtet hatten, dieſen Zeitpunkt für den günſtigſten zu ſeiner Demüthigung hielten, als Friedrich IV. von

Dänemark, August II. von Polen und Peter I. von Rußland ein Bündniß gegen den jugendlichen König schlossen, und der erstere in das Gebiet des Herzogs von Holstein-Gottorp, des Schwagers Karls XII. feindlich einbrach, da erwachte plötzlich der kriegerische Muth des 18. jährigen Königs; er eilte an der Spitze seines Heeres dem Herzog zu Hülfe, erschien mit seiner Flotte vor Koppenhagen, sprang ungeduldig zuerst aus dem Schiffe ins Wasser und drang mit dem Degen in der Faust gegen die feindlichen Batterien vor; jubelnd folgten seine Schweden, er schlug die Feinde und zwang den König von Dänemark zu einem Frieden, welcher am 18. August 1700 zu Travendahl unterzeichnet wurde, und den Herzog von Holstein in alle seine Rechte wieder einsetzte. Karl zeigte bei dieser Unternehmung eben so viel Einsicht und Tapferkeit, als Großmuth und Uneigennützigkeit. Er hielt die strengste Mannszucht und bezahlte auch im Feindes-Lande alles, was seine Truppen bedurften. Er selbst nahm eine sehr einfache harte Lebensweise an; der Wein wurde gänzlich von seiner Tafel verbannt, grobes Brod war oft seine Speise und es geschah

nicht ſelten, daß er in ſeinen Mantel gehüllt, auf der bloßen Erde ſchlief. Ein blauer Rock mit kupfernen Knöpfen, große bis über die Knie reichende Stiefeln und büffellederne Handſchuhe waren ſeine Kleidung. Täglich wurde früh und Abends im Lager Betſtunde gehalten, wobei alle und auch der König ſelbſt knieend das Gebet verrichteten.

Den einen ſeiner Feinde hatte Karl nunmehr gedemüthiget, aber König August II. war indeß vor Riga erſchienen, um es zu belagern und Peter I. mit einem großen Heere gegen Narva vorgerückt, um die Länder am Finniſchen Meerbuſen zu gewinnen. Peter I. wollte nemlich, nachdem er für die innere Ruhe und Ausbildung ſeines Volkes wichtige Schritte gethan, nun auch ſein Reich vergrößern und brach gegen Schweden unter dem Vorwande los, daß er die dem ruſſiſchen Reiche in früherer Zeit geraubten Provinzen Ingermannland und Karelien wieder zurückfordern müſſe. Karl XII. von allen Seiten angegriffen, erſchrak dennoch nicht vor ſeinen mächtigen Feinden; mit einem kleinen Heere von kaum 10000 Mann flog er

dem Czare entgegen der bei Narva mit 80000 Mann ſtand.

Vom Winde und Schneegeſtöber begünſtigt griff er das Lager der Feinde an; zwei Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, ein Stiefel blieb ihm im Sumpfe ſtecken, aber er warf ſich im bloßen Strumpfe auf ein drittes Pferd, erſtürmte das Lager und vernichtete gänzlich das große feindliche Heer. Gegen 30000 Mann Ruſſen wurden erſchlagen, über 20000 gefangen. Karl behandelte ſie mild und großmüthig, ließ die gemeinen Soldaten in ihre Heimath zurückkehren und behielt blos die Generale in der Gefangenſchaft. Auf Seiten der Schweden waren nur 1200 Mann gefallen und 800 verwundet worden. Unter dem Donner der Kanonen zog der 18 jährige Sieger in Narva ein; ſein erſter Gang war in die Kirche, wo er Gott auf den Knien für ſeinen Sieg dankte.

Peter I. war bei dieſer Schlacht ſelbſt nicht gegenwärtig; er ſagte, als er die Nachricht davon empfing:

„Die Schweden werden uns noch öfter ſchlagen, aber wir lernen dabei, und es wird die

Zeit wohl kommen, wo wir ſie wieder ſchlagen werden.“

Karl wendete ſich nun gegen ſeinen dritten Feind, Auguſt II. von Polen, der Riga verlaſſen und ſich in Kurland ausgebreitet hatte. Er ſetzte über die Düna, griff die Sachſen und Polen in ihren Verſchanzungen an, überwältigte ſie und ſchlug ſie ebenfalls in die Flucht. —

So ſtand denn nun Karl XII. als Sieger über alle ſeine Feinde da, der neunzehnjährige König hatte in 9 Monaten Drei mächtige Gegner gedemüthiget, Schrecken verbreitete ſich vor ihm, Peter und Auguſt waren beſtürzt, er hätte jetzt einen ſehr vortheilhaften Frieden ſchlieſſen und ſich zu den geachtetſten Fürſten des Nordens machen können. Aber Kampfbegierde und eitle Ruhmſucht trieb ihn weiter, er verfolgte den König Auguſt nach Polen, beſchloß ihn vom Thron zu ſtürzen, und einen würdigern darauf zu ſetzen.

Auguſt verſuchte alles, ihn zu gewinnen; er ſendete ihm eine Geſandtſchaft entgegen, aber ſie wurde nicht vorgelaſſen; die wegen ihrer Schönheit ſo berühmte Gräfin von Königsmark, die vertraute Freundin des Königs Auguſt,

wollte sich ihm zu Füßen werfen, und mit ihrer unwiderstehligen Lieblichkeit ihn zum Frieden bewegen; Allein Karl sprach sie nicht, und ließ ihr sagen:

„Er wage nicht, sie zu sehen!“

Der Krieg dauerte also fort und nachdem die Schweden einen neuen vollständigen Sieg im Jahr 1703 zu Kliſto erfochten und ganz Polen beſetzt hatten, wurde der Thron für erledigt erklärt, und an die Stelle August II. nach langen Streitigkeiten endlich der polniſche Fürſt Stanislaus Leszinsky zum König von Polen erwählt. Da man ſich anfangs über die neue Königswahl nicht einigen konnte, that man Karln den Vorſchlag, er ſolle ſelbſt die Krone von Polen annehmen, er aber antwortete ſtolz:

„Ich vertheile lieber Könichreiche, als daß ich ſie ſelbſt annehme!“

Als König August nach Sachſen floh, wollte ihm unter vielen andern Vornehmen, auch die Prinzeſſin Lubomirsky dorthin folgen. Der ſchwediſche Oberſt-Lieutenant Hagen hatte aber ihre Reiſe erfahren, und ihr, da ſie eine große Summe an Geld und Koſtbarkeiten bei ſich führte, einen Hinterhalt gelegt, wodurch dieſe

ſeltene Beute auch wirklich in ſeine Hände gerieth. König Karl aber, der dies Abentheuer erfuhr, ſchrieb ihm ſofort eigenhändig:

„Da ich mit Frauenzimmern keinen Krieg führe, ſo wird der Oberſt-Lieutenant Hagen gleich nach Empfang dieſes ſeine Gefangene in Freiheit ſetzen, ihr alles wiedergeben, was ihr gehört, und, wenn ſie ſich für ihren noch zu machenden Weg nicht genug in Sicherheit glaubt, ſie bis an die Gränze von Sachſen escortiren!“

Eben ſo ließ er nach der Schlacht bei Kliſto, wo einige 100 feindliche Officierdamen und andere Frauen in ſeine Hände gefallen waren, ſie mit ächt ritterlicher Schonung ungekränkt durch einige Reiter-Schwadronen an die Schleſiſche Grenze bringen; als König Auguſt dieſe Artigkeit dadurch vergelten wollte, daß er dafür einen ſchwediſchen Rittmeiſter frei ließ, ſendete ihm Karl für dieſen einen Rittmeiſter, 25 ſächſiſche Officiere zurück.

König Auguſt hoffte in Sachſen ſicher zu ſeyn, aber Karl verfolgte ihn auch hier. Er zog in großer Ordnung durch die Oberlauſitz über Radeburg nach Meiſſen, gab der Stadt Leipzig einen Schutzbrief für die nahe Michae-

lis-Messe; besuchte das Schlachtfeld von Lützen und ließ sich hier die Stätte zeigen auf der Gustav Adolph gefallen war.

„Ich habe mich bemüht zu leben wie er! rief er aus: — Gott schenke mir einst auch einen so ruhmvollen Tod!“

Als er durch Leipzig ritt, warf sich ihm ein Landmann zu Füßen und bat um Gerechtigkeit gegen einen Grenadier, der ihm mit Gewalt sein Mittagbrod genommen hatte:

„Ist es denn wahr, fuhr der König den Soldaten an, daß du diesen Mann bestohlen? Herr, antwortete der Soldat, „„ich habe ihm bei weitem nicht so viel genommen, als Ihr seinem Könige!““ Karl gab dem Bauer ein Goldstück und sagte dem Soldaten: „Erinnere dich, mein Freund, daß, wenn ich auch dem Könige ein Königreich nahm, ich davon nichts für mich behalten habe!“

Karl schlug endlich sein Hauptquartier in Altranstädt auf, und ließ einen Theil seiner Armee nach Dresden vorrücken. Der Friede zwischen ihm und König August kam hierauf im Jahre 1707 zu stande; August mußte der Krone Polen entsagen, sich von dem Bündniß

mit Rußland trennen, und den Liefländer Patkul, welcher das Bündniß der drei Monarchen gegen Karln geſtiftet, und durch ſeinen Rath den Krieg unterhalten hatte, ausliefern. Er ließ den letztern nachdem er ihn unter harter Behandlung Monate lang mit ſich herumgeſchleppt, endlich auf das allergrauſamſte hinrichten und folgte hier zum erſtenmale einer unbegränzten Rachſucht, da er früher doch ſtets nur ein großmüthiges Betragen gegen ſeine Feinde gezeigt hatte.

Ehe Karl Deutſchland verließ, bewirkte er noch beim Kaiſer Joſeph I. daß den Lutheranern in Schleſien volle Religions-Freiheit zugeſtanden wurde, und man ihnen die eingezogenen Kirchen wieder zurück gab. Dem päbſtlichen Nuntius, welcher den Kaiſer deshalb getadelt, ſoll dieſer geantwortet haben:

„Er hätte nicht ohne kräftige Beweggründe alſo gehandelt und wäre der Pabſt dem König Karl ſo nahe geweſen als er, ſo würde er vielleicht ſelbſt Lutheriſch geworden ſeyn!“ Als Karl auf ſeinem Rückmarſche Schleſien berührte, riefen ihm die lutheriſchen Einwohner auf den Knien ihren Dank zu.

Während nun der schwedische König seine Siege auf diese Weise verfolgte, und den König August II. gedemüthigt hatte, war sein bedeutendster Feind, der Czar Peter I. nicht weniger thätig gewesen und hatte ihm große Vortheile abgenommen. Kaum war, nach dem glänzenden Siege bei Narva, Karl mit seinem Heere nach Polen geeilt, als Peter schon wieder neue Truppen bildete, viele kühne Fremde unter seine Fahnen versammelte und Ingermannland und einen Theil von Liesland und Estland eroberte. Auf dem Pripus-See vernichtete er eine schwedische Flotte von 13 Schiffen, wobei sich der Kapitain des letzten schwedischen Schiffes aus Verzweiflung selbst mit aller seiner Mannschaft in die Luft sprengte.

Der Czar führte niemals das Ober-Kommando seines Heeres selbst, er übertrug dies stets erfahrnern Feldherrn, unter deren Befehl er sich willig stellte, zeichnete sich jedoch stets durch persönliche Tapferkeit zu Lande und zur See, vor allen aus und eroberte z. B. als Bombardier-Kapitain, mit 30 kleinen Fahrzeugen zwei große schwedische Kriegsschiffe, wofür ihn der russische Admiral Gholowin den An-

dreas-Orden umhing. — Er bezwang die Festungen Nöteburg und Nienschanz, deren erster er den Namen Schlüsselburg gab und beschloß nun, was er längst sehnlich gewünscht hatte, am Ausfluß der Newa einen bequemen festen Handelsplatz für sein Reich anzulegen. Wohl war es ein unglaublich kühnes Unternehmen, da der morastige Boden daselbst erst durch aufgetragene Erde befestiget und erhöht werden mußte. Aber der Czar kannte Mittel und Kräfte dazu, denn die russischen Leibeigenen wurden auf 200 Meilen weit zusammen getrieben; sie kamen fast in Bettlerlumpen und trugen in diesen die Erde zusammen, weil es Anfangs sogar an Schubkarren und Spaten fehlte. Am ersten Pfingsttag den 27. Mai 1703 legte Peter den Grundstein zur neuen Stadt, die er Petersburg nannte, und ließ für sich einstweilen eine hölzerne Hütte erbauen, aus welcher er die Arbeiter und die ankommenden Schiffe übersehen konnte, und die noch jetzt zu seinem Andenken erhalten wird. Dem italienischen Baumeister Andrei-Trefin war die Ausführung des großen gewaltigen Baues einer neuen Festung und Stadt anvertraut; gegen 20000 Leibeigene arbeiteten Tag

und Nacht, ohne Betten, ohne Obdach; viele ſtarben, aber ſie wurden immer wieder durch neue erſetzt. Nach vier Monaten erhoben ſich die bedeutenden Feſtungs-Werke ſchon aus dem ſumpfigen Boden und nach zwei Jahren konnte die Stadt ſchon bewohnt werden, in welcher der Czar allen die ſich hier anſiedeln wollten, und beſonders vielen durch den Krieg verjagten Schweden, Finnen und Liefländern große Vortheile und ſichere Freiſtatt gewährte; ja als im November 1703 das erſte mit Waaren beladene holländiſche Schiff bis in die Mitte der neuen Stadt einfuhr, wurden Schiffsherr und Mannſchaft fürſtlich belohnt. So ſtrebte denn Peter I. unabläßig, alles, was er dem Feinde abgerungen, auf der Stelle zum Vortheil ſeines Reiches zu benutzen, und ſeine großen Pläne zur Veredelung deſſelben kräftig auszuführen; und obgleich jener ungeheure Bau, der durch die Gründung der Feſtung Kronſtadt noch vergrößert wurde, ihn fortwährend beſchäftigte, ſo war er doch auch in dieſer Zeit nicht minder für die Eröffnung neuer Erwerbsquellen im Innern ſeines rauhen Landes beſorgt. Er ließ Schäfer und Schaafe aus Polen kommen, um

die ruſſiſche Schaafzucht zu veredeln, errichtete Leinewandmanufakturen, und Papiermühlen, verſchrieb Büchſenmacher und Stückgieſſer aus Deutſchland, ließ die ſibiriſchen Bergwerke anlegen, und durch einen Kanal, zum Beſten des Handels, die Wolga mit dem Don verbinden.

So mit immer neuen Entwürfen umgehend, von einer großen Arbeit zur andern fortſchreitend, ſuchte er ein wahrhaft kaiſerliches Tagewerk zu erfüllen, aber ſein Herz war leer; die leidenſchaftliche von heiſſen oft rohen Empfindungen durchſtrömte Seele, hatte keinen Gegenſtand mehr, den ſie mit ganzer hingebender Liebe umfaßte. Seine Jugendfreunde Lefort und Gordon waren ihm durch den Tod geraubt worden, ſeine früher ſehr geliebte Gemahlin Eudoxia hatte er geglaubt verſtoßen zu müſſen; zwar waren an die Stelle der erſtern andere tüchtige Männer aus dem Staube zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben worden, von denen der Czar beſonders den General Menzikow durch Vertrauen auszeichnete, dennoch aber fühlte er ſich allein, und ſah ſich mehr gefürchtet und bewundert, als geliebt. Da gab ihm das Schickſal auf eine ſeltene Weiſe, was

er entbehrte. Bei der Besetzung von Liefland hatte er auch das feste Schloß zu Marienberg erobert und die Bewohner dieses Ortes sämmtlich als Gefangene nach Rußland führen lassen. Unter diesen befand sich eine durch ihre Schönheit vor allen ausgezeichnete junge Frau mit Namen Martha. Sie war die Tochter eines armen litthauischen Bauern, hatte in Marienburg bei dem Probste Glück gedient, und dort den schwedischen Dragoner Johann geheirathet, der jedoch wenige Tage nach der Hochzeit seinem Berufe folgen und die junge Gattin verlassen mußte. — Sie gerieth bei der Eroberung von Marienburg in die Hände des Generals Menzikow. Von ihrer Schönheit und Anmuth unwiderstehlig angezogen, nahm sie endlich der Czar zu sich, fand in ihr die liebenswürdigsten weiblichen Eigenschaften, gab sich ihr mit voller Liebe hin, und erklärte sie späterhin unter dem Namen Katharina, vor ganz Rußland zu seiner wirklichen Gemahlin und Mitherrscherin.

So stand es um Peter I., als er die Nachricht erhielt: der Friede zu Altranstädt sei

am 24. September 1706 geſchloſſen und Karl XII. mit einem Heere von 43000. Mann gegen ihn im Anzuge. Dieſer bisher unbeſiegte Held wollte nemlich mit ſeiner ganzen Macht nunmehr auf ſeinen letzten mächtigſten Feind den Czaren losgehen, war jedoch im Anfange ſelbſt unſchlüſſig, wie er ihn in dem ungeheuern Reiche angreiffen ſolle. Bei dieſem Zweifel faßte er ſogar einmal den abentheuerlichen Entſchluß, ihn zu einem Zweikampfe herauszufordern, der alles mit einem male entſcheiden und deſſen ſchriftlich aufgeſetzte Bedingung von allen auswärtigen Mächten genehmigt werden ſollte. Sein erfahrner Freund Graf Piper brachte ihn jedoch von dieſem Vorhaben zurück, und beſtimmte ihn, geradezu auf die Hauptſtadt Moskau loszugehen. Peter I. hielt es nicht für rathſam, den ſiegreichen Karl in Polen zu erwarten, der im Anfange des Jahres 1708 über die Weichſel ſetzte, und große Verheerungen dort anrichtete. Er zog ſich zurück, und ſendete ſogar dem furchtbaren Schweden-Könige, den weder die unwegſamſten Gegenden, weder Flüſſe noch Moräſte, am ſiegreichen Vordringen hindern konnten, als er kaum noch 12 Tagerei-

sen von Moskau entfernt war, eine Gesandschaft entgegen, die ihm Frieden und Freundschaft anbieten sollte. Aber Karls unbeugsamer Sinn war durch das bisherige Glück verblendet, und bewog ihn zu der stolzen Antwort: „Er wolle nicht eher, als in Moskau selbst die Friedens-Unterhandlungen anknüpfen.“ Und auch das würde ihm vielleicht gelungen seyn, hätte er wie bisher seinem eignen Rathe gefolgt, aber er ließ sich zum ersten male durch die große Ueberredungsgabe des alten Mazeppa, des Hettmanns der Kosacken, der sich bei dieser Gelegenheit zum unumschränkten Fürsten der Ukräne zu machen gedachte, zu einem andern Plane verleiten. Mazeppa versprach ihm hinlänglichen Proviant für seine Truppen, und ein Hülfs-Heer von 30,000 Mann, wenn er statt gerade auf Moskau loszugehen, den Umweg durch die Ukräne wählen, und dort sich mit ihm verbünden wollte. Karl willigte ein, und obgleich alle seine treusten Rathgeber, selbst Graf Piper ihn von diesem unseligen Unternehmen abzubringen suchten, so bestand er nur um desto hartnäckiger darauf. Mit Verwunderung sah Peter I. die Schweden ihre dro-

hende Stellung verlaſſen und in die öden Wälder und Steppen nach der Ukräne hinunterziehen. Die Beſchwerlichkeiten dieſes Marſches waren über alle Beſchreibung; man fand Tage lang weder bewohnte Oerter noch Lebensmittel; die Wege waren völlig grundlos, das Wetter ein anhaltender Regen; viele Kanonen blieben in den Moräſten ſtecken, Menſchen und Vieh erlagen den Strapatzen. Karl ſetzte ſeine Hoffnung auf den General Löwenhaupt, der aus Liefland mit 15000 Mann friſcher Truppen zu ihm ſtoßen, und Proviant und Kleidungsſtücke mitbringen, und auf den Hettmann Mazeppa, der ihm 30,000 Koſacken und große Summen Geldes zuführen ſollte. Allein der erſte hatte ſich mühſam durch das ruſſiſche Heer ſchlagen müſſen, und nur noch 6000 Mann ohne alle Bagage übrig behalten, und der letztere erſchien nur mit 5000 Koſacken, ohne Geld und ohne Proviant, denn die Koſacken hatten bei der Nachricht, daß der Czar mit einem Heere im Anmarſche ſey, keinen Aufſtand gewagt. Man wendete ſich jetzt nach Baturin, der Reſidenz Mazeppas, wo man den Truppen doch einige Ruhe zu gönnen gedachte; aber man fand hier

nur einen Aſchenhaufen. Der ruſſiſche General Menzikoff hatte vor 5 Tagen die Stadt nieder gebrannt, Mazeppas Bild an den Galgen ſchlagen und einen andern Hettmann an ſeiner Statt erwählen laſſen. Jetzt trat die ungeheure Kälte des ſtrengen Winters von 1708 und 1709 ein, das Heer war ſchlecht bekleidet und faſt ohne Lebensmittel; über Schnee und Eis ging der mühſame Marſch; viele kamen in der Kälte um, tauſende erfroren Hände und Füſſe; von den beeisten Wällen der Feſtung Wiprek prallten die Kugeln wirkungslos zurück und die endliche Eroberung dieſes Ortes mußte mit dem Leben von 1500 Schweden erkauft werden. Das ganze Heer war trotz aller Verſtärkungen jetzt bis auf 28000 Mann zuſammen geſchmolzen. Die Noth war groß, mitten in dem rauhen Lande des Feindes; noch aber war eine ſichere Rettung durch einen ſchnellen Rückzug nach Polen möglich. Graf Piper und ſelbſt der alte Mazeppa beſchworen den König darum, er aber wies ſie hartnäckig zurück, und wollte lieber das äuſſerſte wagen, als Furcht oder Reue zeigen. Er ging nun auf Pultawa, der Hauptſtadt der Ukräne los und ließ dieſe

Festung belagern, obgleich sein ganzes Geschütz nur noch aus 18 Kanonen bestand.

Aber Peter I. hatte indeß ein großes Heer versammelt, dessen Vortrab immer näher heran rückte. Es wurde Verstärkung in die Festung geworfen, und das schwedische Korps, das dieß verhindern wollte, zurückgeschlagen. Täglich fielen Scharmützel vor, Karl selbst wurde bei einem derselben durch den Knöchel des linken Fußes geschossen. Endlich erschien Peter selbst mit der Haupt-Armee von 65,000 Mann; die entscheidende Schlacht war nicht mehr abzuweisen. General Rhenschöld kommandirte an des verwundeten Königs Statt die Schweden, er selbst ließ sich von zwei Pferden in einer Sänfte dabei umhertragen. Am 8. Juli 1709 wurde die berühmte Schlacht bei Pultawa geliefert, die einen noch nie besiegten Helden, der das Schrecken seiner mächtigen Feinde war, in wenigen Stunden zum ärmsten Flüchtling machte, und sein Heer, wegen seiner Tapferkeit und Ausdauer mit keinem zu vergleichen, gänzlich vernichtete. Mehr als 9000 Schweden und Kosacken blieben auf dem Wahlplatze; 16000 wurden gefangen, unter ihnen die Generale

Löwenhaupt und Rhenschöld, der Graf Piper und ein Prinz von Würtemberg; die ganze Bagage und eine Kriegskasse von 7. Millionen sächsische Thaler wurde eine Beute des Feindes.

Dem Könige war im Schlachtgewühl das Vorderpferd an seiner Sänfte erschossen worden; er ließ sich hierauf von Trabanten tragen, aber ein Schuß zerschmetterte die Stange des Tragsessels. Man half ihm auf ein Pferd, aber auch dies ward unter ihm erschossen, man brachte ihn endlich in eine Kalesche, und eilte mit ihm dem Dnieper zu. Nach fünf furchtbar langen Tagereisen durch unbewohnte Wüsteneien, in brennender Sonnenhitze, ohne alle Lebensmittel, gelangte er endlich an die Grenze des türkischen Reiches. Kaum fand er hier Zeit über den Bog zu setzen, denn die verfolgenden Kalmucken fingen von seinem Gefolge noch 500 Mann weg, die wegen Mangel an Fahrzeugen nicht schnell genug über den Fluß gelangen konnten. Mit Erstaunen jedoch ehrfurchtsvoll wurde er von dem Pascha von Bender empfangen.

Auf russischer Seite hatte General Men-

zikoff in dieſer Schlacht den Oberbefehl geführt; der beſcheidene Czar ſelbſt war erſt zum Generallieutenant bei der Landarmee und zum Kontre-Admiral bei der Flotte befördert worden. Er ſchrieb vom Schlachtfelde aus nach Petersburg:

„Unſern Feind hat Phaethons Schickſal
„getroffen, und feſt iſt nun endlich der
„Grundſtein unſerer Newa-Stadt ge-
„legt!“

Er ließ die gefangenen ſchwediſchen Generäle an ſeiner Tafel ſpeiſen, und als er eines Tages auf die Geſundheit ſeiner Lehrer in der Kriegskunſt trank, und General Rhenſchöld ihn fragte: Wer ſich eines ſolchen Titels erfreuen dürfe? antwortete der Czar:

„Sie meine Herren! denn Sie ſind meine Lehrer!“

„In dieſem Falle ſind Ew. Majeſtät aber ſehr undankbar, entgegnete Rhenſchöld, daß Sie Ihre Lehrer ſo übel behandelt haben!“

Peter ließ hierauf den gefangenen Generalen ihre Degen ſogleich zurückgeben, und behandelte ſie fortan mit großer Achtung.

Aber den übrigen ſchwediſchen Gefangenen,

die ſich ihm unter der Bedingung der freien Rückkehr in ihr Vaterland ergeben hatten, hielt er nicht Wort. Keiner ſah Schweden wieder, ſie wurden in Rußland zerſtreut, und viele ſtarben in den ſibiriſchen Bergwerken, oder als Bettler auf den Landſtraßen.

Statt daß Karl XII. nun über Ungarn und Deutſchland in ſeine verlaſſenen Staaten zurückgekehrt wäre, ſchlug er ein Lager in der Nähe von Bender auf und ſuchte den Sultan Achmed III. zu einem Trutzbündniß gegen den Czar von Rußland zu bewegen, denn nicht als ein beſiegter König, ſondern an der Spitze eines türkiſchen Heeres wollte er ſich der Welt aufs neue zeigen. Der edelmüthige Sultan überhäufte ſeinen unglücklichen Gaſt mit Geſchenken; er ließ ihm täglich 500 Thlr. und reichliche Lebensmittel gewähren, obgleich die um den König verſammelten Schweden und Polen nach und nach die Zahl von 1800 Perſonen erreicht hatten, aber über den vorgeſchlagenen Krieg mit Rußland ließ er ihn lange Zeit völlig in Ungewißheit. Karl wollte vor Ungeduld vergehen, denn er vernahm wohl wie ſeine Feinde dieſe Zeit benutzten.

Peter I. hatte neue Bündniſſe mit Auguſt II. von Sachſen, und König Friedrich I. von Preuſſen, und Handelsverträge mit Frankreich, Italien und den Hanſeſtädten geſchloſſen, auch den Erſtern, nachdem der Friede von Altranſtädt für null und nichtig erklärt worden war, wieder mit Gewalt der Waffen auf den Thron von Polen geſetzt; er hatte ganz Liefland und Karalien erobert, und nach dem aufblühenden nunmehr völlig geſicherten Petersburg ſeine Reſidenz verlegt. Friedrich I. von Preuſſen hatte Schwediſch Pommern beſetzt.

Auch von Seiten Dänemarks war wieder eine Kriegserklärung erſchienen, und die däniſche Armee bereits in Schonen gelandet. Karls Ungeduld ſtieg auf das Höchſte, länger nun als ein Jahr waren ſeine Aufforderungen an den Sultan, zum gemeinſchaftlichen Kriege gegen Rußland, ohne Antwort geblieben. Sein Geſchäftsträger in Konſtantinopel der polniſche Graf Poniatowsky, wußte jedoch durch unglaubliche Liſt und Beſtechungen ſelbſt bis zur Sultaninn Mutter zu dringen, zwei Großvezire, die Karls Abſichten entgegen waren, zu entfernen, und im November 1710 den Sultan

endlich zur Kriegs-Erklärung gegen Rußland zu bewegen. Der Feldzug wurde eröffnet. Das türkische Heer befehligte der Großvezier Baltadschi Mehemet, das russische, bei welchem der Czar mit seiner jungen Gemahlin Katharina selbst zugegen war, führte General Scheremetew an. Bis an den Pruth waren die Russen unter großen Mühseligkeiten vorgedrungen und standen dem Lager der Türken nun gegenüber. Aber die mit ihnen verbündeten Fürsten der Moldau und Walachei sendeten ihnen aus Furcht vor den Türken weder die verheißne Hülfe, noch die nöthigsten Lebens-Mittel. Die Noth stieg auf das Höchste, die Feinde drangen mit großer Uebermacht heran, und umzüngelten gänzlich das russische Heer. Der Untergang schien unvermeidlich, und als Peter nur Gefangenschaft, oder Tod vor sich sah, schrieb er an den Senat nach Moskau:

„Wenn meine Person in die Gewalt des Feindes fällt, so sollt ihr mich nicht mehr für den Czar, euern Herrn, erkennen, und nichts von dem erfüllen, was vielleicht aus meiner Gefangenschaft von mir an Euch gelangen möchte. Sollte ich aber umkommen, so mögt

ihr den Würdigsten unter Euch zu meinem Nachfolger wählen!“

Aus dieser grossen Gefahr rettete ihn die treue entschlossne Katharina. Sie sendete in Geheim ein Schreiben mit Friedensvorschlägen an den Groß-Vezier, und legte eine große Summe Geldes nebst ihrem ganzen kostbaren Schmucke als ein Geschenk für ihn bei. Hierdurch bewirkte sie für den Augenblick einen Waffenstillstand, dem bald der wirkliche Friedens-Abschluß folgte, nach welchem Peter die Festung Asow wieder herausgeben, seine Befestigungen an der türkischen Grenze niederreissen, und den Sultan wegen seiner „irregulären Aufführung“ um Verzeihung bitten mußte.

Als Karl XII. von der bedrängten Lage, in welcher der Czar sich befand, die ersten Nachrichten erhielt, eilte er herbei, um triumphirend den gefangenen Feind zu sehen. Er gerieth aber in die höchste Wuth, als er statt dessen von dem Frieden hörte und ließ nichts unversucht, den Groß-Vezier zum neuen Bruche zu bewegen. Der türkische Feldherr antwortete ihm aber ruhig:

„Wer soll das russische Land regieren, wenn ich den Czar gefangen nehme?“

Karl kehrte auf das tiefste verstimmt und erbittert nach Bender zurück, und baute sein sogenanntes Lager hier nur noch fester, indem er sogar Häuser darin errichten ließ. Aufs neue versuchte er den Sultan zum Kriege gegen Rußland zu bewegen; es gelang nicht und er mußte die Kränkung erleben, daß statt dessen ein Freundschafts-Vertrag zwischen Rußland und der Türkei geschlossen wurde, wornach, als einer der ersten Bedingungen, Karl selbst mit Gewalt aus dem türkischen Reiche entfernt werden sollte. Nur die Großmuth und Gastlichkeit Achmed III. duldete ihn noch länger, denn gerade jetzt wollte Karl zum Trotze jener Bedingung nicht weichen. Endlich da man ihm nach und nach den freien Unterhalt entzog, erklärte er, daß er gehen werde, wenn man ihm zur Bezahlung seiner Schulden eine halbe Million Thaler leihen wollte. Der großmüthige Sultan schenkte ihm eine noch größere Summe, Karl nahm sie, machte aber immer noch keine Anstalt zur Abreise und verlangte vielmehr ein noch höheres Reisegeld. So hatte ein frühe-

res, übergroßes Glück, das sich plötzlich in Misgeschick umwandelte, Karls sonst edelmüthigen Charakter jetzt zur höchsten Undankbarkeit, und seine männliche Beharrlichkeit jetzt zur eigensinnigen Bosheit umgeschaffen. Aber des Sultans Langmuth, die den beschwerlichen Gast 3½ Jahr geduldet hatte, war jetzt endlich erschöpft, er befragte seinen Divan, und erhielt die Antwort, daß er es seinem Reiche schuldig sey, den lästigen Fremdling selbst mit Gewalt aus demselben zu vertreiben. Der Pascha von Bender erhielt die nöthigen Befehle. Noch einmal versuchte dieser gütliche Unterhandlungen, aber sie wurden von Karln mit Verachtung zurückgewiesen. Jetzt hörten alle Natural-Lieferungen gänzlich auf, er wurde mit einem türkischen Heere eingeschlossen, die Polen und Kosacken aus seiner Begleitung verließen ihn, und er behielt endlich nur noch ein Gefolge von 300 Schweden um sich. Da der Mangel an Lebensmitteln größer wurde, befahl er seine schönen arabischen Pferde, ein Geschenk des Sultans, zu erschießen, ließ sein Lager verschanzen, und machte sich zur Gegenwehr bereit. Noch einmal versuchte der Englische-

und Holsteinische Gesandte ihn zum Nachgeben zu bewegen, jedoch ohne Erfolg; noch einmal bat man in Konstantinopel um Verhaltungsbefehle: der rückkehrende Befehl lautete auf Leben oder Tod! Man hinterbrachte ihm dieß; seine Generale und Geistlichen fielen ihm beschwörend zu Füßen, er wies ihnen aber kalt ihre Posten an, die sie vertheidigen sollten.

Jetzt begann der Kampf; von Seiten der Türken mit der höchsten Schonung, von Seiten Karls mit der größten Erbitterung. Sein kleines Lager wurde erstürmt, er warf sich in sein Haus, es bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Als dieß aber in Brand gerieth und er sich mit 50 Mann nach einem andern Hause durchschlagen wollte, verwickelte er sich mit seinem Sporn, fiel und wurde gefangen. Man brachte ihn nach Demotika und wies dem Gefangenen hier aufs neue Natural-Verpflegung an; er selbst gab sich für krank aus und kam 10 Monate lang nicht aus dem Zimmer, denn bei der Erstürmung seines Lagers hatte er alle seine bessere Habseligkeiten verlohren, und wollte nun von Niemandem in einer unköniglichen Dürftigkeit gesehen werden. So ver-

zehrte sich wahrer Heldenmuth und seltene Regentenkraft, aus Mangel an einem würdigen Gegenstande dergestalt in kindischem Eigensinn, daß Karl die Pflichten eines Königs, ja daß er sein Vaterland selbst ganz vergessen zu haben schien, obschon es eben jetzt seiner Gegenwart mehr als je bedurft hätte. —

Der schwedische Reichsrath konnte die Noth des Landes nicht länger ruhig mit ansehen und die Verantwortlichkeit nicht ferner auf sich laden, er nahm daher endlich darauf Bedacht, den leeren Thron wieder zu besetzen, und forderte die Schwester Karls XII. Ulricke Eleonore zur Thronfolge auf. Da diese Prinzessinn zuvor aber nach der Türkei schickte und den Bruder deshalb befragen ließ, sendete er dem Reichsrathe einen seiner großen Stiefeln, mt dem Befehl zu, diesen einstweilen statt seiner bei vorkommenden Zweifel zu befragen. Die Bothschaft seiner Schwester weckte ihn jedoch aus seiner langen Erstarrung, so daß er sich wirklich zur Abreise entschloß, nur sollte der Abzug mit königlicher Pracht gehalten, und eine glänzende Abschiedsgesandschaft vorher nach Konstantinopel geschickt werden, wozu große

Summen unter den drückendsten Bedingungen aufgeborgt wurden. Der Sultan, erfreut seinen lästigen Gast endlich los zu werden, machte ihm ein reiches goldgesticktes Zelt, Säbel und Dolche mit diamantenen Griffen, 8 arabische Pferde mit silbernem Geschirre und Steigbügeln, und 60 Wagen mit allerlei Mundvorrath zum Geschenk, und ließ ihn von einem zahlreichen türkischen Ehren-Gefolge begleiten; der König ertrug jedoch nur wenig Tage die Langsamkeit dieses stattlichen Zuges, er selbst setzte sich bald zu Pferde und legte, nur von dem General Düring begleitet, einen Weg von 280 deutschen Meilen über Ofen, Wien, Nürnberg, Würzburg, Cassel, Braunschweig, Güstrow bis Stralsund in 14 Tagen zurück. Trotz des großen Bartes, der schwarzen Perücke und des braunen Reiserockes, erkannte man dennoch den König sogleich, als er in der Nacht am 22. November in Stralsund anlangte, man mußte ihm die Stiefeln von den Füssen schneiden, und nach 16 Tagen legte er sich zum erstenmale wieder in ein Bett. Als er seiner frommen Sitte gemäß am andern Morgen die Kirche besuchte, war die Freude des Volkes unbeschreib-

lich und der König ward von der unverstellten großen Liebe seiner Unterthanen, die er so lange entbehrt hatte, so tief ergriffen, daß er zum Beweiß seines Wohlwollens die vornehmsten Rathsherrn in den Adelstand erhob und der Stadt auf 10 Jahre sämmtliche Abgaben erließ.

Peter I. hatte dagegen, nach dem Frieden mit der Pforte, auf den innern Zustand seines Reiches aufs neue einen prüfenden Blick gerichtet, und da ihm die Bedrückungen der Vornehmen gegen die niedere Volks-Klasse nicht entgangen waren, eine Kommission ernannt, die alle diese Beschwerden untersuchen sollte. Es wurde ein strenges Gericht gehalten, eine Menge Staatsbeamte vom ersten bis letzten Rang mußten nach Sibirien wandern und scharfe Gesetze gegen künftige Bedrückungen ergingen im Lande. Das verödete Ingermannland wurde durch neue zum Theil mit Gewalt dorthin versetzte Kolonien bevölkert, und Petersburg immer mehr vergrößert und verschönert. Jetzt nun war Karl XII. wieder in Stralsund angelangt, jedoch nicht, wie man erwartete, um endlich Frieden zu schließen, und seinem erschöpften

trauernden Lande Ruhe zu gönnen, nein, nur um mit allen seinen mächtigen Feinden, zu denen nun auch England getreten war, einen neuen unseligen Kampf zu beginnen. Aber der Sieg war nicht mehr sein Gefährte; die Preussen, Sachsen und Dänen eroberten unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau die Inseln Rügen, und Usedom; auch Stralsund wurde eingeschlossen und hart belagert. Als der König hier eines Tages einen Brief nach Schweden diktirte, fiel eine Bombe auf das Haus, in welchem er sich befand, zersprang im Nebenzimmer und zerschlug dort die Hälfte des Fußbodens, wobei jedoch das Königs-Kabinet unversehrt blieb. Bei dem Krachen der Bombe fiel dem erschrockenen Sekretair die Feder aus der Hand; der König aber sagte ruhig: was hat die Bombe mit dem Briefe zu schaffen, den ich dir diktire? — Schreib weiter! —

Endlich am 23. Decbr. 1715 mußte Stralsund übergeben werden, und der König nach Schweden weichen. Den Winter brachte er hierauf zu Lund in Schonen mit gewissenhafter Durchsicht aller in seiner Abwesenheit eingegangenen Kanzellei-Papiere, und in der Unter-

haltung, mit den dortigen Professoren über wissenschaftliche Gegenstände zu, entwarf auch wohl erfreuliche Pläne für die Vervollkommnung und Bereicherung seines Landes. Aber mit dem Anfange des neuen Jahres, im strengsten Winter, brach er dennoch mit dem mühsam zusammengebrachten Heere wieder los, und richtete seinen Marsch gegen Dänemark. Sein kluger thätiger Minister Graf Görz suchte Rußland zwar zu versöhnen, um mit ungetheiltern Kräften auf die übrigen Feinde losgehen zu können, es gelang ihm auch mit Peter I. einige günstige Unterredungen zu haben, aber Karl XII. fehlte die Geduld, er hatte zu lange in der Türkei in Unthätigkeit gelebt, sehnte sich nach Kampf und Sieg und drang vorwärts und in Norwegen ein.

Nach der Einnahme von Stralsund, und nachdem eine vom Czar beabsichtigte Landung auf Schonen unterblieben war, ließ Peter mit seinen Truppen Mecklenburg besetzen, und unternahm in Begleitung seiner Gemahlin noch einmal eine Reise in fremde Länder, durch Deutschland nach Holland und Frankreich. Mit der größten Wißbegierde besuchte er hier abermals die Werkstätte der Handwerker und Künst-

ler, und die Hörsäle der Schulen und Universitäten, unterredete sich auch in Torgau mit dem großen Philosophen Leibnitz; denn lernen wollte er überall und das Erlernte in seinem Reiche selbst weiter verbreiten. Als man ihm in Paris unter andern auch das Grabmal des Cardinals Richelieu, des Ministers Heinrichs IV. zeigte, rief er aus:

„Warum wurdest Du nicht zu meiner Zeit geboren? Großer Mann! ich gäbe Dir gern die Hälfte meines Reiches, um von Dir die andere beherrschen zu lernen!“

Nachdem er mit den fremden Mächten neue Handelstractate abgeschlossen, kehrte er nach 4 Monaten in sein Reich zurück. Hier aber fand er leider wiederum Ursache genug zu harten Strafgerichten, denn neue Beschwerden über Unterschleife und Bedrückungen des Volkes wurden ihm vorgelegt. Er ließ den Gouverneur von Archangel, Fürst Wolkonsky erschießen, und die übrigen Anklagen durch militairische Tribunale untersuchen und richten, verschonte auch hierbei seinen Liebling Menzikow nicht, den er sogar mit dem Stocke selbst züchtigte. Dann eilte er nach Moskau, um

hier gegen seinen eignen Sohn eine traurige wichtige Untersuchung zu führen. Alexis, geboren 1695, der Sohn von Peters erster Gemahlin Eudoxia, war von seiner tief gekränkten Mutter in der Anhänglichkeit an die alten Volkssitten, und in der Verachtung alles Fremden, Neuen und Bessern erzogen worden. Er äußerte laut seinen Unwillen gegen des Vaters neue Einrichtungen, und stellte sich ihm auf das feindlichste gegenüber. Die Gemahlin, welche ihm Peter gegeben, die liebenswürdige Prinzessin Charlotte von Braunschweig, mishandelte er auf die roheste Weise, und entfloh endlich aus Furcht vor dem Vater, der in ihm den künftigen Zerstöhrer seiner schönsten Schöpfungen sah, ihn deshalb zur Thronentsagung zwingen wollte, ja selbst schon sein Leben bedroht hatte. Aber der erzürnte Vater wußte seine Auslieferung von Neapel zu erlangen; er wurde verhaftet, entsagte zwar feierlich dem Throne, konnte aber auch von dem Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Czar sich nicht völlig reinigen, und wurde hierauf durch das Gutachten der russischen Stände zum Tode verurtheilt. Er

ſtarb im Gefängniſſe, wie man ſagt, an den Folgen des Schreckes über jenes Urtheil und alle in ſeinen Prozeß verwickelte Perſonen wurden hingerichtet. Der Czar aber hatte kaum dieſen Schmerz überwunden, als er wieder ruhig fortfuhr, durch die Errichtung neuer Regierungs-Collegien und Geſetz-Commiſſionen eine noch feſtere Rechtspflege zu begründen, und durch Begünſtigung des Handels und die Verſchönerung der Reſidenz Petersburg ſeinem Reiche immermehr Wohlhabenheit und Glanz zu verſchaffen. Er wünſchte jetzt den Frieden, wies auch die von dem Schwediſchen Miniſter Grafen Görz zur Ausſöhnung verſuchten Schritte nicht zurück, und war ſogar geneigt, in ſofern ihm Karl XII. die eroberten Provinzen überlaſſen wollte, ihn in ſeinem Unternehmen gegen Norwegen zu unterſtützen. Allein Ungeduld und Kampfbegier ließ den Schwedenkönig keine ruhigen Unterhandlungen abwarten, er theilte ſein 27000 Mann ſtarkes Heer in zwei Haufen, und drang ſo in Norwegen vor. Der Zug über die nordiſchen Gebirge warf ihm unerhörte, ja faſt beiſpielloſe Beſchwerlichkeiten in den Weg. Auf den ſteilen engen Gebirgs-

pfaden mußten Kanonen und Lavetten von den Soldaten auf den Schultern getragen werden; mit Reisbündeln füllte man die Sümpfe aus, durch die man gehen wollte; um Brodt zu erhalten, mußte das Getraide erst abgemäht, auf dem Felde ausgedroschen und geröstet werden; die beständige Näſſe und Kälte erzeugte ſchwere Krankheiten. Der eine Theil der Armee unter General Armfeld erreichte endlich die Feſtung Drontheim, ſie war jedoch ringsum mit Waſſer umgeben, ſelbſt eine Belagerung war nicht möglich. Es blieb nichts übrig, man mußte umkehren; aber der Winter war eben mit ganzer Strenge eingetreten, der Rückweg führte über acht Meilen lange Eisgebürge, die zu dieſer Jahreszeit noch nie ein menſchlicher Fuß betreten hatte.

Abgemattet bis auf den Tod, ohne Nahrung und Obdach, unter furchtbarem Sturm und Schneegeſtöber, kletterten die unglücklichen Schweden auf ungebahnten Eiswegen und zogen ihr Geſchütz mühſam hinter ſich her. In dieſer entſetzlichen Noth ließen ſie endlich einige Däniſche Gefangene los, um durch ſie den Commandanten zu Drontheim von ihrer Lage

unterrichten zu lassen. Der Commandant zögerte auch keinen Augenblick, es lag ihm weniger daran, den Feind vernichtet, als Menschen aus dem tiefsten Elende errettet zu sehen; er sendete auf der Stelle 300 Schlittschuhläuffer mit 150 Schlitten dem unglücklichen Feinde zu Hülfe; allein es war zu spät, ganze Regimenter lagen bereits erstarrt, ganze Haufen im Schnee verschüttet, unzählige waren von den eisigen Klippen herabgestürzt und von den 10,000 Schweden, welche General Armfelds Armee gebildet hatten, sahen kaum 500 ihr Vaterland wieder.

Der andere Theil des Schwedischen Heeres, welchen Karl XII. selbst anführte, war bis Friedrichshall vorgedrungen. Die Festung sollte belagert werden, am 4. Decbr. 1718 ließ der König die Laufgräben eröffnen; am 9. eroberte er mit dem Degen in der Hand selbst eine Hauptschanze; er ließ Tag und Nacht an den Gräben arbeiten, und war selbst am 11. Decbr. einem Sonntage, nachdem er die Vor- und Nachmittagspredigten in einem nahen Städtchen angehört hatte, noch spät Abends, trotz der schneidenden Nachtluft in die Ver-

schanzungen hinausgegangen, um selbst zu sehen, wie weit man vorgerückt sei. Hier aber fanden ihn seine Officiere, als sie ihn nach 10 Uhr aufsuchten, rückwärts gegen die Brustwehr gelehnt und todt. Eine Kugel hatte seinen Kopf getroffen, die Hand hielt er wie zur Gegenwehr krampfhaft am Degen. Man schoß zwar aus der Festung, woher aber eigentlich diese Kugel gekommen, die ihm durch beide Schläfe gegangen, ob von Feindes oder Freundes Hand, ist unerklärt geblieben.

Als Peter I. den Tod Karls XII. erfuhr, rief er bewegt aus: „Ach, Karl, mein Bruder, wie jammerst Du mich!“ denn er achtete wahrhaft die großen Eigenschaften dieses Fürsten. Aber ein noch viel tieferer Schmerz erfaßte seine Seele, als ihm zu dieser Zeit auch sein Waffengefährte General Scheremetew, und sein Thronerbe, den ihm seine geliebte Gemahlin Katharina geboren hatte, starb. Drei Tage und drei Nächte blieb er ohne Speise und Trank; man fürchtete für sein Leben. Da forderte ihn endlich Fürst Dolgoruki an der Spitze des Senates auf, sich zu ermannen. Peter erwachte auch aus seinem Grame, er erfaßte

das Scepter wieder und errichtete nun die heilige Synode, die erste geistliche Behörde seines Landes. Aber er wollte nach den langen Kriegen nun endlich auch Frieden haben, sich im festen Besitz seiner Eroberungen sehen, und da die Schwedische Regierung sich nach Karls XII. Tode mit ihren übrigen Feinden früher ausgeglichen, die Friedensunterhandlungen mit Rußland aber immer noch verschoben hatte, so beschloß der aufgebrachte Czar, sie durch ein furchtbares Mittel zum Frieden zu zwingen, indem er an den Küsten Schwedens einen beispiellosen Verwüstungskrieg führen ließ. 13 Städte, 361 Dörfer, 141 adelige Güter, 43 Mühlen, 14 Eisenwerke, mehrere Kupfergruben und meilenweite schöne Waldungen wurden unter der rohsten Behandlung der dortigen Bewohner in Asche gelegt, bis denn endlich in dem Frieden zu Nystadt am 10. Septbr. 1721 die schwedischen Provinzen Liefland, Esthland, Ingermannland u. s. w. für immer an Rußland abgetreten wurden. Peter war über diesen vortheilhaften lang ersehnten Frieden so innig erfreut, daß er ihn durch Handlungen des Wohlthuns zu verherrlichen beschloß; er erließ des-

halb allen Unterthanen ihre rückſtändigen Abgaben, ſchenkte allen Schuldnern die Freiheit und begnadigte ſelbſt die Verbrecher, mit Ausnahme der vorſetzlichen Mörder. Der Senat und die heilige Synode bat ihn hierauf im Namen des Volkes:

„Ihn künftighin Kaiſer von Rußland,
„Vater des Vaterlandes, und Peter
„den Großen nennen zu dürfen!“

Als bei dieſer Siegesfeier die fremden Geſandten dem Kaiſer ihren Glückwunſch darbrachten, erblickte er unter ihnen auch den Geheimen-Rath v. Baſtewitz, Miniſter des Herzogs von Holſtein Gottorp, welchem letztern Peter früherhin, weil er der Sohn der älteſten Schweſter Karls XII. war, die Thronfolge in Schweden zugeſichert, ihn aber bei dem jetzigen Friedensabſchluß gänzlich vergeſſen hatte. Der Kaiſer wendete ſich mit der Erklärung an Baſtewitz: daß es ihm diesmal nicht möglich geweſen ſey, für den Herzog von Holſtein zu thun, was er gewünſcht hätte, er hoffe aber, es werde ſich einmal eine beſſere Gelegenheit dazu finden. Mit einer wahrhaft männlichen Freimüthigkeit erwiederte der Miniſter:

Rathe des großen Leibnitz; die Arbeiten einer Gesetz-Commission; die Verbesserung des Mönchswesens; die Sicherstellung der niederen Volksklasse gegen die Bedrückung der höheren u. s. w. aber er fühlte längst schon die Abnahme seiner Kräfte, durch die heftigen Schmerzen eines Unterleibsübels. Die Aerzte vermochten wenig über ihn, er verschwieg ihnen theils seinen Zustand, theils war seine Lebensweise, besonders die Lust an starken Getränken, seiner Genesung hinderlich. Eine Erkältung, die er sich zuzog, als er bei Lachta ins Wasser sprang, um ein gestrandetes Boot selbst wieder flott machen zu helfen, verschlimmerte sein Uebel, er starb unter großen Schmerzen in den Armen seiner Gemahlin am 8. Februar 1725.

So liegen nun, meine lieben Leser, die Lebensbilder beider Fürsten vor Euch. Ihr werdet leicht zu einem richtigen Urtheile über sie gelangen, wenn ihr die Verhältnisse, unter denen sie die Regierung antraten, mit dem Zustande ihrer Reiche bei ihrem Tode vergleicht.

Karl XII. ward von seinem treuen, innigergebenen Volke noch vor seiner Volljährigkeit

mit Liebe auf den Thron gesetzt, auf welchem eine Reihe großer Vorfahren ihm eine glänzende Regentenbahn vorgezeichnet hatten. Das Reich war bedeutend an Umfang wie an innerer Kraft, der Schwedische Name geachtet und gefürchtet, das Heer mächtig und sieggewohnt, das Volk zu mannigfacher Bildung schon herangereift. Zwar versuchten eifersüchtige Nachbarstaaten die Kraft des jugendlichen Königs, er bestand aber ruhmvoll mit ihnen den Kampf, ward die Bewunderung ganz Europas, und sein erfreutes Land glaubte sich mehr als je zu den Hoffnungen auf einen langen glücklichen Frieden berechtigt. Als er aber endlich nach 21 jähriger Regierung, in welcher er 18 Jahre lang die blutigsten Kriege geführt, im Felde seinen Tod fand, wie sah es da um Schweden aus? — Das Land war verarmt, das Heer größtentheils vernichtet; die schönsten Provinzen hatten die Feinde wieder abgerissen; von keinem der großen Pläne, mit denen er sich brüstete, war irgend einer erfüllt. Seine seltenen Regententugenden, Festigkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeitsliebe, Großmuth, Frömmigkeit, gingen unter in thörigter Ruhmsucht und verwerflichem

Eigensinn. Ihr fragt umsonst noch irgend einem Denkmale, das dieser selten begabte Fürst sich selbst in seinem Lande gestiftet. — Schweden verschwand bei seinem Tode aus dem Reiche bedeutender Staaten.

Der berühmte französische Schriftsteller Montesquieu sagt von ihm:

„Karl XII. war nicht, was er zu sein „wünschte, Alexander der Große, „aber er wäre der beste Soldat des„selben gewesen. Weder die Natur „noch das Glück waren gegen ihn, „sondern nur immer er selbst. Das „Mögliche hatte nichts reitzendes für „ihn, er suchte nur Erfolge, die au„ßerhalb des Wahrscheinlichen lagen!“

Peter I. bestieg den Thron von Verschwörungen und Todesgefahren umgeben. Er fand ein rauhes, undankbares Land, ein rohes jeder Verbesserung sich widersetzendes Volk. Auch in ihm selbst walteten ungezügelte Leidenschaften, und veranlaßten oft rohe Ausbrüche sowohl der Freude als des Zornes, aber sie erstickten nicht die Keime der größten Regenten-

tugenden. Er erkannte was Noth war, ſtellte ſich ſelbſt als Schüler in die Werkſtätten fremder Nationen, um der ſeinigen dann als Meiſter vorſtehen zu können, und ſie an ſeinem eignen Beiſpiele heraufzubilden. Die Kriege, die er führte, beabſichtigten nicht ſeinen eignen Ruhm, ſondern immer nur die Wohlfahrt ſeines Reiches. Das Volk zitterte vor ſeinem Zorn und ſeiner grauſamen Gerechtigkeit, aber es nannte ihn dennoch mit Liebe den Vater des Vaterlandes, den großen Kaiſer. — Und fragt Ihr nun nach dem Erfolg ſeiner faſt 40jährigen Regierung? — Wie groß iſt die Summe, wie ganz anders hat er ſein Reich verlaſſen, als er es fand. Die Erbauung Petersburgs, einer der größten prächtigſten Städte Europas, die treflichſten Einrichtungen in der Staatsverwaltung und Rechtspflege, die Gründung von Schulen und anderen für Kunſt und Wiſſenſchaft förderlichen Inſtituten, wodurch er die höhere Bildung ſeines Volkes zu erlangen ſuchte, die Errichtung einer großen Land- und Seemacht, die Ausbreitung eines blühenden Handels u. ſ. w., das waren ſeine Werke und werden ſein großes unvergängliches Denkmal bleiben.

Herder ſagt von ihm:

„Wenn ein Monarch den Namen des „Großen verdient, ſo iſt es **Peter I.** „Er war Selbſteinrichter und Haus„halter ſeines Reiches, ein allenthal„ben umherwirkender Genius, der hier „anordnete, ſchuf und lenkte, dort an„regte, lohnte und ſtrafte, überall aus „unermüdlichem Triebe **Er ſelbſt**, „nie durch ihn ein anderer. Dieſer „Trieb, dieſe Genius-Kraft zeigte ſich „in ſeiner kleinſten und größten Unter„nehmung, verbunden mit Klugheit, „Entſchloſſenheit und auch im wilden „Zorne mit einer bald rückkehrenden „Billigkeit und Menſchengüte!“

Ernſt v. Houwald.

Der Handwerksmann.

Auf dem Gymnasium zu Saalheim befanden sich Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um hier ihre Bildung für das künftige Leben zu empfangen. Sowohl die Söhne vornehmer und reicher, als auch armer unbedeutender Eltern saßen hier in einem Zimmer, auf einer Bank beisammen, wenn der Lehrer sie unterrichtete und den Reichthum der Wissenschaften gleichmäßig unter ihnen vertheilte, ja es geschah gar oft, daß Verstand und Fleiß den Sohn geringer Eltern weit über den Grafen und Fürsten stellte, und den jungen Leuten hier eine Welt zeigte, in welcher nicht Reichthum und Geburt, sondern der Verstand, das Herz und der Wille den Rang anwies. Hier nun wurden auch Freundschaften geschlossen, die alle äusseren Verhältnisse unberücksichtigt liessen, und nur in inniger Uebereinstimmung der Herzen ihren Grund fanden.

Zu den Zöglingen dieſer Anſtalt gehörte auch Kaspar Weit, der Sohn eines Maurermeiſters aus einem benachbarten Städtchen. Sein Vater wollte ihn erſt einen guten Grund an Schulkenntniſſen legen laſſen, bevor er ihn in ſeiner Profeſſion unterrichte, wozu der Bruder des Vaters, der Thorſchreiber in Saalheim, gerathen hatte.

„Denn, ſagte dieſer, in der Chronik der Stadt Saalheim ſteht geſchrieben, daß einſt ein Maurermeiſter mit Namen Kaspar Weit die gewaltigen Mauern und groſſen Thore der Stadt erbaut habe. So etwas wäreſt Du zwar nicht im Stande, mein lieber Bruder, denn die Meiſter, die Dich leſen, ſchreiben, und die Maurerkelle führen gelehrt, wußten ſelbſt nicht viel; aber Dein Junge ſoll wieder nach dem alten Kaspar ſchlagen; deshalb gieb ihn hierher auf die Schule, damit er hier mehr lerne, als Du, und den Bau ſeines Vorfahren fortwährend vor Augen habe, als eine künftige Anmahnung einſt etwas ähnliches zu leiſten!“

Der alte Thorſchreiber hatte unter dem groſſen Könige Friedrich II. als Wachtmeiſter gedient, den 7 jährigen Krieg mitgemacht, und

manche ehrenvolle Wunde aufzuweiſen. Er galt viel in ſeiner Familie, Kaspar wurde vom Vater ganz an ihn verwieſen, und brachte auch im Anfange ſeiner Schulzeit die meiſten Freiſtunden gerne bei dem alten Onkel zu. Jemehr der lebendige muntere Knabe aber unter ſeinen Mitſchülern bekannt wurde, gleichgeſtimmte Gemüther fand und Freundſchaften ſchloß, um deſto weniger wurde der Onkel Thorſchreiber beſucht, der freilich eine viel ernſtere Unterhaltung gewährte, und unſern Kaspar gewöhnlich auf ſeinen künftigen Beruf als Maurermeiſter verwies. In dem erſten Jahre ſeines Aufenthaltes in Saalheim fühlte Kaspar fortwährend eine gar innige Sehnſucht nach der Heimath, und kannte nichts erfreulicheres, als während der Ferien die Reiſe dorthin; denn ob es hier gleich ziemlich ärmlich herging, ob er gleich mit ſeinen noch kleinern Brüdern in einem engen Dachkämmerchen zuſammen ſchlafen mußte, ſo war es ja doch das Vaterhaus, wo er nun mit beſſeren reiferen Ideen unter den Erinnerungen ſeiner beſchränkten Kinderzeit ſtand, die Mutter kochte ihm ja doch wieder die bekannte Lieblingsſuppe, und ſchenkte ihrem klei-

nen Gaste des Morgens nunmehr eine Tasse Kaffee ein, die Geschwister drängten sich an ihn, und horchten auf jedes seiner Worte, der Vater nahm ihn mit in die Kirche, und auf seine sonntäglichen Spaziergänge, und die Lehrburschen des Vaters zogen ihre Mütze vor dem jungen Herrn Schüler ab. Das waren denn seelige Tage. —

Dennoch als die nächsten Ferien erschienen, meldete er seinen Eltern: er werde dießmal nicht nach Hause kommen, sondern mit einigen vornehmen Freunden eine weitere Reise unternehmen. Kaspar hatte nehmlich die nähere Bekanntschaft der jungen Grafen v. Hornstein erlangt; er saß mit ihnen in einer Klasse, war gleichgestimmten frohen Gemüthes, hatte seine körperliche Ueberlegenheit oft dazu angewendet, sie gegen Bedrückungen anderer in Schutz zu nehmen, und war auch wohl bisweilen erbötig gewesen, dort wo er eine wissenschaftliche Aufgabe besser gefaßt hatte, ihnen nachzuhelfen. Dazu kam, daß Kaspar in seiner Klasse etwas galt; der rüstige Sohn des Handwerkers war in keiner Hinsicht verweichlicht; er hatte von

Jugend auf das Bild angeſtrengten Fleiſſes vor Augen gehabt, hielt ihn daher für eine natürliche Bedingung des Lebens, und ſuchte hierdurch zu erſetzen, was ihm an leichter Faſſungsgabe abging; überdieß beſaß er einen gewandten kräftigen Körper und war an ſtrenge Ordnung gewöhnt. Dieß alles gab ihm ein gewiſſes Anſehen unter ſeinen Mitſchülern, man ſuchte ſeinen Umgang und wünſchte zu ſeinen Freunden zu gehören. — Die jungen Grafen v. Hornſtein hatten ihn gebeten, ſie dießmal in ihre Heimath zu begleiten; lebendige Schilderungen ihrer großen ſchönen Familiengüter, ihres väterlichen Stammſchloſſes in einer reitzenden Gegend gelegen, waren vorausgegangen, und hatten ein Bild noch ungekannter Verhältniſſe vor die Seele des Knaben geſtellt, das ſeine Phantaſie auf das Höchſte ſpannte. Hierzu kam, daß der Onkel Thorſchreiber zu der Reiſe mit den Grafen ſeine Zuſtimmung gab: „Denn, ſprach er: Du mußt dieß gewiſſermaaßen als eine Kunſtreiſe anſehen. An dem Bau ſolcher alten gräflichen Stammſchlöſſer kann ein künftiger Maurermeiſter gar viel lernen. Betrachte daher alles genau, vom unterſten Keller bis

zum oberſten Giebel; Du ſollſt mir nach Deiner Rückkunft eine ungefähre Zeichnung davon entwerfen!“

Kaspar ſetzte ſich alſo mit ſeinen jungen Freunden in den ſtattlichen Wagen, den der alte Graf zu ihrer Abholung geſendet hatte, und fuhr eine lange Tagereiſe, bis ſie endlich das Schloß erreichten. Hier nun ging ihm eine ganz neue Welt auf; Bediente ſprangen an den Wagen und halfen den Ankommenden heraus; er trat in große hohe Zimmer, wo er den Eltern ſeiner Freunde vorgeſtellt und von ihnen mit freundlichem Ernſt empfangen wurde. Man führte ihn hierauf durch lange Gänge in einen Flügel des Schloſſes und wies ihm hier ein eignes ſchönes Gemach neben denen der jungen Grafen an. Zur Abendmahlzeit verſammelte ſich die Familie in einen großen hellerleuchteten Saal, deſſen Wände mit alten Familienbildern geſchmückt waren. Kaspar ſtaunte dieß alles mit weiten Augen an, konnte, als man ſpät auseinander gegangen war, in dem weichen Bette lange nicht einſchlafen, und ſich am andern Morgen kaum zurecht finden in dem neuen Feenlande. Aber ſeine jungen Freunde riefen

ihn bald ab, eilten mit ihm hinunter in den Garten zum Frühstück und forderten ihn auf, ihre Vergnügungen zu theilen. Nun ging es hinaus in den Forst auf die Jagd, oder man ſetzte ſich zu Pferde und durchſtreifte die Gegend. Kaspar fand ſich bei ſeiner körperlichen Gewandtheit leicht in dieſe ihm bisher fremden Uebungen und ſtand bald hinter den übrigen nicht zurück. Weniger aber fühlte er ſich behaglich, wenn Beſuche aus der Nachbarſchaft auf das Schloß kamen. Der alte Graf war im höchſten Grade gaſtfrei; ſein Haus ſtand den benachbarten Gutsbeſitzern und allen Gebildeten der Umgegend offen, und die Söhne derſelben waren den jungen Grafen willkommne Gäſte. Kaspar bemerkte bald, daß er in dieſer Geſellſchaft der Letzte, der Unbedeutendſte ſei. Auf der Schule war dieß anders, da galt er etwas, da kam ihm ſeine ärmlichere Kleidung nicht eben ſchlechter vor, als die feinere ſeiner reichern Mitſchüler, da war von dem, was er künftig zu werden gedenke, noch nicht die Rede, ſondern der Fleiß und die ſittliche Aufführung der Gegenwart kam nur in Anſchlag. Hier aber wurde er von den ankommenden

Fremden oft verkannt, man fragte wer der junge Menſch dort ſei, den man erſt für einen Bedienten gehalten, wie er in dieſe Geſellſchaft komme, und was er zu werden gedenke. Die jungen Grafen, die ihn ſehr lieb hatten, gaben dann genauere Kunde von ihm, lobten ihn von allen Seiten, und verſicherten, daß er wahrſcheinlich ſtudieren werde. — Dieß alles brachte eine große Umwandelung in ſeinem Innern hervor, denn der ſtolze Knabe meinte nicht etwa, daß er hierher nicht paſſe, und er daher ſeine Ferien künftig lieber im elterlichen Hauſe verleben wolle; — nein! er ſann vielmehr auf Mittel und Wege, ſich dieſen Menſchen hier gleich zu ſtellen, und ähnliche Bequemlichkeiten des Lebens und Glanz der äußeren Lage ſich zu verſchaffen.

„Er wird wahrſcheinlich ſtudieren!“ hatten die jungen Grafen von ihm geſagt. — Dieß alſo war der Weg, den er gehen ſollte, um ſeine reichern Freunde zu erreichen. Studiert hatten ja mehrere, die jetzt dem Hauſe des Grafen befreundet waren und Rang und Anſehen beſaßen, obgleich ſie früher arm und unbedeutend geweſen ſein ſollten; ſtudiert hatte ja auch der

Geiſtliche des Ortes, der in der Familie des Grafen ſehr viel galt und doch nur der Sohn eines armen Dorfſchulmeiſters war. — Alſo ſtudieren! — ſtudieren! — — Als Maurermeiſter, dachte er, bleibſt Du doch nur ein höchſt untergeordneter unbedeutender Menſch, kannſt niemals zu der Ehre gelangen, in vornehmen Häuſern zu erſcheinen, darfſt ſtatt des Degens nur das Schurzfell und die Maurerkelle tragen, — alſo ſtudieren!“

Mit dieſen Geſinnungen kehrte er auf das Gymnaſium zurück, aber dem Onkel Thorſchreiber verbarg er ſie noch. Er brachte ihm vielmehr die verlangte Zeichnung des gräflichen Schloſſes mit, wußte ihm jedoch viel ausführlicher noch die innere ſchöne Einrichtung und was er mit der gräflichen Familie in dieſem oder jenem Zimmer unternommen habe zu erklären. Der Thorſchreiber war mit der Zeichnung zwar ziemlich zufrieden, es entging ihm jedoch nicht, daß Kaspar das Schloß mit ganz andern Augen anſehe, als er es eigentlich ſolle.

„Ich glaube, Burſche! Du möchteſt in einem ſolchen Schloſſe lieber wohnen, als es er-

bauen? fiel er ein: Schweig doch einmal mit dem Aufzählen der vornehmen Leute, die ſich in den Zimmern dort herumgedreht und mit Dir geſprochen haben. Die Gerichte der gräflichen Tafel weißt Du mir herzuerzählen, aber die Dicke der Grundmauer kannſt Du mir nicht gehörig angeben, biſt auch beſonders in dem einen Keller hier nur geweſen, dem Weinkeller. — Ei! Ei! Hr. Patron! das iſt nicht der Sinn, den ein künftiger Maurergeſelle haben muß!“

Kaspar dachte: mit dem Maurergeſellen hat es keine Noth, du kennſt eine andere beſſere Laufbahn, auf der Du die Kelle nicht weiter zu führen brauchſt.

Die nächſten Ferien benutzte er, ſeine Eltern zu beſuchen, und ihnen von ſeiner Reiſe und von dem Aufenthalt auf dem gräflichen Schloſſe zu erzählen. Der Vater ſchüttelte wohl bedenklich den Kopf, aber die Mutter war erfreut über die Ehre, die ihr Sohn dort genoſſen, und fand es ganz natürlich, daß er jetzt einen feinen Anzug erhalten müſſe, denn er hatte ihr im Geheimen geſtanden, wie man ihn dort verkannt, und ſogar für einen Bedienten gehalten habe. Sie widerſprach auch den

fernern Wünſchen ihres Sohnes nicht, ja ſie begünſtigte vielmehr ſeinen Entſchluß, ſtudieren zu wollen.

„Wenn es Dir auch etwas ſchwer eingeht, ſo wirſt Du doch ſchon ſoviel lernen, mein Söhnchen, daß Du vornehmer wirſt wie Dein Vater, und nicht ſo, wie er, im Schmutze zu arbeiten brauchſt. Gaſtwirths Wilhelm hat auch Theologie ſtudiert; vor 4 Wochen ſtand er auf der Kanzel und predigte; er blieb zwar zweimal ſtecken, aber wir haben doch alle weinen müſſen. Beim Hrn. Oberpfarrer und beim Hrn. Burgemeiſter iſt er nun ſchon zu Tiſche geweſen, und wenn die Honoratioren auf dem Schießhauſe zuſammenkommen, darf er auch hingehen, und ſich ſeine lange Pfeife anzünden. — Ach! wenn ich an Dir noch dieſe Freude erleben ſollte!“ —

Dergleichen geheime Unterredungen mit der Mutter und der Wunſch, auch die Univerſitätszeit mit ſeinen vornehmen Freunden theilen, ja ihnen ſelbſt ſpäterhin gleichſtehen zu wollen, begünſtigte Kaspars Träume immer mehr, und beſtärkte ihn in dem Entſchluß, von dem Gewerbe ſeines Vaters abſtehen, und nur ſtu-

dieren zu wollen. Die nächsten Ferien brachte er wieder auf den gräflichen Gütern zu, die Mutter hatte für feinere Kleidungsstücke gesorgt, und sein ganzes Wesen eine stolzere Sicherheit angenommen, so daß man ihn dort gar sehr zu seinem Vortheil verändert finden wollte. Oft saß er nun mit seinen Freunden in dem schönen Gartensaale des Schlosses beisammen, und baute stolze Luftschlösser mit ihnen, wie sie die Studentenzeit lustig verleben wollten, und er sie einst hier als Superintendent, oder als sonst ein vornehmer Mann besuchen werde; sein Vater, der alte Maurermeister solle dann recht erstaunen, den Sohn vielleicht in einer Karosse bei ihm vorfahren zu sehen. So ging es denn in Gedanken wenigstens herrlich und in Freuden, aber auf der Schule wollte es nicht also gehen. Kaspar hatte zwar einen guten natürlichen Verstand und eine richtige Auffassungsgabe für alles, was das äußere Leben betraf, allein zu einem mühsam angestrengten Studium der ernstern Wissenschaften fehlte ihm die Lust, und der scharfe tiefeindringende Geist, und da der Vorsatz, studieren zu wollen, nicht sowohl aus dem Selbst-

gefühl geiſtiger Fähigkeiten und dem Drange innerer Kraft, als vielmehr aus eitlen Rückſichten entſprang, ſo hatte er nicht die Wirkung, daß er ihn mit Ernſt erfüllte und raſcher vorwärts trieb, ſondern er war mehr als jemals zerſtreut, und wurde faſt ungeduldig, weil er für die nächſten Jahre bei der Armuth ſeiner Eltern manchen großen Entbehrungen entgegen ſah. Er rückte nur langſam in den Klaſſen weiter, während ſeine Freunde mit raſchern Schritten der Zeit ihres Abganges von der Schule entgegen eilten und ihre letzte Schulprüfung glücklich beſtanden. Auch die jungen Grafen waren unter den letztern, ſie hatten eine vortheilhafte Cenſur bekommen und nun ging es an die Zurüſtungen zum Studentenleben; ein ſammetnes Barett, klingende Sporen, ein blanker Hieber durften nicht fehlen, auch wurden die Kleider in Form und Schnitt verändert, und mit den Farben der Landsmannſchaft geſchmückt. Kaspar konnte ſich an dem allen nicht ſatt ſehen, er dachte: wenn Du doch nur auch erſt in einem ſolchen Aufzuge die Schule verlaſſen könnteſt! er gab ſich mit ſeinen Freunden das Verſprechen, ihnen jedenfalls

recht bald nachzufolgen, das Examen möge auch ausfallen wie es wolle, und konnte endlich nicht widerstehen, sich im Stillen ähnliche Kleidungsstücke anzuschaffen, um sich wenigstens an ihrem Anschauen bisweilen weiden zu können.

Der Onkel Thorschreiber hatte im Auftrage des Vaters den Sohn zwar schon mehrere Male auffordern müssen, die Schule nun bald zu verlassen, damit er ihn bei einem geschickten Maurermeister in die Lehre bringen könne; Kaspar aber wußte dieß unter manchem scheinbar guten Vorwande immer aufzuschieben, und sich deßhalb hinter die Mutter zu stecken, die den Vater dann wieder zu beschwichtigen suchte, indem sie nicht unterließ, ihm von einer vielleichtigen höhern Bestimmung ihres Sohnes vorzuschwatzen, wodurch sie ihn in seinen Ansichten zu bekehren gedachte.

Da traten denn wieder die Schulferien ein; Kaspar hatte beschlossen, sie diesmal auf ganz besonders genußreiche Weise zu verleben. Er war nehmlich von seinen Freunden eingeladen worden, sie auf der Universität zu besuchen, wo er das Studentenleben kennen lernen

ſollte, und konnte der Sehnſucht nicht widerſtehen, die Herrlichkeit deſſelben wenigſtens vorläufig zu koſten. Dort aber ſollte man es ihm auch nicht anmerken, daß er noch ein Schüler ſei, die bereits angeſchaffte Studentenkleidung ſollte hierbei das ihrige thun. Schon der frühſte Morgen am Tage der Abreiſe fand ihn völlig gerüſtet. Das kurze rothe Kollet, der Spitzenkragen darüber, das ſchwarze Sammetbarett, der Hieber an der Seite, und das leichte Felleiſen über dem Rücken, ließen dem ſtattlichen Jüngling gar nicht übel, und gaben ihm ganz das Anſehen eines reiſenden Studenten. Er machte ſich mit dem frühſten auf den Weg, damit ihn Niemand, vor allen der Onkel Thorſchreiber nicht auswandern ſehen möge: dieſer ſaß aber ſchon auf ſeinem gewöhnlichen Sitze in der mit Epheu umrankten Niſche des alten Thores und blätterte in einem Buche.

„Guten Morgen, junger Herr! wohin denn des Weges?“ rief er ihm zu, als ob er ihn nicht erkenne.

„Guten Morgen, Herr Vetter!“ ſagte Kaspar verlegen, und reichte ihm die Hand.

„Ei Du biſt Kaspar? ſprach der Alte:

in dieſem Aufzuge hätte ich Dich wahrlich nicht erkannt. Du gedenkſt wohl Deine Eltern in dieſer Verkleidung zu überraſchen?“ —

Kaspar ſchwieg und blickte verlegen zur Erde, da fuhr der Alte fort: „Nun die Freude muß ich doch mit anſehen; ich will mich ſogleich reiſefertig machen und Dich begleiten! Setze Dich einſtweilen hier auf meinen Platz, und lies, bis ich zurückkomme, hier dieß Kapitel in der Chronik unſerer Stadt!“

Hiermit reichte er dem Jüngling das aufgeſchlagne Buch und ging in ſeine Wohnung.

Kaspar war in der größten Verlegenheit; was ſollte er nun thun? — In dieſem Aufzuge konnte er doch unmöglich vor ſeinem Vater erſcheinen, denn welche Antwort hätte er auf die Frage gehabt: „Wozu und woher er ſich dieſe Kleidung angeſchafft? — Sollte er dem Onkel alles geſtehen und ſeinen Entſchluß, ſtudiren zu wollen, laut ausſprechen? — Er warf einen Blick in das aufgeſchlagene Buch; da ſah er den Namen Kaspar Weit mit großen Buchſtaben gedruckt, und auf dem Blatte neben bei die Abbildung des Thores, vor dem er eben ſtand, über deſſen kühnem Bogen der Name

Kaspar Weit auf einem groſsen Steine eingehauen war. Er kannte dieſs Bild längſt, der Thorſchreiber hatte es ihm als Kind ſchon gezeigt, und ſein früherer Entſchluſs, zu werden, was der achtbare Vorfahr geweſen, hatte hier ſeine erſte lebendige Entſtehung erhalten. Als er nun gedankenvoll zu dem Namen über dem Thore aufſchaute, trat der Thorſchreiber mit Hut und Stock wieder auf ihn zu und ſagte:

„Nicht wahr, mein Söhnchen, der Name dort oben klingt auch wie der Deinige? — Ja hier ſind ſchon viele Geſchlechter aus und eingewandert, und haben den Namen des Meiſters mit Achtung genannt, der dieſes Thor erbaute; aber der alte Herr hatte ein ſchmutziges Schurzfell um und nicht wahr, das ekelt Dich an? — — Na, komm nur, komm! wir wollen eilen, daſs wir die Stadt im Rücken haben, ehe es lebendiger auf den Straſsen wird, und man Dich in dieſem Aufzuge erblickt!“ und hiermit ſchritt der Thorſchreiber voran, Kaspar folgte ihm, und beide ſprachen kein Wort weiter, bis ſie die Thurmſpitzen des Städtchens erblickten, in welchem Kaspars Eltern wohnten.

„Aber liebſter Herr Vetter! ſprach Kaspar endlich: geht doch nicht ſo ſchnell und wartet nur ein wenig, ich kann doch unmöglich ſo vor meinem Vater erſcheinen!“

„Du haſt alſo wohl nicht nach Hauſe reiſen wollen, obgleich Du Deine Eltern lange nicht geſehen?“ fragte der Thorſchreiber und ſah ihn durchdringend an.

Kaspar geſtand ihm denn, daß er ſeine Freunde auf der Univerſität beſuchen wolle, und er deshalb dieſe Kleidung gewählt habe.

„Gut! erwiederte der Thorſchreiber: wie Du aber vor andern aufzutreten gedenkſt, wirſt Du doch auch vor Deinen Eltern zu erſcheinen Dich nicht ſchämen? Du biſt Deinem Vater jedenfalls die Frage ſchuldig: ob er Dir jene Reiſe erlauben will?“ — und hiermit nahm er ihn bei der Hand, und zog ihn nach dem Städtchen mit ſich fort.

Der alte Maurermeiſter machte große Augen, als er ſeinen Sohn mit dem rothen Kollet und dem Hieber an der Seite, und hinter ihm her den Thorſchreiber mit dem großen Knotenſtock in die Stube treten ſah.

„Guten Morgen, Bruder! rief ihm der

letztere entgegen: Ich bringe Dir hier Deinen Herrn Sohn, sieh Dir ihn einmal an, ob er Dir also gefällt.“ „Kaspar! sprach der Maurermeister erstaunt: Sprich, weshalb kommst Du in dieser Verkleidung zu mir?“

Kaspar schlug die Augen nieder und sagte kein Wort. „Merke Dir es, Alter! fuhr der Thorschreiber fort: So sieht ein Student aus. Dein Herr Sohn will seine vornehmen Freunde auf der Universität besuchen, und da hat er sich denn natürlich so kleiden müssen, daß man ihn auch für einen Studenten halten, und nicht etwa den künftigen Maurerburschen in ihm wittern mag. Er kommt, um Dich beiläufig zu besuchen, und wird, nachdem Du ihn bewundert hast, seine Reise weiter fortsetzen.“

„Das wird er nicht! rief der Alte: Lege den Degen ab, Bursche! ich will Dir das Schurzfell vorbinden!“

Da trat endlich die Mutter hinzu, die sich längst schon an dem Anblick ihres Sohnes geweidet hatte, nahm ihn in Schutz, und erklärte unverholen, wie sie völlig mit Kaspar

einverstanden sei, daß er kein Handwerker werden, sondern studieren solle; sie hoffe auf diese Weise weit mehr Freude zu erleben, und einen vornehmen Mann noch aus ihm werden zu sehen.

Der Vater wollte dagegen auffahren, und sein Ansehen behaupten, aber der Thorschreiber bat ihn zu schweigen und sagte: „Sei ruhig, Bruder! die Mutter hat auch ein Recht, über die künftige Bestimmung ihres Kindes mitzusprechen, selbst der Junge muß gehört werden, damit er späterhin sich nicht über den Eigensinn des Vaters zu beklagen habe. Antworte mir daher, Kaspar, auf das, was ich Dich fragen werde: Du willst also lieber studieren, als ein Handwerk erlernen?“

Kaspar sagte: ja!

„Zum Studieren gehört aber Verstand und Geld! fuhr der Thorschreiber fort: laß sehen, was Du von beiden dazu mitbringst? Wie steht es erstlich mit dem Gelde aus, denn das Studieren kostet viel; was hast Du dazu?“

„Ich hoffe, der Vater wird mich unterstützen! erwiederte Kaspar.“

„Ich kann Dir nichts dazu geben! rief der Vater: Du kennſt unſer kleines Hab und Gut, und meinen geringen Verdienſt, Du weißt, daß ich für Deine Geſchwiſter nicht minder ſorgen muß, als für Dich; wo ſoll ich es alſo hernehmen?“

„O! ſagte die Mutter: es haben auch andere ſchon ſtudiert, die noch viel ärmer waren, und ſie ſind dennoch große Leute geworden!“

„Die Mutter hat Recht! fuhr der Thorſchreiber fort: Wer aber auf fremde Koſten ſtudieren, oder ſich dabei auf ſeine eignen Kräfte verlaſſen will, der muß auch den Geiſt dazu mitbringen, wie der Soldat den ſcharfen blitzenden Säbel zum Kampfe, und dann muß es gehen Schlag auf Schlag! — Wird Dir dann das Lernen recht leicht?“ —

„Das eben nicht! entgegnete Kaspar. So zwingſt Du es wohl durch Fleiß und ſitzeſt Tag und Nacht über den Büchern? denn wie ich mir habe ſagen laſſen, machen es die ordentlichen Studenten alſo!“

Kaspar ſchwieg.

„Du biſt gewiß zu beſcheiden, um Dich ſelbſt zu loben, wir wollen doch einmal den

Brief erbrechen, den mir der Hr. Rector an den Vater zugesendet hat, ich glaube, daß er Deine Censur enthalten wird!“

Der Brief wurde erbrochen und die Censur lautete dahin: daß Kaspars Fleiß besonders in den Sprachwissenschaften ein sehr mittelmäßiger, seine Fassungsgabe hier eine schwerfällige sei, und er überhaupt nur zu solchen Gegenständen Lust und Anlage zeige, die mehr die Phantasie beschäftigten, oder die Sinne ansprächen, weshalb er denn auch, z. B. im Zeichnen u. s. w. nicht unbedeutende Fortschritte gemacht habe. Mit seiner sittlichen Aufführung war man zufrieden. —

„Diese Censur klingt freilich nicht so, daß man auf Dein Studieren große Hoffnung setzen könnte, fuhr der Thorschreiber fort: Aber Du wählst vielleicht die Feder, weil Du an Körper schwächlich bist und Dich vor schwerer Arbeit fürchten mußt? — Mutter, Du wirst den armen Jungen besser pflegen müssen, sieh nur, wie er bleich und hager ist!“

Die Mutter entgegnete empfindlich: „Ihr braucht nicht über das gesunde frische Ansehen

meines Kindes zu spotten! Ein gesunder Mensch kann alles werden!“

„Ganz recht! antwortete der Thorschreiber: Ein ungesunder Mensch aber kann nicht alles werden. Drum wer gesund und kräftig ist, der danke Gott dafür und wenn die Hand mehr vermag, als der Kopf, so lege er die gesunden Hände an sein Tagewerk und werde statt eines mittelmäßigen Scribenten ein tüchtiger Handwerker. Wir wollen nun einmal aus dem, was Kaspar besitzt, die Summe ziehen: Zum Studieren kein Geld, wenig Anlagen, mithin auch wenig Aussicht. Zum Handwerk dagegen einen kräftigen Körper, gesunde Sinne, Lust an der Aussenwelt, einen braven Meister zum Vater, einen berühmten Namen über den Thoren der Stadt Saalheim; auf der einen Seite also fast nichts, der andern jedoch sehr viel. Was treibt denn nun aber den Herrn Patron dennoch zum Studieren? — Ist es der innere Beruf dazu, die unbesiegbare Lust zu den Büchern? Hat er sich mühsam endlich heraufgedrückt bis in die höchste Klasse? — Nein! der 17 jährige Mensch sitzt noch in Mittel-Secunda, quält sich mit den Büchern, studirt nicht eben zu

viel, kleidet ſich aber als Student, damit er auswendig wenigſtens das ſcheine, was er inwendig nicht iſt. Ein altes Sprichwort ſagt: Wenn der liebe Gott ruft, ſo muß man folgen! — Hier ruft aber nicht der liebe Gott, ſondern der Hochmuthsteufel! und das will die brave redliche Mutter begünſtigen?“

Die Mutter fing an zu weinen, und ſagte:

„Jede Mutter will an ihrem Kinde Freude erleben! Aber es bleibt einmal ein Unglück, wenn man in niedrigem Stande geboren iſt!“

„Mutter! das Wort verzeih Euch der Himmel! fuhr der Thorſchreiber auf: Ihr wißt in Eurer Verblendung nicht, was Ihr geſprochen habt. Wer in niedrigem Stande geboren iſt, dem ſteht die ganze Welt offen. Hat er wirklich die Kraft und den innern Beruf dazu, ſo wird er die Wege ſchon finden, ſich zu den höchſten Ehrenſtellen aufzuſchwingen; hat er dies nicht, ſo wird er wenigſtens, was ſein Vater war. Aber in den hohen Ständen muß man mit fort, es mag gehen wie es will, die Wahl der künftigen Lebensbeſtimmung iſt ſehr beſchränkt, und herabſteigen thut weh. Wenn auch

ein vornehmer Vater verständig genug wäre und dächte: Mir soll es ganz gleich sein, welche Bestimmung meine Söhne sich erwählen; ich will nur, daß sie brav und tüchtig in ihrem Fache sein sollen! und er lasse nun einen und den andern ein Handwerk erlernen, so würden nur wenige ihn für einen vernünftigen Mann, die meisten ihn für einen Rabenvater halten. — Und, Herzensmutter, was ist doch im Ganzen ein Handwerksmann für ein glücklicher Mensch? Die Lehrjahre des Gesellen sind mit den Schul- und Universitätsjahren des Studenten gleich; beide bringen ein theils mühvolles, theils fröhliches Jugendleben, in beiden soll Fleiß und Sittlichkeit die Parole sein; Freundschaften werden geschlossen hier, wie dort. Und wenn nun die Lehrjahre von beiden überstanden sind, so muß der Student hinter den Tisch, muß arbeiten und schreiben, hat nicht die Welt gesehen, nicht die Menschen kennen gelernt, und soll sich doch nun in sie schicken, sie belehren, soll wissen, was ihnen Noth thut, soll über sie richten. Der Handwerksgeselle aber ergreift fröhlich seinen Wanderstab, und zieht hinaus in die weite schöne Gotteswelt. Alle Völker mag er besu-

chen, in allen Ländern findet er seinen Meister, darf bei ihnen arbeiten, heimisch sein, und wird von den Meisterinnen bald in milde, bald in strenge Zucht genommen. Ehe er selbstständig wird, lernt er durch manche schwere Prüfung sich in die Welt und die Menschen schicken und mit ihnen umgehen, so trägt er die Fertigkeiten eines Landes in das andere hinüber, findet, wenn er ordentlich und brav ist, allenthalben seine Arbeit, und wird zeitig genug ausgestoßen, wenn er nichts taugt, so kann er sich endlich die Stätte selbst wählen, auf der er leben und arbeiten will, denn ihm steht die ganze Welt offen. Aber hieran denken die wenigsten jungen Leute mehr; selbst die Söhne der Meister wollen nicht mehr werden, was ihre Väter waren; alles strebt höher hinauf, muthet den nachgiebigen Eltern fast unerschwingliche Opfer zu, fragt nicht, ob ein wirklich höherer Beruf im Innern lebe und wirke, und zieht die erbärmliche Mittelmäßigkeit in einem höhern Stande der achtbaren Tüchtigkeit in einem geringern vor. Deshalb giebt es ein Heer von Federführern, die lange vergeblich auf eine dürftige Anstellung warten und ewig abhängig bleiben, wäh-

rend die achtbaren Handwerksmeister immer seltner werden, weil es an tüchtigen Schülern fehlt, die mit Lust in ihre Fußtapfen treten wollen. — Ich habe mit Deinem braven Rektor über Dich gesprochen, Musje Kaspar, denn mir war Dein veränderter Sinn nicht verborgen geblieben; aber auch er räth ab vom Studieren, und meint, es sei nun volle Zeit, Dich Deiner eigentlichen Bestimmung zu übergeben. Nun Vater und Mutter, was meint Ihr dazu? —

„Jeder soll sich nach seiner Decke strecken! sagte der alte Maurermeister: und wenn man alles treu erwogen und berathen hat, so darf der Vater auch einen Machtspruch thun. — Also hinunter mit Kollet und Hieber, und das Schurzfell vorgebunden. — Marsch!“

Die Mutter führte ihren Sohn weinend auf sein Kämmerlein, und zog ihm einen alten Rock an, der Thorschreiber aber reiste am Nachmittage nach Saalheim zurück, und besorgte Kaspars ehrenvolle Entlassung von der Schule.

Während Kaspar nun erst bei dem Vater und dann bei einem entfernten Maurermeister

in die Lehre trat, und mit Hammer und Kelle tüchtig an die Arbeit gehen mußte, nahm der Thorschreiber alle Briefe in Beschlag, die von den studierenden Freunden an Kaspar eingingen. Sie enthielten Schilderungen der lustigen Studentenzeit, und Aufforderungen bald nachzufolgen. Da sie aber unbeantwortet blieben, denn der Thorschreiber verbrannte sie sämmtlich, so gingen sie immer spärlicher ein, und blieben endlich ganz aus. So wurde denn auch das Verhältniß zwischen Kaspar und den jungen Grafen aufgelöst; die letztern fragten endlich nicht mehr nach dem Schulfreunde, der in einem so undenkbaren Schweigen beharrte, und schienen ihn nach und nach zu vergessen.

Viele Jahre waren seitdem vergangen. Die Grafen bekleideten bereits angesehene Stellen im Staate, der älteste bei der Gesandtschaft an einem fremden Hofe, der jüngere in dem Heere seines Fürsten, als der alte Graf starb und die Brüder nun zum Besitz ihrer väterlichen Güter gelangen sollten. Aber der Krieg erhob sich und verwüstete die Länder; Städte und Dörfer gingen in Flamme auf und auch das Stammschloß des Grafen Homstein wurde

in einen Schutthaufen verwandelt. Trauernd reichten sich die Brüder, als der Friede wieder geschlossen war, an den Ruinen ihrer Heimath die Hände, und blickten mit Wehmuth zu den schwarzen ausgebrannten Mauern auf, die seit Jahrhunderten die alten treuen Zeugen eines glücklichen Familienlebens gewesen waren, und auch ihre fröhliche Knabenzeit schützend umschlossen hatten. Alle süßen Erinnerungen aus der Kindheit schwebten gleich trauernden Schatten hier über ihrem Grabe, und wie die Schwalbe noch einmal bang und ängstlich ihr zerstörtes Nest umflattert, und immer wieder zurückkehrt, ob sie es gleich nun verlassen muß, so gingen die Brüder schweigend unter den Trümmern umher, und konnten sich nicht abwenden von der zerstörten theuern Stätte. Endlich befahlen sie dem alten Kastellan, einem treuen verständigen Diener, daß er auf derselben Stelle, wo das alte Schloß gestanden, ein neues erbauen lassen solle; sie machten ihm die Wahl der ausgezeichnetsten Baumeister und Handwerker dabei zur Pflicht, und wollten, da sie durch ihre amtliche Stellung vielseitig beschäftigt und von hier entfernt gehalten wurden, nicht eher

wieder hierher zurückkehren, als bis das neue Schloß vollendet daſtehen würde.

Hierauf reiſten die Grafen wieder zu ihrer Beſtimmung zurück, und der alte Kaſtellan ſuchte ſeinen Auftrag nach beſter Einſicht auszuführen.

Drei Jahre waren verfloſſen, die Grafen hatten in andern Ländern gelebt, und Großes und Schönes dort geſehen, als endlich von dem Kaſtellan die Meldung einging: der Bau des neuen Schloſſes ſei nunmehr vollendet! — Länger konnten ſie ihrer Sehnſucht nicht widerſtehen; ſie beſchloſſen, nach den väterlichen Gütern zurück zu kehren, nahmen den nöthigen Urlaub, und fuhren endlich, nach einer langen Reiſe, an einem heiteren Sommerabend von der letzten Station ab. Je näher ſie aber der Heimath kamen, um deſto banger hob ſich ihre Bruſt, denn wie ſollten ſie das Neue, was ſie hier nun finden würden, an die alten ſüßen Erinnerungen anreihen. Die Sonne war im Sinken, als der Wagen durch das Dorf in die große Lindenallee einbog, die zu dem Schloſſe führte, gerade um dieſe Stunde waren ſie ſonſt auch hier eingetroffen, wenn ſie die Eltern von der Schule aus beſucht hatten, dort von der ſteinernen

Bank in der Mitte der Allee, von wo aus man den erſten Blick auf das Schloß gewinnt, hatten ſie immer zuerſt die großen Fenſter im Glanz der Abendſonne ſchimmern ſehen. — Was ſollten ſie jetzt finden? — —

Aber wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie an der ſteinernen Bank dieſelben Fenſter wieder in der Abendſonne glänzen ſahen, und, als ſie näher kamen, das alte Schloß bis auf die kleinſten Eigenthümlichkeiten in ſeiner früheren Form wieder vor ſich erblickten, nur daß es neu abgeputzt zu ſein ſchien. Sie fuhren wieder durch das alte Schloßthor in den weiten Schloßhof ein; aus der gewohnten Pforte trat ihnen wieder der alte Kaſtellan entgegen; die gewölbte Vorhalle, die lichten Treppen, die hohen Gänge waren die längſt bekannten. Sie hielten ſich ſchweigend bei der Hand, und gingen erſtaunt von Zimmer zu Zimmer, allenthalben fanden ſie die alten vertrauten Gemächer; ſie eilten nach dem Flügel des Schloſſes, den ſonſt ihr Vater ausſchließlich bewohnt hatte, aber auch hier fanden ſie nur die alte Einrichtung wieder, ſelbſt das runde Kabinett, das Arbeitszimmer des Vaters neben dem Bibliothekſaale, das ſie wie

ein Heiligthum geehrt hatten, fehlte mit seinem magischen Lichte nicht; es zog sie von hier hinab nach der hinteren Seite des Schlosses, aber auch hier öffnete der große Gartensaal, der Tummelplatz ihrer Jugendspiele seine weiten Hallen wieder nach dem Garten zu. — Die Brüder sanken sich innig ergriffen in die Arme, sie sprachen kein Wort, und der alte Kastellan stand mit gefalteten Händen neben ihnen und weinte.

„Alter! rief endlich der älteste Graf und reichte dem Kastellane die Hand: das ist Dein Werk! Du hast unsere Heimath wieder aus dem Grabe erstehen lassen; wie sollen wir Dir danken!“

Der Kastellan aber schüttelte den Kopf und sprach: „Nicht ich, sondern der Maurermeister, den ich als den berühmtesten aus der Hauptstadt hierher berufen, hat dies alles ausgeführt. Er entwarf den Riß dazu, und ich erkannte mit Erstaunen, daß es vollkommen das Bild des alten zerstörten Schlosses war. Da ließ ich ihn ungestört gewähren, und so führte er denn das neue Schloß auf, als ob er einst vor Jahrhunderten auch das alte erbaut hätte. Hier kommt der Meister selbst.“

Und ein ſtattlicher kräftiger Mann trat in den Saal, ſein geſundes heiteres Antlitz war von der Sonne gebräunt, und um die Hüften ein Schurzfell gegürtet. Er grüßte die Grafen, und als ſie ihn gefragt, wie es ihm möglich geweſen ſei, dies Schloß ganz in ſeiner früheren Art wieder herzuſtellen? antwortete er:

„Ich beſaß einen Riß, den ich in den frohen Tagen meiner Jugend von dem alten Schloſſe entworfen hatte, und da, wo dieſer nicht ausreichen wollte, half mir das Bild, welches ich unverlöſchlich in meiner Seele davon trug!“

Die Grafen erſtaunten und fragten ihn, wie er heiße?

„Ich führe einen alten Namen, antwortete er: vielleicht iſt er ihnen noch bekannt, er ſteht über dem Thore von Saalheim!“

„Kaspar Weit! iſt es möglich? Kaspar Weit! riefen ſie freudig und erkannten in dem Antlitz des Mannes die Züge des Jünglings wieder, und als er ihnen die narbige Hand entgegen reichte, ſchlugen ſie freudig ein und zogen den früher geliebten Freund, der ihnen jetzt als tüchtiger Maurermeiſter die Heimath wieder aufgebaut hatte, in ihre Arme.“

Kaspar erzählte nun, wie man ihm die Studentenkleider ausgezogen und ihn zum Maurerburschen gemacht hatte. Wie eine mühvolle Lehrzeit von ihm überstanden worden sei, und er lange Jahre auf der Wanderschaft zugebracht. Viele hundert Meilen war er durchwandert, mancher schwere heiße Tag lag hinter ihm, aber er hatte die Welt gesehen, seltne große Erfahrungen gesammelt, und weil er durch seine Schulkenntnisse die meisten Gesellen weit übertroffen, fast allenthalben eine gute Aufnahme gefunden; von einem Meister war er dem andern empfohlen und zugesendet worden, und wo man einen wichtigen Bau ausführen wollen, hatte der Maurerpolier Kaspar Weit nicht fehlen dürfen. Endlich war er in seine Heimath zurückgekehrt, war in der Hauptstadt Meister geworden, und hatte bald Vertrauen und Arbeit genug gefunden.

„So stehe ich denn nun zwar auf einer ganz andern Stufe, als ich es einst in meiner Jugend träumte! fuhr er fort: aber ich bin glücklicher und zufriedner hier, als ich es jemals in dem Stande gewesen sein würde, zu dem mich Stolz und Eitelkeit hinzog. Der schlichte Maurermeister darf zwar nicht in den Zimmern der

Vornehmen und Reichen erscheinen, aber er erbaut ihnen ihre stolzen Paläste, und kehrt jeden Abend zufrieden in seine Wohnung zurück, wo ihn ein gutes Weib und gesunde Kinder froh empfangen. Vieles Unglück trifft die Menschen, Armuth und Reichthum wollen durch die Welt und wechseln wie Tag und Nacht, aber der geschickte Handwerker findet immer sein Brod, die Menschen können ihn nicht entbehren, und deshalb hat das Handwerk wirklich einen goldenen Boden. Hätte ich studiert, so würde ich gewiß nur als ein höchst mittelmäßiger Mensch vor Euch stehen, denn meine Anlagen waren nur gering, ich hätte vielleicht an den Trümmern dieses Schlosses Euch eine weinerliche Trauerrede gehalten. Jetzt hab ich es wieder aufgebaut; was das Herz fühlte, und die Phantasie dachte, hat die Hand ausgeführt, und wenn ich nun auch an Stand und Rang ein weit geringerer Mann bin, als Ihr, so darf ich Euch doch freudig unter die Augen treten, denn darin bin ich Euch wenigstens gleich, daß ich meine Stelle tüchtig ausfülle, wie Ihr die Eurige."

Die Jugendfreunde trennten sich, jeder ging zu seiner Bestimmung zurück; aber sie sahen

Der Sonnabend vor Pfingsten war angebrochen; aus dem Fenster des finstern Amthauses blickte der junge Aktuarius in den frischen Morgen hinaus, der erquickend über die Erde aufging. In den nahen Gärten ertönten die Lieder der Nachtigallen, auf dem Strome dort spielte der Morgenwind mit den Wimpeln der vorüberziehenden Schiffe, die Landstraße entlang eilten Wanderer dem heitern Tage entgegen und sangen ihr Morgenlied, von den Kirchthürmen der benachbarten Dörfer hallte das Glockengeläut zur Verkündung des morgenden Festes, und hoch über diesen Lebensbildern hinweg zogen glänzende Wolken ruhig ihre unbekannte Bahn, als wollten sie die Gipfel der blauen Berge des Hintergrundes festlich schmücken.

Sei mir gegrüßt, Du schönes heiliges Fest,

ſprach der Aktuarius leiſe: zu welchem die Natur ſich ſelbſt mit Blüthen und Maien ſchmückt, die milde würzige Luft, wie der Hauch Gottes, alle Weſen erquickt, und alles was Odem hat den Herrn lobt. O dürfte ich doch nur diesmal die dunkele Stube hinter mir verſchließen und hinausziehen, ſo weit mich meine Sehnſucht trägt!“

Da trat der Oberamtmann ins Zimmer, wünſchte ſeinem Aktuarius einen guten Morgen, und ſagte: „Freund, Sie haben lange und fleißig hinter dem Schreibtiſch geſeſſen, legen Sie jetzt die Feder aus der Hand, die Akten bei Seite und feiern Sie zu Ihrer Erholung das Pfingſtfeſt in der freien Natur. Ihre Blicke haben oft ſchon ſehnſüchtig hinausgeſchaut, ich habe Sie belauſcht, und verſtanden. Beſteigen Sie mein Pferd, und nehmen Sie überdieß noch dieß Geſpann Füchſe mit auf die Reiſe, es wird Sie nicht ſtecken laſſen!“ und hiermit zählte er ihm 6 glänzende Auguſt d'or auf den Tiſch, und rief zum Fenſter hinaus:

„Johann! ſattle den Braunen, und gieb auch die Halfter mit; der Herr Aktuarius ſoll in einer Stunde auf mehrere Tage verreiſen!“ —

Der junge Mann nahm Geschenk und Anerbieten des gütigen Oberamtmannes dankbar an, bestieg den stattlichen Braunen, und ritt fröhlichen Herzens der sächsischen Schweitz zu. — O wie erfreute ihn der Anblick der erwachten Natur, wie konnte er sich nicht satt sehen an Thal und Berg, an Feld und Wald und Strom. „Ja! rief er in inniger Erhebung aus: das ist das heilige Fest, wo Du, Vater im Himmel, Deinen Geist immer noch über alle Welt ausgießest!“

Er entwarf in Gedanken einen Reiseplan, er überlegte, wo er übernachten, wo er Freunde aufsuchen, und sie zur Begleitung mitnehmen wolle. Auf der Bastei, dachte er, wirst Du mit ihnen stehen, versunken im Anschaun der reitzenden erhabenen Naturbilder; dann willst Du allein in den Amselgrund hinabsteigen, und in der tiefen Einsamkeit dort selig sein, willst endlich in Schandau die Freunde wiederfinden, und mit ihnen auf dem Pfingstballe dort Dich recht satt tanzen! —

So war er schon einige Stunden weit geritten, als er an einem kleinen einzeln liegenden Gasthause anhielt, damit auch der Braune bei

dem Pfingſtritte wohl gepflegt werden möge. Ein junges ſehr hübſches Mädchen fragte höflich nach ſeinem Begehr, brachte ihm dann Brod für das Pferd, und ſchöpfte ſelbſt einen Eimer Waſſer aus dem Brunnen. Während ſie dieſen dem Braunen vorhielt, bemerkte der Aktuarius, daß bei aller ſcheinbaren Freundlichkeit dennoch Thränen in ihren Augen ſtanden, die ſie zu verbergen ſtrebte. —

„Du weinſt ja, mein liebes holdes Kind! ſprach er ſanft: bringt Dir denn das Pfingſtfeſt keine Freude?“ — Das Mädchen konnte nicht antworten; da fuhr er fort: Sieh, wie ſchön und heiter iſt der Tag! — ich bin ſo froh, und möchte gern alles um mich auch fröhlich ſehen! ſchenke mir Dein Vertrauen, nenne mir Deine Noth, vielleicht kann ich Dir helfen!“ —

Das Mädchen ſchüttelte leiſe mit dem Haupte und fing laut an zu weinen: „Ach! ſprach ſie endlich: dort ſchleicht mein armer blinder Vater an Krücken, er ſieht das Licht nicht mehr, das ihn erwärmt, für ihn giebt es kein Feſt, denn auch die nothdürftigſte Erquickung fehlt. Die Zeiten ſind drückend, die Menſchen ſind hart, und ob ich gleich zur mög-

lichſten Erſparniß ſogar die Magd verabſchiedet habe, und nun ſelbſt alle ihre Dienſte verrichte, es hilft mir doch nichts, Schuld häuft ſich auf Schuld, eine Noth folgt der andern und heute früh haben ſie uns ſogar die letzte Kuh abgepfändet. Der Vater weiß noch nichts davon; eben als Sie kamen, verlangte er etwas warme Milch — ich kann ihm nur das kalte Brunnenwaſſer hinreichen.

Du lieber Gott! ſprach der Aktuarius für ſich: Dein Himmel iſt voll heitern Sonnenglanzes, Deine Erde voll Blüthen und Geſang, und dieſes fromme Herz ſoll in Kummer, dieſe ſchönen Augen in Thränen übergehen? — Ich bin zur rechten Stunde gekommen! — Lebt wohl, Ihr blauen Berge! lebe wohl Du mächtiger Strom! Hier iſt meine Pfingſtreiſe beendigt!“ — und hiermit drückte er dem erſtaunten Mädchen die 6 Goldſtücke in die Hand, und ritt fröhlich von dannen. —

„Was tauſend! rief der Amtmann: als er den Aktuarius am andern Morgen in der Kirche traf: woher denn ſchon wieder? Sie ſollen ja reiſen, reiſen in Gottes freie ſchöne Welt und nicht hier zu Hauſe ſitzen!“

„Ei, ich bin auch gereiſt, erwiederte der Aktuarius: Ich habe viel Schönes und Herrliches geſehen, weit mehr, als ich geglaubt hatte. Nehmen Sie meinen Dank für dieſe Reiſe!“ und hiermit ſchlug er ſein Geſangbuch auf und ſtimmte froh und andächtig in das Morgenlied mit ein:

„Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank;
„Erhebe Gott, o Seele!“ —

G . . . . . n.

Graf Altenburg.

Der tapfere deutſche Kaiſer Heinrich der I., wegen ſeiner groſſen Liebe zur Jagd auch der Vogelſteller genannt, zog von ſeinem Schloſſe Memleben an der Unſtruth zu einer Hofhaltung nach Regensburg. Nun begab ſich's eines Morgens, daß er auf der Jagd einen Hirſch, mit einem Geweihe über die Maaßen groß, gewahr wurde; dem jagte er nach und kam dabei ab von allen ſeinen Hofleuten und Dienern, konnte ſolche auch nicht wieder finden, denn es entſtand ein gar dicker Nebel, welcher das Licht der Sonne verbarg und die ganze Gegend um ihn her verhüllte. Als der Nebel ſich endlich verzog, entdeckte der Kaiſer eine alte feſte Burg auf einem hohen Berge, der mit Wald dicht umwachſen war. Deſſen erfreute er ſich ſehr und wollte darauf zueilen, damit ihn die Nacht in dieſer Wildniß nicht überfiele; aber er mußte ſich erſt gar mühſam mit dem Schwerdte eine

Bahn hauen durch das wildverwachsene Gebüsch, und darüber war die Zeit vergangen also, daß es schon finster zu werden begann, als er vor dem Burgthore anlangte. Hier rief er mit lauter Stimme, daß man ihm aufthun sollte. Der Ritter, welcher in der Veste hauste, kam auch alsbald an die Zugbrücke und fragte: was der Fremde begehre? Da der Kaiser nun antwortete: „ich habe mich verirrt; gebt mir Herberge und Brod, damit ich mich ein wenig stärken und morgen wieder heimkehren mag!“ so wurde die Zugbrücke niedergelassen, Speise und Trank reichlich aufgetragen und alle Ehre dem Gaste erwiesen. Als dieser sich genugsam erholt hatte, richtete der Wirth an ihn allerlei Fragen, besonders wer er sei und von wannen er komme? Er gab vor, er sei ein fränkischer Ritter, und damit man nicht den Kaiser in ihm erkenne, verstellte er Stimme und Sprache; auch war er unkenntlich dadurch, daß er seinen Bart, aus Gram über eine verlorne Tochter, schon seit Jahren hatte wachsen lassen.

„Was hört man denn vom Kaiser Heinrich sagen?“ fragt die freundliche Wirthin zutraulich. „Wisset Ihr noch nicht, daß der

Kaiſer geſtorben iſt? lautete die Antwort. „Dank Euch, Herr Ritter, Ihr bringt uns frohe Zeitung!“ ſprach der Wirth, „ich bin Graf Albrecht von Altenburg, der ehemals bei dem Kaiſer in großer Gnade ſtand und an ſeiner Seite manchen Feldzug mitmachte; den aber eine Unvorſichtigkeit hierher in dieſe Wildniß gebannt hat.“ Und nun erzählte Graf Albrecht wie er einmal geglaubt: der Kaiſer habe einen Feldzug ungerechter Weiſe unternommen, und wie er ſeines Herzens Meinung darüber dem Herrn unverholen geſagt, ohne diejenige Schonung zu beobachten, welche die Ehrfurcht für denſelben ihm hätte gebieten ſollen. Das hätte aber den Kaiſer ſehr aufgebracht, ſo daß er ihn im Zorn von ſich und ſeinem Hofe verwieſen. „Als ich nun nicht mehr um den Kaiſer war,“ fuhr Albrecht in ſeiner Erzählung fort, „benutzten ſolches meine Feinde, ſie verläumdeten mich, und, um den Kaiſer mehr noch gegen mich zu erbittern, und meine Zurückkunft auf immer zu verhindern, gaben ſie vor, ich ſei zu ſeinen Feinden übergegangen und wollte die Waffen gegen ihn, als einen übermüthigen Eroberer, führen. Da ergrimmte der Kaiſer; ob-

gleich er mich früher so werth gehalten, glaubte er dennoch meinen Verläumdern und prüfte nicht ihre Anklage; er schwor mich als Verräther zu bestrafen und versprach demjenigen, der mich todt oder lebendig ihm überliefern würde, einen großen Lohn. Als mir das von redlichen Freunden durch Eilboten berichtet wurde, floh ich mit Frau und Kindern in diese Wildniß und bezog diese alte einsame Burg, wo ich bisher unter einem fremden Namen, ganz in der Stille und unerkannt gelebt habe. Jetzt darf ich nun wieder zurückkehren, meine Güter wieder in Besitz nehmen und für mich und meine herzliebe Hausfrau wird durch des Kaisers Tod gleichsam ein neues besseres Leben in der Welt wieder aufgehen!

Am andern Morgen nahm der Gast mit Dank Abschied; Wirth und Wirthin begleiteten ihn bis über die Zugbrücke und ließen ihn dann mit ihren guten Wünschen weiter ziehen. Der Kaiser aber gab wohl Obacht auf den Ort und die Gelegenheit im Walde, denn es war nicht mehr so neblich als am vorhergehenden Tage, und an den zerhauenen Zweigen war der

Rückweg auch leicht zu finden. Als er nun in Regensburg wieder ankam, wurde er von dem Volke, das ihn sehr liebte, mit großer Freude empfangen, denn man war um ihn sehr bekümmert gewesen und hatte gefürchtet, es wäre ihm irgend ein Leid geschehen. Nach etlichen Tagen ließ nun der Kaiser mehrere von den anwesenden Fürsten zu sich entbieten und forderte sie auf, ihn mit einigen Kriegsleuten auf einem kleinen Streifzug zu begleiten. Die Herren folgten dem Kaiser und so ging es denn hinauf zu der Albrechtsburg; voraus aber mußten Zimmerleute mit Aexten gehen und die Bäume umhauen, damit Bahn wurde. Bald vernahm oben auf der Burg der Graf das Fällen der Bäume, welches immer näher und näher kam; er eilte über die Brücke, um zu sehen was es denn gäbe, da aber erschien ein Herold und sprach: „Vernehmt was Noth thut! Kaiser Heinrich, den Ihr neulich bewirthet aber nicht erkannt habt, sendet mich; er läßt Euch durch mich absagen auf Leben und Tod.“ Der Graf erschrack wohl sehr, faßte sich aber bald und sprach: Widerstand kann und mag ich meinem Kaiser nicht leisten; ich begehre ritterliche

Behandlung und freien Abzug mit Weib und Kind. Da trat der Kaiſer ſelbſt hervor und ſprach: „freien Abzug ſollſt Du haben, aber nur auf Deine Güter, die ich Dir wieder gebe gegen dieſe alte Burg. Dein Leben wollte ich Dir nehmen, ſo gieb mir nun Deine Kinder, denn die ſind ja Dein Leben, auf daß ich für ſie ſorge!“ Als der Kaiſer alſo redete, eilte der ehrwürdige Pater Simon, der Beichtiger des Grafen, der ihn hinaus begleitet hatte, in die Burg zurück, und brachte die Gräfin mit ihren Kindern herbei. Alle ſanken dem Kaiſer zu Füßen und der Kaiſer nahm die Kinder eins nach dem andern auf ſeinen Arm, herzte ſie und ſprach: „nun, Graf! zieht Ihr alle mit mir gen Regensburg. Ihr habt hier lange genug dafür büßen müſſen, daß Ihr einmal zur Unzeit Euch das Maul verbrannt. Ich will Euch Eure Leiden vergelten, ſo wahr ich wieder Euer gnädiger Kaiſer Heinrich bin. Ihr, meine gütige Wirthin, gebt mir Euern Arm, daß ich Euch hinunter führe den böſen Weg, und Ihr, ehrwürdiger Vater, bleibt einſtweilen hier, bis ich weiter über Euch und dieſe Burg verfügt haben werde.“ Graf Altenburg hat

nachher jederzeit ſeine Worte wohl überlegt, bevor er ſolche ausgeſprochen. Die Wahrheit kann und ſoll man immer ſagen; es kommt aber darauf an, wann und vornämlich wie man ſolche ſagt.

G — n.

Die beiden Schwestern.

Am Hofe des Herzogs war alles in tiefer Trauer. Der Tod der jungen liebenswürdigen Prinzessin hatte alle Herzen mit Betrübniß erfüllt, und Niemand sah ohne Leid und Liebe das schöne holde Bild verbleichen. An ihrem Paradebette versammelte sich Jung und Alt, zahllose Augen starrten weinend auf das geschlossene liebliche Augenpaar, und so sammelte sich um den Sarg der holdseligen Jungfrau und um die reiche Lichterkrone, die ihn auf leuchtenden Kandelabern umgab, eine stille Glorie aus zitternden Thränendiamanten.

Zu dieser Zeit befanden sich die beiden Töchter des Grafen von X., Sidonie und Ida, in der Residenz. Der Vater hatte sie bisher, entfernt von der großen Welt, auf seinem alten, in den hohen Gebirgen liegenden Schlosse erzogen; er wollte jedoch, daß, nachdem sie zu Jungfrauen herangewachsen waren,

ſie jetzt einen Winter in der Hauptſtadt verleben möchten, damit ſie hier in allen weiblichen Vollkommenheiten mehr noch ausgebildet werden, und im Umgang mit den klügſten und ausgezeichnetſten Menſchen Ton und Sitten der feinen Welt annehmen möchten. Er hatte ſie deshalb in das Haus ſeines in der Reſidenz wohnenden Bruders gebracht, und ſie durch dieſen ſelbſt am Hofe des Herzogs vorſtellen laſſen, denn dieſer Hof war ein Muſter nicht allein aller höhern feinen Lebensart, ſondern auch der reinſten Sitten, und gab ſelbſt zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung und geiſtreicher Unterhaltung die beſte Gelegenheit.

Der Aufenthalt in der groſſen Stadt und die vielſeitigen neuen Eindrücke wirkten aber ſehr verſchieden auf die beiden jungen Mädchen, die bisher einſam und nur im Umgang mit der Natur erzogen worden waren. Die ſanfte Ida erfreute ſich recht wahrhaft der größern Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kenntniſſe und zur Ausbildung ihrer Anlagen; ſie erkannte bald, daß Wohlwollen, Aufmerkſamkeit und zarte Schonung die Seele des Betragens ſein müſſe, wenn man ſich wahre Zu-

neigung und Achtung erwerben wolle, und daß ein Mädchen nur auf die Dauer gefallen könne, wenn ſie mit der äußeren Liebenswürdigkeit ihrer Sitten, auch Reinheit des Herzens und ſorgfältige Ausbildung des Geiſtes zu verbinden ſuche. Sie benutzte daher die ſich ihr darbietende Gelegenheit mit Fleiß und Eifer, und ob ſie gleich bald große Fortſchritte machte, blieb ſie doch anſpruchslos und beſcheiden, hörte gern zu, wenn ältere verſtändigere Perſonen ſprachen, um aus ihrer Unterhaltung zu lernen, und fühlte ſich niemals zurückgeſetzt, wenn man ſie auch wirklich einmal kaum bemerkt hatte.

Andern Sinnes war aber die ältere Schweſter Sidonie; ſie lernte und trieb nur was ihr Vergnügen machte, und flog unſtät von einem Gegenſtande zum andern, denn nicht die größere Gelegenheit zur höheren Geiſtesausbildung, ſondern nur die Zerſtreuungen der großen Stadt waren für ſie die Hauptſache; im Nachdenken, ob ſie den verfloſſenen Tag über auch gefallen, ob man ſie ausgezeichnet oder vernachläſſigt habe, ſchlief ſie des Abends im ſtolzen Triumph, oder mit neidiſchem Aerger ein; mit dem Gedanken, wie ſie ſich putzen und ſchmük-

ken, und welche Vergnügungen sie am nächsten Tage genießen wolle, erwachte sie am Morgen wieder. Während Ida ihre Bücher und Musikalien für den Tag zurecht legte, oder sich an den Schreibtisch setzte, ordnete Sidonie ihren Putz, oder las einen Roman; während Ida oft mit Sehnsucht die Zeit herbei wünschte, die sie ihrer stillen Heimath und ihren lieben Eltern wieder zuführen würde, sprach Sidonie nur davon, daß sie nicht mehr in das väterliche unheimliche Schloß zurückkehren, sondern immer in der Residenz bleiben wolle.

Beide Mädchen waren von der fürstlichen Familie freundlich empfangen worden, und wurden, da man den Vater hoch ehrte, und sich an der Liebenswürdigkeit der Töchter erfreute, oft an den Hof gezogen. Anfangs übersah man hier die einfache, bescheidene, schüchterne Ida, und zeichnete allgemein die stolze wunderschöne Sidonie aus, die sich bald mit Geschick und Leichtigkeit in diesem neuen Elemente zu bewegen wußte.

Aber das reine tiefe Gemüth der liebenswürdigen Prinzessin erkannte bald Idas größeren Werth, suchte sie vor allen liebreich an sich zu

ziehen, und entschädigte sie für manche Zurücksetzung reichlich durch eine wahrhaft schwesterlich innige Hingebung.

Die Winterlustbarkeiten sollten nun bald ihren Anfang nehmen; Opern und Hoffeste waren bereits angeordnet, und Sidonie dachte schon an nichts weiter, als an Tanz und Putz. Da erkrankte plötzlich die Prinzessin, menschliche Hülfe war zu schwach, sie starb. An die Stelle der nahen rauschenden Feste trat die Begräbnißfeier der Prinzessin; statt des bunten farbigen Schmuckes sah man nur Trauerkleider in der Hauptstadt, und an dem Sarge der zu früh Vollendeten gedachte jeder nur an die Hinfälligkeit auch der schönsten Blüthen, und an die Vergänglichkeit irdischer Frühlingsblicke, deren einer die Prinzessin selbst gewesen war.

Sidonie hatte bei der Todesnachricht zwar auch geweint, aber nicht sowohl aus Mitgefühl, als aus Verdruß darüber, daß sie die Stickereien und Spitzen, die vor ihr ausgebreitet lagen, und den Schmuck, der aus dem geöffneten Kästchen ihr entgegen leuchtete, nun nicht würde anlegen können. Sie suchte sich für diese Entbehrung endlich dadurch zu ent-

schädigen, daß sie sich einen kostbaren Trauerstaat machen ließ, und viele Stunden damit zubrachte, sich damit zu schmücken. Ida war längst zum Sarge der geliebten Fürstin hingeeilt, sie weinte recht aus Herzensgrunde und der Ausdruck ihres tiefen Leides war so sanft, so rührend und doch so wahr, die Schüchternheit, mit der sie ihren Schmerz unter dem einfachen schwarzen Flore verbarg, so voll Lieblichkeit und Anmuth, daß selbst die gebeugte Mutter der Prinzessin davon ergriffen wurde, das holde Mädchen an ihre Brust zog und sagte:

„Du wareſt es werth, daß mein Kind
„Dich liebte; Du haſt es auch geliebt,
„wahrhaft und rein; Du ſollſt es nun
„mit mir beweinen!“

Endlich trat auch Sidonie, geſchmückt wie die Königin der Nacht in den Trauerſaal. Sie blickte gleichfalls auf die Hülle der Prinzeſſin, fand dieſelbe äußerſt hold und reitzend im Todesſchlummer hingegoſſen, und die Bekleidung der Leiche und des Sarges geſchmackvoll erfunden und prächtig ausgeführt. Sie äußerte mit ſtolzem Lächeln den frevelhaften Wunſch, einmal auch ſo im Schimmer der Be-

leuchtung, auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, nicht todt, sondern in einer Art bewußten Verzauberung hingestreckt, von allen Blicken angestaunt und bewundert zu werden, und so die Urtheile vernehmen zu können, die man von ihr, der Todtscheinenden dann unverholen aussprechen werde. — Nach dieser leicht hingeworfnen Aeußerung, die jedoch von den Umstehenden mit Schweigen aufgenommen wurde, schaute Sidonie in die ihr gegenüberstehende Spiegelwand, die heute Niemandem zum Beschauen der Eitelkeit diente; sie erkannte, wie ihre Schönheit auf dem schwarzen Trauergrunde nur noch mehr emporstrahle, und dachte bei sich selbst: ich will mit Freuden um die Prinzessin trauern, denn wenn alle übrigen Farben erloschen sind, erscheint das Gestirn meiner Schönheit im vollsten Lichte.

Bei einbrechender Nacht wurde die Prinzessin begraben. Fackeln warfen ihren rothen Schein über den schwarzen langen Trauerzug, die Glocken klagten durch die finstre Nacht, und die Todtenhalle glänzte von Kerzenschimmer wie ein Festsaal, wo man eine Braut empfangen will. Alle, die die geliebte Leiche begleiteten, hatten

ſich in warme Kleider gehüllt, denn durch die kalte Nacht wehte ein ſchneidender Wind. Nur die eitle Sidonie wollte die Schönheit ihres Staates unter keiner Hülle verbergen, und trotzte in ihrer höchſt leichten Bekleidung der rauhen erkältenden Witterung. — Schon war es ſpät geworden, als die Schweſtern ſich wieder auf ihrem Zimmer befanden. Sidonie verſchwieg, daß ſie ſich ſehr unwohl fühle, und das Blut ihr krampfhaft nach dem Herzen zurückdringe; ſie warf ſich ſcheinbar gleichgültig in das Sopha und ſuchte ſich durch ihre Guitarre zu zerſtreuen, auf der ſie mehrere leichte fröhliche Melodien zu ſpielen begann. Aber es war etwas Unheimliches in ihrem Weſen, ſo daß die ſanfte Ida der tiefſten Bekümmerniß ſich nicht erwehren konnte, während ſie mit gefalteten Händen neben ihr ſaß und ihre ſorgenvollen Blicke auf ſie richtete. Sidonie wurde immer bläſſer und bläſſer, das Auge immer ſtarrer, die Lippen bebten immer mehr, bis ſie mit einem Male krampfhaft die Saiten des Inſtruments zerriß, und mit einem lauten Aufſchreien beſinnungslos zurück ſank.

Die erſchrockne Ida weckte laut jammernd

das ganze Haus; man eilte jede ärztliche Hülfe herbei zu schaffen und anzuwenden, allein alles war vergeblich, Sidonie wollte nicht wieder erwachen, und so geschah es denn, daß kaum 3 Tage nach dem Begräbniß der Prinzessin die stolze Sidonie wirklich im Schimmer der Beleuchtung und auf Blumen und Atlaspolstern gebettet, im Sarge lag. Aber ihr kühner frevelhafter Wunsch sollte ganz in Erfüllung gehen, denn sie war nicht wirklich todt, sondern ein unbesiegbarer gewaltiger Starrkrampf hielt ihren Körper todtenähnlich gefesselt, während sich die Seele dieses schrecklichen Zustandes bewußt war, und alles vernahm, was um sie her vorging. — Man hatte einen Eilboten nach dem Schlosse der Eltern gesendet, sie kamen und traten jammernd an den Sarg ihres schönen früh verblühten Kindes. Aber der alte Oheim, in dessen Hause Sidonie sich jetzt eben befand, tröstete die Eltern, indem er versicherte, daß der Tod für Sidonie gewissermaaßen als ein Glück zu betrachten sei, denn sie habe nur an allem Sinnlichen, irdisch Vergänglichen gehangen, und würde gewiß späterhin höchst unglücklich geworden sein, wenn sie

die Freuden der Welt nicht mehr hätte genießen können. Wie er nun ihren Leichtsinn, ihre herzlose Eitelkeit nicht verschweigen mochte, so rühmte er dagegen mit wahrer Innigkeit das Betragen und ganze Wesen der bescheidenen sanften Ida, und pries die Eltern glücklich, denen ein solches Kind geblieben sei.

Unter den vielen, welche hinzuströmten, die stolze Jungfrau nun im Sarge zu sehen, von denen manche Mutter ihrer Tochter die Lehre gab: „Sieh so vergeht alles Eitle in der Welt!“ manche frühere Freundin ein hartes Urtheil über die Todte aussprach, unter diesen erschien auch die Herzogin Mutter; sie wollte die Eltern selbst trösten, denn sie wußte ja, wie weh der Verlust einer Tochter dem Herzen thut. Sie nahm die trauernde Gräfin bei der Hand und sagte:

„Fassen Sie Muth und Trost! Gott hat die stolze Blume gebrochen, die nur sich selbst liebte und ihr Haupt über alle erheben wollte, er hat ihnen dagegen die schöne liebliche Rose gelassen, die bescheiden blüht, und alles um sich her durch ihren Duft erquickt!“

und hiermit schloß sie die sanfte Ida an ihre Brust und legte sie dann in die Arme der Mutter.

Sidonie lag regungslos, aber sie vernahm alles; es war ihr, als ob die Posaune des Weltgerichtes ertönte und ihr zuriefe: „Kehre in Dich, Sidonie, reiße Dein Herz los von der Eitelkeit der Welt, und wende Dich zum ewigen Erbarmer, so wirst Du diesmal noch vom Tode gerettet werden!“ Da zog eine unnennbare Wehmuth durch das kalte Herz und erwärmte es wieder, ein leises Gebet, wie aus einem Grabe, stieg daraus empor und hauchte das Gelübde der Bußfertigkeit, und stille heiße Tropfen drängten sich wieder leise und belebend unter die seidenen Wimpern. — Da endlich wich der Starrkrampf, Sidonie schlug die Augen wieder auf, und, wie am Tage der Auferstehung, erfüllte das Entzücken des Wiedersehens aller Herzen. — Sidonie verschwieg, daß sie alles gehört hatte, sie hielt jedoch ihr Gelübde und änderte auch wirklich ihren Sinn; sie hatte ja eine harte Lehre empfangen über die vergänglichen Güter dieser Welt; aber sie wurde niemals wieder recht heiter und froh,

denn unvergeßlich ſtand ihr jener furchtbare Augenblick des Gerichts vor der Seele. Ida aber wandelte fort in ihrer Unſchuld und Reinheit, ſie wurde ein glückliches Weib und eine geſegnete Mutter, und ſah ſich von allen geliebt und verehrt!

Ernſt v. Houwald.

Kaiſer Friedrich der Rothbart.

Vor ungefähr 630 Jahren unternahm der deutsche Kaiser Friedrich I., der Rothbart genannt, einen Kreuzzug gegen die Türken in Asien, um aus ihren Händen das heilige Land wieder zu erobern, wo Christus gelebt, gelehrt, gelitten hatte, und wo er am Kreuze gestorben war. Alle Kämpfer die dem Kaiser folgten, trugen ein Kreuz auf der Schulter, ein Kreuz auf ihren Fahnen, und hielten ihr Unternehmen für ein heiliges, Gott gefälliges Werk. Aber viele der edelsten und tapfersten Ritter kehrten nicht wieder in ihre Heimath zurück, sie, unterlagen theils den Mühseligkeiten des Feldzuges theils dem Feinde selbst und fanden ihr Grab in dem fremden Lande. Zu diesen gehörte auch Konrad von Feuchtwangen; der Kaiser, der ihn nach einem mühsam errungenen Siege schwer verwundet und sterbend auf dem Schlachtfelde fand, ließ ihn in sein eignes Zelt

tragen und alles nur mögliche anwenden, um das Leben eines Mannes zu retten, der zu ſeinen treuſten Freunden gehörte. Aber Konrad fühlte, daß es vergeblich ſei, und ſprach zum Kaiſer:

„Habt Dank, mein hoher Herr! für Eure Sorge, allein der Tod verlangt ſein Recht, ich fühle, er naht unaufhaltſam. Wollt Ihr mir aber einen Troſt im Sterben gewähren, ſo laßt Euch meine beiden unerzogenen Söhne empfohlen ſeyn. Sie haben mich hierher begleitet, um früh zu lernen, wie man für Gott und ſeinen Kaiſer kämpfen und ſterben muß!“ —

Der Kaiſer ſah die beiden ſtattlichen Knaben weinend am Sterbelager des Vaters knieen und antwortete: „Ich will für Deine Söhne ſorgen, als wären es meine Kinder! ich will für ſie ſelbſt in der Noth das Leben wagen, wie Du das Deinige jetzt für mich hingiebſt!“

Konrad verſchied, und der Kaiſer hielt Wort. Er übergab die Söhne ſeines Freundes einem zuverläſſigen erfahrnen Kriegsmann, der ſie in ritterlicher Kunſt und Sitte unterrichten, und ſie zu Helden und braven Menſchen erziehen ſollte. So lange der Kaiſer im Lager

anwesend war, mußten die Knaben stets um ihn seyn, sobald er aber einen Streifzug machte, ließ er die Knaben unter sicherer Bedeckung im Lager zurück, indem er vermeinte, daß sie hier viel sicherer wären, als in seiner Nähe, weil er selbst immer die größte Gefahr aufsuche. Eines Tages kehrte der Kaiser von einem solchen Zuge siegreich zurück; da flogen ihm aber Boten entgegen und meldeten: daß, während er dort gesiegt, der Feind hinter seinem Rücken mit großer Uebermacht das Lager überfallen und geplündert habe, und daß jene beiden Knaben mit ihrem Erzieher verschwunden wären! — Das letztere ging dem Kaiser mehr zu Herzen, als der Verlust des Lagers; er eilte dem Feinde nach, allein es war zu spät; er ließ allenthalben sorgfältig nach den beiden geliebten Kindern nachforschen, allein man fand nur den Leichnam ihres alten treuen Erziehers, der wahrscheinlich in ihrer Vertheidigung sein Leben geopfert hatte. Da ahnte der Kaiser ihr Schicksal und schon am nächsten Tage ward seine Ahnung zur Gewißheit. Es erschienen nämlich Abgeordnete von dem türkischen Fürsten Mahmud, in dessen Gebiet der Kaiser

eben eingefallen war, und meldeten ihm: die beiden Knaben befänden sich zwar in der Gefangenschaft ihres Herrn, es wolle derselbe sie aber dem Kaiser zurückgeben, da er wohl erfahren, wie lieb ihm diese Kinder wären, sobald der Kaiser auf der Stelle das Gebiet Mahmuds zu verlassen und die gemachten Eroberungen und Beute zurückzugeben verspreche. Wenn der Kaiser diese Bedingungen aber nicht annehmen wolle, so werde sich Fürst Mahmud mit den beiden Knaben auf seine feste Burg am Meere zurückziehen, und ob er dort sich gleich für unbesiegbar halte, so werde er doch die Knaben auf der Stelle umbringen lassen, sobald der Kaiser einen Angriff auf die Burg wage. Er habe daher keine Hoffnung, seine Lieblinge jemals wieder zu sehen, sobald er diesen Vertrag nicht eingehen wolle.

Wie schmerzlich der Kaiser auch durch diese Nachricht überrascht war, so empörte sich dennoch sein ritterlicher Sinn gegen ein solches Anerbieten. Sagt Eurem Fürsten, rief er den Gesandten zu: ich verachte seinen Vorschlag, denn es läuft meiner kaiserlichen Ehre zuwider, die Knaben durch solche Mittel zu befreien.

Sagt ihm, ich würde mit Gott wohl einen andern Weg dazu ausfinden, der eines Helden und Kaisers würdig ist, er aber hafte mir mit seinem Kopfe für das Leben meiner Kinder!“

Mit dieser Antwort ließ er die Gesandten zurückkehren. Mahmud that hierauf, wie er gesagt hatte, er begab sich mit den beiden Knaben auf das Schloß am Meere, das für eine unbesiegbare Feste galt. Von der Landseite führte ein schmaler leicht zu vertheidigender Damm, dessen Brücken überdieß augenblicklich abgebrochen werden konnten, nach dem Schlosse, und auf der Seite nach dem Meere zu war ein großer Zwinger angelegt, in welchem eine Anzahl reißender Thiere, als die sichersten furchtbarsten Wächter des Schlosses gehalten wurden. Hier nun beschloß Mahmud zu erwarten, was der Kaiser unternehmen werde; er kannte die Kühnheit dieses Helden, und glaubte ihr nur auf diese Weise Schranken setzen zu können. Bisher hatte Mahmud die beiden Knaben in der strengsten Gefangenschaft, und entfernt von sich gehalten; hier aber in dieser einsamen Feste sah er sie täglich, und fühlte sich nach und nach zu ihnen hingezogen. Die Knaben waren an-

fangs wohl sehr niedergeschlagen, und besonders durch den Tod ihres Lehrers innig betrübt gewesen; bald aber, und nachdem sie bemerkt, daß die Feinde einen hohen Werth auf ihren Besitz legten, hatten sie sich in ihr Schicksal gefunden, denn sie achteten sich nunmehr den übrigen Kriegern gleich, und wollten nach Ritterſitte und mit männlichem Muthe ihre Gefangenschaft ertragen, bis sie ihr väterlicher Freund, der Kaiser, wieder befreien werde. Es kam keine Klage mehr über ihre Lippen, sie sprachen sich gegenseitig Geduld und Muth zu, und selbst keine Bitte um Linderung ihrer strengen Gefangenschaft konnte ihnen erpreßt werden. Als sie unter sicherer Begleitung nach der festen Burg am Meere gebracht worden waren, ließ ihnen Mahmud die Fesseln abnehmen, und sie vor sich führen. Er eröffnete ihnen hier mit strengen Worten, daß der geringste Versuch, den sie oder der Kaiser zu ihrer Befreiung unternehmen wollten, unausbleiblich ihren Tod nach sich ziehen würde, und indem er ihnen die Bedingungen nannte, unter welchen er dem Kaiser ihre Freiheit versprochen, forderte er sie auf, einen Brief an den Kaiser zu

ſchreiben, und ihn flehentlich zu bitten, daß er dieß alles erfüllen möge, um ſie zu retten und ſo ſein Wort zu löſen, welches er ihrem ſterbenden Vater gegeben. Aber die Knaben ließen ſich durch keine Drohung ſchrecken, ſie verweigerten ſtandhaft, was der türkiſche Fürſt von ihnen begehrte, und der Aelteſte ſagte:

„Der Kaiſer hat Recht, wenn er jene ſchimpflichen Bedingungen verwirft; er weiß recht gut, was er von uns fordern darf, und daß wir für die heilige Sache eben ſo gern Freiheit und Leben opfern werden, als es unſer Vater gethan!“

Mahmud verſuchte ſie durch ſcheinbaren Zorn zu ſchrecken, und ſchilderte ihnen den qualvollen Tod, den er ſie ſterben laſſen werde. Aber der Jüngere von den beiden Knaben ſah ihm darauf ins Geſicht und ſagte:

Wir haben Dich für einen edlen Feind gehalten, als ein ſolcher kannſt und darfſt Du nicht alſo mit uns verfahren. Willſt Du Dich jetzt vor uns erniedrigen und uns glauben machen, Du ſeiſt grauſamer als ein wildes Thier? —

Mahmud erſtaunte über dieſe Geſinnun-

gen, er beschloß aber die Christenknaben noch härter zu versuchen. Er ließ sie in ihre Haft zurückführen, sie strenger halten als jemals, und ihnen kaum die dürftigste Kost reichen. Als sie nun mehrere Tage also zugebracht hatten, trat eines Abends der Gefangenwärter zur ungewöhnlichen Stunde in ihren Kerker, brachte ihnen bessere Speisen, gab ihnen sein Mitleid mit ihrem traurigen Schicksale zu erkennen, beklagte sich selbst über die Grausamkeit und Härte seines unmenschlichen Gebieters und forderte sie auf, ihm zu folgen. Er führte sie hierauf leise in ein Gemach, aus welchem sie durch eine offenstehende Thüre den Fürsten Mahmud ruhig auf seinen Polstern schlummern sahen. Hier sagte er ihnen, daß er sie und auch sich selbst nunmehr zu rächen und zu retten bereit sei, daß der Nachen am Meere schon ihrer harre, auf welchem er sie dem Kaiser wieder zuführen werde, daß sie, um ganz sicher zu sein, jedoch erst dem schlummernden Tyrannen dort ihre Dolche ins Herz stoßen müßten, wozu er einem jeden von ihnen einen Dolch in die Hand drückte. Aber die Knaben wendeten sich verachtend von dem Versucher

und wollten zurück in ihre Haft: da sprach der Gefangenwärter:

„Wenn Ihr zu einer kühnen That denn zu feige seid, so will ich allein für uns das Werk verrichten!“ Hiermit schritt er mit erhobenem Dolche auf das Lager des Fürsten zu. Aber so weit ließen es die ritterlichen Knaben nicht kommen; der älteste fiel dem Sklaven in den Arm, und hob seinen eignen Dolch gegen ihn; der jüngere aber sprang auf Mahmud zu, rüttelte ihn und rief:

„Erwache! Dein Leben ist in Gefahr! nimm diesen Dolch und vertheidige Dich gegen den Meuchelmörder!“

Da erhob sich der Türkenfürst, der nur scheinbar geschlummert, und alles mit angehört hatte, von seinem Polster und sprach:

„Behaltet jene Dolche zum Andenken an mich! ich werde dieser Stunde auch nicht vergessen!“

Er ließ die Knaben nicht mehr in ihre Haft führen, sie mußten fortan in seiner Nähe bleiben, und wurden von ihm wie Freunde behandelt.

Während sich dieß auf der finstern Burg

am Meere begab, war der Kaiser ernst und still mit sich zu Rathe gegangen, wie er seine Lieblinge retten möge? — Die Furcht, daß Mahmud sein Wort halten und sie umbringen lassen könne, wenn ein offenbarer Angriff auf die Feste gewagt würde, hielt ihn von diesem Unternehmen zurück. Er beschloß daher durch eigne Kühnheit das Ziel zu erringen, und allein den Versuch zu ihrer Rettung zu wagen. Den Oberbefehl des Heeres übergab er seinem vertrautesten Freunde, er befahl ihm, seine Entfernung aus dem Lager geheim zu halten, damit das Heer nicht muthlos werden möge: sollte er jedoch binnen 3 Tagen nicht wieder zurückkehren, so möge er das türkische Schloß am Meere mit aller Macht angreifen und ihn dort suchen, denn er gedenke mit Gott die beiden theuren Kinder dort aus gefährlicher Gefangenschaft zu erlösen und so sein kaiserliches Wort, das er dem sterbenden Vater gegeben, zu halten! —

In der folgenden Nacht legte der Kaiser ein schlechtes Gewand an, packte seine Rüstung und seinen Mantel auf sein Roß, und ritt, während das Heer im tiefen Schlafe lag, eilig

nach jener Burg zu. Als der Morgen dämmerte, erreichte er eine einsame Fischerhütte. Der Bewohner derselben nahm ihn gastfrei auf, zeigte ihm, auf sein Befragen, das feste Schloß, das sich in einiger Entfernung am Meeresufer erhob, und erzählte ihm viel von dessen Unzugänglichkeit, und wie es auf der offnen Meeresseite von furchtbaren Löwen und Tiegern bewacht werde. Er wußte, daß Fürst Mahmud jetzt dort anwesend sei und zwei Christenknaben gefangen halte, und gestand, daß er in Abwesenheit des Fürsten jenes Schloß wohl öfter besucht habe, um die wilden Thiere in der Nähe zu sehen. Endlich erfuhr der Kaiser noch von ihm, daß sich mitten im Thierzwinger eine Fallthüre befinde, die durch einen unterirdischen Gang nach dem sogenannten Löwenthurme, dem Aufenthalt der Gefangenen führe, daß auf diesem Wege schon mancher Gefangene die Flucht versucht hätte, aber jedesmal von den Thieren gräßlich zerrissen worden wäre.

Der Kaiser entwarf hierauf den kühnen Plan zur Rettung seiner Lieblinge. Er bat den Fischer, ihm einige Rast in seiner Hütte zu gönnen, und warf sich scheinbar ermüdet auf ein

Lager; als aber der Fischer, um Holz zu holen, in den nahen Wald gegangen war, und ihn allein in der Hütte gelassen hatte, sprang er vom Lager auf, zog seine Rüstung an, stieg in den Nachen des Fischers, und fuhr getrosten Muthes nach dem Schlosse zu.

Der Fischer aber war ihm bereits zuvor gekommen. Er hatte wohl gemerkt, daß sein unbekannter Gast ganz besondere geheime Absichten haben müsse, und war auf der Landseite eilig nach dem Schlosse gelaufen, um dem Fürsten alles zu hinterbringen. Mahmud schloß aus der Beschreibung, die ihm der Fischer von dem Fremden und besonders von dessen Barte machte, augenblicklich, daß es niemand anders, als der Kaiser selbst sei, und als man ihm überdieß noch meldete, es lasse sich ein Nachen auf dem Meere sehen, der nach dem Thiergarten zu rudre, konnte er eine geheime Freude nicht verbergen, daß sein größter Feind seinem eignen Tode also entgegenlaufe. Um die Thiere noch blutdürstiger zu machen, befahl er, daß sie nicht gefüttert werden sollten, und begab sich mit einigen Vertrauten in das obere Gemach des Löwenthurms, um von dort aus un-

bemerkt den Verlauf des Unternehmens mit anzusehen.

Bald darauf nahte der Kaiser in seinem Nachen. Es war um die Mittagszeit, er hatte gehofft, die sattgefütterten Thiere schlafend zu finden, deshalb befremdete es ihn nicht wenig, als er sie von fern schon brüllen hörte, und unruhig im Zwinger umherlaufen sah. Er fühlte die Gefahr, aber er hatte nun einmal beschlossen, sie zu bestehen. Hinter einem kleinen Gebüsch landete der Nachen; der Kaiser war in voller Rüstung und hatte seinen Mantel über sich geworfen. Er zögerte nicht und eilte mit gezogenem Schwerte auf die große Fallthüre zu. Aber im Augenblick gewahrten ihn die Ungeheuer; sie sprangen in furchtbaren Sätzen auf ihn los, allen voraus ein riesiger Panther, und erreichten den Kaiser früher noch, als es ihm gelang, die schwere Fallthüre aufzuheben. Der kühne Friedrich aber faßte sich schnell; seine Rechte stieß das Schwerdt einem Löwen in die Brust, während er mit der linken Hand seinen Mantel dem großen Panther über den Kopf warf; ehe sich nun das brüllende Thier herauswickeln konnte, schlug die

Fallthüre ſchon hinter dem Kaiſer zu, der indeß in den finſtern Gang hinabgeſprungen war. In dem Gange war jedoch finſtere Nacht. Friedrich konnte nur langſam und mit vorgehaltenem Schwerdte behutſam weiter ſchreiten. Endlich ſchimmerte ihm ein matter Lichtſtrahl entgegen, er fiel durch die Ritze einer Thüre am Ende des langen unterirdiſchen Ganges. Der Kaiſer erreichte ſie, er horchte aufmerkſam, aber es ließ ſich nichts hören, er verſuchte durch die Thürritze zu blicken, aber ſie ließ kaum den Strahl des Tages hindurch. Die Thür ſchien unverſchloſſen, Friedrich verſuchte ſie zu öffnen, es gelang. — Wer aber beſchreibt ſein Erſtaunen, als er in dem geöffneten Gemach den Fürſten Mahmud erblickte, von ſeinem ganzen Gefolge umgeben, an der Hand die beiden Knaben. Einen Augenblick weidete ſich Mahmud an des Kaiſers Betroffenheit, dann aber brach er das Stillſchweigen und ſagte:

Ich heiße Dich in meinem Schloſſe willkommen, Du großer Held! Beſorge nicht, daß ich die Gewalt misbrauchen werde, die mir Deine Kühnheit über Dich verliehen hat. Du

haſt mich entwaffnet, nicht aber durch die Uebermacht Deines Heeres, nicht durch die Schrecken, welche Deinem Namen vorausgehen, ſondern durch die Tapferkeit Deines Armes und durch die Hochherzigkeit Deiner Geſinnungen. Ich will fortan Dein Bundesgenoſſe ſeyn, empfange als Pfand meiner Freundſchaft Deine beiden Lieblinge aus meiner Hand zurück; ſie ſind Deiner werth!

Friedrich war tief erſchüttert. An ſeinem Halſe hingen die beiden geliebten Kinder und zogen ihn hin zu Mahmud; er reichte dem edelmüthigen Türken die Hand, und der Bund war geſchloſſen.

Nur noch wenige Tage verweilte der Kaiſer in dem Gebiete ſeines neuen Freundes, während ſein Heer ſich der Freude überließ, den geliebten Herrn glücklich und ſiegreich zurückgekehrt zu ſehen. Dann zog er auf ſeiner Kriegesbahn weiter.

G . . l . s.

Die Unvermählte.

Der penſionirte Hauptmann v. Brachheim war von einer ſchweren Krankheit geneſen; die Aerzte hatten ihm den Beſuch eines Bades zur Pflicht gemacht, und der alte Herr, der ſchon ſeit mehreren Jahren mit ſeiner Familie in einem kleinen Landſtädtchen lebte, freute ſich im Geheim nicht wenig darauf, die Welt einmal wieder zu ſehen.

„Doktor! ſprach er zu ſeinem Arzte: Ihr ſeid ein geſcheuter Mann! Die Reiſe ins Bad wird nicht allein mir ſehr wohl thun, ſondern, wie ich hoffe, auch noch andere gute Folgen für meine Familie haben. Meine Frau ſoll mich mit unſern Töchtern begleiten, und — — — ſeht Euch die beiden Mädchen einmal an! ſind ſie nicht erfreulich herangewachſen, und gute hübſche Kinder geworden? — Es iſt Zeit, daß ich ſie der Welt zeige, denn die verborgne Roſe, blüht ſie auch noch ſo ſchön, vergeht doch

einſam und ungeſucht; ich aber will, ehe ich die Augen ſchließe, meine Kinder zuvor gern noch verſorgt wiſſen; — und hier? — im Städtchen? — in der Gegend? — Zählt mir die Männer nicht an den Fingern her, Ihr beruhigt mich doch nicht. Ja, alter Knabe, wenn Ihr noch ein junger Burſche wäret — —

„Dann würde ich wünſchen, Ihr Schwiegerſohn zu ſein!“ fiel der Doktor ein.

„Ganz recht! fuhr der Hauptmann fort: und das Jawort ſollte Euch nicht fehlen!“ — Aber das junge Volk hier? — Genug, Ihr verſteht mich! Uebermorgen reiſen wir, und wer weiß, was es zu erzählen giebt, wenn wir zurück kommen!“ —

Und als das Uebermorgen kam, ſaß unſer Hauptmann mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Töchtern bei früher Tageszeit ſchon in dem Wagen, und fuhr mit ihnen fröhlich aus den Thoren der kleinen Stadt auf die weite Landſtraße hinaus.

Louiſe und Emilie waren zwei ſehr liebliche Mädchen, und der Vater hatte wohl recht, wenn er ſie mit aufblühenden Roſen verglich. Aber einen noch viel größeren Reiz als

ihre Schönheit, gab ihnen ihr anmuthsvolles bescheidnes Wesen, die große Einfachheit und Nettigkeit in ihrem Aeußeren, die musterhafte Ergebenheit gegen ihre Eltern, die schwesterliche Liebe und Einigkeit unter sich selbst. Wer den Hauptmann v. Brachheim in seiner Familie sah, nannte ihn mit Recht einen glücklichen Vater, und konnte seine Augen von den beiden Mädchen nicht abwenden, die bald in kindlicher Unbefangenheit fröhlich durch Haus und Garten hüpften, bald mit ruhigem Ernst die häuslichen Geschäfte der Mutter theilten, und jeden Wink der Eltern beachteten, um ihn freudig zu erfüllen. Wenn denn die Freunde dem Vater ihr Wohlgefallen zu erkennen gaben, so pflegte er zu sagen:

„Ihr habt Recht! ich bin ein glücklicher Gatte und Vater. Aber eben deshalb habe ich auch mit aller Sorgfalt meine Mädchen so zu erziehen gesucht, daß sie das Glück meiner Familie in andere Häuser übertragen, und, wie mich die Mutter glücklich gemacht hat, auch wieder ein Paar andere Männer glücklich machen sollen!“

An dieser Vorstellung hing er fest. Er

konnte, ſo jung auch ſeine Töchter noch waren, dennoch die Zeit kaum erwarten, ſie als Bräute zu ſehen, und es war ihm deshalb, da er in ſeinen nächſten Umgebungen keine erwünſchte Gelegenheit dazu erblickte, die Reiſe ins Bad eine willkommne Ausſicht dazu.

Die beiden kindlichen Mädchen ahnten nicht, was der Vater meinte, als er einer jeden am Abend vor der Abreiſe mit einem bedeutſamen Lächeln einen goldenen Ring an den Finger ſchob; ſie ſprangen am andern Morgen erwartungsvoll in den Wagen, genoſſen fröhlich, was jeder Augenblick ihnen Neues darbot, und hingen mit ihren erſtaunten Blicken an der ſchönen Natur, die, wie der Wagen weiter rollte, ihre Landſchaften mit dunklen Wäldern, und tiefen Strömen, und blauen Gebirgen in immer neuen Bildern vor ihnen ausbreitete. Ihre Herzen erfüllte Entzücken und Sehnſucht, die ſich auf keinen einzelnen Gegenſtand richtete, ſondern ſie immer weiter hinauszog in die unbekannte, vielleicht noch ſchönere Welt; ſie hätten ſich aufſchwingen mögen, um mit dem Vogel weit und immer weiter fortzufliegen, und hörten nur mit halben Ohren, was ihnen die

Eltern von der Gesellschaft, die sie im Bade finden würden, und von der Art, wie man sich dort zu betragen habe, sagen mochten.

Der Badeort ward endlich erreicht, ein Paar nette Stübchen waren bald bequem eingerichtet, und mit gespannter Erwartung und leiser Furcht sahen die Mädchen dem nächsten Morgen entgegen, wo sie die Eltern an den Gesundbrunnen begleiten, und zum erstenmale unter die vielen fremden Menschen treten sollten. Die Familie von Brachheim fand aber eine sehr freundliche Aufnahme, denn durch die Biederkeit und frohe Laune des Hauptmanns, durch das verständige sanfte Wesen seiner Gattin, und durch die kindliche Unschuld und jungfräuliche Liebenswürdigkeit seiner Töchter, fühlte sich bald alles zu ihnen hingezogen, man suchte ihre nähere Bekanntschaft, man wollte sie bei keinem geselligen Vergnügen vermissen, und da es bald verlautete, daß der Hauptmann nicht eben vermögend sei, und sich deshalb von manchen kostspieligen Lustbarkeiten zurückziehe, so bildete sich im Stillen ein Verein, der es übernahm, diese liebenswürdige Familie allenthalben als Gäste zuzuziehen. Bald nun folgte

eine Einladung der andern; die vornehmsten Badegäste wetteiferten, die Familie v. Brachheim bei sich zu sehen; die reichen Damen beschenkten die Mädchen mit schönern Kleidern, und die Herren priesen den Hauptmann als den ersten Erzieher in der Welt, da es ihm gelungen sei, in einem kleinen, fast unbekannten Städtchen ein Paar solche Töchter gebildet zu haben. Es fehlte auch nicht an unberufenen Freunden, die den Mädchen dies selbst sagten, ihre kleinen Fertigkeiten in der Musik, im Zeichnen, im Tanzen herauszuheben wußten, sie dann mit Lob überschütteten, und sich so ihre Gunst zu erwerben suchten.

Die Mutter schüttelte nicht ohne Bedenken den Kopf; sie suchte das Gefühl ihrer Kinder zu berichtigen, sie über das, was ihnen begegnet war, zu belehren, und sie besonders dahin zu führen, daß sie den Aufenthalt im Bade mit allen seinen reizenden Eindrücken nur für ein vorübergehendes Traumbild ansehen möchten, an das man sich gern erinnere, ohne ihm jedoch einen festen Glauben zu schenken. — Der Vater aber war ganz anderer Meinung.

„Mutter! sprach er: mache mir die Kinder nicht irre! Hier ist der wahre Markt des Lebens, wo nicht die übrigen Verhältnisse, sondern die ächten Waaren etwas gelten. Reichthum und vornehmer Stand stehen hier nicht höher im Preise, als die Gaben der Natur. Sieh, ich bin ja doch nur ein unbemittelter verabschiedeter Hauptmann, was gelte ich denn eigentlich hier unter den viel vornehmern reichern Leuten? und dennoch suchen sie uns allenthalben auf und können ohne uns nicht sein; das kommt aber, unter uns gesagt, daher, daß wir charmante Leute sind, etwas klüger, vernünftiger, froher als die übrigen, und unsere Kinder bei weitem die liebenswürdigsten von allen. Thu doch die Augen auf, Mütterchen, und sieh, wie ihnen alle Herzen unwiderstehlich entgegen fliegen. Auf der Promenade drängt man sich zu ihnen; an der Tafel will man in ihrer Nähe sitzen; in der Gesellschaft bittet man sie, am Klavier zu singen, während die übrigen wie die Fische schweigen müssen, und beim Tanz kommen sie nicht vom Platze. Ich sehe es den jungen Männern an, das Geständniß ihrer Neigung schwebt ihnen

ſchon auf den Lippen; Du wirſt Noth genug haben, Dir unter den vielen Bewerbern die künftigen Schwiegerſöhne auszuwählen, wenn Du ſie nicht bei Zeiten mit prüfendem Mutterauge betrachteſt. Ich bin im Stillen mit der Wahl längſt fertig!“

Die verſtändige Mutter wendete vieles dagegen ein; der Vater aber gab ihr nicht Gehör; er wollte in ſeinen Hoffnungen nicht geſtört ſein, und wartete nun von einem Tage zum andern mit Ungeduld darauf, daß die jungen Männer ſich gegen ihn erklären, und um ſeine Töchter werben ſollten. — Er wartete jedoch vergeblich! es geſchah keine Erklärung, und wie er nun ſah, daß mancher junge Mann, dem er ſehr ernſte Abſichten zugetraut, Abſchied nahm, und ruhig in ſeine Heimath zurückreiſte; mancher ſich unerwartet als der Verlobte eines der reichſten oder vornehmſten anweſenden Mädchen der Geſellſchaft vorſtellte; wie man ſeinen Kindern immer vorüberging, ſie nur als frohe Geſpielen betrachtete; und wie man bei der Wahl der künftigen Gattin ganz andere Dinge in die Wagſchaale legte, und Reichthum und

großartige Verhältniſſe hier weit mehr galten, als die Summe von Liebenswürdigkeit und weiblichen Tugenden, die ſeine Töchter nur als Mitgift beſaßen; — da ſank ihm der Muth; im bittern Gefühle fehlgeſchlagner ſüßer Hoffnungen zog er ſich ſtill zurück, wollte nichts mehr von der übrigen Geſellſchaft wiſſen, und nur mit ſeinen armen verſchmähten Kindern allein ſein! —

Louiſe und Emilie hatten glücklicher Weiſe von den Abſichten des Vaters eben nichts gemerkt; die verſtändige Mutter wußte ſie immer wieder in die Schranken jungfräulicher Beſcheidenheit zurückzuleiten, und manchen Eindruck, der die Ruhe des unbefangenen Herzens hätte ſtören können, leichter vorüber zu führen, ſo daß die Mädchen bei der Trennung ſchnell erworbner Freunde nicht das Befremden des Vaters theilten, daß ſie ſich über das angebliche Glück der neu verlobten Paare herzlich freuten, daß ihnen ein anderes Lebensverhältniß, als das im elterlichen Hauſe, noch gar nicht in den Sinn kam, und daß ſie endlich das jetzige Zurückziehen des Vaters nur auf körperliches Uebelbefinden ſchoben, und

daher gern mit ihm weite Spaziergänge in die ſchöne Gegend unternahmen, den Gipfel der Berge erſtiegen, und hier bei der immer neuen wunderherrlichen Natur einen reichen Erſatz für die jetzt entbehrten geſellſchaftlichen Vergnügungen fanden.

Unter den Badegäſten befand ſich auch ein Geiſtlicher aus der Nachbarſchaft, in welchem der Hauptmann einen frühern Schulfreund wieder erkannte. Die Jugendfreundſchaft wurde bald wieder angeknüpft, das frühere Vertrauen bald wieder hergeſtellt, und es konnte daher nicht fehlen, daß unter den gegenſeitigen Mittheilungen ihrer Schickſale und jetzigen Lage, der Hauptmann oft auf ſeine Töchter zu ſprechen kam, und dem Pfarrer keine ſeiner Hoffnungen und Wünſche verſchwieg. Der beſonnene menſchenkundige Freund ſprach zwar oft eine leiſe Warnung aus, und rieth zur Vorſicht, aber der Hauptmann war zu froh, zu ſicher in ſeinen Erwartungen, als daß er ſich hätte ſtören laſſen mögen. Als aber nun keine derſelben in Erfüllung ging und der Hauptmann düſter und in ſich gekehrt wurde, da fragte

ihn der Geistliche einst auf einem Spaziergange um die Ursache seines Mismuthes.

Kannst Du mich noch fragen, Wanger? fuhr der Hauptmann auf: Habe ich Dir nicht mein ganzes Herz mit seiner Vaterliebe, und allen seinen Wünschen, die es haben darf, ja die es haben muß, längst aufgeschlossen? —

Das hast Du! antwortete Wanger.

Und bin ich etwa verblendet, wenn ich behaupte: fuhr der Hauptmann fort: die Natur habe meine Kinder so hold, so reichlich ausgestattet, daß sie jeder, der nicht blind ist, für die bei weitem vorzüglichsten Mädchen der ganzen Badegesellschaft halten muß?

Du bist nicht verblendet, Du hast recht! entgegnete Wanger: ich sah niemals ein lieblicheres Schwesternpaar.

Gut! und habe ich diese mir vom Himmel anvertrauten Kinder denn nicht als ein treuer Vater auch gepflegt und erzogen? sprach der Hauptmann: Ist nicht das Herz voll frommer kindlicher Unschuld geblieben, während ich den Geist zu bilden gewußt? — Darf ich mich nicht stolz in ihre Mitte stellen und ausrufen: Heil

dem Manne, dem ein solches Weib zu Theil wird!

Das darfst Du getrost! versicherte Wanger: und ich stimme mit ein.

Nun wohl! rief der Hauptmann: Wohl! aber was hilft mirs, daß auch andere dieß erkennen, bewundern, vielleicht gar lieben? — sie gehen doch leichtsinnig vorüber, und warum? — weil der Vater dieser seltnen Mädchen nur ein armer pensionirter Hauptmann ist, weil er nur das holde liebliche Kind einem Manne an die Brust legen kann, aber keine Schätze besitzt, um ihm das heilige Buch des Herzens mit goldenem Schnitte einzuhändigen. Soll mirs nicht das Herz zerreißen, wenn ich bedenke, wie das Lebensglück, was ich sorgsam hier vorbereitet, wie die treue innige Liebe, zu der die reinen vollen Herzen meiner Kinder fähig sind, wie die heilige Bestimmung des Weibes, zu der kein Mädchen höheren Beruf empfangen, als meine Töchter, wie dieß alles unerfüllt bleiben soll, und ich nun sehen muß, wie andere Frauen trotz ihres Reichthums nur ein kaltes freudeloses Leben dem Gatten ins Haus mitbringen, während

Friede und Seligkeit darin eingezogen wären, hätte mein Kind als Hausfrau den Fuß über die Schwelle gesetzt!

Allerdings ist es zu entschuldigen, wenn ein Vater solche Vergleichungen anstellt! entgegnete Wänger: Wenn er aber nur immer und ausschließlich darauf denkt, seine Töchter zu verheurathen, wenn er sich dem Mismuthe hingiebt, sobald dieser Wunsch nicht erfüllt wird; dann steht er im Begriff, seine Kinder nicht nur höchst einseitig zu erziehen, sondern sogar ihnen den Frieden des Herzens zu rauben! —

Wie so? fragte der Hauptmann und sah ihn erstaunt an: Kennst Du eine andere Bestimmung des Weibes? — Freund, mich überläuft es kalt bei dem Gedanken — eine alte Jungfrau.

Wir wollen ein andermal über diesen Gegenstand sprechen! erwiederte Wanger sanft: Sieh, ich habe Dich unvermerkt nahe zu meinem Dörfchen geführt. — Bis jetzt hattest Du nicht Zeit, in mein Haus zu treten und die Meinigen kennen zu lernen; mache mir nun heut die Freude. Das rothe Dach dort unter

den hohen Linden iſt meine Wohnung. Die Hausthür öffnet ſich, die Kinder ſehen uns nahen, ſie fliegen uns entgegen! —

Der Hauptmann wurde von der Familie ſeines Freundes auf das herzlichſte empfangen. Er ſah bald, daß Wanger in ſehr glücklichen häuslichen Verhältniſſen lebe, und ihm wurde ſo wohl unter dieſen Menſchen, daß er allen Mismuth vergaß, und ihm die Stunden wie frohe Augenblicke vorüberzogen. Als nun der Abend nahte und ſich der Hauptmann zum Rückweg anſchicken wollte, meldeten die Kinder jubelnd, daß die Muhme Gertrud ſo eben die Allee herauf komme. Die Pfarrerin eilte ihr freudig entgegen, und Wanger ſagte zum Hauptmann:

Freund! Du mußt mir den heutigen Abend ganz ſchenken; der Vollmond wird Dich ſicher nach Hauſe führen. Eben Du, der die Erziehung ſeiner Töchter mit ſolcher Sorgfalt leitet, wirſt mir es ganz beſonders Dank wiſſen, wenn ich Dir heut die nähere Bekanntſchaft eines Weibes verſchaffe, die ein Muſter ihres Geſchlechtes genannt werden darf.

Ein Muſter? — wiederholte der Hauptmann: ich verlange etwas viel von einem weiblichen Muſter, und —

Du magſt ſelbſt urtheilen! fiel Wanger ein, indem er den Freund unter die Linden hinausführte, wo der Tiſch zur Abendmalzeit gedeckt ſtand: Verweile einen Augenblick, ich werde Gertrud nur erſt begrüßen und ſie dann hierher führen!

Bald darauf kam Wanger mit ſeiner Gattin zurück, in ihrer Mitte die Freundin, die er dem Hauptmann unter dem Namen Madame Heil vorſtellte. Man ſetzte ſich zum Abendbrode.

Des Hauptmanns ſcharfer Blick hielt eine ſchnelle Muſterung, und fand die hohe edle Geſtalt, das zwar etwas bleiche, aber anmuthsvolle Geſicht, die großen ſprechenden freundlichen Augen, ſo beachtenswerth, daß er ſich geſtand, die äußere Form dieſes ſogenannten Muſters ſei nicht übel, und möge vor Zeiten wohl gar ſchön zu nennen geweſen ſeyn.

Warum kommt denn unſre liebe Gertrud heut ſo ſpät? fragte die Paſtorin: ich

fürchtete ſchon, Du würdeſt Deine Zuſage gar nicht erfüllen.

Ich komme auch nicht von Thalau! antwortete ſie: ſondern ich ſteige ſo eben vom Gebirge herab!

Da haben Madam alſo heut unſtreitig eine angenehme Bergparthie in fröhlicher Geſellſchaft gemacht? ſagte der Hauptmann: das ſchöne Wetter hat ſie ſehr begünſtigt.

In fröhlicher Geſellſchaft bin ich allerdings geweſen! entgegnete ſie: und habe auch endlich einen ſehr heitern Himmel ſich über uns ausbreiten ſehen, obgleich wir das Zimmer nicht verließen!

Im Auge unſerer Freundin leſe ich einen tieferen Sinn dieſer Worte! ſprach Wanger: Sie muß uns ein treues Bild des heutigen Tages entwerfen!

Mein Bericht iſt kurz! hob Gertrud an: ich habe heut im Hauſe des Webers Buchmann eine Verlobung mitgefeiert.

Erſt heut? fiel Wanger ein: ich dachte, das wäre längſt geſchehen, und ich würde die Verlobten bald trauen ſollen; denn vor einigen Monaten ſchon fragte mich der alte Weber um

Rath, ob er die Tochter dem reichen Nachbar Veit geben ſolle?

Und Sie haben zugerathen? — fragte Gertrud. Allerdings! entgegnete Wanger: Veit iſt zwar kein Jüngling mehr, allein er iſt ein achtbarer, ſehr wohlhabender Mann; das ſchöne Röschen kommt in eine völlig ſorgenfreie Lage und wird nach dem Tode ihres Gatten einmal eine ſehr reiche Wittwe! Der ehrliche Veit ſcheint recht darauf gewartet zu haben, daß das ſchöne Kind ſeines Nachbars für ihn zur Gattin aufwachſen ſolle!

Hatten Sie denn auch das Mädchen ſchon geſprochen, als Sie dem Vater zuriethen? — fragte Gertrud weiter.

Das nicht! antwortete Wanger: ich kannte Röschen; ich wußte, ihr Herz war noch frei, und daß ſie als ein gutes folgſames Kind ſich gern in den Willen der Eltern fügen würde, und da wir nun alles reiflich erwogen hatten, und das Glück des Kindes vorauszuſehen war — —

So hielten Sie die Sache für entſchieden! fiel Gertrud ein: Die erfreute Mutter hin-

terbrachte mir auch schon am andern Morgen die Nachricht von dem großen Glücke ihrer Tochter, und bat mich, die Sorge für die Ausstattung zu übernehmen. Mir drängten sich zwar noch manche Zweifel gegen dieß gepriesene Glück auf, denn mir ist immer so zu Muthe, als müsse ein ältlicher Mann kein ganz junges Mädchen heurathen, sie können nicht ganz wahr gegen einander seyn; er versteht ja die kindlich fröhlichen Gedanken, die heißere Sehnsucht seiner Braut nicht mehr, und sie schaut mit Befremden zu den ernsteren kältern Ansichten des Bräutigams auf; ihm fehlt die gleichgestimmte reifere Freundin, ihr der frohe selige Gefährte, der sie ins Leben einführen, und unbemerkt mit ihr älter werden soll, und wenn man auch mit Geld in unseren Tagen alles auszugleichen sucht, die Jahre und die gleiche glückliche Stimmung der Herzen sind doch nicht damit zu erkaufen. Kurz, ich hatte manchen Zweifel; dennoch übernahm ich gern alle Aufträge, kaufte das Nöthige ein, und machte mich an das Zuschneiden und Nähen der Ausstattungssachen. Als nun aber Röschen selbst täglich zu mir kam, um an ihrer Ausstattung mitzuarbeiten, da entging

mir es nicht, daß ihr der rege Fleiß einer frohen Braut fehle, ja ich sah oft die freundlichen Augen voll Thränen stehen.

Und deshalb wurde die Verlobung aufgeschoben? fragte Wanger.

Das Mädchen war ja krank! sprach Gertrud: und eine kranke Braut darf die Ringe nicht wechseln. Ich versuchte die Krankheit zu erforschen, und fand, daß sie tief liege, so tief, daß nur ein scharfes weibliches Auge sie erkennen mochte.

Nun mein lieber Herr Arzt! fiel Wanger ein: wodurch haben Sie denn endlich die schwere Krankheit geheilt? —

Durch ein leichtes Mittel, was man früher anzuwenden nur vergessen hatte: erwiederte Gertrud: durch gegenseitiges Vertrauen und Offenheit; das schlug auch herrlich an, und so konnte Röschen endlich ihre Verlobung heut seligen Herzens feiern, zwar nicht mit dem reichen Veit — —

Wie? nicht mit Veit: rief Wanger!

Nein! fuhr Gertrud fort: sondern mit dem jungen stattlichen Werner, dem geschickten treuen Webergesellen ihres Vaters, der ge-

ſtern Meiſter geworden iſt, wozu ihm der brave Veit einen bedeutenden Vorſchuß gegeben. So ſind nun alle geheilt, alle zufrieden, und Röschen wird zwar kein reiches, aber ein glückliches Weib, denn das wahre Glück des Menſchen kommt doch nur aus ſeinem eignen Herzen, und nicht von außen.

Aber ich begreife doch eigentlich gar nicht — hob Wanger etwas verlegen an: — —

O ja! fiel Gertrud ein: Sie begreifen gewiß dieß alles, eben ſo wie Veit und die Eltern es auch bald begriffen haben, und Sie werden den Segen jetzt um vieles freudiger am Altare über die Liebenden ausſprechen, als ſie es gekonnt hätten, wenn Röschen an Veits Seite bange Thränen geweint hätte.

Das Geſpräch wendete ſich nun auf andere Gegenſtände. Die Paſtorin fragte nach dieſer und jener Familie aus der Nachbarſchaft, Gertrud wußte allenthalben Beſcheid zu geben, beſonders wo irgend eine Noth eingetreten war; ſie ſprach mit Wanger viel und ernſt davon, wie hier und dort Hülfe zu ſchaffen ſei.

Der Hauptmann hörte ihr aufmerkſam zu, und ließ ſich ſelbſt mit ihr in ein längeres Ge-

ſpräch ein, worin er unter andern auf ſein Lieblingsthema, auf ſeine Kinder und deren Erziehung kam. Gertrud hörte ihn mit Theilnahme an, ſuchte mit beſcheidner Freimüthigkeit manchen Erziehungsgrundſatz zu berichtigen, und ſagte endlich: ſie habe bereits durch Wanger von ſeiner liebenswürdigen Familie gehört, und wünſche nichts mehr, als daß er mit den Seinigen einmal die ſchönen Berge in der Nähe ihres Dörfchens beſteigen und ſie dann beſuchen möge.

Der Vollmond war indeß aufgegangen; der Hauptmann trat den Rückweg an. Hier überdachte er noch einmal den heutigen Abend. Er war ihm froher, genußreicher verſtrichen, als andere geräuſchvollere während der Badezeit und er geſtand ſich, daß er die große Verehrung ſeines Freundes gegen Mad. Heil allerdings billigen müſſe.

In den nächſten Tagen wurde der Hauptmann durch einige neu hinzugekommene Freunde in Beſchlag genommen, er mußte in ihrer Geſellſchaft bleiben und konnte an keine Wanderung ins Gebirge denken. Seine Gattin unternahm daher mit ihren Töchtern allein kleine

Spaziergänge, und da geschah es denn, daß sie einst, als sie einen einsamen Pfad nach dem Gebirge hinaufstiegen, nicht fern vom Wege das Weinen eines Kindes vernahmen, und dort ein Mädchen von etwa 8 Jahren fanden, die ihnen auf theilnehmendes Befragen erzählte:

Die Schwester wolle immer noch nicht kommen, obgleich sie versprochen, vor Abend noch zurückzukehren; der Großvater aber und die kleineren Geschwister hätten nichts zu essen und weinten daheim, und sie sitze hier und schaue nach der Schwester hinaus und weine auch!

Louise und Emilie suchten das Kind zu beruhigen, und fragten, ob es denn keine Eltern mehr habe? —

Da fing das Mädchen noch mehr an zu weinen, und sagte: Die Mutter sei gestorben, und der Vater sitze im Gefängniß, weil er den Paschhandel getrieben; sie wären mit dem alten Großvater nun ganz verlassen, wenn sich die Muhme ihrer nicht angenommen hätte.

Die Hauptmannin ließ sich von dem Mädchen nach der Hütte führen, die nahe hinter dem Gebüsche lag. Aber welch ein Bild der

Armuth und des Elendes erblickten ſie hier: ein faſt erblindeter Greis lag auf einem Strohlager, neben ihm ſeine Krücke; ihm gegenüber kauerten in einer Ecke zwei kleine weinende Kinder; ein altes Spinnrad, am Balken ein verroſteter Säbel und ein abgetragner Torniſter, das war alles, was die Hütte enthielt.

Als die Hauptmannin mit ihren Töchtern eintrat, richtete ſich der Greis auf und fragte:

Biſt Du endlich wieder da, Johanne? — Ach, und die Muhme wohl auch? —

Das Kind bedeutete den Großvater: es ſei nicht die Schweſter und nicht die Muhme, ſondern es wären Fremde. — Da fuhr der Alte das Kind an und ſagte:

Warum bringſt Du mir jetzt fremde Perſonen hierher? — Du weißt, die Muhme will kommen, und will allein mit uns ſeyn! — Nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich Sie bitte, uns jetzt zu verlaſſen! wendete er ſich an die Hauptmannin: — aber um dieſe Stunde kommt ein guter Engel in unſre Hütte, der will, es ſoll kein fremdes Auge ſeine Wege ſchauen! —

Wollt Ihr denn nicht auch von uns Hülfe

annehmen?" fragte die Hauptmannin theilnehmend.

Ein andermal, nur jetzt nicht! sagte der Alte und winkte abwärts.

In diesem Augenblick sprang das Mädchen mit dem Jubelruf: Sie kommen! Sie kommen! den Berg hinab. Die Hauptmannin zog sich mit ihren Töchtern schnell hinter das nahe Giebüsch zurück, und sah von dort, wie zwei Frauen auf die Hütte zueilten. Die eine von schlanker edler Gestalt, einem anmuthsvollen aber etwas bleichen Antlitz ging voran und hielt das hüpfende Kind an der Hand; die andere, ein frisches kräftiges Mädchen, trug einen Korb mit Lebensmitteln. Die Thüre der Hütte blieb offen stehen, als sie eingetreten waren: man konnte daher alles genau beobachten, was darin vorging.

Mit dem Ausruf: Die Muhme! die Muhme! — stürzten die kleinen Kinder aus ihrem Winkel hervor, und umschlangen die Kniee der ältern Frau, während das junge Mädchen ihren Korb mit Lebensmitteln vor dem Großvater niedersetzte, der schweigend zur Muhme

aufschaute, und ehrerbietig sein Mützchen vor ihr abzog.

Wir sind heute wohl recht lange ausgeblieben! sagte die freundliche Frau: aber es gab auch gar viel zu thun und zu besorgen. Johanne hat wieder sehr fleißig gearbeitet, ihr neues Kleid dort hat sie sich selbst verdient und auch selbst gemacht. Es wird mit Gottes Hülfe schon möglich werden, daß sie Euch alle nothdürftig ernährt, bis Euer Sohn aus seiner Haft zurückkommt; ich werde für hinlängliche Arbeit schon sorgen. Hier aber könnt Ihr nicht länger wohnen bleiben; Ihr, Vater, seid zu entfernt von menschlicher Hülfe, die Kinder zu entfernt von der Schule. Ich habe für eine Wohnung in Thalau gesorgt, morgen sollt Ihr dort einziehen, und wenn Euer Sohn zurückkehrt, wird er dort auch ein besseres Gewerbe finden, als er hier in dieser Einsamkeit getrieben hat. — Johanne bringt Euch in diesem Korbe Lebensmittel, die sie für Euch gekauft hat, für die Kinder aber habe ich einige Bücher mitgebracht. —

Das ältere Kind erzählte ihr von den Fremden, die hier gewesen, und daß sie der

Großvater ihretwegen zurückgewiesen. Da schlug sie die Augen nieder, und sagte endlich nach einigem Schweigen: „Ihr habt recht gethan! meine Wege gehen unbemerkt und einsam durch die Welt!“ — Während nun Johanne die Lebensmittel unter dem Großvater und den übrigen Geschwistern vertheilte, setzte sich die Muhme mit dem jüngsten Kinde, einem Mädchen, auf eine Bank vor der Hütte, nahm es hier auf den Schooß, reinigte es, vertauschte sein zerrissenes Hemdchen mit einem neuen, das sie mitgebracht, und gab ihm hier unter vielen Liebkosungen selbst zu essen.

Die Hauptmannin konnte ihre Töchter kaum beschwichtigen; es zog sie unwiderstehlich hin zu dieser holden Frau, sie wollten zu ihr fliegen, neben ihr niederknieen, ihre Hände küssen. Allein die Mutter hielt sie zurück, denn es sollte Niemand ahnen, daß das Geheimniß des Wohlthuens von ihnen belauscht worden sei, und als die Muhme mit dem Kinde wieder in die Hütte gegangen war, eilte sie mit ihren Töchtern unbemerkt den Berg hinab.

Mit dem Ausdruck der höchsten Begeisterung erzählten Louise und Emilie dem Va-

ter am Abend, was ihnen begegnet war, und baten ihn auf das rührendſte, am andern Tage ſelbſt mit ihnen nach jener Hütte zu gehen, und dort von dem Greiſe zu erforſchen, wer jene Muhme, dieſer Engel in Frauengeſtalt, ſei, und wo man ſie finden möge.

Der Hauptmann lächelte ſtill vor ſich hin, und ſagte endlich: Den alten Mann werden wir nach der Muhme wohl nicht erſt zu fragen brauchen, denn ich ſelbſt kenne ſie bereits! — Er erzählte hierauf, wie er in Wangers Hauſe die Bekanntſchaft der Mad. Heil gemacht, und es ſtimmten alle bald darin überein, daß dieſe und die Muhme in der einſamen Berghütte eine und dieſelbe Perſon, daß ſie die Muhme Gertrud ſein müſſe.

Morgen! rief der Hauptmann: morgen unternehmen wir einen Spaziergang nach Thalau und ſuchen dort die Mad. Heil auf. Sie, ihrer Seits, wünſcht Eure Bekanntſchaft, und ich, meiner Seits, möchte wieder gern den Mann kennen lernen, der ein ſolches Weib zur Gattin hat. Ich ſollte glauben, er müßte ſehr glücklich ſeyn, in ſo fern er es ſich gefallen läßt, daß ſich ſeine Frau ohne ihn in andern

Häusern viel zu schaffen macht, was mir für meine Person allerdings nicht ganz angenehm sein würde. Kurz, wir wollen den Engel in Frauengestalt einmal in der Nähe betrachten, und sehen, wie sich der Vogel im eignen Neste ausnimmt! —

Die Mädchen konnten den Nachmittag des andern Tages kaum erwarten, an welchem der Gang nach Thalau angetreten wurde. Der Weg führte über einen waldbewachsenen Bergrücken, von dem herab man das freundliche Dörfchen in einem fruchtbaren Thale liegen sah. Als man es erreicht hatte, erkundigte sich der Hauptmann nach der Wohnung der Mad. Heil, er erhielt jedoch nicht eher gnügende Auskunft, bis er nach Muhme Gertrud gefragt hatte, wo sich dann sogleich mehrere Kinder erboten, ihn hinzuweisen.

Unter dem Schatten hoher Akazien lag ein kleines freundliches Haus; rings herum waren Blumenbeete angelegt, der Epheu rankte sich am Giebel hinauf, in dem offenen Fenster saßen ein Paar weiße Tauben. In einer nahen Laube sah man die Muhme Gertrud im Kreise einiger Mädchen mit weiblichen Arbeiten beschäf-

tigt. Sie ging dem Hauptmann freundlich entgegen, der ihr seine Familie vorstellte. Die Frauen erkannten in ihr sogleich den Engel aus jener Hütte wieder, und Louise und Emilie bebten in stiller Freude, als Gertrud sie liebevoll in ihre Arme schloß. Sie bat die Fremden hierauf, in ihre Wohnung einzutreten. Welcher Geist der Ordnung und Sauberkeit empfing sie hier! — Das kleine einfache Zimmer war nur mit Blumen, und mit Arbeiten von Gertruds Hand geschmückt; in der einen Ecke stand ein Glasschrank mit einer kleinen Büchersammlung, in der andern lehnte eine Harfe. — Gertrud bat den Hauptmann abzulegen und sich zu ihnen zu setzen, dieser aber verweigerte es höflich, indem er zuvor ihrem Herrn Gemahl vorgestellt zu sein wünsche.

Da überflog Gertruds Antlitz eine leichte Röthe, sie faßte sich aber schnell und, sagte sehr sanft:

Ich war niemals verheurathet, Herr Hauptmann!

Niemals? rief der Hauptmann, und wiederholte verwundert aber doch Mad. Heil — Mad. Heil? —

Unſer Freund Wanger hat mich Ihnen allerdings alſo vorgeſtellt! entgegnete Gertrud: ich habe ſeine Bitte erfüllt, und dazu geſchwiegen, ohne ſeine eigentliche Abſicht zu kennen. Jetzt aber ſehen Sie mich in meiner wahren Geſtalt, und werden mich unſeres Freundes wegen entſchuldigen.

Hm! murmelte der Hauptmann für ſich, indem er Hut und Stock ablegte und in ein Fenſter trat: Alſo nicht verheurathet, alſo auch ſitzen geblieben! —

Gertrud hatte indeß mit den Frauen ein Geſpräch angeknüpft, ſie ließ ſich von ihrem heimathlichen Leben erzählen, zeigte ihnen auf Verlangen mehrere der ſchönſten weiblichen Arbeiten vor, und entwarf ihnen ein kurzes Bild ihres Lebens und Wirkens.

Der Hauptmann ſetzte ſich endlich auch zu ihnen, und nachdem er ſchweigend eine Taſſe Thee getrunken, wendete er ſich an Gertrud mit den Worten:

Sie haben mich aus einer angenehmen Täuſchung geweckt, und ich weiß das noch nicht recht zu verſchmerzen. Bis jetzt konnte ich Sie mir nur als Hausfrau denken, und ich bin zu

Ihnen gekommen, um den Mann kennen zu lernen, den ich im Beſitz eines ſolchen Weibes glücklich wähnte, und um Sie mit eignen Augen als Gattin und Mutter walten zu ſehen — jetzt aber — —

Jetzt finden Sie ein unvermähltes einſames Mädchen: fiel Gertrud ein: und Ihre Blicke ſuchen in meinem Häuschen vergeblich ein männliches Ihnen näher ſtehendes Weſen.

Nein! nein! das nicht! entgegnete der Hauptmann raſch: Aber ich kann die Frage nicht länger zurückhalten: Wie iſt es möglich, daß Sie unvermählt geblieben ſind?

Gertrud ſchlug die Augen ſchweigend nieder. Ich kann mir es wohl denken, fuhr der Hauptmann fort: Ein Mädchen mit ſolchen Eigenſchaften und einer ſolchen Bildung iſt ſtreng in ihrer Wahl, ſie will nur einen Gatten, der ihr gleich ſteht; den aber findet ſie nicht und ſo weiſt ſie die Männer zurück, die ſich ihr nahen.

Nein, ſo iſt es nicht! ſagte Gertrud ſanft: meine Hand hat Niemand verlangt! —

Niemand verlangt? fuhr der Hauptmann auf: Niemand verlangt? — das iſt nicht mög-

lich, oder die Männer müssen blind und dumm gewesen seyn.

Gertrud schüttelte leise den Kopf und sagte: Meinetwegen ist keiner unvermählt geblieben; jeder hat eine Gattin gefunden, die besser zu seinen Verhältnissen paßte, die ihm lieber war, als ich.

Ich begreife was Sie sagen wollen: fiel der Hauptmann ein: nicht wahr, Sie sind unbemittelt, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre häuslichen Tugenden sind nicht in Gold gefaßt? —

Ja, ich bin arm! entgegnete Gertrud: was ich jetzt besitze, habe ich mir erst späterhin mühsam erworben!

Und weil Sie arm waren: fuhr der Hauptmann fort: so ist man dem Mädchen kalt vorübergegangen, die jeden Mann glücklich gemacht haben würde; so hat die Natur Sie umsonst reich ausgestattet; so hat ihre sorgsame Mutter die Tochter vergeblich zu einer tüchtigen seltnen Hausfrau erzogen; so ist der Zweck Ihres schönen Lebens verloren gegangen! — Das ist herzzerreißend.

Gertrud sah den Hauptmann mit ihren großen treuherzigen Augen an und sagte end-

lich: Ich bin anderer Meinung: ich glaube, ich stehe hier auf meiner rechten Stelle, und hoffe zu Gott, ich erfülle auch meinen Zweck!

Der Hauptmann wollte neue Zweifel erheben, aber Gertrud fuhr fort: Hören Sie mich erst ganz an, Sie werden mir dann Recht geben. Die Frauen, die sich verheurathen, sind an ihr Haus, an ihre Familie gebunden, der Ehestand legt ihnen neben seinem Glücke zugleich eine Summe von Pflichten auf, die oft ihre Kräfte übersteigen. Denken Sie sich eine Mutter von mehreren Töchtern, die aber weder Zeit noch hinlängliche Kenntnisse besitzt, um die Erziehung derselben allein und gnügend zu besorgen; aus ihren Händen will sie die Kinder nicht geben, wo aber ist die treue Gefährtin, die als zweite Mutter an ihre Seite sich stellen, und die Lücken ausfüllen kann? — Treten Sie in ein Haus, wo ein glückliches aber kinderloses Ehepaar lebt. Es hat gehofft, einst an der Liebe seiner Kinder sich erfreuen, an ihrer Pflege sich erquicken zu können, aber es ist einsam geblieben, und die ernsten Jahre sind gekommen, in denen man sich dann sehr verlassen fühlt. Wo findet es nun ein Wesen, das sie

benswürdigkeit und Geistesbildung mitbringen, mit zartem Sinn fremde Verhältnisse zu seinen eignen machen, und so die leere Tochterstelle ausfüllen könnte? — — Blicken Sie in eine Familie, in welcher die Gattin krank darniedet liegt; alles stockt, die häuslichen Geschäfte werden von Dienstboten besorgt, den Kindern mangelt die gehörige Aufsicht, die Pflege der Kranken selbst findet keine kundige Hand; oder der Tod tritt endlich unerbittlich an das Lager der Kranken und ruft sie ab. Wo ist die Freundin, die, ungebunden von ihren eignen Verhältnissen, eintreten und alle diese Sorgen übernehmen kann? — — Sehen Sie sich in der Welt um, wie viel Noth findet kein Mitleid, wie viel Glück keine Mitfreude? jeder denkt nur an sich, er hat mit dem Seinigen genug zu schaffen und zu sorgen, er kann, er darf auch fremden Verhältnissen sich nicht ganz hingeben. Wo ist nun das theilnehmende Wesen, das frei über sich gebieten mag, das nur sein Häuschen zu schließen braucht, um allenthalben, wo man seiner bedarf, eintreten, und hier die Noth lindern, dort die Freude bereiten helfen zu können?

Dieſer Engel ſind Sie! rief der Hauptmann: Sie, liebe treffliche Gertrud!

Ich könnte es doch nur ſeyn, weil ich unvermählt bin! fuhr ſie fort: Ich bringe kein Opfer, wenn ich mein Haus verlaſſe und anderswo eintrete; ich vernachläſſige nicht meine eignen Pflichten, wenn ich fremde übernehme; ich bin nicht auf eine Familie nur angewieſen, die ich die meinige nennen darf; — ich bin die treue Muhme Gertrud für alle! — — Meine Mutter hatte mich ſehr ſorgfältig erzogen, dennoch verlangte Niemand meine Hand. Ich ward Erzieherin in einem reichen Hauſe, die Töchter dort blühten unter meiner Pflege erfreulich auf; zum Theil ſind ſie bereits glücklich verheurathet, alle betrachten mich noch als ihre Mutter. Mit dem, was ich mir dort erſparte, kaufte ich dies kleine Eigenthum. Hier nun lebe ich von meiner Hände Arbeit, unterrichte die Töchter meiner Nachbarn, gebe Rath und Hülfe, wo man meiner bedarf, ſuche ſo den ſchönen Beruf eines unvermählten Mädchens zu erfüllen, und fühle es im Herzen — — ſie dürfen auch nicht fehlen!

Es entſtand eine tiefe Pauſe! —

Unſer Geſpräch hat einen ſehr ernſten Gegenſtand berührt; hob endlich Gertrud wieder an: Allein es hat vielleicht ſein Gutes, daß ich hier vor Ihnen allen mein Herz ausgeſchüttet habe. Eine Mutter mag immer die ſtille Hoffnung nähren, ihre Tochter einſt als glückliche Gattin zu ſehen; allein ſie ſoll darüber auch nicht klagen, wenn ſie unvermählt bleibt; alle Sorgfalt, die ſie auf die Erziehung ihres Kindes gewendet, um es zur tüchtigen Hausfrau auszubilden, war nicht vergeblich, auch wenn ſie niemals Gattin wird, denn wie könnte die Unvermählte mit Segen überall eintreten, wenn ſie nicht für jedes Verhältniß Erfahrung und Einſicht mitbrächte. Durch die Seele eines Mädchens mögen wohl Träume von ähnlichen Verhältniſſen ziehen, wenn ſie ihrer Freundin, ihrer Schweſter den Brautkranz aufdrückt; aber ſie ſoll auch keinem bitteren Gefühle Raum geben, wenn ſie die Männer ſich vorüber gehen ſieht, und immer mehr auf ſich ſelbſt zurückgewieſen wird. Wir Mädchen haben nun einmal keine freie Wahl, wir ſind gewiſſermaaßen in die Hand der Männer gegeben, und werden oft durch die Sucht uns

zu verheirathen an ein männliches Weſen gekettet, das unſer Glück zerſtört, unſer Herz zerreißt, unſere Seele verdirbt. Wir können uns daher nur eine gewiſſe Freiheit bewahren, wenn uns der Gedanke an den eheloſen Stand nicht fremd bleibt, und wir uns mit ſeinen Pflichten zeitig vertraut machen. Das Herz muß dabei nicht kalt, nicht verſchloſſen werden, es ſoll, wenn ihm die Liebe naht, oder wenn es höhere Pflichten vor ſich ſieht, willig, freudig einem Gatten folgen! — — Gebt mir Eure Hände, Ihr beiden lieblichen Mädchen! vor Euch geht der Tag des Lebens erſt auf; wandelt ihm frohen reinen Herzens getroſt entgegen. Bietet Euch einſt ein braver Mann mit Liebe die Hand, ſo ſucht ihn auf das Höchſte zu beglücken und haltet das Bild Eurer Mutter immerdar Euch vor Augen; bleibt Ihr aber unvermählt, ſo ſeid auch zufrieden und — gedenkt an die Muhme Gertrud! —

Die Frauen ſchloſſen Gertrud in ihre Arme, der Hauptmann küßte ihr die Hand. Da trat Wanger in das Zimmer und bot ihnen einen guten Abend. —

Freund! rief ihm der Hauptmann entgegen: Du haſt mich zwar eigentlich hintergangen, aber auch zugleich ſiegreich überführt, und ſo will ich Dir denn nicht zürnen! —

Das verdanke ich unſerer Gertrud, entgegnete Wanger: Du würdeſt ihre nähere Bekanntſchaft nicht geſucht haben, hätteſt Du gleich anfangs gewußt, daß ſie unvermählt ſei. Jetzt biſt Du gewiß mit mir einverſtanden, und wirſt ruhiger in Deine Heimath zurückkehren.

Und ſo geſchah es denn auch. Das Bad hatte den Hauptmann geſtärkt, Gertruds Bekanntſchaft ihn über die Zukunft ſeiner Töchter beruhigt; er kehrte fröhlich zurück und als ihn ſein alter Freund, der Arzt, empfing, nahm er ihn bei Seite und ſagte:

Doktor, es iſt alles noch beim Alten; die goldenen Ringe ſtecken noch an den Fingern meiner Kinder. Aber mag das ſeyn! ich bin von meiner Angſt darüber geheilt, denn ich fand dort einen Arzt, der in dieſer Sache viel klüger war, als wir beide! —

Einige Jahre ſpäter warb ein braver junger Mann um Emiliens Hand; ſie ward

ein: glückliche Gattin und Mutter. Louiſe blieb unvermählt; ſie war die treue kindliche Pflegerin ihrer alten Eltern, und als ſie beiden die Augen zugedrückt hatte, ward ſie für die dortige Gegend eine zweite Muhme Gertrud.

Ernſt v. Houwald.

Die Gräfin Jutta.

Der Krieg war beendigt; die Gräfin Jutta, die ihren tapfern Gemahl auf dem Schlachtfelde verloren hatte, war aus der Reſidenz auf ihrem Schloſſe Birkenſtein, das ihr als Wittwengut gehörte, angekommen, um hier in ſtiller Zurückgezogenheit ihre Tage zu verleben; der alte Dorfrichter Andres hatte ſie mit der ganzen Gemeinde in unverſtellter Freude und Herzlichkeit empfangen und gegenſeitige Zuſicherungen von Liebe und Treue erhalten und gegeben, als ganz unvermuthet ein fremder Wagen in den Schloßhof fuhr.

„Da kommen wohl ungebeten Gäſte! ſprach der alte Andres, der das Befremden der Gräfin merkte: wir wollen doch einmal Nachfrage halten nach Namen und Begehr!“ — Hiermit ging er in den Schloßhof, und wendete ſich an den Kutſcher des Fremden, der bereits vom Bocke abgeſtiegen war, und ſo, als

ob er hier zu Hauſe gehöre, ſeine Pferde auszuſpannen anfing.

„Wen habt Ihr uns denn da gebracht?“ fragte Andres.

„Was weiß ichs! antwortete der Kutſcher: es kennt nicht jeder Fuhrmann ſeine Fracht!“

„Nun, Ihr werdet doch den Namen Eures Herrn kennen?“ fuhr Andres fort.

„Es iſt aber nicht mein Herr! entgegnete jener: ich bin ein Lohnkutſcher, und wenn Ihr meine Fracht im Wagen bei Namen rufen wollt, ſo kann ich Euch keinen andern nennen, als den ich dem Herrn Patron drinnen ſelbſt gegeben habe. Ich nenne ihn den Herrn von Wenig, denn er ſpricht wenig, ißt und trinkt wenig, hat wenig Fleiſch auf dem Leibe, und will auch nur wenig bezahlen. Seit heute früh fahre ich ihn nun ſchon auf dem hieſigen Reviere umher, Feld und Wald hat er in Augenſchein genommen, und nun, meinte er, ſollte ich nur hier ausſpannen, denn wir wären hier gewiſſermaaßen auf ſeinem Eigenthume!“

„Ho, ho! ſagte Andres: ſo weit ſind wir noch nicht! — und hinterbrachte der Gräfin

wörtlich alles, was er vom Kutſcher ſo eben vernommen hatte.

Während deſſen war der Fremde ausgeſtiegen, hatte ſich ziemlich dreuſt auf dem Schloßhofe umgeſehen, und verlangte nun die Gräfin ſelbſt zu ſprechen.

„Mir wäre es lieber, gnädige Frau, Sie ließen ihn durch mich abfertigen, ſagte Andres: denn der Menſch ſieht aus wie's böſe Gewiſſen, und blinkt mit den Augen wie eine Nachteule im Sonnenlichte. Ich habe dem Kutſcher das Ausſpannen bereits unterſagt!“

Die Gräfin aber ließ den Herrn von Wenig in ihr Zimmer führen und fragte ihn ſelbſt nach ſeinem Begehr. —

„Mit blutendem Herzen zwar nahe ich mich Ew. Gnaden! ſprach der hagere Mann: allein es geſchieht aus redlicher Abſicht, ich will Hochderſelben die unnöthigen Koſten der hieſigen Einrichtung erſparen. Es hat ſich nämlich ein Wechſelchen auf Dero ſeeligen Herrn Gemahl vorgefunden, ein gutes hohes Wechſelchen, das ich um ſchweres Geld und aus Hochachtung für Ew. Gnaden aus der dritten Hand an mich gebracht!“

„Das ist nicht möglich! rief die betroffene Gräfin: Mein Gemahl hat niemals so große Summen Geldes auf Wechsel erborgt!“

„Ei, der Herr Graf sind stets ein nobler Herr, ein guter Wirth gewesen, entgegnete jener, aber was Sie selbst nicht gebraucht haben, ist doch Verwandten und Freunden nöthig gewesen, und hier steht die eigenhändige Unterschrift, gerichtlich vollzogen und nicht abzuschwören!“

„Ah! eine Bürgschaft! sagte die Gräfin, als sie das ihr überreichte Papier betrachtet hatte: nur eine Bürgschaft für einen Freund!“

„Ich überlasse es Ihnen, den Freund zu suchen und zu finden, fuhr der Fremde lächelnd fort, und halte mich nur an den Hochgeachteten Bürgen und dessen Verlassenschaft; erkläre mich auch aus besonderer Rücksicht gegen Ew. Gnaden erbötig, dieß Gut, so sehr es auch immer durch den Krieg ruinirt sein mag, auf meine Forderung anzunehmen!“

Tief erschüttert stand die Gräfin. Der Gedanke: die Verlassenschaft ihres Gemahls, dieses schöne Gut, ihre letzte Zuflucht und Heimath in die Hände dieses Wucherers überge-

hen zu sehen, war ihr herzzerreißend, und dennoch gab es keinen andern Ausweg, denn die Schuld mußte bezahlt und der Name ihres geliebten Gatten in Ehren gehalten werden. Während der Gräfin die heißen Thränen über die schönen Wangen rollten, und der Herr von Wenig lächelnd in einem Fenster stand, sich an der reizenden Aussicht in die fruchtbaren Gefilde weidend, die er auf diese Weise nun bald als Eigenthum zu erlangen glaubte, lief der alte Andres, welcher Zeuge jener Unterredung gewesen war, in den Schloßhof und rief der dort versammelten Gemeinde zu:

„Auf Kinder! lauft nach Hause, und reißt Kisten und Kasten auf. Wir haben im Kriege manche schöne Summe hergeben müssen, um den Feind abzufinden; heute gilts noch einmal, — der böse Feind ist in der Miethkutsche hier angekommen, der leibhaftige Teufel, und will unsre Gräfin von dannen jagen! Bringt her, was Ihr habt, wir wollen retten wenns möglich ist!“ und nachdem er ihnen alles erzählt, rannte denn auch jeder willig nach Hause und brachte sein Erspartes herbei. — Aber es reichte nicht zu, der Herr von Wenig schüt-

telte den Kopf, er wollte keine Abschlagszahlung annehmen und verlangte vielmehr die ganze Summe baar, oder das Gut! — Während die arme Gräfin im Geheim den Befehl zur Abreise wieder ertheilte, und mit kaum errungner Fassung alle Beredtsamkeit anwendete, um die aufgebrachte Gemeinde von jeder Beleidigung gegen den Fremden zurück zu halten, brachte ihr ein Bote aus dem nächsten Städtchen ein an sie mit der Post eingegangnes Schreiben, worauf das königliche Siegel gedrückt war. Es war von der Hand des Königs und lautete folgender Gestalt:

„Ihr verewigter Gemahl hat nicht al-
„lein sein Leben, sondern auch, wie mir
„bekannt geworden ist, noch andere
„große Opfer dem Staate dargebracht,
„und selbst in Rücksicht auf die früher
„ganz erschöpften Landeskassen mehrere
„Jahre seinen Gehalt nicht erhoben.
„In dankbarer Anerkennung so treuer
„ausgezeichneter Dienste fühle ich mich
„verpflichtet, Ihnen dafür gerecht zu
„werden, und habe deshalb die Staats-
„kassen anweisen lassen, die Ihnen ge-

„bührende Summe von — — an Sie
„auszuzahlen!

Ein solcher Brief war nun allerdings die erfreulichste Hülfe in der Noth; die Summe reichte zu, den Herrn von Wenig abzufinden, der alte Andres hob ihn mit der Gemeinde jubelnd in den Wagen, und trieb ihn zum Schloßhofe hinaus.

„Der böse Feind ist fort! rief er: nun aber kommt ein alter Freund, gnädige Frau, und wagt eine Bitte an Sie. Ich habe lange genug zusehen müssen, wie in Ihrer Abwesenheit dieß Gut schlecht verwaltet worden ist, wie im Kriege alles drunter und drüber ging, und die Herren Verwalter mager ankamen und fett wieder fortgingen. Da habe ich denn immer gedacht, wie ich in früherer Zeit dem Hrn. Grafen als Reutknecht gedient, so will ich nun seiner verlassenen Wittwe aufs neue dienen. Meine Kinder sind erwachsen, sie mögen mein Bauergut übernehmen, Sie aber, gnädige Frau, sollen es sich gefallen lassen, daß der alte Andres wieder zu Ihnen aufs Schloß zieht, und Ihr Verwalter wird. Freilich kann ich nicht eben schreiben und rechnen, aber das

verſtehen ſie ſelbſt, und wenn ich denn nun Ihre Wirthſchaft recht ordentlich beſorge, und Sie recht fleißig ſchreiben, ſo machen wir beide zuſammen gewiß einen tüchtigen Verwalter aus!“

Die Gräfin ließ ſich das gefallen und willigte ein, und ſo ging denn die Wirthſchaft auf Schloß Birkenſtein unter Juttas und ihres alten geheimen Rathes Andres Verwaltung wirklich vortrefflich. Der Werth des Gutes und nicht minder die Wohlhabenheit der Einwohner ſtieg von Jahr zu Jahr, und es gelang der Gräfin endlich, durch weiſe Sparſamkeit ſo viel zu erübrigen, daß ſie mit vollen Händen wohlthun und helfen konnte, und ſo die Mutter, der Schutzengel ihrer Unterthanen wurde; denn ſie hatte durch Andres gelernt, ihre Ausgaben mit den Einnahmen in ein richtiges Verhältniß zu ſtellen; ſie ſparte Pfennige, um Thaler damit zu bezahlen, und verſtand diejenige Wirthſchaft, welche aus dem was Natur und Fleiß hervorbringt, ohne Habſucht oder Geiz, den möglichſten Nutzen zieht.

Hier auf dem Bilde erblickt Ihr die fromme freundliche Frau. Es iſt Sonnabend; der alte

Andres berechnet ihr die Einnahme der Woche, und sieht genau nach, ob das aufgezählte Geld mit den Strichen und Kreuzen auf seiner Schiefertafel auch übereinstimme. Neben dem Tische steht eines der armen Mädchen, deren Erziehung die Gräfin, die selbst kinderlos war, übernommen hat; es spielt sorglos mit dem Kätzchen, während die Pflegemutter sorgsam das Geld, als Mittel zum Wohlthun betrachtet und erwirbt. — Das Fenster steht offen, im Dorfe rauchen die Hütten, denn jeder Bauer hat sein Huhn im Topfe!

G — n.

„Die Stätte, die ein großer Mensch betrat,
„Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
„Sein Wort und seine That dem Enkel wieder!"

Mit diesen wahren einfachen Worten unseres großen Dichters Göthe laßt mich Euch, meine lieben Leser! zu einigen solcher Stätten hinführen, sie Euch im Bilde zeigen und mit kurzen Umrissen Euch von den seltnen Menschen erzählen, die sie eingeweiht und sie der Nachwelt unvergeßlich gemacht haben.

Horazens Sabinum.

Vor 1893 Jahren, mithin 65 Jahre noch vor Christi Geburt, wurde zu Venusia, einer Stadt in Apulien (jetzt Venosa im Königreiche Neapel) Quintus Horatius Flaccus geboren. Sein Vater war ein freigelassener Sklave und hatte ein kleines Grundeigenthum erworben, verließ es aber, um sich mit seinem Sohne nach

J. G. A. Barnard in Dresden

Villa des Horaz.

Rom zu begeben und dort dessen früh sich entwickelnde seltne Geistesfähigkeiten höher auszubilden. — Hier ließ er ihn in allen möglichen Künsten und Wissenschaften unterrichten, war ihm selbst ein strenger Sittenaufseher und erlaubte ihm auch späterhin nach Athen zu gehen, um dort die großen Meisterwerke der griechischen Künstler und Schriftsteller kennen zu lernen, und unter dem gebildeten Volke der Griechen selbst seine eigne Geistesbildung zu vollenden. Zu dieser Zeit wurde Julius Cäsar in Rom ermordet und Brutus und Cassius, die beiden letzten Stützen des sinkenden römischen Freistaates, eilten nach Athen, sich hier zum Kampfe zu rüsten, und alle dort befindlichen für die Freiheit ihres Vaterlandes gleich ihnen begeisterten römischen Jünglinge in ihrem Heere aufzunehmen. Auch Horaz trat zu ihnen, und ward Anführer einer Legion (einer Truppenabtheilung von 3000 bis 6000 Mann). Aber in der Schlacht bei Philippi, einer der größten Städte Macedoniens, (jetzt ist es ein unbedeutendes Dorf mit Namen Feliba), wo Brutus und Cassius nicht allein besiegt wurden, sondern auch ihren Tod fan-

den, mußte auch Horaz die Flucht ergreifen. Durch die Verwendung angesehener Römer erhielt er zwar späterhin wieder die Erlaubniß in sein Vaterland zurückzukehren, hier aber fand er seinen Vater bereits gestorben, und sein kleines väterliches Erbgut eingezogen. Ganz verarmt und auf sich selbst verwiesen entwickelte Horaz nun seine Fähigkeiten und trat als Dichter auf. Er selbst sagt späterhin in seinen Briefen: Armuth habe ihn angetrieben, Verse zu machen. Aber auch als er nicht mehr arm war, als er die Stelle eines Quästurschreibers erhielt, die ihn mäßig nährte, widmete er dennoch alle ihm übrigbleibende Zeit der Dichtkunst und Philosophie. Zuerst erschienen seine Satiren, dann mehrere seiner Oden u. s. w. Die bedeutendsten Männer wurden aufmerksam auf den jungen geistreichen Dichter, selbst Virgil und Varius, die größten Dichter jener Zeit, schenkten ihm ihr Freundschaft, und führten ihn sogar in das Haus des Mäcenas ein, welcher der vertrauteste Freund des neuen Kaisers Augustus war, und von dem wir bei dem nächsten Kupfer ein mehreres hören werden. Mäcenas nahm ihn

bald in den engern Kreis seiner Freunde auf, wo Horaz immer neue Gelegenheit fand, seinen Dichtergeist und seine Liebenswürdigkeit zu entfalten. Durch diesen mächtigen Freund hätte er wohl ein glänzenderes Glück machen können, allein in seinem Herzen lebte die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik seines Vaterlandes noch fort, er konnte die Freunde nicht vergessen, die im Kampfe gegen die Unterdrücker der bürgerlichen Freiheit an seiner Seite gefallen waren, und er vermochte daher nicht die Gnade des neuen Kaisers zu suchen, ja als Augustus selbst den ausgezeichneten Mann durch Mäcenas auffordern ließ, in seine Dienste zu treten, lehnte er es ab, und konnte sogar nur durch wiederholtes Dringen dazu bewogen werden, endlich ein Gedicht an den Augustus zu machen. So suchte er sich frei und unabhängig zu erhalten, er zog sich nach und nach immer mehr von dem geschäftigen Leben und Treiben aus Rom zurück, und suchte am liebsten die süße Einsamkeit in seinem Sabinum auf. Mäcenas hatte ihm nämlich ein kleines Landgut im Sabinerlande geschenkt, dessen Horaz in seinen Gedichten als seines

liebſten Zufluchtsortes erwähnt, und es ſein Sabinum nennt. Hier ſtarb er 57 Jahr alt. Der Dichter und was er geſungen hat, iſt unſterblich geblieben, aber ſeine kleine ihm ſo theure Freiſtatt iſt unter der alles zerſtörenden Zeit von der Erde verſchwunden. Die Alterthumsforſcher haben ſich ſogar lange vergeblich bemüht, nur die Stelle, auf der jenes Sabinum geſtanden, mit Beſtimmtheit anzugeben, bis endlich im Jahre 1757 eine Inſchrift aufgefunden wurde, durch welche die Lage deſſelben auſſer Zweifel geſetzt iſt. Der Berg Lukretilis, der nach Horazens Verſicherung ſeine Ziegen vor Sonnengluth und Regenwinden ſchützte, iſt ohne Zweifel der jetzige hohe Genaro, der noch das Thal von Uſtika von Mittag und Abend her beſchirmt, und an ſeinen Abhängen noch wie zu Horazens Zeiten von Thimian und Quendel duftet. Am Fuße dieſes Berges ſprudelt noch die kryſtallhelle Quelle, welche Horaz Bandusia nannte; durch das Thal von Uſtika ſchlängelt ſich noch die Digentia, jetzt Licenza genannt. Auch der halb verfallene kleine Tempel der alten Göttin Vacuna, von wo aus Horaz ins Gras geſtreckt ſeinem

Freunde Fuscus Aristius einen innigen Brief schrieb, läßt sich durch eine bei Rocca Giovane aufgefundene Inschrift jetzt wieder bestimmen. Nur des Dichters Meierhof selbst, der nahe bei jener Quelle gelegen haben muß, ist spurlos verschwunden. Mehrere Reisende, die mit Begeisterung für den großen Dichter diesen durch ihn geweihten Boden betraten, haben die Steine eines netzförmigen Mauerwerkes und die Spuren eines künstlich zusammen gefügten Fußbodens für die Trümmer jenes einfachen unvergeßlichen Landgutes halten wollen.

Das im Vorgrunde stehende kleine Haus auf unserer Kupferplatte ist jetzt auf der Stelle erbaut, die wahrscheinlich sonst Horazens Meierhof einnahm; der hohe Berg im Hintergrunde ist Horazens Lukretilis, der jetzige Genaro, und das hochgelegene Dörfchen Licenza ist nach dem Bache genannt, der darunter hinrauscht.

Viele von Euch, meine lieben Leser! werden späterhin die unsterblichen Gesänge des Dichters, der vor nunmehr fast 1900 Jahren in diesem Thale lebte und sang, in seiner Muttersprache lesen. Ihr werdet dann, je mehr

Ihr in seinen Geist eindringt, um so lieber dieß einfache Bild wieder betrachten, und Euch an die geheiligte Stätte versetzen. Für Euch andern aber, die Ihr den Dichter nicht selbst lesen werdet, will ich einige treffliche Oden aus einer sehr gelungenen Uebersetzung von Ernst Günther hier mittheilen, woraus Ihr Horazens Geist und Gesinnung wohl erkennen werdet. Die darin vorkommenden fremden Worte und Anspielungen, die Ihr nicht versteht, mögt Ihr Euch von Eurem Vater, oder Lehrer erklären lassen.

Die 11te Ode des 1. Buches.

Die wahre Lebensweisheit, sagt hier der Dichter, besteht im zweckmäßigen frohen Genuß der Gegenwart; Niemand soll seine Zukunft erforschen wollen.

An Leukonoë.

Ein Frevel ist's, Leukonoë, zu fragen:
Wenn mir, wenn Dir ein Gott das Ziel beschieden;
Drum forsche nimmer, was die Sterne sagen:

Mit seinem Looſe sei der Mensch zufrieden!
Mag dieß der letzte sein von unsern Tagen,
Mag Jahre lang das Auge noch hienieden
Des Meeres Wogen sehn ans Ufer schlagen,
Und an dem Fels in dumpfer Brandung sieden:

Sei weise! Nütze Du die flüchtgen Stunden,
Den Wein zu mildern; nicht auf ferne Jahre
Erstrecke Deine Pläne, Deine Sorgen!

Indem wir sprechen ist die Zeit entschwunden;
Leukonoë, den Augenblick bewahre,
Und nichts erwarte von dem nächsten Morgen!

Die 18te Ode des 2. Buches.

Horaz preist sich hier, trotz seiner Dürftigkeit, glücklicher, als die Vornehmen und Reichen, die auf Kosten anderer ihr Glück erkaufen, ohne zu erwägen, daß sie mit allen ihren zusammen gescharrten Reichthümern doch eine Beute des Todes sind.

Habsucht und Genügsamkeit.

Weder Gold noch Elfenbein
Meiner Zimmer Decken schmücken.
Balken von Hymettus drücken
Nicht Numidiens Marmorstein!

Ich erſchleiche mir kein Land,
Das ein Attalus vererbte,
Mit Lakoniens Purpur färbte
Keine Freundin mein Gewand.

Doch ein ſeelenvolles Lied
Strömt aus unverſiegter Quelle,
Das zu meiner niedern Schwelle
Oft erhabne Gönner zieht.

Weiter fleh' ich nichts von Euch,
Götter! will nicht reichre Spenden
Aus des mächtgen Freundes Händen;
Mein Sabinum macht mich reich.

Schnell verrinnet Tag auf Tag;
Monden fliehn auf raſchen Schwingen,
Und Du willſt am Sarkophag
Stolzer Schlöſſer Bau verdingen? —

Führſt, nicht denkend an das Grab,
Häuſer auf an Bajä's Strande?
Dämmſt des Meeres Fluthen ab,
Unbegnügt mit feſtem Lande?

Selbſt den Grenzſtein auf dem Raine
Rückt die Habſucht noch hinaus,
Schont nicht des Klienten Haus,
Nicht der nachbarlichen Zäune.

Von der väterlichen Flur
Wird der Arme nun vertrieben,
Rettet nackte Kinder nur,
Weib und Laren, die ihm blieben!

Doch dem Reichen iſt kein Loos
Sichrer, als des Orkus Hallen;
O, halt ein! es öffnet allen
Sich der Erde Mutterſchoos.

Bettlern wie dem Fürſtenſohn!
Mit Prometheus umzukehren
Ließ ſich durch verheißnen Lohn
Plutos Diener nicht bethören.

Tantalus, die Pelopiden
Sind in ſeiner Macht, er hört
Und befreit den Lebensmüden,
Hier erwünſcht, — dort unbegehrt.

Die 20te Ode des 2. Buches.

Horaz vertraut hier ſeinem Freunde die Ahnung: Er werde ſein Geſang unſterblich ſein!

An Mäcenas.

Ein Sänger ſchwing' ich mich zum reinen Himmel
Im neuen, unentweihten Flügelkleid,
Ich ſcheide von dem irdiſchen Getümmel,
Erhaben über Haß und Neid.

Nicht edlem Blut verdank' ich mein Entſtehen,
Doch nimmer werd' ich, den Du „Freund“ genannt,
O mein Mäcenas! ſpurlos untergehen,
Ich ſchaue nicht der Lethe Strand.

Sieh! ſchon beginnt der Schwan ſich zu befiedern,
Und glänzend weiß aus Arm und Nacken ſtrebt
Der leichtbeſchwingte Fittig, langſam hebt
Sich rauhe Haut an meinen Gliedern.

Es wird mich Colchis, Dacien mich ſchaun,
Das vor der Marſer Schaar noch bebt, die fernen
Gelonen werden, wie des Ebro Au'n,
Der Rhone Trinker wird mich lernen!

Villa des Mecenas

Verſtumme dann unwürd'ge Todtenklage,
Er iſt nicht todt, dem Eure Thräne fließt;
Es iſt umſonſt, daß Ihr in Sarkophage
Die Hülle des Geſchiednen ſchließt!

Die Villa des Mäcenas.

Der vertraute Freund und mächtige Gönner unſeres Horaz, Cajus Cilnius Mäcenas, leitete ſeine Abkunft von den alten etruſciſchen Königen her. Er bekleidete zwar niemals ein öffentliches Amt, hatte jedoch einen bedeutenden Einfluß, und iſt durch ſeine Freundſchaft mit dem Kaiſer Auguſtus ſowohl, als durch den Schutz und die Begünſtigung, die er den Künſten und Wiſſenſchaften angedeihen ließ, berühmt geworden, ſo daß man noch jetzt einen bedeutenden Mann, der Künſte und Wiſſenſchaften liebt, und die Meiſter darin begünſtigt, einen Mäcen zu nennen pflegt. — Ohne eben ein ausgezeichneter Staatsmann, oder tiefer Gelehrter zu ſeyn, beſaß Mäcenas doch

höchſt liebenswürdige Eigenſchaften, die ihn nicht allein dem Auguſtus unentbehrlich machten, ſondern auch die ausgezeichnetſten Männer in ſeine Nähe zogen. Der Kaiſer fand an ſeinem Freunde alles was er gerade brauchte: Rath, Auswege, Entſchloſſenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch wohl manche kleine Schwäche, womit er den Freund ſcherzend aufziehen konnte. Dafür durfte aber Mäcenas ſich auch manches ernſte Wort gegen ihn erlauben, wie er denn einſt, als Auguſtus, noch während ſeines Triumvirates, zu Gerichte ſaß, und mehrere Todesurtheile ausſprach, ihm die Worte auf ſeiner Schreibtafel hinreichte: „**Surge tandem carnifex!**“ (Stehe endlich auf, Henker!) — Mäcenas war es auch, der den Auguſtus beſtimmte, die Obergewalt nicht wieder aus ſeinen Händen zu geben, ſondern ſich auf den Kaiſerthron zu ſchwingen.

„Ich fürchte, ſagte er zu ihm, Du
„wirſt der letzte Römer werden, wenn
„Du aufhörſt der Erſte zu ſeyn!“

Aber er rieth auch immer wieder zur Milde und wirkte vielen Verurtheilten beim Kaiſer Gnade aus. Durch ihn wurde dem Virgil

in den Bürgerkriegen das Erbe seiner Väter erhalten, durch ihn dem Horaz nach der Schlacht bei Philippi Verzeihung ausgewirkt. Er suchte den Umgang ausgezeichneter Männer aller Art, begünstigte sie, zog sie an seine Tafel, und empfahl sie dem Wohlwollen des Kaisers. So schenkte er auch dem Horaz, den er besonders werth hielt, jenes kleine sabinische Landgut. Er selbst besaß eine prachtvolle mit den schönsten Gärten umgebene Villa zu Tivoli, wohin er sich oft aus dem Geräusch der großen Welt zurück zog, und wo er auch bald nach Horaz sein Leben endigte.

Auf unserem Kupfer hier erblicken wir jene Villa in ihrem jetzigen Zustande, wie die Wasserfälle sich noch aus den Lorbeeren und Myrthen hervordrängen und in das Thal hinabrauschen. Der stärkste Wasserstrahl strömt aus Mäcenas Lusthaus selbst hervor, und ist wohl derselbe, welcher damals den oft schlaflosen Staatsmann durch sein sanftes Plätschern einwiegte, oder beim fröhlichen Mahle, an welchem auch Virgil und Horaz Theil nahmen, in die geistreiche Unterhaltung der Freunde seine flüsternde Stimme mischte.

Viele haben ſeitdem in dieſen Hallen gelebt: Nach dem Tode des Mäcenas erbte ſie ſein Freund Auguſtus; ſpäterhin wurden ſie von Ignatius Loyola, dem Stifter des Ordens der Jeſuiten mit mehreren ſeiner Ordensbrüder bewohnt; noch ſpäter gehörten ſie den Nonnen von St. Michele in Caſtelvecchio, und jetzt ſind ſie im Beſitze des Herzogs von Canino, (Lucians Bonaparte), der die alten darin befindlichen Ueberreſte ſorgſam zu erhalten ſucht; aber ihren alten berühmten Namen hat ihnen weder die Zeit noch ein ſpäterer Beſitzer nehmen können, ſie heißen immer noch:

Die Villa des Mäcenas.

T. Faber n. d. Natur gez. J. G. A. Frenzel gest. in Dresden

Körners Weinberg in Loschewitz bei Dresden

Wir wollen nun aber aus der alten Zeit und von den Trümmern, die einſt die Heimath großer Menſchen waren, in unſere Zeit zurücktreten, denn auch hier finden wir manche Stätte, die ein unſterblicher Name geweiht hat.

Körners Weinberg in Loſchwitz bei Dresden.

Das nebenſtehende Bild zeigt uns Körners Weinberg in Loſchwitz bei Dresden. Iſt Euch, meine lieben Leſer, der Name Theodor Körner nicht ſchon bekannt? — Habt Ihr nicht alle ſchon von dem Jüngling gehört, der in dem letzten Kriege gegen Frankreich ſich muthig in die Reihen preußiſcher Freiwilliger ſtellte, und mit wahrhaft begeiſterten Geſängen ſein Volk zu Kampf und Sieg entflammte? — Seht, dort in dem Hauſe am Fuße des Berges hat er die ſchönſten Tage ſeiner Kindheit verlebt. Theodor Körner war am 23. Sept. 1791 zu Dresden geboren, wo ſein Vater, der jetzige Königl. Preußiſche Staatsrath Körner, damals als Appellationsrath angeſtellt war. Er

genoß in dem elterlichen Hauſe eine ausgezeichnete Erziehung und ſah dort die erſten lebenden Dichter, welche dem Vater befreundet waren. Er ging dann auf die Bergakademie zu Freiberg und ſpäterhin auf die Univerſität zu Leipzig. Schon hier entwickelte ſich ſein ungemeines poetiſches Talent, und es erſchienen hier ſeine erſten Gedichte unter dem Titel: „Knospen“ im Druck. Aber das leichte Gelingen anmuthiger Verſe, das zu früh geärndete Lob zog ihn von tieferem gründlichen Eindringen in die ernſtern Wiſſenſchaften ab, er gab ſich nur ſeiner Lieblingsneigung zur Dichtkunſt hin, verließ die Univerſität und wurde, nachdem ihm einige dramatiſche Dichtungen gelungen waren, als Theaterdichter in Wien angeſtellt. Ob er nun hier ſeinen früh erlangten Ruf als Dichter ſich auch ferner erhalten haben würde, ſcheint zweifelhaft, das Schickſal rief ihn jedoch ſelbſt von hier ab. Der franzöſiſche Krieg war ausgebrochen, es erſcholl der Aufruf an Preußens Söhne: für die Freiheit des Vaterlandes in den Kampf zu gehen. Auch Körner folgte ihm, denn ob er gleich kein Preuße war, ſo hielt er dieſen Kampf doch

für eine Sache des ganzen deutschen Volkes, er verließ seine Freunde, seine glücklichen Verhältnisse, und stellte sich als Freiwilliger unter Lützows tapfere Schaar. Hier nun sang er seine schönsten Lieder, sie gingen von Munde zu Munde und wie sie den Muth der Brüder und Kampfgenossen entflammten, so flog der begeisterte Dichter ihnen allenthalben selbst mit dem Schwerdte kühn voran. Aber schon am 26. August 1813 bei einem Gefechte gegen die Franzosen unter Davouſt auf der Straße von Schwerin nach Gadebusch traf ihn eine feindliche Kugel, und endigte sein schönes kräftiges Leben. Bei dem Dorfe Wöbbelin haben ihn seine Kameraden unter einer alten Eiche begraben; ein einfaches eisernes Denkmal bezeichnet die Stätte. Zwei Jahre später starb seine einzige Schwester, sie ruht jetzt hier an seiner Seite. Seine trefflichen Kriegslieder sind unter dem Titel: „Leier und Schwerdt“ herausgegeben worden.

Der Weinberg, den uns das nebenstehende Kupfer zeigt und das Haus am Fuße desselben, waren der Tummelplatz von Theodor Körners glücklicher Kindheit, hier erwachten zu-

erſt bei dem Anſchauen der erhabenen reizenden Natur ſeine Anlagen, hier erhob er zuerſt ſeine begeiſterten Blicke nach oben, denn auf der Spitze des Berges ſchwang ein mächtiger Adler ſeine Flügel, und zeigte ihm den Aufflug zur Sonne. Der kleine Pavillon nämlich, den wir hier auf der Spitze des Berges erblicken, war eine Zeit lang Schillers Sommeraufenthalt. Er war ein Freund des alten Körner, beſuchte dieſen in Dresden, und vollendete in jenem kleinen Häuschen die letzten Akte ſeines Don Carlos, führte dieſes Trauerſpiel auch in der Familie ſeines Freundes Körner zuerſt auf. Von dieſer Zeit, wo Schiller hier lebte und dichtete, wird noch manches erzählt, ſelbſt der Aufmerkſamkeit der gemeineren Volksklaſſe iſt ſie nicht entgangen. So fragte einſt ein Fremder den Schiffer, der ihn die Elbe hinabfuhr, und ihm Körners Weinberg zeigte: ob er wohl den Dichter Schiller gekannt habe, der dort oben in dem Pavillon gewohnt, und einige ſeiner ſchönſten Sachen geſchrieben haben ſolle? — „Ich beſinne mich wohl, ſagte der Schiffer, es wohnte dort einmal ein Schreiber; am Tage verſchloß er die

Läden, rannte durch die Felder, und wollte oft wenn es recht stürmte und wetterte in der Gondel auf dem Elbstrome fahren. Des Nachts aber lief er bei offenen Fenstern in der Stube umher, und schrie oft gewaltig. Genug — — er deutete hierbei auf die Stirn — — Sie verstehen mich schon!“

Von unserem Schiller selbst will ich Euch hier nur den Geburts- und den Todestag nennen: Er ward am 10. Nov. 1759. zu Marbach im Würtembergischen geboren, und starb am 9. Mai 1805 zu Weimar. Vor Euch liegen seine Schriften, wie ein weites blühendes herrliches Land, in welchem Ihr reisen sollt; wenn Ihr sie gelesen und verstanden haben werdet, wird das tiefe Gemüth, der helle reine Genius des Dichters wie eine himmlische Erscheinung vor Euch stehen. Als er gestorben war, sagte sein Freund Göthe von ihm:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen,
„daß er von dem Gipfel des menschlichen
„Daseins zu den Seligen empor gestiegen,
„daß ein schneller Schmerz ihn von den
„Lebendigen hinweggenommen. Die Gebre-
„chen des Alters, die Abnahme der Kei-

»ſieskräfte hat er nicht empfunden. Er »hat als ein Mann gelebt, und iſt als »ein vollſtändiger Mann von hinnen ge»gangen. Nun genießt er im Andenken »der Nachwelt den Vortheil, als ein »ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erſchei»nen. Denn in der Geſtalt, wie der Menſch »die Erde verläßt, wandelt er unter den »Schatten und ſo bleibt auch Achilles »als ein ewig ſtrebender Jüngling gegen»wärtig. Daß er früh hinwegſchied, kommt »auch uns zu gute. Von ſeinem Grabe »her ſtärkt auch uns der Anhauch ſeiner »Kraft, und erregt in uns den lebhafteſten »Drang, das was er begonnen mit Liebe »fort und immer fort zu ſetzen. So wird »er ſeinem Volke und der Menſchheit in »dem was er gewirkt und gewollt ſtets »leben!«

Aussicht von Körners Weinberg nach Blasewitz.

Wir wollen uns aber an Schillers Seite noch einmal auf die Spitze jenes Weinberges stellen, und mit ihm und dem kleinen Theodor Körner, der als ein 10 jähriger Knabe hier oft an der Hand des großen freundlichen Mannes stand, in die reizende Gegend über die Elbe hinweg und nach dem Dörfchen Blasewitz hinabschauen, wohin Schiller so gern überfahren mochte, denn dieses Dörfchen ist auch als der Geburtsort eines unserer größten deutschen Musiker noch ganz besonders merkwürdig. Hier wurde im Jahre 1741 Johann Amadeus Naumann geboren. Obgleich seine Eltern sehr arme Leute waren und auch ihn zur Handarbeit anhielten, so wurden hierdurch doch nicht seine großen Anlagen zur Musik unterdrückt. Der Knabe wußte den Vater zu bewegen, daß er ihn, statt in die Schule seines Dorfes, in eine bessere Schule nach Dresden gehen ließ, wohin er täglich zu Fuße ging und nebenbei auch jede Musik zu hören suchte. Endlich gab der Vater seinen Bitten nach, und

entſchloß ſich zu der für ihn bedeutenden Ausgabe, ihm ein altes Klavier zu kaufen. Der Knabe brachte nun alle ſeine Freiſtunden, ja halbe Nächte vor dem Inſtrumente zu, und ward hier ſein eigner Lehrmeiſter. Endlich trat zufällig eines Tages ein geſchickter Muſikus aus der königl. ſchwediſchen Kapelle zu Stockholm, der ſich eben in Dresden aufhielt, in die Wohnung des alten Naumann, ließ ſich hier auf dem elenden Klaviere etwas vorſpielen, und erſtaunte über die ungemeine Fertigkeit und den ſchönen Ausdruck im Spiele dieſes 13 jährigen Bauerknaben. Er erbot ſich auf der Stelle, ihn mit nach Italien zu nehmen, und reiſte auch wirklich bald darauf mit ihm ab. Das Verhältniß, in welches Naumann zu ſeinem neuen Herrn trat, war aber ein ſehr drückendes; er wurde völlig nur als ein Bedienter betrachtet, mußte ihm die niedrigſten Dienſte leiſten, und behielt faſt gar keine Zeit zur Muſik übrig. Die Reiſe nach Italien unterblieb zwar nicht, allein Naumann mußte ſeinem Herrn, der mit der Poſt reiſte, zu Fuße dorthin folgen, und während dieſer in Padua den Unterricht des berühmten Tartini benutzte,

T. Faber n. d. Natur gez. J. C. A. Frenzel gest. in Dresden

Ansicht von Körners Weinberge nach Blasewitz,
Naumanns Geburts- und Sommer-Wohnungs-Orte

ſich ſeinen Unterhalt mit Notenſchreiben verdienen. Als er eines Tages das Inſtrument ſeines Herrn zu Tartini trug, bat er dieſen großen Virtuoſen, an der Thüre des Zimmers der Lehrſtunde zuhören zu dürfen. Der freundliche Meiſter nahm ihn aber ſogleich unter ſeine Schüler auf, brachte ihn in eine freiere Lage und legte den erſten Grund zu ſeiner Bildung. Naumann zog bald die Aufmerkſamkeit der größten Meiſter auf ſich, die berühmten Komponiſten Peter Martini und Haſſe wurden ſeine Freunde, und als er nach einem Aufenthalt von 8 Jahren ſeine Eltern in Blaſewitz beſuchte, und ſeinem Landesherrn mehrere von ſeinen Kompoſitionen überreichte, wurde er mit einem Gehalte von 220 Thlr. als kurfürſtlicher Kirchenkomponiſt angeſtellt, reiſte mit Bewilligung ſeines Fürſten dann noch zweimal nach Italien, und gelangte endlich zur Stelle eines Kapellmeiſters in Dresden mit 2000 Thlr. Gehalt. Er hat mehrere berühmte Opern, beſonders aber vortreffliche Kirchenmuſiken komponirt; zu den letztern gehört auch das Vater unſer nach dem Texte von Klopſtock. Viele tüchtige Schüler hat er gebildet, unter dieſen auch den

ebenfalls ſchon verewigten Kapellmeiſter Himmel, und die noch jetzt in Berlin lebende berühmte Sängerin Dem. Schmalz. Er ſelbſt ſtarb am 23. Oktober 1801.

Noch ſteht das Häuschen in Blaſewitz, worin Naumann geboren wurde, und wo er ſeine erſte Jugend in großer Dürftigkeit verlebte, es iſt mit Nro. 33. bezeichnet, und wurde vor Kurzem für 700 Thlr. feilgeboten. Er ſelbſt baute ſich ſpäterhin am Eingange des Dorfes einen Landſitz, der jetzt dem Baron v. Frieſen gehört. Auf dem Eliaskirchhofe zu Dresden, neben welchem der Weg nach Blaſewitz vorbei geht, iſt Naumann begraben; auf ſeinem Grabmahle lieſt man folgende Inſchrift:

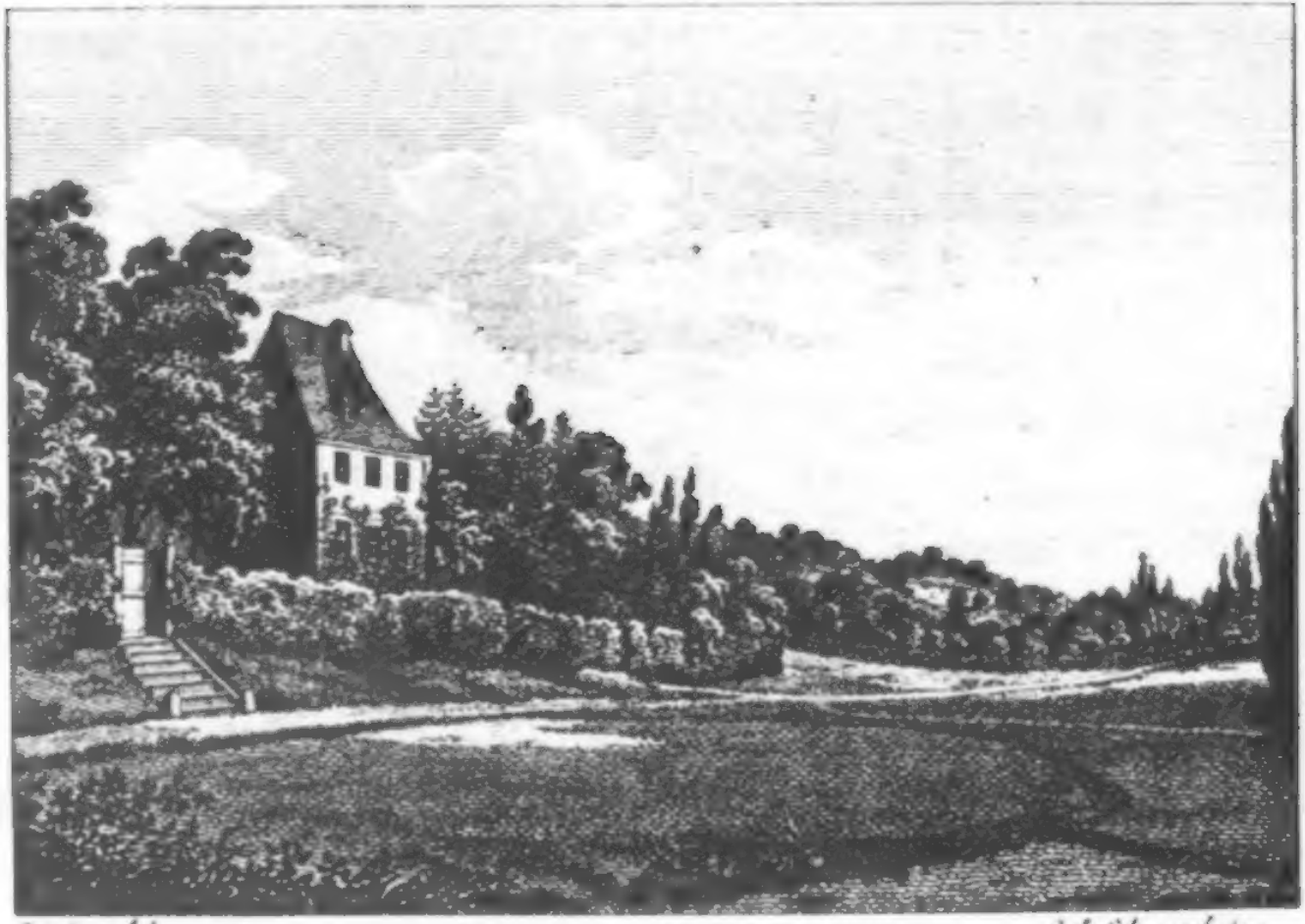
Grabſtätte

Naumanns

Churfürſtlichen Sächſiſchen Kapellmeiſters.

Geboren am 17. April 1741.

Geſtorben am 23. Oktbr. 1801.



J. Lieber del. C. A. Schwerdgeb.

Göthes Gartenhaus.

Nur auf des Meisters Gebot entsteht im Reiche der Töne,
Was den Denker erfreut, wie es den Hörer entzückt.
Aber dieß gnügte Dir nicht, an dessen Grabe wir trauern;
Hoch über irdischen Dienst hobst Du den Zauber der Kunst.
Seele sprach zu Seele, die Schranken der Endlichkeit schwanden,
Und in der Seeligen Reih'n lohnt Dir die Palme dafür.

Wenn Ihr nun, meine lieben Leser! einst die Elbe hinabschifft, und der Nachen Euch an Körners Weinberg und dem Dörfchen Blasewitz vorbeiträgt, dann gedenkt der großen Männer, die hier lebten, sangen, dichteten, und neigt Euch still vor den heiligen Stätten.

Göthe's Gartenhaus.

Aber aus der grauen Vorzeit, aus der nächsten Vergangenheit, laßt uns noch zu einem Hause hinwandern, welches der große Mann noch bewohnt, den fast alle gebildete Völker der Erde kennen und bewundern. Er hat die Worte, die ich früher erwähnte, ausgesprochen:

„Die Stätte, die ein großer Mensch betrat,
„Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt

„Sein Wort und seine That dem Enkel
„wieder.

Drum sei denn auch uns das kleine Haus hier heilig, in welchem er manche seiner besten Stunden verlebt hat. Am 28. August d. J. erreicht Johann Wolfgang von Göthe sein 79tes Jahr.

Gewiß möchtet Ihr, indem Ihr jetzt vor seinem Gartenhause steht und daran denkt, was er dem deutschen Volke geleistet hat, ihm gern in jugendlicher Begeisterung ein lautes fröhliches Lebehoch bringen. Aber stört den Greis nicht! Er steht jetzt auf der höchsten Spitze des Lebens, und schaut ruhig auf das bunte Treiben desselben herab. Ihr könnt ihm nichts mehr geben! Geht still und mit entblößtem Haupte hier vorüber, und sprecht leise Euren Gruß aus:

„Gott erhalte Dich noch lange, Vater Göthe!“

Ernst v. Houwald.

Goe 1376 (1)

Sara von Pelkau.

[illegible] die Bärenburg.

Bilder für die Jugend

herausgegeben

von

Ernst von Houwald.

Zweiter Band.

Mit 12 Kupfern.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen.

1830.

Goc 1576 (2)

Inhalt.

Seite.

I. Die Bärenburg. Ein Mährchen von E. von Houwald. . . . . 1.

II. Sieg und Segen. Erzählung von Charlotte von Blümer, geborne Spohr. . . . 75.

III. Die Versöhnung. Drama in zwei Acten, von E. von Houwald. . . . . 107.

IV. Richtet nicht Erzählung von Charlotte von Blümer, geborne Spohr. . . . . 139.

V. Das Vielliebchen. Ein Lustspiel in zwei Acten, von E. von Houwald. . . . . 189.

VI. Erinnerung an unvergeßliche Menschen. . . 283.

1. Villa des Cicero. . . . . 285.

2. Albrecht Dürer's Grab auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg. . . 288.

3. Iffland's Gartenhaus. . . . . 312.

4. Philadelphia. . . . . 317.

5. Berg Vernon in Virginien. . . . 321.

I.

Die Bärenburg.

Ein Mährchen

Auf einer hohen waldbewachsenen Felskuppe lag ein altes einsames Schloß, die Bärenburg genannt. Die reiche Familie, der Graf von Pilkau, welcher es zugehörte, wohnte jedoch auf ihren andern größern Besitzungen, und schon seit Menschengedenken hatte kein Mitglied derselben längere Zeit daselbst zubringen mögen. Nur ein alter Kastellan verlebte hier seine einsamen Tage, und wurde bisweilen nur von neugierigen Reisenden besucht, die sich in dem Schlosse herumführen ließen, und mit stiller Bewunderung die zwar alterthümliche, aber schöne Einrichtung desselben betrachteten. Wenn die Fremden nun ihr Erstaunen darüber nicht zurück hielten, daß in dem gänzlich unbewohnten Gebäude sich alles doch so wohl erhalten finde, so lächelte dann der alte Kastellan geheimnißvoll, und gab zu vernehmen, wie dies wohl in der Bauart des Schlosses liegen möge, die ohne

weiteres Zuthun sich selbst erhalte und nichts zu Grunde gehen lasse. Die Leute in der Nachbarschaft wußten aber wohl, was er meinte; denn das Schloß stand längst in dem Rufe, daß es von Geistern bewohnt sei; der Kastellan hatte auch einmal auf einer Hochzeit, zu welcher er im nächsten Städtchen gebeten worden, bei einem Glase Wein einiges davon verlauten lassen, ja er hatte sogar, als seine beiden Tischnachbarn, der alte pensionirte Forstinspector und der aufgeklärte Stadtrichter sich über die Möglichkeit von Geistererscheinungen gestritten, in der Weinbegeisterung dem Streite dadurch ein Ende zu machen gesucht, daß er sich auf die Seite des alten Forstmannes geschlagen, mit ihm den wilden Jäger, den schwarzen Irrwisch u. s. w. in Schutz genommen, und endlich jeden, der an solche Dinge nicht glaube, feierlich eingeladen, die nächste Nacht auf der Bärenburg zuzubringen. Von der ganzen Gesellschaft war diese Einladung zwar mit Schweigen erwiedert worden, weil man sich eines geheimen Grauens dabei nicht erwehren konnte, der Kastellan aber, war nur noch dringen-

der gegen den Stadtrichter vorgerückt, so daß dieser, um seinen Muth zu behaupten, endlich nicht länger ausweichen konnte, sondern als die Gesellschaft aus einander gegangen war, sich wirklich mit dem Kastellan auf das Schloß begeben hatte. Wie er aber dort die Nacht zugebracht, und was er dort gesehen, blieb ein Geheimniß; nur ließ die Versicherung, daß er lieber Nachtwächter im Städtchen, als Kastellan auf der Burg sein möchte, auf manche unerfreuliche vielleicht schauderhafte Erfahrung schließen. So stand es um die geheimnißvolle unbewohnte Burg, als der jetzige Besitzer derselben, der alte Graf von Pilkau, starb. Er hinterließ zwey Söhne, von denen der älteste ihm im Besitz der großen Majorats-Güter folgte, der jüngere aber mit Namen Wilibald, nur dies einsame Schloß, die Bärenburg mit seinen Umgebungen als Erbtheil erhielt.

Wilibald stand als Cavallerie Officier unter dem Heere seines Königs; er hatte manchen rühmlichen Feldzug mitgemacht, und sich ein großes Ansehen unter allen seinen Cameraden erworben; zumal er sich nicht allein

durch Geistesbildung und Muth auszeichnete, sondern auch ein frohes treues, tieffühlendes Herz den Freunden entgegen brachte. Sie konnten, sie mochten nichts ohne ihn beginnen; er war die Würze ihrer Freuden, der Rathgeber in ernstern Angelegenheiten, das Vorbild ihres Thuns und Handelns.

Aber seit dem Tode seines Vaters und der Ordnung seines Nachlasses, war eine bedeutende Veränderung mit ihm vorgegangen, seine Stimmung war ernster geworden, er zog sich oft aus dem Kreise der Freunde zurück, suchte die Einsamkeit, und beschäftigte sich fast ausschließlich damit, alte Papiere und Urkunden zu durchlesen, die er sich aus dem Archive seines Schlosses hatte zuschicken lassen.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn einst sein vertrautester Freund und treuster Waffenbruder, der Hauptmann von Marheim; er sah die finstern Wolken auf Wilibald's Stirn, und wie er in halber Zerstreutheit die Papiere bei Seite schob und ihn kalt bewillkommte, als störe ihn der Besuch des Freundes.

„Was ist Dir denn?“ rief Marheim! und faßte seine Hand. „Der Tod Deines Vaters

mag Dir, dem redlichen Sohne, wohl sehr zu Herzen gehen, aber wenn auch der Schmerz um den Verlust geliebter Personen uns in den Freudenbecher des Lebens wiederholt noch die Tropfen einer heiligen Wehmuth mischt, damit sie die Seele wie eine Arzenei stärken und die schönen Farben der Erinnerung immer wieder auffrischen mögen, so verdüstert dieser Schmerz doch nicht das Gemüth, so jagt er doch nicht finstere Wolken fortwährend über die sonst heitere Stirn, so verschließt er doch nicht das Herz dem Freundeszuspruch. Es muß dir daher noch etwas anderes auf der Seele liegen, ein tiefes unerfreuliches Geheimniß; denn meine Schuld kann es nicht sein, und meine Freundschaft zu Dir giebt mir ein Recht, Dich darnach zu fragen!“

Wilibald seufzte tief auf, sah dann dem Freunde lange ins Auge und sagte endlich: „Ja, Du hast ein Recht auf alles was mich jetzt so tief bekümmert, es geht Dich vielleicht näher an, als du glaubst, darum will ich nicht länger schweigen, Du sollst alles wissen.“

„Nach dem Tode meines Vaters sind

unſere großen Familien-Lehne meinem älteſten Bruder zugefallen, ich hingegen habe nur das alte Schloß, die Bärenburg, mit ſeinen Umgebungen als Eigenthum erhalten. Da es entfernt von den Hauptgütern meines Vaters lag, auf denen ich erzogen wurde, er ſelbſt es auch niemals, ſo lange ich denken kann, beſuchte, ſo blieb es auch mir fremd; ich kannte es nur aus einer Zeichnung, die im Zimmer meines Vaters hing, ſeine düſtre abgeſchiedne Lage darſtellte, und die wir Kinder immer gern betrachteten, um manches Abentheuerliche dabei zu träumen. Jetzt nun iſt dieſer Ort mein Eigenthum geworden; aus des Vaters Papieren habe ich mich überzeugt, daß die Einkünfte davon wohl zureichen würden, den gnügſam und einfach lebenden Beſitzer dort zu ernähren. Freudig erwachte in mir der Gedanke: Jetzt endlich wirſt du deinem Herzen folgen und dem Mädchen, das du längſt ſchon liebſt, Deine Hand bieten können; dann wirſt du die Waffen niederlegen, und in die verlaßne ehrwürdige Bärenburg ein frohes häusliches, glückliches Leben einführen! — Und wen ich

mir zur Gefährtinn meines Lebens zu erwählen gedachte, — — soll ich sie Dir noch erst nennen, Bruder?“

Marheim reichte ihm die Hand und sagte: „Ich weiß es, Du liebst meine Schwester Sara!“

„Ja, ich liebe sie mit treuem Herzen! fuhr Wilibald fort. Ich hoffte in der Vereinigung mit ihr mein höchstes Glück; aber auch diese schöne menschliche Hoffnung soll nicht in Erfüllung gehen!“

„Und warum nicht? rief Marheim! was stellt sich ihr in den Weg?“

„Etwas, das wohl außer den Gränzen unserer Kraft liegt!“ fuhr Wilibald ernst fort. — „Ich hatte an den alten Kastellan, der jenes Schloß dort in Aufsicht hält, geschrieben, ihm meinen Plan bekannt gemacht, ihm aufgetragen, die nöthigen Einrichtungen zu meiner Aufnahme dort zu besorgen; — allein welche Nachrichten habe ich von ihm erhalten?“ —

Wilibald reichte mit diesen Worten den Brief des Kastellans dem Freunde hin. Marheim hatte ihn aber kaum flüchtig ge-

lesen als er lachend ausrief: Wie! Geistererscheinungen, Spuckgeschichten, die der alte blödsinnige Mann dort erlebt haben will, und diese machen Dir Sorge! Sind nicht von den meisten alten Schlössern solche Sagen im Umlauf! Bald giebt es dort eine Marterkammer, oder ein Burgverließ, wo man noch bei Nacht Heulen und Zähnklappern vernimmt, oder es gehen leichenhafte Mönche um und ziehen die Bettvorhänge weg, oder es zucken bleiche Lichter durch die hohen Zimmer und auf den Wänden liest man furchtbare Worte in feuriger Schrift!"

„Das alles würde mich nicht besorgt machen, fiel Wilibald ein, das habe ich dem Alten dort auch schon entgegnet, und ihm befohlen, dennoch meinen Willen zu vollziehen. Allein statt jedes weitern Einwandes hat er mir aus dem Archiv der Bärenburg Actenstücke zugesendet, wodurch die Sache außer allen Zweifel gestellt wird; meine achtbaren Vorfahren haben hier niedergelegt und fast eidlich bestärkt, was sie dort Schauderhaftes erfahren. Wie kann ich ein Weib, das ich liebe, in solche Umgebungen, ja ich will es ausspre-

chen, in ein ſolches Spuckloch einführen wollen!“

Marheim warf einige Blicke in die alten Acten, und ſchüttelte dann auch bedenklich den Kopf. „Das iſt arg! ſagte er, allerdings etwas arg! aber trotz aller Hochachtung gegen Deine Vorfahren, bleibe ich doch bei meinem Spruche: mein Herz glaubt nur, was meine Augen ſehen! Den Hals wird es uns ja nicht koſten, Bruder, und die kalten Schauer vergehen ja auch wieder, wenn nur erſt der warme Tag kommt. Laß uns nach der Bärenburg ſelbſt hinreiſen, ſehen, hören, prüfen, und dann handeln. Hier iſt meine Hand, ich begleite Dich, es ſoll ein ritterliches Abentheuer werden!“

Wilibald ſchlug ein, die Reiſe wurde näher beſprochen, ein Urlaub auf vierzehn erbeten, und ſchon am folgenden Tage ſaßen die Freunde wohl gerüſtet und bewaffnet auf ihren Roſſen von einem einzigen Diener begleitet, und ritten in geſpannter Erwartung der Berggegend zu, in welcher die Bärenburg lag.

Am dritten Tage erſt langten ſie in den Abendſtunden vor dem alten einſamen Schloſſe

an. Es war ein rauher Apriltag, Schnee- und Regenschauer zogen vorüber und durchnäßten die Reiter, der Wind sauste durch den hohen Forst, und wie die Stimme einer einsamen Wehklage tönte das Seufzen der verrosteten von Sturme hin und her getriebenen Fahne des bemoosten Burgthurmes durch die Einöde. Der Weg zum Schlosse war mit Gestripp und hohem Kraute verwachsen und zeigte, daß er lange nicht mehr befahren worden war. Jetzt hielten unsere Reisenden endlich vor der verschlossenen hohen Pforte. Erst nach dem sie mehrmal die Klingel gezogen, wurde von dem Thorwart geöffnet, nach ihrem Begehr gefragt, und da sie ihre Namen genannt hatten, der Einlaß gestattet. Auf dem Schloßhof eilte der Kastellan herbei, seinen neuen Gebieter mit schuldigen Respect zu empfangen.

„Hier, Alter, bin ich selbst!“ rief ihm Wilibald entgegen. „Deine Briefe, Deine Actenstücke waren für mich nur todte Zeugen; ich mußte meine Burg selbst sehen, und wissen, wer mir mein Eigenthum streitig machen will! So bin ich denn mit frohem Muth hierher

geritten, und trete unter Gottes Schutz jetzt auch mit frohem Geist in meine Heimath!“

Der Alte beugte sich ehrerbietig auf die Hand seines Herrn und sagte: „Ich heiße Ew. Gnaden mit treuem Herzen willkommen! Dem Willkommen folgte aber bisher immer gar zu bald das Lebewohl, möge es endlich anders werden!“

Er zündete hierauf ein Paar Kerzen an und führte die Freunde durch die Kreuzgänge des Schlosses, in denen es schon Nacht geworden war, nach einem großen Zimmer, wo er in dem weiten Marmor-Kamine von dem Thorwart ein helles Feuer anzünden ließ, während er selbst mehrere Lichter auf dem schwer vergoldeten Kronleuchter ansteckte, um das hohe große Zimmer möglichst zu erleuchten.

Den Freunden ward es hier bald recht behaglich, und ein frugales Abendbrodt, welches die Frau des Kastellans alsbald auftrug, hatte ihnen noch einmal so herrlich geschmeckt. Die ernste Stimmung wich nach und nach einer fröhlichen Unterhaltung, und als zwei kostbare Betten aufgestapelt worden waren, der Ka-

stellan eine silberne Nachtlampe angezündet, und mit bedenklicher Miene gefragt hatte:

„Ob der Herr Graf vielleicht befehlen, daß jemand noch im Vorzimmer schlafen soll?“ — Entgegnete dieser:

„Ich habe noch keine Lust zu schlafen; Schaff uns eine Bowle warmen Punsch, und komm dann selbst, Alter, um ein Glas mitzutrinken! Ich mag eher hier nicht ruhen, bis ich nicht aus Deinem Munde nähere Aufschlüsse über die Geheimnisse dieses Schlosses erhalten habe!“

„Aber es ist Nacht! sprach der Kastellan; und die Nacht hat leisere Ohren als der Tag!“

„So mag sie uns zuhören!“ erwiederte der Graf lächelnd. „Geh nur, Alter, und erfülle, was ich dir befohlen!“

Da wurde bald die dampfende Bowle herbei gebracht; die Freunde setzten sich an den Kamin, in welchem das Feuer aufs neue angeschürt worden, und der Kastellan mußte sich auch seinen Stuhl herbei holen. Als Marheim aber dem Reitknecht, der eben das Zimmer verlassen wollte, befahl, vor allen Dingen die

geladenen Piſtolen aus den Sätteln herauf zu bringen! ſprach der Kaſtellan leiſe:

„Laſſen Ew. Gnaden das Schießgewehr lieber in den Halftern ſtecken. Waffen deuten immer auf Mißtrauen oder Beſorgniß, und beides muß man hier nicht zeigen. Auch iſt es doch um die ſchönen Tapeten ſchade, wenn man zwecklos in den Zimmern hier ſchießen will!“ und hiermit nahm er eine Kerze und leuchtete ſchweigend an den Wänden hin, wo man noch deutlich genug die Spuren mehrerer Kugeln erkannte, die bedeutende Löcher in die Tapeten geſchlagen hatten, auf welchen ſehr künſtlich eine Bärenjagd dargeſtellt war.

„Dieſe Zeichen geben allerdings zu erkennen, was hier geſchehen iſt“, ſagte Marheim. „Aber weshalb, alter Knabe, haſt du uns denn gerade in dies Zimmer geführt, wo man Schießübungen gehalten zu haben ſcheint! Giebt es im Schloſſe keine Kammern die ein ruhigeres Anſehen haben?“ —

„Es iſt dies das beſte und bequemſte Zimmer im Schloſſe! entgegnete der Kaſtellan. Des Herrn Grafen hochſeeliger Herr Vater

und Großvater haben auch hier logirt, und haben mehrere von jenen Kugeln dort —

„Die Piſtolen ſollen in den Halftern bleiben!“ befahl der Graf dem Reitknechte; „in meinem eignen Hauſe brauche ich allerdings keine Waffen, da will ich mich ſicher dünken. Aber jetzt Alter, fuhr er zum Kaſtellan gewendet fort, jetzt wirf alle Bedenken, alle Rückſichten bei Seite. Erfülle nur was Du mir, Deinem Herrn, ſchuldig biſt, und entdecke mir alles, was Du über dieſe Burg weißt, und was Du in Deiner langen Einſamkeit hier geſehen und erfahren haſt!“

Der Kaſtellan verneigte ſich, hob dann ſein Glas empor und ſagte feierlich: „Auf das Wohlergehen meines gnädigen Herrn, und daß er Friede hier finden möge!“ — Nach einer Pauſe, in welcher er ſich zu beſinnen ſchien, hob er endlich folgendergeſtalt zu erzählen an.

„Als vor mehreren hundert Jahren dieſer Wald eine noch viel größere Wildniß war, neben dem edlen Wilde auch noch mancherlei reiſſende, blutdürſtige Thiere ihren Aufenthalt darin genommen hatten, und auf dieſem Felſen

sich noch keine Gebäude erhoben, da war Ew. Gnaden Ahnherr, der Graf Max von Pilkau, wegen seiner besonders wichtigen und ritterlichen Dienste von des Kaisers Majestät mit diesen großen Waldungen beliehen worden. Es wollte derselbe nun auch alsbald eine große Jagd darin anstellen, denn es hatten die benachbarten Ortschaften sich mit dringenden Bitten an ihn gewendet, daß er das Wild, welches ihnen die Saaten zerstöre, in etwas dämpfen, ganz besonders aber zwei große Bären erlegen möchte, die nicht allein in ihre Heerden einbrächen, sondern selbst sich in die Dörfer wagten und das Leben der Menschen bedrohten; und als nun endlich eines Morgens ein armes junges Weib erschien, sich vor dem Grafen niederwarf und ihm unter tausend Thränen berichtete, wie in heutiger Nacht der grimmige Bär ihr Knäblein aus der Wiege gestohlen und damit in den Wald gerannt sei, da wurde das Herz des Grafen dergestalt erschüttert, daß er selbst das Hüfthorn von der Wand riß, um das Hallo zur Jagd zu blasen. Aber er konnte vor Wehmuth nicht blasen über den Jammer des Weibes und er

reichte das Horn seinem Freunde, dem Ritter von der Weihe, der blies die Jäger denn auch alsbald zusammen, und alle zogen kampflustig in den tiefen Wald. Der Graf aber that das Gelübde: „daß er den Wald nicht eher verlassen wolle, als bis der Bär erlegt sei, und daß er auf der Stelle, wo dieser glücklich gefällt worden, ein würdiges Denkmal dieser That errichten werde!“ Und die Jagd begann; viel des edlen Wildes wurde mit Pfeil und Bogen und Wurfspieß gefällt, aber die Bären fand man nirgends. Schon neigte die Sonne sich hinter den Wipfeln der Bäume, und aufs neue wurden die Hunde ins Dickigt gehetzt; aufs neue jagten sie einen hochgeweihten Hirsch daraus hervor, und weit den übrigen voran sprengte der Graf ihm nach, ihn mit dem Wurfspieße zu erlegen. Da trat ihm plötzlich die Mutter des geraubten Kindes in den Weg; auch sie hielt einen Wurfspieß in der Hand, das lange Haar flatterte im Winde und Gesicht und Hände bluteten von Dornen zerrissen. „Was jagt Ihr dem Hirsche nach?“ rief sie. „Was durchtobt ihr den Wald! — So werdet Ihr die Bären und mein Kind nimmer

finden! Ich bin Euren Roſſen nachgelaufen, und was ihr nicht erſpähet in Eurer Jagdluſt, das hat Mutterangſt und Liebe erlauſcht. — Mitten durch das Blaſen Eurer Hörner, durch das Gebell Eurer Rüden, habe ich von fern her die weinende Stimme meines Kindes vernommen. Gewiß noch lebt es! aber kein Augenblick iſt zu verſäumen. Wollt Ihr mir es retten helfen, ſo folgt mir unverzüglich!“

„Und der Graf wendete ſein Roß und ritt der Mutter nach, die durch Dorn und Geſtripp vorauseilte, und nur bisweilen ſtehen blieb, um aufzuhorchen nach den Klagetönen aus dem Walde, die nur ſie vernahm. So gelangten ſie an den Fuß dieſes Felſen, und die Mutter rief: „dort oben hör' ich das Weinen meines Kindes, dort oben muß die Höhle der Bären ſein!“ Sie klimmte eilends den Felſen hinan und hatte die Spitze bereits erreicht, ehe der Graf vom Roſſe abſpringen und ihr folgen konnte; da aber brach aus den Felsſpalten, wo ſie bei ihren eignen Jungen das geraubte Kind verborgen, die alte Bärin heulend hervor, ſtürzte ſich auf das Weib,

und es begann ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden Müttern. Die Frau hatte der Bärin den Wurfspieß zwar tief in die Brust gebohrt, aber sie war von der Last derselben dennoch zu Boden geworfen worden, sie fühlte sich von den gewaltigen Tatzen eng umklammert, und schon die scharfen Zähne in ihre Brust gedrückt. Da erreichte der Graf eben den Kampfplatz, er stieß seinen Fangstahl durch das Herz der Bärin und rettete so die mutherfüllte Mutter; aber kaum erfreute er sich des Sieges, als er sich plötzlich von hinten mit riesiger Gewalt umfaßt und zu Boden geworfen fühlte. Der alte furchtbare Bär nehmlich, war auf das Geheul der Bärinn herbeigeeilt, und suchte nun, zur höchsten Wuth entflammt, den Tod derselben zu rächen; mit seinen Tatzen hielt er den Grafen fest umstrickt, und preßte ihm dergestalt die Brust zusammen, daß ihm das Blut emporquoll und ihm die Sinne fast vergehen wollten. Er hätte der Gewalt des grimmigen Thieres unterliegen müssen, denn das Weib war nicht alsbald aus den Klauen der Bärin befreit, als sie alles andere um sich her vergessend in

die Felsſchlucht geſprungen war, um dort ihr weinendes Kind zu ſuchen, wenn nicht der Ritter von der Weihe, der treue Freund in der Noth, erſchienen wäre und den Kampf mit den Bären auf ſich gezogen hätte. Er nur war der Spur des Grafen gefolgt, ihm nur war das Heulen der blutdürſtigen Thiere das Zeichen der Gefahr ſeines Freundes geweſen, und ob er gleich ſeinen Fangſtahl auf der Jagd verloren und ſeinen Wurfſpieß bereits verſchoſſen hatte, ſo ſtürzte er ſich doch muthig und nur mit einem kurzen Dolche in der Hand, auf den furchtbaren Sieger ſeines ohnmächtigen blutenden Freundes. Der Bär ließ ſofort von den Grafen ab und ſtrebte dieſen neuen Feind zu umfaſſen, der Ritter wich ihm auch nicht aus, und ſo in gegenſeitiger Umarmung, Bruſt an Bruſt mit dem Unthier, drückte er ihm den Dolch wiederholt in die Ribben, bis der Bär unter gräßlichen Gebrüll verendete. Auch der Graf war wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und als beide Freunde ſich umfaßt hielten, und zwar hart verletzt, aber doch als Sieger die große Gefahr überſahen, der ſie entgangen waren,

trat die Mutter aus der Felsspalte mit ihrem wieder gefundenen Kinde, und rief: „Mein Kind lebt noch, ich habe es wieder! Gott hat es auch in der Höhle der Bären erhalten!“ Der Ritter ließ sein Hüfthorn erschallen, die Jagdgefährten versammelten sich alsbald auf der Spitze des Felsen und ersahen mit Erstaunen aus den erlegten gewaltigen Bären die Gefahr ihres Herrn. Der Graf aber hatte nur Augen für die entzückte junge Frau, die ihr Kind an die Brust gelegt hatte, wo es die süße Milch der Mutter mit ihrem Blute vermischt trank, und die kleinen Händchen zitternd nach ihr ausstreckte. Er befahl einem Knechte aus seinem Gefolge, das Weib sicher nach Hause zu begleiten und wollte ihr eine Hand voll Goldstücke schenken. Aber die entzückte Mutter wies das Gold sanft zurück, küßte des Grafen Hand und sagte: „Ich habe nur eine kleine Hütte und nähre mich spärlich mit den Meinen, aber wir sind zufrieden und jetzt, wo mir Gott mein Kind wieder geschenkt, bin ich reich und bedarf keines Goldes!“ — Hiermit eilte sie den Felsen hinab und der Heimath zu, um dort dem kranken Gatten

den wieder gefundenen Liebling zurück zu bringen.“

„Der Ruf dieſes merkwürdigen Ereigniſſes erſcholl bald weit und breit, und es fand ſich der Abt eines benachbarten Kloſters bei dem Grafen ein und ſprach: „Ihr habt eine große Gefahr durch Gottes Gnade ſiegreich beſtanden, Herr Graf, erfüllt nunmehr auch Eure Gelübde und errichtet ihm zu Ehren ein würdiges Denkmal an jener Stätte. Der Bau eines Kloſters erhebe ſich auf dem breiten Gipfel des ſchauderhaften Felſen, damit fromme Mönche den Herrn unabläſſig dort preiſen mögen, wo er Euch und jener Mutter mit ihrem Kinde nur durch ein Wunder das Leben gerettet hat; der große Wald aber rings umher, welcher bis jetzt die Ungeheuer der Wüſte verborgen, werde dadurch geheiligt, daß er dem neuen Kloſter als Eigenthum zufalle!“

„Meine Gelübde werde ich erfüllen!“ antwortete der Graf; „aber nicht alſo, wie Ihr es meint, ehrwürdiger Herr! Gott hat uns zwar aus großer Gefahr dort gerettet, aber nicht durch ein Wunder, ſondern vielmehr durch

das, was der allgütige Schöpfer selbst in die Menschenbrust gelegt hat. Vertrauen auf ihn in Noth und in Gefahr, festen Muth, wo es Menschenrettung galt, heilige Mutterliebe und Freundes Treue bis in den Tod, das waren die starken Schilder mit denen er unsere Brust deckte, und deshalb will ich kein Kloster für einsame dem Leben abgeschiednen Mönche, sondern ein stattliches Schloß aufbauen, wo kommende Geschlechter fröhlich wohnen und unter ihnen Muth und Gottvertraun, Liebe und Treue eine Freistatt finden, und die seelige Zufriedenheit mit der jenes Weib mein Gold verschmähte, ihren Altar gründen möge!“ Und hiermit ließ der Graf den beleidigten Abt ziehen, und gab Befehl, auf dem Gipfel des Felsen die Bärenburg zu erbauen. Aber die Meister, denen dieser Bau übertragen wurde, berichteten alsbald, daß sie vergebliche Mühe anwendeten, weil alles das, was sie am Tage erbaut, des Nachts immer wieder zerstört werde; sie verschwiegen auch nicht, daß jedesmal nach der Feierabendstunde im Zwielicht der Nacht und des Tages ein graues Männchen dort erscheine, mit ernster Miene den Bau mustere,

und mit ſeinem Stäbchen die gröſsten feſt auf einander gefügten Steine wie kleine Bälle auseinander werfe, und verſicherten endlich, daſs wenn der Graf hier nicht einen Einhalt zu thun wiſſe, ſie von dem Bau abſtehen müſsten! — Und abermals erſchien der Abt und verlangte den Bau eines Kloſters, denn jene Stelle dort, ſagte er, ſei von Geiſtern beſeſſen, die nur dem Wohnſitz der heiligen Mönche und ihren Beſchwörungen weichen würden. Aber der Graf haſste das Mönchswesen, und wies den Abt abermals mit der Erklärung zurück, daſs es in den Klöſtern an böſen Geiſtern wohl auch nicht fehle, und daſs er ſelbſt verſuchen wolle, die Geiſter auf dem Bärenfelſen zu bannen!“

„Und ſieben Nächte hat der Graf auf dieſem Felſen verwacht, und ſiebenmal ſoll er hier mit dem grauen Männlein geſprochen und es endlich in ſeiner wahren Geſtalt, als ein ſchönes Elfenkind geſehen haben. Was ſie aber hier zuſammen verhandelt, iſt ein tiefes Geheimniſs geblieben, der Bau des Schloſſes wurde jedoch aufs neue begonnen, und nicht weiter geſtört, nachdem der Graf in dem Grundſteine ein

großes Pergament zwischen zwei Metallplatten mit folgender Inschrift hatte einfügen lassen:

„„Hier, wo ein Denkmal aufzubaun,
„„Zu fester Burg der Grundstein liegt,
„„Hat Mutterlieb und Gottvertraun
„„Und Freundestreu im Kampf gesiegt;
„„Vor solcher Tugend festem Muth
„„Erlag der Ungeheuer Wuth.
„„Und hier, wo bald in Herrlichkeit
„„Und Pracht so Zinn als Mauer steht,
„„Hat seelige Zufriedenheit
„„Und Armuth einst das Gold verschmäht,
„„Und höher selbst als Gut und Geld,
„„Das häuslich stille Glück gestellt.
„„Drum sei dies Haus nur dem erbaut,
„„Der immerdar auf Gott vertraut,
„„Der recht aus reinem Herzen liebt,
„„Der bis zum Tod die Treue übt;
„„Drum sei dies Haus fortan geweiht
„„Nur stillem Glück der Häuslichkeit,
„„Demüthige Zufriedenheit.
„„Doch wenn da nichts von diesem allen
„„Einziehen sollt in diesen Hallen,
„„So geb ichs frei für Nacht und Tag,
„„Es wohne drinn, wer will und mag,
„„Es gelte gleich ob Mensch ob Geist,
„„So wahr mein Nam' Graf Pilkau heißt!
„„Doch steh dies Haus in Gottes Hand
„„Zur Bärenburg werd' es genannt!“ —

„Nachdem man nun auf dieſe Weiſe den Grundſtein hatte legen laſſen, wurde der Bau ungeſtört vollendet. Es wählte der Herr Graf Max von Pilkau dieſe Burg ſogar ſelbſt zu ſeinem Aufenthalte und beſchloß allhier ſeine Tage mit ſeiner geliebten Gemahlin in Ruhe und Frieden zuzubringen. Dies hier war ſein Wohnzimmer, wo der Kampf mit dem Bären auf jener Tapete kunſtreich dargeſtellt iſt. Aber ſeine Nachkommen mochten nicht ferner hier wohnen ſie zogen hinunter in die heitern Thäler, wo ihre andern Beſitzungen lagen und betrachteten dieſe Burg nur als ein einſames Jagdſchloß, das ſie je zuweilen mit ihren luſtigen Genoſſen beſuchen konnten, um in den großen Wäldern voll edlen Wildes ſich mit der Jagd zu vergnügen. Wenn ſie dann aber mit ihren Freunden und Gefolge ankamen, dann ging es an ein gar ſehr luſtiges Leben, dergeſtalt, daß man oft nicht gewußt, ob es da draußen im Walde oder bei den Banqueten in der Burg hier wilder hergegangen. Doch auch hierbei verblieb es nicht, es wurde bald noch lebendiger in dem Schloſſe, und es gab bei Tag und bei Nacht bald keine Ruhe mehr,

denn es fanden sich noch andere Gäste ein, derem Nähe man bald mit Schaudern erkannte, obgleich man sie erst selbst herauf beschworen. — Die lustige Gesellschaft war nehmlich eines Abends von einer besonders glücklichen Jagd zurück gekommen, man saß beim reichlichen Jagdmahle, zechte wacker, ließ viel leichtfertiges Gespräch über die Lippen gehen, und einer der Gäste forderte den damaligen Herrn des Schlosses auf, ihnen die wunderbare Geschichte von dem Kampf mit den Bären zu erzählen, welchen das Schloß seine Entstehung verdanke. Die Gäste erfuhren hierauf die ganze Geschichte, und es blieb ihnen auch nicht verschwiegen, wie das graue Männlein den Bau der Burg habe hindern wollen, bis der Graf Max von Pilkau sich mit ihm darüber verständiget. — Darüber lachten denn die meisten Gäste und meinten spottend: „man hätte dem kleinen Männlein lieber die Ruthe geben sollen!“ Und der Herr Graf, der während des Erzählens schon oft seinen Becher geleert, ließ sich hierauf den allergrößten Pokal reichen, füllte ihn mit Wein bis an den Rand, und sagte lachend: „So will ich denn diesen Hum-

pen auf das Wohl des grauen Männleins leeren; er komme, wenn er es mit mir wagen will! kann er aber nicht wie ein Frosch schwimmen, so mag er in diesem Pokale ersaufen!“ Und hiermit setzte der Herr das ungeheuer große silberne Gefäß an die Lippen. — Aber es wurde ihm mit behender Gewalt plötzlich aus den Händen gedreht, und als er erstaunt aufschaute, stand das graue Männlein vor ihm auf der Tafel, und sprach freundlich: „Ihr habt mich zu Gaste geladen, Herr Graf, so will ich denn auch aus Eurer Hand den Willkommen empfangen!“ Und hiermit setzte es den Becher, der größer war, als es selbst, an den Mund, leerte ihn auf einen Zug, und drückte ihn dann mit seinen kleinen Händen dergestalt zusammen, als ob er aus Papier geformt gewesen wäre!“ —

Der Kastellan hielt in seiner Erzählung hier ein, denn aus dem großen Glasschranke, in der Ecke des Zimmers tönte ein lautes Klingen. „Hören Ew. Gnaden wohl?“ hob er leise wieder an; „die Pokale dort erzählen sich auch von jener Geschichte; sie sind dabei gewesen!“

Der Graf horchte auf und drang in gespannter Erwartung in den Kastellan, seine Erzählung fortzusetzen.

„Ich bin am Ziele gnädiger Herr!“ antwortete dieser; „denn seit jenem Abende sind alle Gäste von dieser Burg verstoben und verflogen, und sollen ihnen vor Grauen die Haare wie Besenreis zu Berge gestanden haben, bis sie die Burg und den Wald hinter sich gesehen. Was aber Ihren hohen Vorfahren selbst hier begegnet, das findet sich in den Actenstücken niedergeschrieben, welche ich Ew. Gnaden schon aus dem hiesigen Archiv zugesendet habe.“

„Dies kenne ich bereits!“ rief der Graf; ich habe es mit Erstaunen, mit Schaudern gelesen. Aber jetzt bin ich selbst hier und frage Dich, Alter: „Ist es in der Burg wirklich nicht geheuer? ist sie wirklich von Geistern bewohnt?“ —

Der Kastellan nickte schweigend. „Hat man keine Versuche gemacht, diese störende Gäste zu bannen? fragte der Graf weiter. —“

Der Kastellan zeigte auf die Löcher in der Tapete. „Hast Du vielleicht das graue Männ-

lein auch geſehen und geſprochen?“ fuhr der Graf leiſer fort.

Der Kaſtellan nickte wieder.

„Nun ſo berichte denn, was Du von ihm vernommen?“ befahl der Graf.

„Ich darf nicht!“ entgegnete der Kaſtellan, und legte den Finger auf den Mund.

„Ich aber bin Dein Herr und Gebieter!“ rief der Graf zornig; „ich allein kann Dir befehlen zu ſprechen und zu ſchweigen, und ich will, Du ſollſt jetzt reden!“

Da fuhr ein bleicher Schein an den Wänden hin, und ein lautes Ziſchen, wie von hundert Schlangen, tönte durch das Zimmer und ſchien Schweigen zu gebieten.

Die Freunde ſprangen von ihren Seſſeln auf; und nachdem der Graf einigemal unruhig im Zimmer auf und abgegangen war, fragte er nicht weiter und befahl blos dem Kaſtellan, den Tiſch abzuräumen und ſich zu entfernen, denn er ſelbſt ſei ermüdet und wolle ſich zur Ruhe begeben.

Der Kastellan gehorchte, und ließ die beiden Freunde allein.

„Wir wollen zu vergessen suchen, was uns der Alte heut erzählte!“ rief der Hauptmann dem Grafen zu, der in düsteres Nachdenken versunken in eines der hohen Fenster getreten war, und in die finstre stürmische Nacht hinaus schaute. „Haben wir uns als Kinder nicht auch oft mit Grauen zu Bette gelegt, wenn uns die Kindermuhme gespenstische Mährchen erzählt hatte! So wollen wir es denn auch heut nehmen und fröhlich glauben, wir wären noch in der Kinderstube!“

„Die Nacht wird uns ja lehren, was wir künftig zu erwarten haben!“ antwortete der Graf; „wir wollen ihr ruhig entgegen gehen. Schlaf wohl!“ — Die beiden Freunde legten sich hierauf, nachdem die silberne Nachtlampe angezündet worden, nur halb entkleidet zu Bette. —

Das laute tiefere Athmen des Hauptmanns verkündete dem Grafen bald, daß sein Freund bereits eingeschlummert sei. Allein auf sein Auge wollte sich kein Schlaf senken. Es war nicht Gespensterfurcht, was ihn wach

erhielt, nein, es war vielmehr der Gedanke, daß die einzige Stätte, die ihm auf der weiten Welt als Eigenthum nun zugehörte, ihm doch keine erfreuliche Heimath, keine Ruhe, keinen ſtillen Frieden gewähren würde. Denn was er heut nur flüchtig bemerkt, ließ ihn nicht zweifeln, daß Alles was er hierüber geleſen und gehört, wahr ſein möge. Er gedachte mit Wehmuth an die holde Schweſter des Freundes, die er liebte, und düſtre traurige Bilder der Zukunft gingen an ſeiner Seele vorüber. — Da ſchlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zwölfte Stunde, und als der letzte Schlag verhallt war, blies ein Lufthauch, der durch das Zimmer fuhr, die Nachtlampe aus, und der Graf vernahm die hohen fernen Töne eines Hüfthornes, wie eine Aufforderung zur Jagd, ſie wurden alsbald von unzähligen ähnlichen Tönen beantwortet; es ſchien ſich fortan in allen Räumen des Schloſſes ein neues Leben zu erheben, in allen Winkeln wurde es rege, und es begann nun wirklich eine förmliche Jagd. Mit Hundegebell und Peitſchenknall rauſchte es durch das Schloß dahin; Thüren flogen auf und zu; und ſo

kam es auch an das Zimmer des Grafen. Ein plötzlicher Schein erhellte es, wie mit Tageslicht, die Schilderungen in der alten Tapete wurden lebendig, die Figuren traten daraus hervor und in das Zimmer, und wie die Thüre aufsprang, und die Jäger mit ihrem Gefolge hereinstürzten, standen die Bären aus der Tapete auch schon zum Kampf gerüstet und stießen ein gräßliches Heulen aus, während neben dem Bette des Grafen, wo das Abbild der Felsenhöhle, in welcher die Bären gehaust, auf der Tapete zu sehen war, das klägliche Wimmern eines Kindes ertönte. Aber die Gestalt der Bären stand mit den kleinen niedlichen Figuren der Jäger in gar zu grellem Contrast; denn die letztern waren kaum eine Spanne hoch; sie ritten auf schlanken Pferdchen, noch kleiner, als Kaninchen, und hetzten ihre muthigen Hundchen hinter das Wild her, welches so anzuschauen, als ob eine flüchtige hirschähnliche Ratte von Mäusen verfolgt würde. Die Bäre hingegen waren groß und furchtbar, wie sie auf der Tapete dargestellt worden, und wendeten sich, als ob sie das kleine Jagdgefolge mit Ver-

achtung überſähen, nur gegen die neuen Bewohner des Zimmers zum Kampfe. Der Hauptmann war vom Schlaf aufgefahren, hatte ſeinen Degen erfaßt, und führte einen gewaltigen Hieb auf den Bären, der ihm entgegen kam; aber die Klinge zerflog in kleine Stücken, als ob ſie von Glas geweſen wäre, und der Bär ſtreckte ſchon ſeine Krallen gegen ihn aus. Auch der Graf hatte ſeinen Degen gezogen, aber er gebrauchte ihn nicht zur Vertheidigung gegen dieſe Geſtalten, er ſtieß ihn mit der Spitze vielmehr mitten in die Diehlen des Zimmers und rief:

„Dieſe Burg iſt von Gott und Rechtswegen mein Eigenthum; und zum Zeichen, daß ich Beſitz davon genommen, ſteckt hier mein ehrlicher Degen mit meinem alten Wappen auf dem Knopfe. Ich habe die Waffen abgelegt, weil ich mit Vertrauen in meine Heimath trat und mich in ihr ſicher glaubte; — wer wagt es nun gegen den redlichen wehrloſen Beſitzer einen ſolchen Kampf zu beginnen!“ —

Da erklang das Hüfthorn aufs neue, und das tolle Treiben der Jagd hielt plötz-

lich an. Die Bäre sprangen in die Tapeten zurück, das Wild verlief sich, die Hunde schlichen gehorsam hinter ihre Herren, und nachdem sich der niedliche zahlreiche Jagdzug auf das Gewandteste geordnet hatte, bliesen die kleinen Jäger auf ihren silbernen Jagdhörnchen einige wunderliebliche Fanfarren, die dem Grafen und dem Hauptmann wie süße Wiegenlieder aus der Kindheit klangen, und beide unwiderstehlich in den Schlaf wiegten.

Der Kastellan trat am andern Morgen mit dem Frühstück in das Zimmer und weckte die beiden Freunde, als die Sonne schon hoch stand.

„Guten Morgen Alter!“ rief ihm der Graf entgegen: „sieh, ich habe lange geschlafen; durch Deine gestrige Erzählung erregt, haben mich zwar schwere Träume beunruhigt; glücklicher Weise waren es aber doch nur Träume!“

Der Kastellan antwortete nicht, sondern las still lächelnd die zerbrochnen Stücke der Degenklinge zusammen und fragte endlich: ob der Herr Graf befählen, daß der Degen

in der Diehle des Zimmers hier ſtecken bleiben ſolle? —

Da ſahen ſich die beiden Freunde bedeutungsvoll an, und merkten wohl, daß ſie nicht geträumt hatten. Der Kaſtellan mußte ſie nun im ganzen Schloſſe umher führen. Es war ein ſtattliches Gebäude, und ſchien mit dem Felſen auf dem es ſtand, wie zuſammen gewachſen. Der feſte ernſte Sinn, der in dem ganzen Gebäude herrſchte, paßte ſo recht eigentlich zu dem Gemüth Wilibald's, und die ſchöne, alterthümliche, wohlerhaltene Einrichtung des Innern, die romantiſche Lage, der nahe ſchattige Wald, voll Wild und Geflügel, erfüllten ihn mit inniger Sehnſucht.

„Ach!“ rief er ſchmerzlich aus: „dieſe Stätte wäre wohl ſchön und ernſt genug, um ſie zur Heimath des häuslichen Glückes zu wählen, aber wie vermöchte ich die Schauer der Geiſtererſcheinungen auf ein Herz zu legen, das mir theurer iſt, als das Meine!“

„Es käme doch auf den Verſuch an!“ ſprach der Kaſtellan: „Ew: Gnaden haben doch die erſte Nacht ſo ziemlich gut geſchlafen!“

„Deine Nerven, alter Knabe, und auch die meinigen vielleicht ertragen wohl solche Nächte!“ entgegnete der Graf; „aber einem zarten Weibe könnten sie den Tod bringen. Du bist an den Spuck gewöhnt, wie der Müller an das lärmende Klappern seiner Mühle: Dir ist es gleichgültig, ob Du Dein altes Gesicht im Spiegel erblickst — oder —“

Der Graf stockte und wendete sich schnell ab, um das Zimmer zu verlassen: denn eben als er bei den letzten Worten in den großen Pfeilerspiegel schaute, erblickte er nicht sich selbst, sondern die Gestalt des grauen Männleins, welches ihn freundlich grüßte.

Trotz alle dem beschlossen die Freunde, die Burg nicht so schnell wieder zu verlassen; denn sie wollten wo möglich das Geheimniß der Geister näher kennen lernen. Sie vergnügten sich bei Tage mit der Jagd, ließen es sich Abends bei ihrer Rückkehr dann wohlschmecken, und suchten sich gestissentlich in eine heitere Stimmung zu versetzen. — Aber es wollte ihnen doch nicht recht gelingen, denn allenthalben umgab sie das unheimliche geisterartige Walten, hielt sie in steter Anspan-

nung, und ließ ſie nicht blos in den Stunden der Mitternacht Zeugen jenes ſpuckhaften ſtets veränderten Treibens ſein, ſondern äußerte auch während des ganzen Tages ſeine unſichtbare Gewalt auf ſie; ſo daß ſie oft ſelbſt das zu thun und zu ſprechen genöthigt waren, was eigentlich ganz außer ihrer Weiſe lag, und daß ſie ihr Auge und Ohr oft für verblendet und getäuſcht halten mußten, wenn es ihnen ganz fremdartige Dinge vorſtellte.

Der Graf ertrug dies endlich nicht länger, er wollte einen entſcheidenden Schritt thun, und das graue Männlein, welches ihm bisher blos aus dem Spiegel zugenickt, ſelbſt ſprechen. Als daher in der nächſten Mitternacht das Toben aufs neue begann und ſeinem Zimmer vorüber nach den großem Ritterſaale hinzog, wo die Gemählde ſeiner Vorfahren hingen, eilte er den Geiſtern dorthin nach, ſprang beherzt in das Gewirre unzähliger kleiner Geſtalten, und rief mit lauter Stimme:

„Graues Männlein! graues Männlein! wo biſt Du? Ich der Herr dieſes Schloſſes

gebiete Dir vor mir zu erſcheinen, denn ich will Dich ſprechen!“

Da fuhr mit einem Male ein blaugelber Blitz durch den Saal, die Kerzen auf den Kronleuchtern flammten hell auf, die kleinen Geſtalten ordneten ſich ſchnell, und unter dem geharniſchten Bilde des Grafen Max von Pilkau, des Erbauers dieſer Burg, ſtand ein Männlein in einem koſtbaren grauen Talar von ſeidener Spinnewebe mit funkelnden Fledermausaugen beſetzt, und trug ein goldenes Krönchen auf dem Haupte.

„Was rufſt Du mich?“ fragte es mit wohlklingender Stimme. „Was wagſt Du Dich einzudrängen und unſer Feſt zu ſtören!“

„Ich ſuche Dich!“ entgegnete der Graf beherzt; „um von Dir ſelbſt Antwort auf meine Frage zu verlangen. Ich bin von Gott und Rechtswegen der Herr dieſes Schloſſes, ich habe keine andre Heimath, und will mich aus meinem Eigenthume nicht vertreiben laſſen. Deshalb ſage mir an: Wie lange ſoll der Spuck, den Du mit Deiner Schaar hier treibſt, noch währen? wer giebt Dir ein Recht dazu, den Frieden der ſchuldloſen Beſitzer hier zu

ſtören? und was verlangſt Du, um Dich abzufinden auf immer?“ —

Aber ſtatt aller Antwort, zog der kleine Gnomen-König ein Pergament aus dem Buſen und ließ es aufrollen. Auf demſelben las man die Worte, welche in den Grundſtein gelegt worden, und darunter die eigenhändige Unterſchrift des Grafen Max von Pilkau. Er zeigte mit der kleinen Hand auf das Pergament und dann auf das Konterfei des Grafen Max, das über ihm hing, und verſchwand. Die Lichter verlöſchten im Saale; wie Sturmwind brauſte es durch die Flügelthüren hinaus; und Wilibald mußte im Finſtern nach ſeinem Zimmer tappen.

Am andern Morgen erzählte er ſeinem Freunde was vorgefallen, und ordnete alles zur Abreiſe an.

„Es iſt beſchloſſen!“ ſagte er in ſehr ernſtem Tone. „Ich will nun einmal alles daran ſetzen, dieſes verrufne Schloß für Menſchen wieder zugänglich zu machen, und wenn ich dabei auch ein einſamer freudenloſer Menſch bleiben ſollte!“

Er erklärte hierauf, daß er seinen Abschied aus den Kriegsdiensten nehmen, und in diese seine Heimath wirklich einziehen werde, und gab dem alten Kastellan die nöthigen Befehle zu seiner baldigen Aufnahme allhier.

So zogen die Freunde jetzt wieder von dannen, aber ihre Stimmung war nicht mehr die heitere wie auf der Hinreise. Besonders düster und in sich versunken blieb Wilibald, und als ihm der Hauptmann vorschlug, diesmal einen Umweg zu machen, um, auf dem wenige Meilen abwärts liegenden Gute seiner Eltern einige Tage zuzubringen, wodurch er den Freund zu zerstreuen und aufzuheitern gedachte; antwortete ihm Wilibald:

„Du kommst meinen Wünschen zuvor, ich wollte Dir selbst diesen Vorschlag machen; denn ich habe dort eine sehr ernste heilige Angelegenheit ins Reine zu bringen!“

Der Hauptmann glaubte den Freund zu verstehen, er kannte ja dessen Liebe zu seiner Schwester, der schönen Sara, und meinte, er werde jetzt, da er Herr seines Vermögens geworden, um Saras Hand werben wollen, deren Herz auch längst dem Grafen in stiller

Neigung zugewendet war. Allein vor Wilibald's Seele ſtand ein anderer Entſchluß; denn kaum waren ſie auf dem Gute angekommen und mit herzlicher Freude empfangen worden, als er ſich eine Unterhaltung mit den Eltern ſeines Freundes erbat.

„Ich bin bisher mit einem Herzen voll Freude und Seeligkeit in dieſes Haus getreten!“ ſprach er mit weicher Stimme zu dem greiſen Vater ſeines Freundes und deſſen ehrwürdiger Gemahlin; „denn ich fand alles hier vereint, was nur die Wünſche und Hoffnungen meiner Seele erfüllen konnte. Der Sohn dieſes Hauſes iſt mein liebſter Freund, in dem Umgang mit ihm habe ich die wahre Freundſchaft erſt kennen gelernt. Sie beide galten mir für das Muſter vortreflicher Eltern, in treuer Verehrung war ich Ihnen zugethan, und ich wagte die Hoffnung, daß Sie mich einſt Sohn nennen würden: denn auch die Liebe war hier in meinem Herzen erwacht. Was ich für Ihre holde liebliche Tochter fühle, iſt Ihnen allen kein Geheimniß geblieben; zwar habe ich beſcheiden geſchwiegen, aber mein offnes Weſen konnte doch ein Gefühl nicht vor Ihnen ver-

bergen, was mich nur immer beſſer und reiner unter Ihre Augen treten ließ. Ich wagte jedoch nicht eher eine nähere Erklärung, bis ich meiner künftigen Gattin eine ſelbſtſtändige ſorgenfreie Lage anbieten könnte, und wartete deshalb mit Sehnſucht auf die Rückkehr meines Bruders, um endlich das Teſtament meines würdigen Vaters zu eröffnen. Jetzt weiß ich, was mir gehört, jetzt habe ich mein Eigenthum, meine künftige Heimath geſehen, aber ſie paßt nicht für das Glück und den Frieden eines Weſens, das mir mehr gilt, als mein Leben. Ich habe allen meinen ſchönſten Plänen für die Zukunft, allen meinen liebſten Wünſchen Lebewohl geſagt, und komme nun, wie es ſich für einen redlichen Mann gebührt, Ihnen dies offen zu geſtehen, und mit bangem Herzen von Ihnen Allen Abſchied zu nehmen, mein Leben einſam zu führen, und meine Ruhe und mein Glück in einem wunderbaren Kampfe aufs Spiel zu ſetzen!“

Die ehrwürdigen Eltern, denen der Graf ſehr werth geworden war, verlangten mit Theilnahme näheren Aufſchluß hierüber; aber Wilibald war zu tief erſchüttert, und wies

ſie deshalb an ihren Sohn, welcher denn auch dasjenige, was er auf der Bärenburg erfahren, ausführlich und getreu berichtete.

Alle fühlten ſich hierbei von Grauen und Entſetzen ergriffen, nur Sara blieb ruhiger, ſie ließ ſich vom Bruder mehrmals das Erzählte wiederholen, und als die Eltern mit Theilnahme ſich zu ihr wandten, und nicht verbargen, daß ſie den Grafen gern ihren Sohn genannt haben würden, der nun einſam ſein Leben vertrauern müſſe, ſank ſie ihnen mit dem kindlichen Geſtändniß an die Bruſt, daß auch ſie den Grafen von Herzen liebe, und daß ſie entſchoſſen ſein würde, ihm ihre Hand zu reichen, ſelbſt wenn er ſie als Hausfrau auf die finſtre Bärenburg einführen wolle: denn ſie fürchte jene Geiſter nicht; und da dieſe ſchon Achtung vor ihm bezeigt, würden ſie ein gutes Weib vielleicht noch ſchonender behandeln! — Die Eltern erſtaunten über den Muth ihrer Tochter, der Bruder aber flog mit dieſem zarten Bekenntniß zum Freunde, und als dieſer nun ſelbſt ſich der holden Jungfrau genaht und die tiefe kräftige aller Entſagung fähige Liebe des jungen Mannes und

die zartere aber fast noch mutherfülltere der Jungfrau sich gegenseitig verständigt hatte, legten die Eltern, trotz mancher bangen Zweifel, endlich doch die Hände der Liebenden in einander, und es wurde, nachdem der Graf den Abschied vom Könige erhalten, die fröhliche Hochzeit gefeiert.

Nur in einem einzigen Reisewagen, ohne alle weitere Begleitung langte der Graf mit seiner jungen Gemahlin auf der Bärenburg an. Der alte Kastellan fand nicht Worte genug seine Freude zu bezeugen, und führte die junge Gräfin in die Zimmer, welche einst vor mehreren hundert Jahren für die Gemahlin des Grafen Max von Pilkau eingerichtet und von ihr bewohnt worden waren. Sara erstaunte über die alterthümliche völlig wohl erhaltene Pracht der innern Einrichtung. Sie öffnete die hohen Nußbaum-Schränke, die noch manches Andenken aus den längst entflohnen Zeiten enthielten; sie setzte sich auf den Sessel, auf welchem die Ahnfrau einst vor ihrer Stickerei gesessen; sie ergötzte sich an der romantisch-wilden Aussicht, die sie aus ihren Fenstern überschauen konnte, und im erhebenden

Gefühle der ernſten heiligen Pflichten, die ſie jetzt hier übernommen, ſuchte ſie alles Störende zu vergeſſen, und nahm von alle dem, was ihr als Hausfrau zukam, friedlichen Beſitz. Sie ließ ſich in Küche und Keller und Vorrahskammern herumführen; ſie ordnete mit kluger Ueberlegung den künftigen Gang ihrer häuslichen Einrichtung an; und antwortete dem alten Kaſtellan, als er beſorgt gegen einiges, was mit den einmal hier obwaltenden Verhältniſſen nicht recht verträglich ſein werde, Einwendungen machen wollte: daß ſie nur das Verhältniß, in welches ſie als Gattin und Hausfrau getreten, vor Augen haben dürfe, und daß ſie Gott gewiß in redlicher Erfüllung ihrer Pflichten ſchützen werde.

Auch Witibald hatte das Seinige als Hausherr beſorgt; auch ſeine feſten Einrichtungen waren getroffen und er führte nun, ſeine geliebte Sara durch die übrigen Zimmer des Schloſſes. Alles ſprach ſie hier traulich und heimiſch an, das Herz ſchlug immer freier, und ſie ſchmiegte ſich mit den freundlichen Worten an die Bruſt ihres Gatten:

„Zweifle Du nicht, wir werden hier glück-
„lich ſein!

Und als ſie endlich in den großen Ritterſaal kamen, und er ihr das Bild ſeines Ahnherrn des Grafen Max zeigte, unter welchem ihm das graue Männlein erſchienen war, betrachtete ſie lange die edlen Züge, und hob endlich die gefalteten Hände zu dem Bilde auf, indem ſie ſagte:

„Du ehrwürdiger Stammvater haſt dies
„Haus gewiß nur für Deine Kinder und
„nicht für ſpuckhafte Geiſter aufgebaut.
„Sieh, ich bin nun auch Deine Tochter,
„und nur Dein guter Geiſt ſoll mich hier
„umſchweben!“

So geſtärkt und ermuthigt im Innern ſah das junge Paar den Abend nahen, und da ſich nichts unheimliches im Schloſſe regte, gingen ſie, nachdem ſie andächtig gebetet, ruhig zu Bette, und ſchliefen friedlich ein. Aber kaum hatte die Stunde der Mitternacht geſchlagen, als es wieder lebendig ward im Schloſſe; ſtatt des frühern Lärmens und Tobens vernahm man jedoch nur eine ſanfte Muſik, die durch die gewölbten Gänge zu dem Schlafgemach

hinzog, als hauchte der Abendwind durch die Saiten vieler Aeolsharfen. Der Graf, der doch mit einiger Bangigkeit die Ereigniſſe dieſer Nacht erwartet hatte, war längſt ſchon wach, und hörte wie die wunderbar herrlichen Klänge allmählig lauter wurden und näher kamen. Sara hingegen athmete immer tiefer im Schlafe auf, als ob die Töne ſie nur feſter und feſter einwiegten. Endlich öffneten ſich die Thüren des Schlafgemaches, ein durchdringender Glanz erhellte daſſelbe, die Muſik tönte fort, und bald wurden die ſchweren ſeidenen Vorhänge von Sara's Bette auseinander geſchlagen. Das graue Männlein ſtand vor dem Bette, die Arme über die Bruſt geſchlagen; und hatte ſeine klaren durchdringenden Blicke ruhig und feſt auf Sara geheftet, die wie ein Engel der Unſchuld ſanft fortſchlummerte, und nicht ahnte, was um ſie her vorging. Nachdem es lange unbeweglich ſo geſtanden, ſchüttelte es bedenklich das Haupt, hob dann den kleinen Finger drohend in die Höhe, und wendete ſich hierauf ſchnell ab. Die Vorhänge des Bettes wurden leiſe wieder zugezogen, das helle Licht im Schlafzimmer ver-

losch, die Musik entfernte sich nach und nach, und bald herrschte wieder ringsumher die tiefe Stille der Nacht. —

Sara erwachte mit seeligem Gefühle am andern Morgen; sie hatte ja ungestört und sanft geschlafen; kein Geisterspuck hatte sie aufgeschreckt; mit ihrem Eintritt in die Burg schien alles Grauenhafte verschwunden; und sie eilte nun mit fröhlichem Muthe, ihre Pflichten als Hausfrau zu erfüllen. Wilibald verschwieg ihr, was er gesehen; aber mit dem alten Kastellan ging er hinaus in den Wald, und entdeckte ihm dort alles.

„Freuen Sich Ew. Gnaden nicht zu frühzeitig!“ sagte der vorsichtige Alte; „und glauben Sie nicht, bereits gesiegt zu haben. Den Geistern ist nicht entgangen, daß auf die gewöhnliche Weise mit Toben und Lärmen bei Ihnen nichts auszurichten sei: denn Graf Wilibald kennt keine Furcht, er hat sich schon bei seinem ersten Erscheinen hier so mannhaft benommen, daß die Geister selbst darüber erstaunt sind. Aber sie werden sich nicht so leicht vertreiben lassen, und, wie

ich fürchte, von jetzt an, einen unsichtbaren, aber noch gewaltigern Kampf beginnen!“

Es schien auch fast, als ob der alte Kastellan nicht Unrecht hätte; denn trotz der scheinbaren Ruhe, die jetzt im Schlosse herrschte, ereignete sich doch Manches, was den Frieden des jungen Paares wohl hätte stören können. Wilibald und Sara hatten beschlossen still und abgezogen auf ihrer Burg zu leben, und nur in der Verwaltung ihres Besitzthums, in der Sorge für ihre Unterthanen ihren Beruf, und im Umgange mit sich selbst und der Natur ihre Welt zu finden. Es geschah daher oft, daß Wilibald sich schon bei früher Tageszeit zu Pferde setzte und in den Forst ritt, um dort Anordnungen zu treffen, oder, daß er die zur Bärenburg gehörenden Dörfer besuchte, um dort die Pächter seiner Vorwerke, seine Unterthanen, ihre Gesinnungen, ihren Fleiß, und ihre Vermögensumstände näher kennen zu lernen; und selbst zu sehen, wo freundlicher Rath und Hülfe, wo ernstere Anordnungen nöthig wären. Sara ging dann auch rüstigen Muthes an ihre häuslichen Geschäfte; wenn sie

dieſe aber beſorgt hatte, und ſie ſich nun auf ihrem Zimmer einſam mit weiblicher Arbeit beſchäftigte; wenn ſie unzählige Male und doch vergeblich auf den Weg hinaus ſchaute, den der erſehnte Gatte kommen mußte, und dieſer oft länger ausblieb, als ſie gewünſcht und erwartet hatte, dann war es, als flüſtere ihr eine Stimme zu:

„Er hat Dich über andere Geſchäfte
„vergeſſen; Du biſt ihm nicht das Liebſte
„auf der Welt, ſonſt könnte er Dich ſo
„lange nicht allein laſſen; er iſt lieber
„draußen unter andern Menſchen, als
„bei Dir in der einſamen Burg!“

Und es entſtand durch ſolche Gedanken wohl der Vorſatz, dem Gatten dieſe Vernachläſſigung fühlen zu laſſen, ihm Vorwürfe zu machen, oder ihn kälter zu empfangen. Wenn aber endlich der Rappe um die Waldecke bog, und Wilibald von ferne ſchon mit dem Tuche wehte, dann war plötzlich alles vergeſſen: dann eilte ſie dem Geliebten mit noch größerer Innigkeit entgegen, hörte von ihm, was er alles gethan, wie er geſorgt hatte, wie endlich der Rappe angeſtrengt worden war,

ihn im Fluge zu ihr zurück zu tragen, und bat ihm im Stillen alle das Unrecht ab, was ſie ihm in Gedanken gethan. — Sie führte ihn zu dem kleinen Tiſch, der nur für ihn und für ſie gedeckt war, ſie ließ die von ihr ſelbſt bereiteten einfachen Speiſen auftragen, und ſah beſorgt auf ihn, ob ſie ihm auch munden würden? Aber zu Wilibald's Ohr ſprach eine geheime Stimme:

„Biſt du nicht an beſſere Koſt gewöhnt!
„Sollen dir von jetzt an ſo ſchmale Biſ-
„ſen zugemeſſen werden, die überdieß
„noch Deine unkundige Frau durch ihre
„Kochverſuche faſt verdorben hat!“ ——
„Laß Dir das nicht gefallen und weiſe
„ſie darüber zurecht!“

Er koſtete nur, ſtippte im Eſſen herum und fragte endlich: ob Sara heut' etwa ſelbſt die Küche beſorgt habe?“ —

Sara ſchlug die Augen nieder und bejahte es.

„Ich vermochte Dir heut nichts Beſſeres
„vorzuſetzen;“ fügte ſie ſanft hinzu.
„Du haſt mir ja Einfachheit anempfoh-
„len; auch konnte ich die alte Kaſtella-

„Lanin, die wohl beſſer kocht, als ich, heut'
„nicht zu Rathe ziehen; denn ſie liegt
„krank danieder; aber künftighin will
„ich ja gern — —“

„Nein, Nein, meine Sara!“ rief Wilibald, der von der ihm zuflüſternden Stimme nichts mehr hörte, ſeit er ſah, wie ſeine Frage ein hohes Roth auf die ſchönen Wangen ſeiner bangen Gattin getrieben. „Nein, das Eſſen hier iſt gut, ſehr gut, und eben weil Du es zubereitet haſt, ſoll es mir trefflich ſchmecken!“ Und ſo war es denn auch; denn die Liebe zu Sara und der Gedanke, wie treu ſie ihre Pflichten erfüllte, und er dennoch im Begriff geſtanden, ſie zu kränken, würzte ihm von jetzt an doppelt die einfachen Speiſen, und ſtellte ihn immer zufrieden beim frugalen Mahle.

Bei dem einſamen nur auf ſich beſchränkten Leben wechſelten ſie oft ihre Gedanken und Wünſche treuherzig gegen einander aus. Es konnte aber hierbei nicht fehlen, daß ſie bisweilen verſchiedner Meinung waren, und daß ſie ſich beſonders in den künftig zu treffenden häuslichen Einrichtungen nicht immer

gleich verständigen konnten, zumal da die ausgedehntern Lebensansichten des Mannes von dem einfachen Erfahrungskreise des Weibes oft zu verschieden zu sein pflegen. Wenn denn nun jedes seine Meinung mit Gründen zu unterstützen suchte, ehe es sie aufgab; so flüsterte wieder eine äußere Stimme dem Gatten ins Ohr:

„Sieh doch, wie streitsüchtig Dein Weib
„ist, wie ihr der Eigensinn im Auge
„wohnt. Nur ihr Wille soll gelten, sie
„will die Herrschaft im Hause führen,
„der Mann soll gehorchen müssen. Aber
„gleich den ersten Versuchen mußt Du
„Dich mit Ernst entgegen stellen, mußt
„den Eigensinn brechen, und wenn sie
„ein Paar Tage deshalb weinen sollte,
„die schönen Augen werden nicht gleich
„vergehen!“

Und der Gattin flüsterte auch wieder eine Stimme ins Ohr:

„Hast Du Deinen Gatten Dir wohl so
„beharrlich, und so aufbrausend gedacht,
„als Du ihn Dir wähltest! Sieh doch,
„wie sein Auge von verhaltenem Zorn

„blitzt! Er will der Herr, Du sollst die „Sclavin sein. Aber Du hast hier die„selben Rechte, wie er; gieb ihm nicht „nach; schmolle, weine, und versuche, ob „er Dich wirklich liebt!

Und in beider Seelen wollte ein bitteres Unkraut aufschießen, und Wilibald sah nach dem Eigensinn in Sara's, und Sara nach dem Zorn in Wilibald's Auge; aber wie sie sich anschauten, und in dem Spiegel des Auges ihr Bild gegenseitig erblickten, schlangen sie versöhnt die Arme um einander; und Wilibald sagte:

„Nicht wahr, Sara, Du beharrst nicht aus weibischem Eigensinn auf Deiner Meinung!"

Und Sara sprach:

„Nicht wahr, Wilibald, Du bist nicht zornig auf mich, daß auch ich meine Meinung vertheidigte! Du willst nicht blos den Herrn spielen und nur immer Recht behalten?"

Beide erschraken über die Gedanken, die durch ihre Seele gegangen waren; sie einigten sich schnell über den streitigen Punkt, waren fortan einander mit noch zarterer Liebe ergeben, und suchten nun gegenseitig ihren leise-

ſten Wünſchen zuvorzukommen, ohne immer die eigne Meinung geltend machen zu wollen.

Jetzt kam der Herbſt heran und mit ihm die fröhliche Zeit der Jagd. Wilibald konnte nicht umhin, in ſeinen wildreichen Waldungen, mehrere Jagden anzuſtellen, und die Nachbaren auch zu dieſen Vergnügungen einzuladen. Wenn nun die Jagd den ganzen Tag gedauert hatte, wurde ſie mit einem fröhlichen Mahle auf der Bärenburg beſchloſſen. Sara empfing die Gäſte dann mit holder Freundlichkeit. Sie hatte alles auf das Beſte geordnet. Die Tafel war mit einfachen aber ſchmackhaften Speiſen beſetzt, und trefflicher Wein füllte die Gläſer der Gäſte. Wie aber die Unterhaltung lebendiger und durch den Wein die Stimmung der Tiſchgeſellſchaft erhöhter wurde, wuchs auch die Luſt zum Trinken. Wilibald ließ immer neuen beſſern Wein anſtragen und nöthigte die Gäſte auf das Dringendſte, den alten Flaſchen tapfer zuzuſprechen. Es war ihm als flüſterte ihm eine Stimme zu:

„Der Wein erfreut das Menſchen Herz;
„und ſolche Feſttage kommen nur ſelten.
„Drum trinke, Bruder, trinke! Erhöhe

„dadurch die Luſt der Stunden, und
„mache Dir einen guten Tag. Deine
„Gäſte dürfen auch nicht eher von Dir
„gehen, bis ſie nicht voll ſind. Laß Dir
„den größten Pokal reichen, und bringe
„ihn den Gäſten zu. Du ſelbſt kannſt
„wohl viel vertragen, aber ſie werden
„an ihm genug haben, und werden fallen,
„daß es eine Luſt ſein wird!“

Und Wilibald ließ ſich den großen Pocal reichen, füllte ihn unter dem Jauchzen der Uebrigen bis zum Rande, und wollte ihn nun auf das Wohl ſeiner Hausfrau leeren. — Sara hingegen betrachtete ſchon lange mit Widerwillen dies Trinkgelag, und beſonders die immer ſteigende Begierde ihres Gatten, zumal auch ihr eine Stimme zu flüſterte:

„Fühlſt Du Dich nicht beleidigt, durch
„das rückſichtloſe Benehmen der Männer,
„das Dich zur Zeuginn ihrer Unmäßig-
„keit macht! Iſt nicht Dein Gatte der
„Ausgelaſſenſte von Allen! Strafe ihn
„dafür, und verlaß das Mahl mit einem
„verachtenden Blick, der ihn vor Allen
„beſchämt!“

Und Sara rückte schon den Stuhl; aber ihr liebendes Herz dachte schnell: „Du sollst Deinen Gatten vor Andern wohl niemals demüthigen und ihn am allerwenigsten verlassen wollen, wenn ihm die Versuchung nahe steht!“ Sie blieb daher ruhig, und schaute nur mit banger Liebe nach ihm hin. Wilibald gewahrte die sanften schmerzlichen Blicke, die ihm wohl sagten, wie sehr die Stimmung der Tischgesellschaft Sara's Inneres verletze! Ja, es ward ihm plötzlich, als stehe das graue Männlein auch vor ihm, und wolle ihm den Becher aus der Hand nehmen; wie es in diesem Saale einen seiner Vorfahren geschehen; und er ließ auf der Stelle den gefüllten Pocal, als geschähe es von ungefähr, aus Liebe zu Sara mit Absicht fallen, so daß er in Stücken zerschmetterte, und das Klirren der Glasscherben wie ein Schrei durch den Saal tönte. Nach diesem Unglücksfall wurde die Tafel aufgehoben; freundlich brachte Sara nun selbst dem Gatten die Pfeiffe mit Knaster gefüllt, die er nach Tische so gern zu rauchen pflegte; und die fröhlichen Gäste priesen den Grafen glücklich, wegen seines freundlichen trefflichen Weibes.

Wilibald war, wie wir bereits gehört, Cavallerie-Officier gewesen; der Besitz schöner Pferde hatte für ihn stets einen besondern Werth gehabt; und auch jetzt noch fand er seine größte Freude daran, vor dem Wagen seiner Sara ein Paar stattliche Rosse zu sehen, oder sich selbst auf seinen muthigen Rappen zu schwingen. Desto härter traf ihn der unvermuthete Verlust derselben. Eine Feuersbrunst, die plötzlich bei Nacht in den Stallgebäuden ausbrach, und sogar einen Flügel des Schlosses mit erfaßte, griff so gewaltig um sich, daß auch die Pferde nicht einmal gerettet werden konnten, sondern sämmtlich in den Flammen ihren Tod fanden. Nur im Schlosse vermochte man das Feuer erst zu dämpfen; aber es hatte auch hier manche Verwüstungen angerichtet, besonders war das Garderoben-Zimmer der jungen Gräfin völlig ausgebrannt, und fast alle ihre Kleidungsstücke verloren gegangen.

Wilibald war außer Fassung; ihn schmerzte nicht allein und vorzüglich der Verlust seiner schönen Pferde, sondern mehr noch war ihm der Gedanke niederschlagend, daß er jetzt keine Mittel besitze, wiederum andere an-

kaufen zu können. Die niedergebrannten Stallgebäude mußten vor allen Dingen wieder aufgebaut und das Schloß wieder hergestellt werden. Die Pächter hatten im Laufe dieses Jahres viele Unglücksfälle erlebt, so daß ihnen bedeutende Zahlungen hatten erlassen werden müssen; anderes Vermögen als die Einkünfte dieser Burg, besaß Wilibald nicht. Und sollte er nicht jeden etwa erübrigten Groschen dazu anwenden, seiner Sara wieder zu ersetzen, was sie verloren hatte, um auch sie zufrieden zu stellen, und sie wieder so standesmäßig und reizend geschmückt zu sehen, wie sonst! In höchst niedergeschlagener Stimmung saß er am andern Morgen in seinem Zimmer und schaute aus dem Fenster traurig auf die Brandstätte hin. Es war ein Sonntag, und schon vernahm man aus dem nächsten Dorfe, wo die Kirche stand, das Läuten der Glocken. Eine Stimme flüsterte ihm zu:

„Du kannst nun nicht mehr den Wagen
„anspannen lassen, um, wie Du es sonst
„pflegtest, mit Deiner Gattin in die
„Kirche zu fahren; ihre schönen Sonn-
„tagskleider sind auch verbrannt; hast

„Du wohl gehört, wie sie gestern Abend
„unter leisem Weinen einschlief! Mit Thrä-
„nen wird sie heut wieder erwachen! Denn
„sie kann sich nicht mehr als Gräfin
„zeigen, während Deine Nachbaren in
„stattlichen Equipagen daher fahren!“

Wilibald hätte vergehen mögen; Miß-muth und Unzufriedenheit wurden in seiner Seele wach.

Da trat Sara zu ihm ins Zimmer in einem bunten Leinewandkleide, das wegen seiner netten Einfachheit ihr nur um desto reizender stand, einen Strohhut auf ihren blonden Locken, einen Sonnenschirm in der Hand, und fragte ihn: „ob es denn nicht bald Zeit sei, die Kirche zu besuchen?“

„Hast Du vergessen, Herzens-Weib, daß
„meine schönen Pferde verbrannt sind!“
„rief Wilibald schmerzlich. „Ach, ich
„kann ja fortan nicht mehr mit Dir in
„die Kirche fahren!“

„Aber doch gehen!“ entgegnete Sara freundlich. „Tausende gehen zu Fuße nach der Kirche, warum sollten wir es nicht auch können!“ „Und hast Du nicht alle Deine guten

Kleider verloren!“ fuhr Wilibald fort: „Willst Du in diesem Leinewandanzuge Dich unter die geputzten Kirchengänger stellen und Dich bespotten lassen!“ —

„Es ist dies jetzt mein bestes Kleid; die übrigen habe ich nicht durch meine Schuld verloren!“ entgegnete Sara. „Warum sollte ich mich schämen in diesem zwar ärmlichen, aber doch anständigen Anzuge mich in dem Gotteshause einzufinden! Ich habe auch die bessern Kleider nicht mit Stolz getragen, darum wird mich kein Spott treffen. Laß uns den Verlust des Entbehrlichen nicht zu sehr betrauern, mein geliebter Mann, sondern Gott danken, daß wir noch gesund sind, daß wir uns lieben, und laß demüthige Zufriedenheit nicht aus unseren Herzen weichen!“

Beschämt über seine Kleinmuth, erhoben durch seines Weibes Geistesstärke, sprang Wilibald auf, kleidete sich an und ging zu Fuße mit Sara getrost in die Kirche. Ueberall begegneten ihnen freundliche theilnehmende Blicke, überall standen die Landleute ehrerbietig am Wege, und sahen ihre liebe Herrschaft mit ihnen zur Kirche wandeln; es wurde man-

cher herzliche Gruß, manches trauliche tröstende Wort mit den Vorübergehenden gewechselt; und als sie eine recht erbauliche Predigt über das Vertrauen auf Gott gehört, und innig gebetet hatten, gingen sie froher und zufriedener nach Hause zurück, als sie sonst wohl gefahren waren.

So lebte Wilibald und Sara trotz der geheimen Stimmen die ihnen Böses zuflüstern wollten, trotz mancher Prüfung und Anfechtung, die sie zu bestehen hatten, trotz der immer größern Einschränkungen, die wiederholte Verluste herbeiführten, dennoch glücklich in treuer Liebe und inniger Zufriedenheit, und wurden von allen Bekannten verehrt, und von ihren Unterthanen fast angebetet.

Zwei Jahre waren so verflossen, da erhöhte sich das stille Glück des jungen Paares noch dadurch, daß Sara Mutter wurde, und ihren Gatten einen gesunden Knaben gebar. Auch hier war sie so voller Liebe, so treu in Erfüllung ihrer Mutterpflichten, daß sie oft selbst bei Nacht aufstand, und, wenn die alte Wärterinn durch das Weinen des Kindes nicht geweckt wurde, sich selbst den Knaben aus

der Wiege holte, um ihn an die Mutterbruſt zu legen. So that ſie es denn auch einmal in einer Nacht, als eben die Schloßuhr die zwölfte Stunde ſchlug. Der Sturmwind tobte draußen an den Fenſtern, die Nachtlampe flakkerte matt, Sara war im Anſchauen ihres Säuglings verſunken, der lächelnd und halb im Schlafe die ſüße Koſt einſog, und erbat mit frommen Sinn Gottes Seegen ihrem Kinde, das morgen getauft werden ſollte. Da fing eine leiſe ſchöne Muſik an zu tönen, als ſei es ein Wiegenlied, und als Sara aufſchaute, ſtand das graue Männlein vor ihrem Bette, grüßte ſie gar freundlich, und ſprach zu ihr folgende Worte:

„Erſchrick nicht vor mir, Du holde treue Mutter! ich muß mich Dir ſelbſt noch einmal zeigen, denn ich komme um Frieden mit Dir zu ſchließen. Ich bin der Gnomen-König und dieſer Felſen wurde ſeit Jahrtauſenden ſchon von mir und meinem Volke bewohnt. Euer Ahnherr wollte dieſe Burg aber einer That zum Denkmal erbauen, von der ich ſelbſt Zeuge war, und der ich meine Bewunderung nicht verſagen konnte; ich erlaubte es ihm endlich auch aus

Achtung vor den menschlichen Tugenden, deren mächtiges Walten ich damals hier zuerst erblickte, und unsere Uebereinkunft ging dahin: daß, so lange die Tugenden, denen diese Burg geweiht sein sollte, die Bewohner derselben beseelen würde, ich ihnen die Wohnung hier ruhig und ungestört überlassen wolle; daß ich sie aber sofort für mich in Beschlag nehmen würde, sobald jene Tugenden darin nicht mehr einheimisch wären. Seit Jahrhunderten ist sie nun schon wieder in meinem Besitz, und daß ich alle mir zu Gebote stehende Macht angewendet, um die kecken leichtsinnigen Nachkommen des alten Grafen, die mich mit menschlichen Waffen zu vertreiben gedachten, zu erschrecken und zu züchtigen: ja, daß ich selbst auch Euch gar hart und schwer geprüft und versucht habe, das kannst Du mir nicht verdenken: denn nur Einer mag Herr dieser Burg sein, und das Pergament, von Deinem Ahnherrn unterzeichnet, setzte jenen Verein hoher Tugenden, oder mich dazu ein. Du und Dein Gatte, Ihr habt die Prüfung jedoch bestanden; Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, fester Muth und Vertrauen

auf Gott, wohnen unwandelbar in Eurer Bruſt; Ihr ſeid würdige Nachkommen meines Freundes, Eures alten Ahnherrn; und weil ich ihm mein Wort gegeben, ſo überlaſſe ich Euch fortan dies Schloß, und ziehe von dannen. Aber Lebewohl mußte ich Dir noch ſagen, denn Du eigentlich haſt jene hier längſt vermißten Tugenden wieder in dies Haus eingeführt; und wenn Du mich auch hierdurch vertreibſt, kann ich Dir doch mein Wohlwollen und meine Achtung nicht verſagen. Erlaube, daß wir jetzt in Deinem Zimmer und unter Deinen Augen noch unſer Abſchiedsfeſt beginnen, damit Du daran Theil nehmen mögeſt!“

Sara war tief gerührt, daß ihr endlich das ſchwere Werk gelungen ſei; große Tropfen perlten ihr die ſchönen Wangen hinab, und da vor den freundlichen Worten des Gnomen-Königs alle Geiſterfurcht aus ihrer Seele entſchwunden war, gab ſie gern die Erlaubniß zu ihrem Feſte.

Kaum hatte hierauf der Gnomen-König gewinkt, als ſein fröhliches Völkchen unter

Musik und Tanz ins Zimmer gezogen kam; hier eine Menge kleiner Tafeln aufschlug; sie mit wunderbaren Gerichten auf silbernem Geschirr besetzte und dann fröhlich an denselben Platz nahm, um es sich wohlschmecken zu lassen. Sara wurde hierbei auch nicht vergessen, sondern von der kleinen Gesellschaft mit verschiedenen Speisen versehen. Der eine brachte ihr ein weichgesottenes Lybellen-Ei, der andere einige Tropfen Lindenblüthen-Honig, ein dritter ein gebratenes Rosen-Käferlein, ein vierter köstliches Gebäck von Hyazinthen-Blüthenstaub. Auch aus den kleinen Becher mußte sie nippen, aus welchen theils Rosen- und Veilchenthau, theils Orangen-Blüthenöl getrunken wurde. Ob Sara nun gleich die kleinen Portionen dieser Speisen und die wenigen Tropfen des Getränkes kaum auf der Zunge gewahr wurde; so bemerkte sie doch bald, daß sie eine besonders stärkende Kraft ausübten: denn ihr ward im Augenblick des Genusses außerordentlich wohl und leicht zu Muthe, und sie fühlte sich auf der Stelle wieder im vollen Besitz ihrer früher noch nicht wieder hergestellt gewesenen Kräfte.

Endlich hob der König die Tafel auf, und näherte sich dem Wochenbette, indem er der jungen Mutter ein silberne Schüssel mit drei kleinen Brodchen überreichte.

„Du sollst ein Andenken von mir behalten!“ sprach er: „nimm diese drei Brodchen, und hebe sie sorgsam auf. So lange sie Eurer Familie nicht verloren gehen, wird Glück und Friede ihnen zur Seite stehen!“ Sara empfing das Geschenk, und während sie herzliche Worte des Dankes sagte, reichte sie in treuer Mutterliebe dem Gnomen-König ihr Kind mit der Bitte: daß auch er es seegnen möge zu einem besonders glücklichen Leben. Der Gnomen-König schob es mit den Worten sanft zurück: „Jetzt nicht, morgen aber!“ Und hiermit neigte sich der König und sein Volk ehrerbietig vor der Wöchnerinn, und während eine wunderherrliche Musik ertönte und Mutter und Kind sanft in den Schlaf wiegte, verliessen die Gnomen das Zimmer und das Schloß.

Sara würde am andern Morgen diese Erscheinung nur für einen schönen Traum gehalten haben, wenn sie nicht das silberne Schüs-

von unbekannten Händen völlig wieder hergestellt worden sei, und daß im Stall vier Rappenhengste ständen, welche der gestrige fremde Herr heut mit dem Frühsten zum Pathengeschenk auf die Burg gesendet. Dabei zeigte er seinen goldnen Apfel und sagte: „Glück auf, Gnädiger Herr, die reife Frucht ist nun abgefallen!“

Erst jetzt konnten sich Wilibald und Sara als wirkliche Besitzer der Bärenburg betrachten; sie hatten durch treues Festhalten an der Tugend den Kampf mit den störenden Geistern siegreich bestanden; der Spuck war aus ihrer Nähe verbannt; sie waren nun wirklich heimisch in der Heimath; und von jetzt an trübte nichts mehr ihr häusliches Glück und ihren Frieden bis in den Tod.

Der Knabe aber wuchs zur Freude seiner Eltern auf, und ward ein braver ausgezeichneter Mann. Die drei Brodchen, die Unterpfänder eines dauerhaften Glückes, wurden späterhin unter die Familie der Grafen von Pilkau vertheilt, und (wie die Sage behauptet), damit sie nicht verloren gehen möchte, in die dicken Mauern dreier Schlösser tief eingemauert. Zwei

davon liegen jedoch bereits in Schutt und Asche, nur die Bärenburg steht noch, sie bewahrt immer noch jenes Unterpfand; und in ihr wohnen noch glückliche Menschen.

Was ich Euch hier erzählt habe, meine lieben Leser, mögt ihr zwar immer für ein Mährchen halten; Ihr werdet aber doch wohl erkennen, daß es eigentlich auf Wahrheit beruht. Die Geschichte mit den drei Brodchen, welche die Gnomen einer Wöchnerin überreicht haben sollen, stammt zwar wirklich aus einer Familiensage her, und wir wollen sie deshalb auch auf sich beruhen lassen. Was aber die störenden Geister betrifft, gegen welche Wilibald und Sara einen gar schweren Kampf bestehen mußten, so waren diese nicht damals allein auf der Bärenburg, sie sind noch jetzt in jedem Hause zu finden; und obgleich sie hier nicht mehr wie sichtbarer Spuck ihr Wesen treiben, so vernimmt man doch nur zu oft ihre zuflüsternden Stimmen: denn in einem Hause, wo nicht gegenseitige Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, wo nicht fester

von unbekannten Händen völlig wieder hergestellt worden sei, und daß im Stall vier Rappenhengste ständen, welche der gestrige fremde Herr heut mit dem Frühsten zum Pathengeschenk auf die Burg gesendet. Dabei zeigte er seinen goldnen Apfel und sagte: „Glück auf, Gnädiger Herr, die reife Frucht ist nun abgefallen!“

Erst jetzt konnten sich Wilibald und Sara als wirkliche Besitzer der Bärenburg betrachten; sie hatten durch treues Festhalten an der Tugend den Kampf mit den störenden Geistern siegreich bestanden; der Spuck war aus ihrer Nähe verbannt; sie waren nun wirklich heimisch in der Heimath; und von jetzt an trübte nichts mehr ihr häusliches Glück und ihren Frieden bis in den Tod.

Der Knabe aber wuchs zur Freude seiner Eltern auf, und ward ein braver ausgezeichneter Mann. Die drei Brodchen, die Unterpfänder eines dauerhaften Glückes, wurden späterhin unter die Familie der Grafen von Pilkau vertheilt, und (wie die Sage behauptet), damit sie nicht verloren gehen möchte, in die dicken Mauern dreier Schlösser tief eingemauert. Zwei

davon liegen jedoch bereits in Schutt und Asche, nur die Bärenburg steht noch, sie bewahrt immer noch jenes Unterpfand; und in ihr wohnen noch glückliche Menschen.

Was ich Euch hier erzählt habe, meine lieben Leser, mögt ihr zwar immer für ein Mährchen halten; Ihr werdet aber doch wohl erkennen, daß es eigentlich auf Wahrheit beruht. Die Geschichte mit den drei Brodchen, welche die Gnomen einer Wöchnerin überreicht haben sollen, stammt zwar wirklich aus einer Familiensage her, und wir wollen sie deshalb auch auf sich beruhen lassen. Was aber die störenden Geister betrifft, gegen welche Wilibald und Sara einen gar schweren Kampf bestehen mußten, so waren diese nicht damals allein auf der Bärenburg, sie sind noch jetzt in jedem Hause zu finden; und obgleich sie hier nicht mehr wie sichtbarer Spuck ihr Wesen treiben, so vernimmt man doch nur zu oft ihre zuflüsternden Stimmen; denn in einem Hause, wo nicht gegenseitige Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, wo nicht fester

Muth und Vertrauen auf Gott wohnen, da erheben die Geister des Eigensinnes und der Selbstsucht, der Lieblosigkeit und der Undankbarkeit, des Zornes, der Mißgunst und der Völlerei ihre geheimen Stimmen; flüstern dem Menschen böse Worte ins Ohr; und treiben ihn fort auf der Bahn des Lasters, bis Glück und innerer Friede zu Grunde gerichtet ist. Es bedarf nicht erst eines Pergamentes vom Ahnherrn unterzeichnet, um diesen Geistern Gewalt über uns einzuräumen, nein, sie ziehen uns schon von selbst in unsern Wohnungen nach, und wissen jedes schwache Menschenherz zu erfassen, das nicht von dem heiligen Schilde jener Tugenden geschützt wird. Deshalb seid wachsam, und haltet den Schild fest; und vernehmt ihr ja die verführerischen Stimmen, so denkt an Wilibald und Sara; an ihre Prüfung und an ihren Sieg; an ihre Sorgen, an ihr Glück und an ihren Frieden.

Ernst v. Houwald.

II.

Sieg und Segen.

Eine Erzählung.

Mit ängstlich klopfendem Herzen saß Hed-
g am Krankenbette der geliebten Stiefmutter.
r spärlich erleuchtete das Nachtlicht das
tere Stübchen; draußen tobte der Herbst-
rm, und schien die dünnen Wände der
tte durchbrechen zu wollen; der Regen
lug gegen das Fenster, und eine einsame
wohnerin des nahen Kirchthurms, eine
le, stimmte, durch den Schein des Lichtes
gezogen, dicht vor dem Krankenzimmer ihr
auerliches Todtenlied an. Es war, als
lle selbst die Natur durch all' ihre Schrek-
die Schauer dieser Stunde mehren. Nur
dwig's jüngere Geschwister, die rechten Kin-
der Frau Gertrude, schlummerten in
ßer Ruhe auf ihrem niedrigen Lager, ahnungs-
, daß eben jetzt ihnen ihres Lebens höch-
s Gut, die treue, sorgende Mutter, geraubt
rden sollte. Immer schwerer wurden die
hemzüge der Kranken, immer höher stieg

sichtlich ihre Angst. Hedwig blickte voll innigen Mitleids auf die Leidende. „Guter Gott!“ seufzte sie leise, „wenn schon dem Edlen und Guten das Scheiden vom Leben so schwer wird, wie fürchterlich muß die ernste Sterbestunde wohl erst dem Bösewicht werden!“ Und der heilige Entschluß, ihr Leben immer nur Gott und der Tugend zu weihen, schwellte der Jungfrau Brust, und heiße Gebete um Linderung der Quaalen für die sterbende Mutter entstromten ihren Lippen.

Noch einmal erwachte die Kranke — mühsam erhob sie sich auf ihrem Schmerzenslager, und ihr Auge flog irr' und suchend im Zimmer umher. Hedwig zog den Docht der Lampe höher empor, so daß sie hell aufflakkerte, beugte sich dann sanft zu der Leidenden nieder, und fragte: „Wen sucht Ihr, liebe Mutter?“ Da fiel Gertruden's Auge auf die schlafenden Kleinen. „Ach meine Kinder!“ jammerte sie leise: „meine armen Kinder! —

Hedwig aber tröstete die Bekümmerte: „seid getrost!“ sprach sie gefaßt, „der Herr ist groß, er kann Euch noch retten; hätte er aber beschlossen, daß wir schon jetzt Euch

verlieren müßten, ſo bleibt doch er Euren Kleinen ein treuer Vater und Verſorger, und ſo lange ich lebe, ſind ſie nicht verlaſſen. Glaubt mir ſicherlich, ſo treu und redlich Ihr an mir gehandelt, ſo wie Ihr mir Vater und Mutter erſetzet habt, daß ich ſie nimmer vermißte in meiner hülfloſen Jugend, ſo treu will ich für Eure Kindlein, meine Geſchwiſter, ſorgen — ſie ſollen glücklich werden, und müßte ich auch mit dem eigenen Glück das ihrige erkaufen!“ — —

Gertrude ſah zweifelnd zu der Begeiſterten auf. „Ach Hedwig,“ ſeufzte ſie, „in einer ſo ſchweren ernſten Stunde iſt das jugendliche Herz leicht bereit, das Schwerſte zu geloben — aber wird Dir auch die Kraft bleiben, Dein Gelübde zu erfüllen, wenn die Schauer dieſes Augenblickes längſt vergeſſen ſind?“ — —

„So wahr ich dereinſt auch eine leichte Sterbeſtunde hoffe!“ ſprach das Mädchen, und legte die Hand betheurend auf das unruhig wogende Herz. Da erheiterte ein ſeliges Lächeln die Züge der Sterbenden. „Mein Gebet iſt erhört! — jetzt ſterbe ich gern!“ ſprach ſie leiſe — „jetzt weiß ich es, ihr werdet nicht verlaſſen

ſein, wenn ich todt bin, meine arme Kinder! das Käſtchen dort, wird Dir dieſe Worte erklären; gedenke dieſer Stunde, wenn Du es öffneſt!“ Erſchöpft ſank ſie nach dieſen Worten auf die Kiſſen zurück; die Lippen bewegten ſich leiſe, wie zu Segenswünſchen für ihre Hinterbliebenen, auf welchen noch immer das halb gebrochene Auge mit dem Ausdruck inniger Liebe ruhete — noch einige Augenblicke — und ſie war verſchieden. —

Wer auch ſchon irgend ein geliebtes Leben im Tode verſinken ſahe; wer es empfunden wie ſchrecklich es iſt, wenn nun der ängſtlichen Spannung, dem ſtillen, aber tief empfundenen Schmerze der Ausbruch des lauten Jammers folgte, der male ſich die Scene in Gertrudens verödeter Hütte aus, wo jetzt Hedwigs laute Klagen ſich mit dem Jammer der kleinen verwaiſten Kinder miſchten, denn auch ſie hatte die Verſtorbene geliebt, als wäre ſie ihre rechte Mutter geweſen. Aber ſchon die erſte Stunde mahnte Hedwig ernſt an die übernommene Pflicht. Sie mußte ſich ſelbſt beſiegen lernen, wollte ſie den armen Kindern Tröſterin werden; ſie mußte gleich

jetzt die Stelle der geſchiedenen Hausfrau vertreten, und in der ſogleich in Anſpruch genommenen Thätigkeit für ihre Lieben die einzige Erleichterung für das blutende Herz ſuchen.

Der Begräbnißtag war vorüber, die erſten nöthigen häuslichen Anordnungen getroffen, der Kinder Thränen verſiegten allgemach beim Genuſſe des Begräbniß-Kuchens und beim Anblick der neuen Trauerkleider, die ihnen die gute Schweſter angelegt; ſie plauderten in kindlicher Unbefangenheit von der lieben ſeeligen Mutter, die, wie Schweſterchen ihnen erzählt, nun einer der heilgen Engelein geworden ſei, und die ſie einſt abrufen werde in den ſchönen Himmel, wenn ſie ſo gut und fromm geworden wären, wie die liebe Mutter ſelbſt ſtets geweſen. —

Hedwig hörte ihnen mit ſchmerzlicher Wehmuth zu, und bedachte mit gar ſchwerem Herzen das drückende ihrer Lage und das Ungewiſſe ihrer Zukunft. —

Sie und ihre Stiefgeſchwiſter, Anton und Marie, waren die Kinder des verſtorbnen Blum. Hedwig hatte ihre Mutter verloren, als ſie eben ihr eilftes Jahr erreicht; aber

die zweite Wahl des Vaters hatte sie ihren herben Verlust verschmerzen lassen; denn Frau Gertrud hatte das Kind gehegt und gepflegt, wie ihr eigenes, und es zu einer frommen, fröhlichen und fleißigen Jungfrau erzogen: ja, als bald nach der Geburt ihres eignen Töchterleins, auch Vater Blum gestorben, da war es fast, als räume Gertruden's Herz der nun ganz Verwaiſ'ten einen noch größern Vorzug ein, wie den eigenen Kindern, und in ihrer kleinen Hütte walteten fort und fort die Geiſter der Eintracht und der Liebe. —

Gertrud war auch eine Waiſe, ein Pflegekind der Gräfin Wellenrodt, und ſpäter ihre Dienerin geweſen; bei deren Gemahl Blum als Förſter in Dienſten geſtanden; deshalb vergönnte man ihr auch noch nach des Gatten Tode den Gebrauch der Dienſtwohnung, und ſicherte der Wittwe lebenslang ein kleines Gnadengehalt zu. Aber die wohlthätige Gräfin war auch ſchon ſeit einigen Jahren todt, und das Gnadengehalt nun auch weggefallen. Hedwig überſah ihre hülfloſe Lage und ſeufzte: „Wie werde ich nun mein Wort löſen? Wollte

ich dienen und meinen Lohn zur Erziehung der armen Geſchwiſter beſtimmen, ſo müßte ich ſie dann fremden Händen vertrauen, und ihnen würde die Liebe fehlen, die ich ihnen gelobt, die ſie bisher durchs Leben geleitet, und am beſten geeignet iſt, ſie einſt zu guten, Gott wohlgefälligen, Menſchen zu erziehen. — Bleibe ich bei ihnen — wie dann? — ich habe freilich von Mutter Gertrud gar Manches gelernt, kann nähen und ſtricken — waſchen und den Garten beſtellen; aber werde ich auf dieſe Weiſe hier in unſerem kleinen Dörfchen mir und ihnen wohl den Lebens-Unterhalt verdienen können, hier wo es ſo viele arme und rüſtigere Tagelöhner-Frauen giebt?“ Ihr Köpfchen ſank muthlos auf die Bruſt herab, und große Thränen rannten über die bleicher gewordenen Wangen. Da gedachte ſie plötzlich des Käſtchens, an welches die Mutter ſie verwieſen hatte. „Wer weiß?“ ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „die Mutter hat wohl ſchon im Vorgefühl ihres nahen Todes über unſere Zukunft beſtimmt, und noch jetzt, ſo wie früher, ſoll ihr mütterlicher Rath mich leiten!“ —

Hedwig öffnete das Käſtchen, blickte einige Augenblicke mit wehmüthiger Erinnerung auf das wohlbekannte Nähgeräth der fleißigen Mutter, welches es enthielt, griff dann haſtig nach dem zuſammengehaltenen Papiere, welches unter demſelben verborgen lag, und fand zu ihrem namenloſen Erſchrekken einen Heirathsantrag vom alten reichen Pachter Veit, deſſen Meierhöfe nur eine Stunde weit von Hedwig's Heimath lag.

Gertruden's Krankheit war eine langwierige und auszehrende geweſen — all' ihre Bekannten und ſie ſelbſt hatten ihren gewiſſen Tod ſchon lange vorhergeſehn — auch Veit erwähnte in ſeinem Briefe auf eine ſchonende Weiſe der Möglichkeit ihres nahen Scheidens, und verſprach, im Fall Hedwig ſich entſchließen könnte, ſeine Hand anzunehmen, für ihre kleinen verlaſſenen Geſchwiſter mit Vatertreue zu ſorgen, ſie in ſein Haus an Kindesſtatt aufzunehmen und einſt ihre Zukunft zu ſichern. Der Brief war, das zeigte ſein Datum, erſt am Todestage in Gertruden's Hand gekommen, und dieſe hatte zu uneigennützig gedacht, als daß ſie die Rührung des

letzten Augenblicks hätte benutzen wollen, um von Hedwig ein Versprechen zu erpressen, was sie später hätte gereuen können. Deshalb hatte sie über Veit's Antrag geschwiegen. Aber nur zu wohl wußte Hedwig jetzt die Anspielungen und Wünsche der Mutter zu deuten, und mit noch heißeren Thränen, als an jenem Abend, der ihr die Mutter raubte, sank sie heute auf ihr hartes Lager. Gewiß viele hätten die Thränen des Mädchens nicht begreifen können. Denn wenn auch Veit schon ein Sechziger war, so würde doch Manche allein schon um der vielen blanken Silberthaler willen, die er, wie die Sage ging, in Kisten und Kasten sorglich verwahrte, das silberweiße Haar des Freiers übersehen haben; aber was wohl noch viel mehr werth war, als das, Veit war ein Ehrenmann, bieder und rechtschaffen, ein treuer Freund, ein Vater aller Armen, ein Tröster, Rather und Helfer aller Unglücklichen im Umkreis seines Dörfchens. Im häuslichen Leben sollte er freilich zwar etwas barsch und launenhaft sein — aber was that das? — Launen hat ja jeder Mann, und des Weibes Loos und

Bestimmung ist ja nun einmal, sich solchen zu fügen und sie ertragen zu lernen mit Sanftmuth und Geduld. Ist es da nun nicht am Ende leichter sich in die Launen eines Mannes zu fügen, der schon vermöge seines Alters und Characters aus Ehrfurcht gebietet, als in die, eines jungen Menschen, dessen kleine Schwächen vielleicht schon in unserer frühesten Jugend uns zur Zielscheibe muthwilliger Neckereien gedient haben. Dies alles sagte Hedwig die Stimme ihrer Vernunft — sie mußte sich gestehen, das manches Mädchen an ihrer Stelle sich glücklich preisen würde, könnte es als Hausfrau in Veit's bequemen saubern Hause walten, wo überall die Spuren einer glücklichen Wohlhabenheit das Auge freundlich ansprachen — — ihr aber blieb dieser Gedanke nur einmal fürchterlicher, als selbst der Gedanke an Tod und Grab — und viel, viel lieber hätte sie sich nur gleich zu der lieben verstorbenen Mutter in die kühle Erde betten mögen, als dem Veit ihre Hand reichen. Fragte sie sich nun aber wie dies nur eigentlich zugehe? dann trat freilich das Bild eines lieben, fernen

Jugendfreundes lebendig vor ihre Seele — ſahe ſie mit den großen blauen Augen kummervoll an, und ſchien zu fragen: „Konnteſt Du mich denn doch vergeſſen?“ da rannen Hedwig's Thränen noch heftiger: „Nein, nein,“ flüſterte ſie leiſe, „vergeſſen habe ich Dich nicht, Du lieber Ludwig! vergeſſen werde ich Dich nimmer — und ohne Dich kann ich niemals glücklich ſein, das iſt mir jetzt auf einmal klar geworden!“ — Aber ſoll denn der Menſch nur das eigene Glück bedenken? — Er, der am Kreuze ſelbſt ſein Leben für ſeine Feinde gab, hat es uns ja zur heiligen Pflicht gemacht, fremdes Glück zu gründen, ſelbſt mit Verleugnung der eigenen heißeſten Wünſche! — Ich für meine Perſon käme wohl durch das Leben, ich finde wohl überall einen Dienſt, der mich nährte, bis endlich — — — doch weg mit dieſen Träumen! — ſelbſt an ſeiner Seite könnte ich ja nimmermehr Ruhe und Freude finden, hätte ich die armen Geſchwiſter fremder Menſchen Barmherzigkeit, ja wohl gar den Armenvorſtehern überlaſſen! — Und aufgeſcheucht von dieſem ſchmerzlichen Gedanken, ſprang ſie vom Lager auf, zündete

ihr Licht wieder an, und begann mit zitternder Hand für Veit die Beantwortung des Briefchens aufzusetzen, welches sie als Einschluß in der Mutter Brief an sich gefunden hatte. Mit stiller Ergebung sagte sie in dieser dem Veit ihre Treue zu, gelobte ihm Kindesliebe und Fügsamkeit, und bat ihn, Geduld mit ihr zu haben, wenn sie sich nicht gleich in das Neue ihres Verhältnisses zu finden wüßte, und wenn die Trauer um die Hoffnungen und Träume ihres jugendlichen Herzens, denen sie fortan entsagen wolle, noch dann und wann ihr Auge trübten. „Diese Aufrichtigkeit bin ich dem braven Manne für sein ehrendes Vertrauen schuldig!“ sprach Hedwig zu sich selbst, als sie die verhängnißvollen Zeilen zusammenschlug — und, um vieles erleichtert durch die Ausführung ihres tugendhaften Entschlusses, suchte sie jetzt von neuem die Ruhe. Nur der Gedanke was Ludwig sagen und wie er sich kümmern werde, trübte noch den stillen Frieden ihrer Seele — das eigene Glück hatte sie willig dahin gegeben — aber seinen Schmerz verschuldet zu haben, das lastete schwer und drückend auf dem wei-

chen Herzen, bis die Ueberzeugung ihr Beruhigung gab, daß auch er das Opfer der Entsagung billigen werde, und daß des Mannes Kraft jedes Weh des Lebens leichter ertrüge als das schwache Weib.

Ludwig war von jeher Hedwig's unzertrennlicher Gefährte bei Spiel und Tanz gewesen — keines von beiden hatte irgend eine Freude genossen, die nicht das Andere getheilt hätte, und ohne daß es jemals unter den jungen Leuten zu Erklärungen gekommen wäre, war man es doch so gewohnt, sie stets beisammen zu sehn, daß man sie sich nicht anders, als auch in der Zukunft mit einander vereint, denken konnte. So war es noch, als vor drittehalb Jahren Ludwig zum erstenmale die Heimath verlassen mußte, um seiner Militairpflicht zu genügen. Hedwig fühlte damals die Trennung so schmerzlich tief, daß ihr war, als müßten mit dem Freunde ihrer Jugend auch alle jugendlichen Freuden von ihr scheiden. Freiwillig schloß sie sich jetzt von allen lauten und öffentlichen Vergnügungen aus, und lebte fortan nur

noch der Erinnerung und ihrer kindlichen Pflichten.

Ludwig trauerte wohl auch bei dem Gedanken an den Abschied von seiner Heimath und seinen Lieben, aber er war schon seit früher Jugend elternlos, er hatte sich immer nach fremden Menschen fügen müssen, hatte manchen harten Herrn gehabt — und so schwebte denn das freie Soldatenleben und die neue unbekannte Welt, die er betreten sollte, in so rosigen Bildern vor seiner Phantasie, daß er in ihnen den besten Trost für den Schmerz der Trennung fand, und tausend Pläne und Hoffnungen für sein künftiges Lebensglück an seine jetzige Laufbahn knüpfte. — Glaube mir Hedwig, so tröstete er das weinende Mädchen, es ist Alles gut, so wie es der Himmel mit mir fügt. In den Städten, wo ich in Garnison stehen werde, kann ich mich in meinem Gewerbe erst recht vervollkommnen, ich arbeite in jeder Stunde, die mir der Dienst frei läßt, bei den berühmtesten Kunstgärtnern des Ortes, kehre dereinst als ein geschickter Gärtner zurück, und dann kann es gewiß nicht fehlen, daß mir unsere gnädige Gutsherrschaft

den Dienſt als Schloßgärtner giebt; denn der alte Martin wird immer ſtumpfer, er ſehnt ſich nach Ruhe — und dann — ja, Hedwig! dann bin ich ein gemachter Mann, und eine liebe ſchmucke Frau Gärtnerin werde ich dann auch ſchon finden! —

Ganz beſeeligt durch die bunten Seifenblaſen ſeiner Phantaſie ſchwenkte Ludwig die grüne Mütze hoch in der Luft, und auch Hedwig lächelte durch ihre Thräne, und der Gedanke an Ludwig's künftige Frau Gärtnerin gab ihr jahrelang ſchon Stoff zu ſüßen Sinnen und Träumen, — es war das Einzige was ihr vom fernen Freunde geblieben war. Denn ſo gut Ludwig auch mit dem Spaten umzugehen wußte, und Blumen und Bäume zu ziehen verſtand, ſo wenig konnte er doch die Feder führen, und die in der Schule immer ſo fleißige Hedwig, hatte ſelbſt oft über den ungeſchickten kleinen Buben gelacht. Dazu war nun auch Ludwig's Garniſon ſo fern, daß ſie nichts, gar nichts in der langen Zeit von ihm gehört hatte. Jetzt aber ſollte ſie nun auch von der Beſchäftigung mit ſeinem Andenken ſich trennen — die Träume einer roſigen

Zukunft ſollten einer minder erfreulichen Wirklichkeit weichen — und alle ihre Gedanken nur der Erfüllung der neuen Pflichten zugewendet werden. Das war allerdings ſchwer — und hatte auch Hedwig die Kraft, das, was ſie einmal als recht erkannte, treu zu erfüllen, ſo war es doch faſt unmöglich, der ſtillen Trauer zu wehren, die unvermerkt ihre ſonſt ſo heitre Stirn umwölkte. Veit, — der durch Hedwig's Antwort höchſt glücklich war, ſchrieb ihre trübe Stimmung nur dem Tode der Mutter zu, und ehrte des Mädchens Schmerz ſo ſehr, daß er ſich willig ihren Wünſchen fügte, ihre Verlobungsfeier bis zum nächſten Pfingſtfeſt, die Hochzeit ſelbſt aber bis zum Ende der Trauerzeit verſchob. Bis dahin war es Hedwig und ihren kleinen Geſchwiſtern noch erlaubt, in ihrer väterlichen Hütte zu verweilen; und mit bangem Herzen und ſchmerzlicher Wehmuth gedachte Hedwig der Stunde, in welcher ſie von ihr ſcheiden ſollte, während Veit mit herzlicher Fröhlichkeit allerlei Vorkehrungen traf, die junge ſchöne Hausfrau dereinſt recht ſtattlich zu empfangen. Freilich bedeckte Veit den Zweck der man

cherlei Verſchönerungen in ſeinem Hauſe noch mit dem Schleier des Geheimniſſes; aber die ehrlichen Landleute hatten ihn dennoch errathen, und die Kunde ſeiner nahen Verheirathung drang auch bald zu den Ohren der Jungfrau Margarethe, Veit's Zwillingsſchweſter, welche ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren als Vorſteherin ſeines Hausweſens in ſeinem Hauſe waltete. — Sie hatte Freuden und Leiden getreulich mit ihm getheilt, und fühlte ſich nun ſehr gekränkt, daß ihr der Bruder aus dem wichtigſten Schritte ſeines Lebens ihr ein Geheimniß zu machen ſuchte. „Es iſt nicht anders," ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „er ſchämt ſich ſeiner Thorheit, und warlich, er würde ſich auch beſſer zu Hedwig's Vater ſchicken, als zu ihrem Ehegatten — was geht das jedoch mich an — achtet er mich nicht ſo viel, dergleichen mit mir zu bereden — nun ſo kann ich auch ſchweigen!" Bald aber ſiegte wieder die alte treue Schweſterliebe. Margarethe hatte die feſte Ueberzeugung, daß aus einem ſo ungleichen Bündniß nimmer Heil erwachſen könne — ſollte ſie den Bruder nun ſo ungewarnt in ſein Unglück gehen laſſen? —

Nein, das konnte ſie bei ihrem liebevollen Herzen nicht verantworten, und ſie nutzte die erſte Stunde ungeſtörten Alleinſeins, um den Bruder recht ernſtlich von ſeinem Entſchluſſe abzurathen. „Denke nur zurück,“ ſo ſchloß ſie ihre herzlichen Ermahnungen, „denke nur zurück, in die Zeit Deiner Jugend. Biſt Du wohl noch derſelbe, der Du vor vierzig Jahren warſt? — Nicht nur Dein Haar hat ſich gebleicht, Deine Geſtalt ſich gebeugt unter der Laſt Deiner Jahre, nein, auch Deine Anſichten und Wünſche, Deine Forderungen an Andere ſind anders geworden. Was Dich damals ergötzte, iſt Dir jetzt ein gehaltloſes Spiel; was Dir jetzt Freude gewährt, erſcheint der Jugend nicht ſelten als eine Laſt, oder wird ihr ein Gegenſtand muthwilliger Spöttereien. Wie aber ſoll aus einem Ehebündniß Gutes erſprießen, wenn es an der Hauptſache gebricht, an der Einigkeit der Gemüther? — — Und nun vollends Hedwig —“

„Was haſt Du an dieſer auszuſetzen?“ rief Veit gereizt — „ich dächte dem Mädchen dürfte ſelbſt der Neid nichts Arges nachſagen? — aber alte Jungfern“ —

„Alte Jungfern," fiel Margarethe dem Zürnenden ſanft ins Wort, „freuen ſich auch noch von ganzem Herzen des Liebreizes lieber blühender Mädchen, und möchten ſie Alle gern glücklich wiſſen — glücklicher noch wie ſie vielleicht ſelbſt geweſen — und darum blutet mir auch das Herz, wenn ich ſehe, daß Hedwig Deine Hand annimmt, da ihr doch, das weiß das ganze Dorf, ſeit Jahren ſchon der Ludwig Günther im Kopf geſteckt — und Ludwig war ein braver Burſche —"

„Kindereien, längſt vergeſſene Kindereien, an welche niemand mehr denkt, als Du," — aber ſo ſpöttelte Veit, „es kann Dir auch niemand verargen; wer ſo lange das Hausregiment geführt, der ſträubt ſich daſſelbe aus den Händen zu geben, und — nun werde nur nicht böſe, fügte er gutmüthig hinzu, als er Margarethen's herabſtürzende Thränen ſah — ich wollte Dich nicht kränken — und ſei nur getroſt, Hedwig iſt fügſam, und wir werden auch fortan in Frieden mit einander leben!" Margarethe war verſtummt. Jetzt hätte ſie um aller Welt willen kein abrathendes Wort mehr ſagen können; denn Veit's

kränkender Verdacht, daß sie nur aus Eigennutz gesprochen habe, war zu viel für ihr weiches Herz, welches an dem Bruder mit treuer Liebe hing, und auch für jeden fremden Kummer eine Fülle herzlichen Mitgefühls sich bewahrt hatte. Aber je weniger sie nun noch helfen zu können hoffte, um so mitleidiger ruhete ihr Auge auf der armen Hedwig, die fort und fort mit ihrem Herzen rang, ohne ihren Kummer ganz besiegen zu können.

Viel zu früh für diese war endlich der Sonnabend vor Pfingsten angebrochen. Sie sollte nun erfüllen, was sie gelobt hatte, so schwer es auch immer ihr werden mochte; aus der kleinen elterlichen Hütte sollte sie nun als Hausfrau in das große Haus des alten Veit eintreten, den sie doch viel lieber als Vater betrachtet hätte. Um die heftige Bewegung ihres Innern vor ihren kleinen Geschwistern zu verbergen, hatte sie sich, so viel als möglich, während dieses Tages außer dem Hause beschäftigt. Dennoch bemerkte Anton und Mariechen die Thränen ihrer lieben Schwester; sie hatten von andern gehört, was geschehen sollte, und waren recht traurig, daß

die Schweſter weinte, die ſie ſo liebten. Sie eilten hinaus in Wald und Feld, um zu dem morgenden Pfingſtfeſte Blumen zu pflücken, damit ſie auch ihre Hütte mit grünen Mayen und Blumen-Gewinden ſchmücken könnten; und hatten für die Schweſter auch einen Kranz von Mayen-Röschen gewunden, den ſie morgen der Braut aufs Haupt ſetzen wollten, als Beweis ſie hätten das Geheimniß wohl gewußt, aber beſcheiden geſchwiegen. Als ſie jedoch mit ihren Blumen nach Hauſe kamen, und Hedwig freundlich auf ſie zu trat, konnten ſie ſich in ihrer Freude nicht länger halten, ſie umſchlangen die Liebliche mit den Blumen-Gewinden, und Anton drückte ihr den Roſenkranz auf die blonden Locken, indem er mit liſtiger Miene ſagte:

„Dieſer Kranz, mein Schweſterchen, be-
„deutet eine Braut!“

Hedwig wendete das roſige Antlitz ſchnell ab, damit der kleine die Thräne nicht ſehen möge, die ſich aus ihrem Auge ſtahl; im nehmlichen Augenblicke aber fiel ihr Blick auf zwei Männergeſtalten, die ſchnellen Schrittes auf die Hütte zukamen — und, trog ſie das Herz? —

nein — nein! — der Vordere war Ludwig! — Heftig ſtrebte ſich dieſer jetzt von dem Freunde loszumachen, der ihn zurück halten wollte. „Laß mich!“ rief er, „und ob die ganze Welt es ſagt — ich glaub' es nicht! — von ihr ſelbſt muß ich es hören, Hedwig, Du ſelbſt mußt es mir ſagen, ob Du Braut biſt?“ — und dabei blickte er ſo vorwurfsvoll, ſo ängſtlich zagend in der Jungfrau Auge, daß dieſe den Blick nicht zu ertragen vermochte, und mit tiefgeſenkten Augen ein kaum hörbares „ja, ich bin es!“ flüſterte. Da überflog Zornesglut Ludwig's Angeſicht — „ha! Weibertreue!“ rief er heftig, „wer daran glaubt iſt ein Thor! — es braucht nichts weiter, als ein bischen blankes Geſchmeide, ein ſeidnes Kleid und volle Kiſten und Kaſten, um Lieb und Treue und Verſprechungen zu vergeſſen! — —

„Was hätte ich Dir jemals gelobt?“ fragte Hedwig, durch Ludwig's niedrigen Verdacht, als ob ſie ſein Herz um des Goldes willen habe verrathen können, tief gekränkt.

Ludwig aber fuhr, im milderen Tone fort: „Ach bedurfte es denn erſt der Worte? wußteſt Du es nicht, daß mein Herz nur Dir

gehörte, so wie ich das Deine zu besitzen glaubte?“ — Und mit feuriger Beredsamkeit führte er jetzt die Bilder der vergangenen Freuden an dem weinenden Mädchen vorüber, und bat so süß, so schmeichelnd, nur ihm anzugehören zu wollen! — daß Hedwig fast das Herz brach. Schüchtern hob sie jetzt ihr Auge empor, und da sie sahe daß sich Ludwig's Freund, entfernt hatte, und auf dem nahen Kirchhof mit den Kindern spielte, so scheuete sie sich nicht länger, dem treuen Jugendfreunde ihr ganzes Herz zu erschließen. Mit unschuldiger Offenherzigkeit gestand sie ihm, daß sie immer an ihn gedacht, erzählte ihm von der Mutter Sterbebette — von der Geschwister hülflosen Lage — von ihrem Gelübde und dem Kampfe mit ihrem Herzen, und beschwor ihn, ihr das schwere Opfer der Pflicht nicht noch mehr zu erschweren. Ludwig sahe mit steigender Bewegung und Bewunderung auf das liebe Mädchen. „Ja, Dein reines Herz hat das Rechte erwählt! denn ich vermag Dich und Deine armen Geschwister jetzt nicht zu ernähren,“ sprach er gerührt, als Hedwig verstummte: „mein Schmerz

ſoll Dich nicht irren — ich werde Dein gedenken mit Achtung und Liebe -- aber fort muß ich nun wieder in die Fremde, um mein verlorenes Glück erſt verſchmerzen zu lernen!“

„Gott ſegne Dich,“ ſprach Hedwig und reichte dem Freunde die Hand zum Abſchiede dar — ſahe ihm nach, ſo weit das Auge reichte, und ſchickte heiße Gebete für ſein Glück zu Gott empor. Doch nicht des Allvaters Ohr allein hatte die frommen Bitten vernommen, ſie drangen auch zu dem Ohre eines theilnehmenden menſchlichen Weſens. Jungfrau Margarethe hatte heute noch allerlei für morgen mit der holden Braut bereden, und ihr wichtige Geſchenke des Bruders überbringen wollen. Sie war zu Fuß gekommen, trat durch die Hinterthüre in Hedwig's Hütte ein, fand das nette Stübchen leer, und erwartete daher, daß Hedwig oben in der Vorrathskammer ſein werde. Margarethe ſtieg die Treppe hinauf, fand auch jene verſchloſſen, und lehnte ſich nun zum Erkerfenſter hinaus, um nach der Vermißten auszuſpähen. Hier ward ſie ungeſehen eine Zeugin der ganzen Scene von dem Augenblicke an,

wo die fröhlichen Kinder Hedwig mit Blumen umſchlungen, bis zu dem, wo ſie von dem Freunde ihrer Jugend Abſchied nahm fürs ganze Leben! — Margarethe weinte mit der Weinenden, aber ſie fühlte, daß ſie in dieſer Stunde ſchmerzlicher Entſagung, der Jungfrau nicht begegnen dürfe, ſie ſtellte ihr Körbchen ſtill in Hedwig's Wohnſtube, und eilte unbemerkt nach Hauſe — tief bekümmert über den Schmerz der beiden guten Menſchen, die wohl ein beſſeres Loos verdient hätten. —

Das lieblichſte Feſt im Jahre war erſchienen; von Dorf zu Dorf hallete Glockengeläute über die blühenden Fluren; Lerche und Nachtigall ſtimmte ihr Feierlied an; all überall über den üppigen Saatfeldern, über dem friſchen Grün der Wälder, über den Blüthenkronen der Fruchtbäume, wehete, neu belebend, der Odem Gottes, und Frühlingswonne ſchwellte jede Bruſt. Nur Hedwig fuhr in Veit's leichtem Jagdwagen, an der Geſchwiſter Seite, in trübem Sinnen über die lachende Erde, nur ihr Herz war der Freude fremd geworden: denn ihres Lebens Frühling ſchien ja nun ſchon abgeblüht! — Aber den-

noch war in ihrer Bruſt eine Ruhe, ein ſo ſüßer Friede, daß ſie es lebendig fühlte, ein der Pflicht geweihtes Leben laſſe auch dem Verlaſſenſten und Unglücklichſten nimmer ohne Troſt.

Jetzt hielt der Wagen vor Veit's Landhauſe. Veit empfing ſeine lieben Gäſte mit einer ernſten Freundlichkeit; in Margarethen's Auge glänzten Thränen. — „Gott ſegne Deinen Eingang, liebes Kind!“ ſprach ſie voll Herzlichkeit, und führte ſie der Stube zu, wo Hedwig ſchon viele Bekannte und Freunde verſammelt fand: den Gerichtshalter — den würdigen Prediger, den Schulzen ihres heimathlichen Dörfchens — auch deſſen Sohn, eben derſelbe, welcher geſtern mit Ludwig zu ihr kam und Mehrere andere.

Nachdem man die holde Braut bewillkommt hatte, deren Herz faſt hörbar ſchlug, nahm der alte Veit ſie freundlich bei der Hand, führte ſie in den Kreis der Gäſte, und hob folgendergeſtalt im feierlichen Tone an:

„Ich habe Euch zu mir geladen, Ihr „lieben Freunde und Nachbaren, um Euch „zu Zeugen des wichtigen Schrittes zu

„machen, welchen ich jetzt zu thun wil-
„lens bin. Ihr wißt es, ich bin bisher
„einsam durch das Leben gegangen —
„Margarethen's treue Schwesterliebe
„und mein thätiges Leben ließen mich
„bisher das Glück eines Familienvaters
„nicht vermissen; aber die Zeit rückt heran,
„wo wir uns an den Gedanken gewöhnen
„müssen, daß bald Eins oder das Andere
„von uns abgerufen werde: dann steht
„der Zurückbleibende allein, und hat nie-
„manden mehr der mit Liebe und Treue
„seiner pflege. Auch werde ich jetzt stum-
„pfer, sehne mich oftmalen mehr nach
„Ruhe, und auch Margarethen thäte
„eine kräftige Hülfe im Hauswesen Noth.
„Da ist denn unsere Wahl auf Hedwig
„gefallen, die fromm und fleißig, beschei-
„den, liebreich und gefällig mir, wie die
„Krone aller Jungfrauen, erschienen
„ist“ — Hedwigs Knie wankten —
„aber sie gedachte der verstorbenen Mut-
„ter und trat muthig dem Redner näher,
„und so,“ fuhr dieser jetzt fort — „und
„so seht ihr mich denn entschlossen, die

„Kinder des verſtorbenen Förſter Blum
„an Kindesſtatt anzunehmen, vorausge-
„ſetzt, daß Hedwig mir gleich jetzt einen
„Beweis ihrer kindlichen Folgſamkeit
„geben, und ſich nicht weigern will, die
„Hand des Jünglings anzunehmen, den
„ich mir zum Schwiegerſohn erkieſen habe!“
Und hiermit öffnete er die Thüre des Neben-
zimmers, führte Ludwig daraus hervor und
zu Hedwig hin, und fragte ſehr freundlich:
„Nun mein Töchterchen hab ich's recht
„gemacht?“ —

Sprachloſes Staunen feſſelte Minuten lang die frohen Zeugen dieſes Edelmuthes, dann aber erſcholl ein lautes feierndes „hoch lebe der gute alte Vater Veit!“ Ludwig und Hedwig aber warfen ſich vor Freude weinend an des Greiſes Bruſt — und Hedwig fragte mit zitternder Stimme, womit ſie nur ſo große Liebe und Gunſt verdient? und wie er ihres Herzens geheimſte Falten habe ergründen können? Da deutete Veit lächelnd auf Margarethen: „das war die Herzens-
kündiger,“ ſprach er heiter, „und wenn Du glück-
lich biſt, ſo dankſt Du es ihr und Deinem

reinen kindlichen Herzen, welches ſtark genug war, ſeine liebſten Wünſche der Ruhe der ſterbenden Mutter zum Opfer zu bringen; denn wer Vater und Mutter kindlich ehrt, dem gab die Gottheit ſelbſt die Verheißung:

„es ſolle ihm wohlgehen und er lange „leben auf Erden!“

Ch. v. Glümer, geb. Spohr.

III.

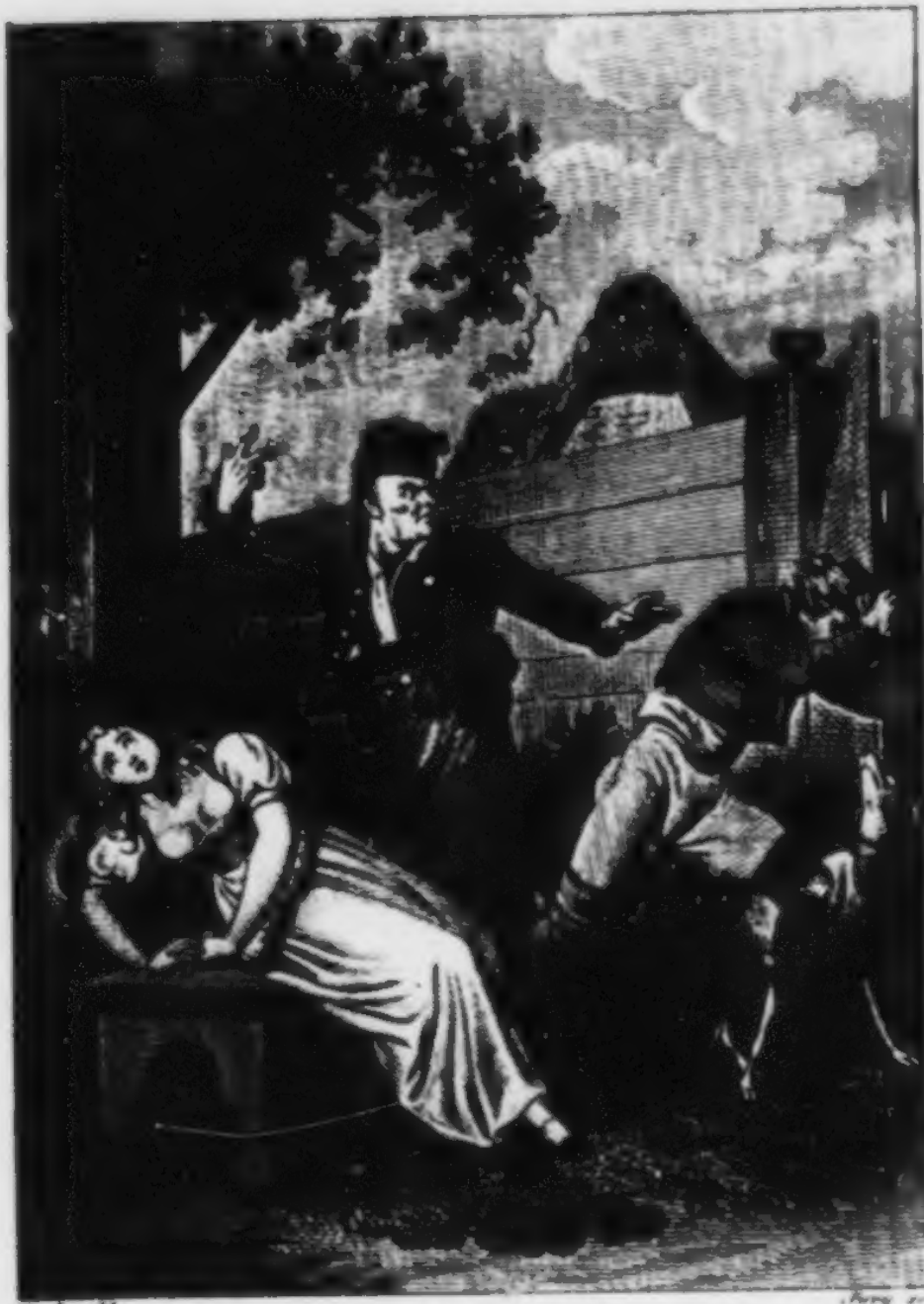
Die Versöhnung.

Drama in zwei Aufzügen.

Personen:

Oberförster **Bruch.**
Conrad sein Sohn.
Hauptmann **Bruch**, sein Bruder.
Magister **Wach**, Prediger eines nahen Dorfes.
Charlotte, in Diensten des Oberförsters.
Deren Mutter.

(Der Schauplatz ist die Oberförsterei.)



Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein Platz vor der Wohnung des Oberförſters. Es iſt früher Morgen. Der Oberförſter im Schlafrock und Pantoffeln, der Hauptmann im Jagdanzuge ſitzen an einem Tiſchchen und rauchen Tabak. Conrad ſteht hinter des Vaters Stuhl).

Hauptmann.

Die Jagd? — O ja! iſt eine ſchöne Sache;
Allein der Morgen-Anſtand iſt kein Spaß.
Zwei Stunden, länger läßt man keine Wache
Unabgelöſ't; — und dort das feuchte Gras
Auf torfgem Boden, das langweilge Harren,
Ob auch ein Wild erſcheint, und kommt es nicht,
So hat das Thier den Menſchen ja zum Narren!

Oberförſter.

Ich bitte Dich — —

Hauptmann.

Mach' nur kein bös Geſicht!
Genug, ich zog die Uhr, und ſahe zu:
Zwei Stunden waren wahrlich ſchon vorüber.
Der Hirſch iſt, dacht' ich, liſtiger als Du;
Drum mag er gehn, Du gehſt zum Frühſtück lieber!
Ich ſetzte meinen Hahn drauf in die Ruh,
Und wollte eben hier dem kleinen Vetter
Das Troſtwort bringen: „Endlich abgelöſet!“
Da plötzlich knackt es vor mir. — Alle Wetter!
Ich ſchaue auf — — dort ſteht das große Beeſt,
Macht kehrt, ich kommandire: Fertig! Feuer!

Oberförſter.

Nein, Bruder! das verträgt kein Jäger-Ohr!
Der capitale, feiſte Hirſch ein Beeſt?
Du biſt mir zwar als Bruder lieb und theuer,
Ein wackrer Hauptmann, aber, hol's der Geyer,
Ein ſchlechter Jäger! Conrad tritt hervor
Und gieb Beſcheid.

Conrad.

Ich hatte den Befehl,
Den Hirſch, der ungrad ſechzehn Enden führt,
In ſeinem Stand und Gängen nicht zu ſtören.

Ich hatte beides richtig abgespürt:
Sein Stand war an den alten Dachsbauröhren,
Sein Wechsel, alle Nächte in das Feld,
Wo Thuars Garten unsre Gränze hält.
Des Abends kam er spät, weils Feld zu laut,
Allein des Morgens, an die große Kiefer
Sich angestellt, eh noch der Tag ergraut —

Hauptmann.

Und welche Mücken, welches Ungeziefer!

Conrad.

Er konnte, mochte sich der Wind nicht drehen,
Dort einen guten Schützen nicht entgehen.

Oberförster

(auf den Hauptmann zeigend.)

Hier sitzt der gute Schütze! — Sieh, für Dich
Hatt' ich den Hirsch geschont und aufgehoben,
Und Du? — —

Hauptmann.

Laß gut seyn, ich bedanke mich,
Und will Dich deshalb allenthalben loben!

Oberförster.

Nun weiter Conrad!

Conrad

Vor der zweiten Stunde
Weckt ich den Vetter; hatte auch bestellt,

Daheim zu halten alle Wächterhunde,
Damit der Hirsch zu zeitig nicht das Feld
Verlassen möchte.

Hauptmann.

Danke schön, mein Kind!
Zu zeitig kam er nicht!

Conrad.

Gut stand der Wind,
Der Vetter an der Kiefer, ich am Zaun;
Schön war der Morgen, wie er nie gewesen,
Und als der Tag begann zu graun,
Sah ich den Hirsch im Waizenfeld sich äsen,
Und nach der Kiefer zog er fromm und sacht, —
Es fiel kein Schuß. —

Hauptmann.

Was riefst Du nicht: Hab acht!

Oberförster.

Das hieße gerade zu das Wild verscheuchen;
Ein ächter Jägersmann thut nicht desgleichen,
Er ruft nicht erst, wohl aber giebt er acht!

Conrad.

Jetzt plötzlich stutzt und prellt der Hirsch —

Hauptmann.

Das macht,
Es brannt ihm einer auf das Leder!

Conrad.

Nein!

Er war gefehlt!

Hauptmann.

Das linke Hinterbein —

Conrad.

Der Hirſch hat Läuffe. Wie ich ſchon erzählt,
Er gab kein Zeichen, er war rein gefehlt.
Drauf kam er mir vorbei in voller Flucht,
Ich ſchoß, er zeichnet' mit gekrümmten Rücken,
Ging flüchtig über die zwei langen Stücken,
Und nahm das Holz an bei der alten Bucht;
Dann aber fing er langſam an zu ziehen,
Stand öfters, ſah ſich um — —

Hauptmann.

Und war geſund!
Wir brauchen uns nicht weiter zu bemühen!

Oberförſter.

Nein! er iſt krank! der Schuß ſitzt weidewund.
Solch braver Hirſch und ein ſo ſchlechter Schuß.

Hauptmann.

Viel nobler fehlen, als blos ungeſund
Und invalid den ſchönen Hirſch zu machen.

Oberförster.

Mein alter Hauptmann, bring mich nicht zum Lachen!
Der Hirsch ist unser! aber laßt ihn nur
Erst kränker werden, dann hats keine Noth,
Wir setzen meinen Fingal auf die Spur,
Der stellt, und der Hauptmann schießt ihn todt,
So kommt der Hirsch und Hauptmann noch zu Ehren.

(zu Conrad.)

Dich aber werd ich besser treffen lehren:
In voller Flucht — ein wenig vor dem Blatte,
Dann sitzt die Kugel niemals schlecht,
Wie ich den letzten Hirsch geschossen hatte;
Dies merke! — Geh! mach mein Gewehr zurecht!

(Conrad geht in's Haus.)

Der Bursche kann die Hitze noch nicht lassen,
Ich kenne das, noch schlägt das Herz zu voll.
Es giebt sich aber! — o! man lernt sich fassen! —
Damit der Mensch sich conserviren soll,
Legt ihm das Schicksal Eis auf Kopf und Brust,
Da wird er endlich seiner sich bewußt,

Und lernt — zum wenigſten die Büchſe
führen! — —
Wir wollen aber keine Zeit verlieren!
(er ruft nach dem Hauſe zu.)
Charlotte! raſch!

Zweiter Auftritt.

Charlotte. Die Vorigen.

Charlotte.
Herr Oberförſter? —

Oberförſter.
Kind!
Weißt Du's! — Der ſtarke Hirſch iſt angeſchoſſen!
Es geht hinaus! — Bring Frühſtück uns geſchwind,
Der Hauptmann hat nur Kaffee erſt genoſſen,
Und wirſt Du ihm nicht beßre Stärkung geben,
So ſchießt er noch einmal daneben.
Das Mittagsbrod wird eingenommen,
Sobald wir von der Jagd zurückgekommen.

Charlotte.
Herr Oberförſter!

Oberförſter.

Nun?

Charlotte.

Auch Sie? —

Oberförſter.

Auch ich.

Ich will mein Zipperlein ganz anders faſſen.

Charlotte.

Ich dachte doch —

Oberförſter.

Ich denk' allein für mich!
Bisher hab ich es mir gefallen laſſen,
Daß dieſes Mädchen meinen Arzt geſpielt;
Mich förmlich in das Zimmer eingeſchloſſen,
Mir nach Gefallen an den Puls gefühlt,
Und ſtatt des Biers, mir Waſſer eingegoſſen.
Jetzt aber iſt's vorbei, ich will hinaus!
Der Bruder hier, der Sechzehn-Ender dort, —
Ich kann es länger nicht ertragen, —
Es wird mir hier zu eng im Haus,
Komm, Alter! Komm, wir wollen fort!
Auf, auf zum fröhlichen Jagen!

Charlotte.

Herr Oberförſter — —

Oberförſter.

Frühſtück ſollſt Du bringen!

Hörſt Du im Buſch dort Zipp' und Amſel
ſingen,
Und wie im Waitzenfeld die Wachtel ſchlägt?
Mir iſt's, als ob ſo eins das andre frägt:
„Wo bleibt der Oberförſter doch ſo lange?
„Wir ruften ihn ſchon oft von Aſt und Neſt,
„Doch eine kleine Hexe hält ihn feſt!"

Charlotte.

Das Vöglein ſingt, mir aber iſt ſehr bange!

Oberförſter.

Weshalb? —

Charlotte.

So will ich denn nur alles ſagen.
Als heute Nacht der Seiger Eins geſchlagen,
Da war ich auf, der Kaffee war bereit,
Ich hatt' ihn in der Stube aufgetragen —

Hauptmann.

Ja Herzenskind, Du thatſt mir wahrlich leid,
So früh ſchon wach, ob unſrer noblen Jagd;
Die hübſchen Augen ſtanden noch verdroſſen,
Du haſt ſie doch noch einmal zugemacht?

Charlotte.

Ach nein! ich habe ſie nicht mehr geſchloſſen.
Denn als Sie mit dem jungen Herrn erſt
fort,

Da ſchlich ich in das kleine Zimmer dort,
Und ſetzte mich ganz leiſe und ganz dicht
Zu Häupten des Herrn Oberförſters Bette.

Oberförſter.

Siehſt Du auch ſelbſt im Schlaf läßt ſie mich nicht.
Wenn ich nur einmal Ruhe vor ihr hätte!

Charlotte.

Wer hat denn Ihre Ruh geſtört?
Ich doch wohl nicht; ich habe nur gehört,
Wie eigentlich Sie keine Ruhe fanden.
Sie ſprachen viel im Schlaf, Sie ſchracken auf
Sie faßten krampfhaft Ihren Fuß und banden
Ihr Tuch darum und ſeufzten tief darauf,
Und als der Schlaf ſie wiederum beſchlich,
Da beugt ich mich
Sanft über Sie und ſah beim Nachtlicht-Schimmer
Den Schmerz auf Ihrer Stirn; ein leiſ' Gewimmer
Entſtieg der Bruſt, der Athem war beklommen,
Die Wange heiß, die Hand ſo kalt,
Da merkt ich bald,
Das böſe Fieber ſei zurückgekommen.

Und traurig ſchlich ich da in meine Küche
Und weinte mich beim Suppe-Kochen ſatt.

Oberförſter.

Du biſt nicht klug! Es gab wohl ein'ge Stiche,
Was aber gar nichts zu bedeuten hat.

Charlotte.

Ach, Sie verſchweigen mir es immer!
Der Arzt befahl, Sie ſollten nicht das Zimmer
Verlaſſen, bis die Krankheit ſich gelegt;
Doch ſtatt zu folgen, ruhig hier zu ſitzen,
Wollen Sie hinaus, Sich auf der Jagd erhitzen,
Weil da ein Hirſch die ſechzehn Enden trägt?

Oberförſter.

Ich ſoll Dich wohl erſt um Erlaubniß fragen? —

Charlotte.

O ja! das müſſen Sie, ſo lang Sie krank!
Ich will Sie ja auf meinen Händen tragen,
Und, ſind Sie wieder wohl, nun Gott ſei Dank!
Dann mögen Sie von früh bis Abend jagen;
Ich bleibe froh daheim, bereite gern
Das Jagdmahl dann für meinen lieben Herrn.

Oberförſter.

Das wird ſich finden. Aber merke Dir:
Wenn Du noch einmal mich des Nachts verhörſt,

Und mich im Schlafen ſtörſt,
So weiſ' ich Dir die Thür!

Charlotte.

Nicht böſe ſein, Herr Oberförſter, bitte!
Ich will bei Ihrem erſten Wink zwar gehn,
Doch komm ich wieder mit noch leiſerm Tritte,
Es treibt mich fort, ich muß nach Ihnen ſehn.
Denn als Sie mich für Ihren Dienſt erkohren,
Da ſagten Sie: Tritt muthig bei mir ein,
Ich brauche viel, weil ich gar viel verlohren,
Doch trau ich Dir, Du ſollſt mir alles ſein!
Und frag ich nun, wozu Sie mich erleſen,
Und denk ich nun, ob ichs bisher geweſen?
So ſagt die innre Stimme: nein!

Oberförſter.

Wozu dies eitle Frag- und Antwortſpiel?
Thu was Du ſollſt, und frage nicht erſt viel!

Charlotte.

Nun gut, ſo will ein gutes Buch ich bringen!
Wildungens Taſchenbuch kam geſtern an;
Ich will die Reichardt-Göth'ſchen Lieder ſingen,
Vom Erlenkönig und dem Jägersmann.
Nur nehmen Sie zurück, was Sie befohlen,
Die Büchſe ruhe, heut nicht auf die Jagd!

Oberförſter.

Ich ſagte Dir, das Frühſtück ſollſt Du holen!
Das übrige hab ich bereits bedacht,
Ich will heut auf die Jagd.

(Charlotte geht traurig in das Haus.)

Dritter Auftritt.

Der Oberförſter und der Hauptmann.

Hauptmann.

Herr Bruder, mußt es mir nicht übel nehmen,
Ich würde tief mich in die Seele ſchämen,
Hätt' ich das Kind, wie Du jetzt, ſo betrübt.
Das iſt ein Mädchen, wie es wen'ge giebt!
Und weil ſie Tag und Nacht
Den kranken Brodherrn auf den Händen trägt,
Still bei ihm wacht,
Und treu den alten Griesgram pflegt,
Brummt er ſie an, und zeigt ihr gar die Thür?
Magſt Du ſie nicht, ſo nehm ich ſie zu mir.

Oberförſter.

Sie geht nicht fort. — Laß gut ſein alter Knabe!
Ich weiß es, was ich an dem Mädchen habe;
Es ſei Dir unter uns geſagt,

Sie iſt mir Hausfrau, Tochter, Magd,
Kurz alles, alles!

Hauptmann.

Und erſt ſechzehn Jahr!
Bei Gott ein ſeltnes, liebenswerthes Kind,
Du ſiehſt auch, wie ſie gegen Dich geſinnt,
Und biſt doch rauh und hart.

Oberförſter.

Es iſt wohl wahr,
Ich brumme oft. Doch ſchein' ich nur ſo kalt,
Denn wüßte ſie, wie ganz ich ihr ergeben,
Wie ſie mein Herzblatt iſt, ſie könnte bald
Sich über mich und ihren Stand erheben.
Drum, wenn ſie ſo recht innig vor mir ſteht,
Und keinen Wink von mir verſäumt,
Wenn der Gedanke mir zu Herzen geht,
Daß ich bisher nur ſchweren Traum geträumt,
Dann möcht ich ſie in meine Arme ſchließen,
Allein ich brumme dann, — ſie darfs nicht wiſſen.

Hauptmann.

Reich mir die Hand! — Ich bin ſeit vielen Jahren
Zum erſtenmal jetzt wiederum bei Dir.
Als aber wir zuletzt beiſammen waren,

Da gab's noch eine Hausfrau hier. — —
Laß mich den ſchweren Traum jetzt ganz erfahren,
Denn wenig ſagten Deine Briefe mir.
Ich aber will das Ganze überſchaun,
Du magſt dem Bruder wohl Dich anvertraun.

Oberförſter.

Du haſt mein Weib gekannt. Wie ſtand ſie da,
In ihrer Jugendblüthe? —
Das ſchönſte Mädchen, das ich jemals ſah,
Und, wie ich glaubte, reich an Herzensgüte.
Ich ſtand als Oberjäger unterm Corps
Und faßte bald das ſchöne Kind aufs Rohr.
Die Eltern wurden mir gewogen,
Ich war ein tüchtger ſtattlicher Soldat;
Eliſa ſelbſt war gut und fein erzogen,
Die Kaufmannstochter einer Mittelſtadt.
Sie trieb Muſik, ſang alle neue Lieder,
Sie tanzte köſtlich, las den halben Tag,
Sprang wie ein Reh im Garten auf und nieder,
Und ſchrieb noch ſchöner, als ſie ſprach;
Sie wußte allem, was ſie that, ein Leben
Und einen ſeltnen Reiz zu geben;
Und wenn ſie dann in ihrem Sonntagſtaat
Mit holdem Grüßen in die Kirche trat,

Den hohen Blick bald hier, bald dorthin warf,
Da hieß es: „ſeht die Krone unſrer Stadt,
Das Auge weiß, daß es ſich zeigen darf!“
Ich aber dachte: dieſe oder keine!
Sie iſt gewiß ſo gut, als ſchön!
Ich konnte nicht dem Herzen widerſtehn,
Warb um die Jungfrau und ſie ward die Meine.
Wir ſehnten uns bald von den Eltern fort,
An einen einſam ſtillen Ort,
Und träumten, dort von aller Welt geſchieden,
Dort werd uns aufgehn häuslich ſtiller Frieden!

Hauptmann.

O, ich erinnre mich noch jener Zeilen
Die Deine Hand mir voll Begeiſt'rung ſchrieb:
Ein Engel, hieß es, hätte Dich ſo lieb,
Daß Freud und Schmerz er mit Dir theilen,
Mit Dir in tiefe Wüſteneien eilen,
Und dort für Dich nur leben wollte,
Wenn's eine Ewigkeit auch dauern ſollte.

Oberförſter.

Das war ihr Ton, — ich ſtimmte gern mit ein.
Der König ſetzte endlich mich hieher. — —
Sie zog im Jubel mit mir ein:
Des Weidmanns fröhlicher Verkehr,
Mein freundlich Haus, der nahe Buchenhain,

Das Wild, das ruhig durch die Schatten zog,
Der Adler der hoch an den Wolken flog,
Der Vögel Waldgeſang in Buſch und Hecken,
Das Raben- Krächzen und der Eule Schrei,
Des Kranichs Ruf, des Wildes lautes Schrecken,
Das dünkt ihr köſtlich, denn es war ihr neu;
Und wenn ich dann nun in Begeiſt'rung ſprach:
Nicht wahr hier iſt es ſchön? — Sie ſagt es nach.
Den ganzen Haushalt aber und die Küche
Beſorgte eine alte Magd.
Es ging dabei zwar vieles in die Brüche,
Doch wurde eben nicht danach gefragt.
Eliſa ſchlief bis in den Tag; ſie ſaß
Und ſtickte, muſicirte, las.
Kam ich nun aus dem Forſt zurück
Und fragt' ich ernſt vielleicht nach manchen Sachen,
So hieß es dann mit heitrem Blick:
Laß nur, das wird die Magd ſchon machen,
Zu ſolchen Dingen bin ich nicht erzogen!
So war ein Jahr im Rauſch dahin geflogen.
Mein Weib gebar zuerſt mir einen Sohn,
Dann eine Tochter; dieſe war ihr lieber;

Da regte ſich der erſte Zwieſpalt ſchon,
Es zog gar manche Wolk' an uns vorüber,
Der Reiz der Neuheit war entflohn,
Die Stimmung wurde immer trüber,
Und Luſtbarkeiten aus dem frühern Leben
Konnt' ich im Förſterhauſe ihr nicht geben.

Hauptmann.

So ſchnell war ſchon die Ewigkeit vorbei?
Hier war wohl nicht die rechte Wüſtenei?

Oberförſter.

Nein, leider nicht! entflohen war mein Glück! —
Sie ſehnte ſich in ihre Stadt zurück;
Bat oft ins Haus mir unwillkommne Gäſte,
Fuhr ohne mich zu manchem Feſte;
Die Kinder mochten ſchrei'n,
Ich blieb in Wald und Haus allein.
Da nahm ich unſre Mutter dann ins Haus,
Sie ſollte mir die Wirthſchaft führen.
Allein nun war der Friede vollends aus;
Die Schwiegertochter wollte nicht pariren,
Sie weinte, ſchmollte,
Die Mutter zankte, grollte,
Und ich ging wie ein Sünder ab und zu.
Es half kein gutes und kein böſes Wort,
Vertrauen, Liebe, Seeligkeit war fort! —

Hauptmann.

Herr Bruder! ſchaff Dir und der Mutter Ruh!
Vertreib den Feind!

Oberförſter.

So hab auch ich gedacht.
Ich gab Eliſen, was ſie eingebracht,
Ließ ihr die Tochter, ich behielt den Sohn,
Und ſchickte ſie auf und davon.

Hauptmann.

Du haſt gethan, was Du gemußt,
Geahnet hab ichs wohl, doch nicht gewußt;
Du und die Mutter ſchwiegt darüber.
Ich ſtand damals dem Feinde gegenüber,
Und dachte nur an Kampf und Sieg und Tod.
Doch gegen eine ſolche Hauskreuz-Noth,
Die glühend durch das Mark des Lebens ſchleicht,
Scheint ſelbſt ein Feldzug leicht,
Denn wie auch hier vielleicht die Kugel trifft,
Es iſt fürs Vaterland, und doch kein langſam Gift.

Oberförſter.

Sie war nun fort! — weit, weit von mir geſchieden,
Und ich mit Sohn und Mutter nun allein,

Im Hauſe gab's zwar wieder Ruh und Frieden,
Im Herzen nicht, denn ſie war nicht mehr mein!
Was ich gelitten, laß michs übergehen,
Die alten Wälder haben es geſehen. — —
Denn wenn die Seele nicht ein Bild mehr trägt,
Was ſie allein bei Tag und Nacht erfüllt,
Wenn's Herz nur dann mit höhern Klopfen ſchlägt,
Sobald zum Schuß einmal uns naht ein Wild,
Dann iſt es um den Jäger ſchlecht beſtellt,
Und er iſt einſam in der weiten Welt! —

Hauptmann.

Haſt Du nicht ſpäterhin von ihr vernommen? —

Oberförſter.

Nie mehr! ſelbſt keine Zeile, die ſie ſchrieb.
Ich hoffte erſt, ſie würde wiederkommen;
Ich dachte ja, ſie hätte mich zu lieb,
Und könnte ohne mich nicht leben;
Sie würde mir ihr Unrecht eingeſtehen,
Sie würde endlich ſich zu beſſern ſtreben,
Und, o wie gern hätt ich ihr dann vergeben!
Auch fühlt ich wohl, ich war zu weit gegangen;
Erſt hatt' ich ihrer Anmuth nur gehuldigt,
Dann aber ihre Schwächen nicht entſchuldigt;
Man ſoll nicht alles auf einmal verlangen.

Das Weib iſt ſchwach, doch ſchwächer iſt der Mann,
Der nicht das Schwach' ertragen, beſſern kann!
Wie oft hab ich am Hügel dort geſeſſen,
Und, bis der Abend ſtill gegraut,
Weit auf die Straße nach ihr ausgeſchaut, —
Doch ſie kam nicht! — Sie hatte mich vergeſſen! —

Hauptmann.

Die Undankbare! und wo lebt ſie jetzt?

Oberförſter.

Man hat ihr längſt ein ſchwarzes Kreuz geſetzt;
Sie ſtarb mit ihrer Tochter bald,
Dem Paſtor, meinem Freunde, wards geſchrieben! —
So bin ich denn in dieſem tiefen Wald
Einſiedler hier geblieben.
Nichts hatt' ich, als die Mutter und den Knaben,
Doch auch die erſtre wurde ſchwach und alt,
Du weißt, ich hab' auch ſie begraben.
Da fühlt ich mich denn recht und ganz verlaſſen,
Dienſtboten nur umgaben mich,
Ich konnte keine zarte Hand mehr faſſen,

Die mir die Wolken von der Stirne strich,
Denn Conrad, mit dem jugendlichen Sinn,
Kennt nur die Wolken die am Himmel ziehn,
Ihn ließ ich gern sein fröhlich Wesen treiben,
Mein Kummer sollt ihm ein Geheimniß bleiben. —
Da bittet mich mein Freund, der Pastor Wach,
Ich soll Gevatter stehn bei seinem Kinde.
Ich fahre hin; die Hausfrau ist noch schwach,
Liegt noch im Bett', an ihrer Stelle finde
Ich dort ein Mädchen, die das Haus beschickt,
Bescheiden jeden Gast willkommen heißt,
Die Küche ordnet und die Tafel schmückt,
Die Kinder hier zur Sittsamkeit verweißt,
Dort freundlich sich zur Kranken bückt,
Kurz wie ein guter milder Geist
Im Hause waltet; ein gedrucktes Kleid
Ein einfach seidnes Band, das war
Ihr Kindtauffschmuck; das schöne blonde Haar
Nicht, gleich den Krähen-Horsten, aufgebaut,
Nein, schlicht gescheitelt. Kurz, das Mädchen da,
Was schildr' ich Dirs? Charlotte ist es ja!

Sie war, erzählte mein Gevattersmann,
Ein armes vaterloſes Kind,
Die Mutter hatte ſie ihm anvertraut,
Ihr einen Dienſt zu ſuchen, — und geſchwind
Bot ich mich ihr zum Dienſtherrn an.
Der Paſtor macht es mit der Mutter aus,
So kam denn Lottchen in mein Haus. —
Und wie ſie iſt, wie ſie die Wirthſchaft führt,
Und ſich vom Morgen bis zum Abend rührt —

Hauptmann.

Das hab ich ſelbſt mit Freuden ſchon geſehn.

Oberförſter.

Allein ſie bleibt dabei nicht ſtehn:
Wann mich der Auerhahn nicht ſchlafen läßt,
Und ich vor Tage ſchon mein Bett' verlaſſe,
Und denke: ſtör' ſie nicht, ſie ſchläft noch feſt!
Da kommt ſie ſchon und bringt mir meine Taſſe.
Und komm ich Abends müde aus der Haide
Schleicht ſteif und müde hinter mir
Mein Hund, das alte treue Thier,
Da naht uns Lottchen und in toller Freude
Verläßt er mich und ſpringt zu ihr.
Und mich empfängt ein freundliches Geſicht,

Ich find' ein einfach kräftiges Gericht,
Und alle meine beſten Jagdgeſchichten
Muß ich dem Mädchen treu berichten. —
Und wenn die Aerzte mich ans Zimmer binden,
Wenn Conrad ſpät im Forſte bleibt,
Dann weiß ſie bald ein gutes Buch zu finden,
Mit dem ſie Zeit und Grillen mir vertreibt;
Und die Muſik, mein Hauptvergnügen,
Aus meinem Hauſe faſt verbannt,
Und das Clavier, das Jahre lang geſchwiegen,
Hat ſie geweckt mit kund'ger Hand,
Und alle meine alten Lieblingslieder
Hör ich von ihrer reinen Stimme wieder.
Und kommt der Paſtor, wird von ernſten
Dingen
Geſprochen, Lottchen hört beſcheiden zu
und ſchweigt;
Doch ſuchen wir ſie ins Geſpräch zu bringen,
O, wie ſich des Spruches Wahrheit zeigt:
„Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,“
„Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth!“
Doch wenn ihr dann die Wange höher glüht,
Und wenn das Auge größer wird und heller,
Dann faßt ſie plötzlich ſich und flieht
Hinaus und ſorgt für Küch und Keller.

Seh' ich dies nun, ſo kanns nicht anders
ſein,
Es geht mein Herz in Wehmuth auf,
Das längſt Vergangne fällt mir wieder ein,
Lebendig ſteigt Eliſens Bild herauf;
Ich frage mich: warum zerrann mein Glück?
Das Weib, das ich vor allen mir erleſen,
Warum ſtieß ſie mich kalt zurück,
Warum iſt ſie wie Lottchen nicht geweſen?
Und naht mir eine ſolche Frage, dann
Bin ich verſtimmt, und fahr' das Mädchen an.

Hauptmann.

Ich freue mich, daß Du zufrieden biſt.
Doch haſt Du ſchon an Deinen Sohn gedacht,
Ob ihm das Mädchen nicht gefährlich iſt? —
Du weißt wir hatten einen Plan gemacht —

Oberförſter.

Einſt unſre beiden Kinder zu vereinen,
Ei, dabei bleibt es, ſollt ich meinen.
Mit dieſem Plan iſt Conrad längſt vertraut
Und hält Dein Clärchen ſchon für ſeine
Braut.
Der Junge, glaube mir, iſt wahrlich gut,
Ein friſches, frohes, treues Jägerblut.

Charlotte kennt das Ganze, freut sich drüber,
Neckt ihn auch wohl mit seiner Braut von fern,
Und Conrad geht dem Mädchen ernst vorüber,
Und spielt nur gegen sie den Herrn.

Hauptmann.

Nun wohl! dann ist der Bursche sehr gescheut;
Er will mir überhaupt recht wohl behagen!

Conrad.

(tritt aus dem Hause.)

Die Büchse, lieber Vater, ist bereit.
Das Frühstück hat Charlotte aufgetragen,
Sie läßt ersuchen — —

Oberförster.

Endlich! Gut, wir kommen.
Frisch, Alter, auf die Lippen eins genommen,
Sonst könnte Dir die Hand noch einmal zittern;
Ich darf nichts trinken, denn Charlotte schilt.
Komm! wenn ich in den Jagdrock mich gehüllt
Dann wollen wir die frischen Winde wittern!

Hauptmann.

Geh nur, ich komme nach! —

(Oberförster ab.)

Vierter Auftritt.

Der Hauptmann und Conrad.

Hauptmann.

Hör er, Patron!
Er ſcheint mir zwar ein guter Jägersmann,
Denn weidewund ſchießt er die Hirſche an,
Allein iſt er denn auch ein guter Sohn?

Conrad.

Ich hoff es wohl, doch weiß ichs nicht, Herr Vetter!

Hauptmann.

Mach er nicht Winkelzüge! Alle Wetter,
Jetzt aufgepaßt, ich fühl ihn auf den Zahn.
Wie iſts, hat ihm ſein Vater nicht befohlen,
Mein Clärchen ſich zur Braut zu holen?

Conrad.

Befohlen nicht, er hat mir zwar erzählt:,
Sie beide hätten ſchon für uns gewählt;
Doch ſollt ich erſt mit eignen Augen ſchauen,
Ob ich das halten will, was er verſprach,
Und ob auch Clärchen mir vertrauen,

Ob ſie das Leben mit mir theilen mag.

Hauptmann.

Das Mädchen iſt ein Engel, weiß er das?

Conrad.

So grüßte ſie mich öfters ſchon im Traum.

Hauptmann.

Zehntauſend Thaler Mitgift ſind kein Spaß.

Conrad.

Solch eine große Summe faß' ich kaum.
Der Jäger iſt jedoch von Habſucht ferne,
Sein Gold, das iſt der junge Tag,
Juwelen ſind ihm Thau und Sterne,
Sein Silber, Mond und See und Bach.
Er hat mit wenigem genug;
Ein guter Schuß,
Ein lieber Gruß!
Das iſt ſein Spruch!

Hauptmann.

Ich will Dir Deinen Spruch nicht widerſtreiten,
Doch frag ich Dich, willſt Du mein Clärchen ſehn?
Willſt Du mich gern zu ihr begleiten,
Und dort auch Deine Prüfung überſtehn? —

Conrad.

Mit Freuden, liebſter Oheim, wenn ich darf

Hauptmann.

So ſtell Dich her! ſieh mir noch einmal ſcharf
Ins Auge. — Burſch, wie ſteht es hier?
(auf's Herz zeigend.)
Biſt Du noch frei? —

Conrad.

Ich kann mit frohem Muth
Verſichern, daß ichs bin!

Hauptmann.

Auf Ehre? Gut!
Gieb mir die Hand, Du ſollſt mein Clärchen kennen,
Ich würde gern Dich meinen Eidam nennen;
Gefallt Ihr Euch, ſo mögt Ihr Euch verloben,
Ich halte Dir was ich verſprach,
Alsdann ſei Dir das Mädchen aufgehoben,
Biſt Du ein Mann wirſt, der ſie fordern mag.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Charlotte.

Charlotte.

Der Herr läßt den Herrn Hauptmann doch erſuchen — —

Hauptmann.

Zum Frühstück?

Charlotte.

Ja! das Warmbier wird sonst kalt,
Wir haben auch recht schönen frischen Kuchen,
Sie lieben ihn. —

Hauptmann.

Wer hat Dir das gesagt? —

Charlotte.

Ich hab es Ihrem Burschen abgefragt.

Hauptmann.

Du bist ein gutes Kind. Doch laß Dir sagen
Dem Conrad ordne seinen besten Staat,
Weil er mit mir in wenig Tagen
Die Brautfahrt zu bestehen hat.

Charlotte.

So wird es wahr, was ich voraus gesehn? —
Nun ich will waschen, platten, nähn,
Er soll recht schmuck vor seiner Braut erscheinen.

Hauptmann.

Freut Dichs, wenn unsre Kinder sich vereinen?

Charlotte.

Von Herzen! aber eh Sie von uns fahren,
Will ich noch ungesäumt
Für Clärchen Ihnen manches offenbaren,
Was unser junger Herr von ihr geträumt.

Conrad.

Schweig doch, wie kannſt Du meine Traum-
Geſichte?

Charlotte.

Doch junger Herr! man findet dort und hier
Bisweilen wohl ein Blatt Papier
Und drauf recht niedliche Gedichte.
Die Sammlung die ich mir davon gemacht,
Sie hab ich Clärchen zugedacht.

Conrad.

Ich werde böſe!

Charlotte.

Das iſt einerlei,
Die Mädchen ſtehn einmal einander bei.

Hauptmann.

Natürlich! (für ſich)
O, hier iſt nichts zu beſorgen!
(laut zu Lottchen)
So magſt Du waſchen, platten, nähn,
Conrad und ich, wir reiſen übermorgen.
Jetzt iſt mir flau, ich will zum Frühſtück gehn.

Charlotte.

Zuvor noch eine Bitte: halten Sie
Den Herrn zurück heut von der Jagd!

Hauptmann.

Laß doch! was giebſt Du Dir ſo viele Müh?
Was geht Dichs an, wenn er ſich kränker macht?

Charlotte.

Was es mich angeht? Lieber Gott! ſo haben
Sie ſicherlich Ihr Clärchen nie gefragt.

Hauptmann.

Die iſt auch meine Tochter! aber Du — —

Charlotte.

Ich freilich bin verwaiſt, ich ſteh allein,
Gehöre dienend nur dem Hauſe zu;
Da meinen Sie, darf man nicht Tochter ſein!

Hauptmann. (küßt ſie auf die Stirn.)

Nicht doch, ſo böſe war es nicht gemeint;
Thu was Dein Herz Dir ſagt, — ich bin
Dein Freund!

(ab)

Sechster Auftritt.

Conrad. Charlotte.

Conrad.

Bleib Lottchen, endlich ſind wir ja allein!
Ich ſage Dir, es geht mir durch die Seele,

Wenn Du mich neckſt, ich kann nicht fröhlich
ſein,
So lang ich mich mit banger Ahnung quäle.
Was Du mir biſt, ich darf es nicht geſtehen,
Ich muß Dir kalt und ernſt vorübergehen,

Charlotte.

Mein liebſter Conrad gieb Dich ruhig drein
Und ſei gefaßt, wir müſſen jetzt noch ſchweigen,
Bis ſich der günſtige Augenblick wird zeigen.

Conrad.

Und wenn Du fremd mich nennſt, den jungen
Herrn,
Gehorſam mich bedienſt, ich darf nur winken,
Dann zieht es mich zu Dir, dann möcht ich
gern
Vor aller Welt Dir in die Arme ſinken.

Charlotte.

Sei ruhig! Sieh ich bin ja auch gefaßt;
Was wir gelobten, dürfen wir nicht brechen!
Ich baue viel auf unſern lieben Gaſt,
Er iſt ſo gut, er wird das Wort uns ſprechen.

Conrad.

Glaubſt Du den Vater wirklich zu bewegen?

Charlotte.

Ich hoff es ja! er hat mir oft die Hand,

Wenn ich in ſtiller Demuth vor ihm ſtand,
Aufs Haupt gelegt, als ſei es Vater-Seegen.
Gewiß der Augenblick iſt nicht mehr fern,
Der uns erlaubt ihm alles zu bekennen,
Und glänzt uns erſt der Vaterliebe Stern,
Dann will ich Dich nicht mehr den jungen Herrn,
Nein, meinen Herzens-Conrad nennen.

(der Oberförſter tritt unbemerkt in Jagd-Kleidung in die Hausthür.)

Conrad.

Und dann — o Lottchen! welche Seeligkeit!

Charlotte.

Vertrau auf Gott! das Ziel iſt nicht mehr weit.

Conrad.

Nur einmal laß mich herzlich Dich umfangen,
Nur einen Kuß auf Deine lieben Wangen,
Dann hab ich Troſt für lange lange Zeit!

(ſie umarmen ſich.)

Oberförſter.

(tritt hervor und reißt ſie auseinander.)

Charlotte! Conrad! Ihr Euch hier umfangen? —
Mein eigner Sohn, mit meiner Magd? —
So ſchändlich alſo bin ich hintergangen? —
Du biſt ſofort aus meinem Dienſt gejagt.
Du Bube, auf Dein Zimmer! Gott bewahre

Mich vor Verzweiflung. — Nun ſo fahre hin
Vertraun und Glaube! Legt mich auf die
Bahre! — —
Es war ihr nicht um meine grauen Haare,
Nein nach dem Sohne ſtand ihr eitler Sinn.
Schweigt! Ihr ſeid ſchuldig! Nicht ein Wort!
Aus meinen Augen fort!

(Conrad und Charlotte gehen ſtill ab.)

Es iſt kein Gold auf dieſer Welt mehr ächt!
Der Menſch iſt ein erbärmliches Geſchlecht!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer in des Oberförsters Wohnung. Der Oberförster sitzt an einem Tische, den Kopf auf die Hand gestützt; der Hauptmann geht im Zimmer auf und ab.

Hauptmann.

So hör doch, Alter! zanke, fluche lieber,
Nur so im Schweigen brüte länger nicht!
Gewitter gehen schneller über,
Sobald ein Sturm die Wolken bricht.

Oberförster.

Vorüber? — Wenn die Saat zerschlagen,
Was hilft uns dann noch Sonnenschein? —
Geknickter Halm wird keine Frucht mehr tragen.
Was soll ich noch zu hoffen wagen? —
Betrogen steh ich, und allein!

Hauptmann.

Bin ich denn wen'ger hintergangen? —
Als ich den beiden auf den Zahn gefühlt,
Da standen sie so dreust und unbefangen,
Und haben doch gar arg mit mir gespielt!

Oberförster.

Verlaß Dich drauf! sie sollu es büßen,

Charlotte? Fort mit dieſer Schlange!
Der Bube aber ſoll gehorchen müſſen,
Davor ſei Dir nicht bange!

Hauptmann.

Nicht alſo! Conrad iſt Dein einz'ges Kind, —
Gezwungne Liebe bringt nicht Seegen.
Ich warnte Dich, Du wareſt blind;
Du trägſt mithin auch einen Theil der Schuld,
Drum laß uns in Geduld
Und nicht im Zorn die Sache überlegen.

Oberförſter.

Du tritſt zurück? —

Hauptmann.

Es war ein ſchöner Plan,
Daß unſre Kinder ſich verbinden ſollten;
Doch kam es immer auf die Frage an,
Ob ſie denn auch einander haben wollten?
Dein Conrad hat die Frage jetzt entſchieden,
Gewähr' ihm was ſein Herz begehrt;
Mein Clärchen kennt ihn nicht, ſo wird ihr Frieden,
Auch weiter nicht geſtört.

Oberförſter.

Du willſt, ich ſoll den ſchwachen Vater ſpielen? —

Hauptmann.

Wer hieß Dich denn das Mädchen so erheben? —
Der Sohn hat seinem Vater recht gegeben,
Nur daß die jungen Leute heißer fühlen.
Du hast sie Deine Tochter oft genannt,
Mach sie dazu, und gieb ihr Conrad's Hand.

Oberförster.

Es kann nicht sein! sie haben mich betrogen.
Ich will Charlotten nicht mehr sehn!

Hauptmann.

Wohl hast Du recht. Der Bursche hat gelogen,
Darüber muß er Rede stehn.
Ich will sofort in das Verhör ihn nehmen,
Er soll bekennen und sich schämen! —
(er klingelt.)

Oberförster.

Was machst Du?

Hauptmann.

Nun die Wolken will ich brechen,
Der Sache klar ins Auge schaun.
Ein Vater muß mit seinem Sohne sprechen
Und neu erwecken das Vertraun.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Conrad.

Hauptmann.

Hör' Burſche, als ich Dich vorhin gefragt;
Ob noch dein Herz von aller Neigung frei?
Da haſt du dreiſt mir: Ja! geſagt,
Und doch vernehm ich, daß es anders ſei.
Du haſt uns alſo gröblich hintergangen,
Drum muß ich Rechenſchaft von Dir verlangen!

Conrad.

Nicht hintergangen! —

Hauptmann.

Nicht? Du lügſt ſchon wieder?
Geh in Dich Menſch! ſprich nicht mehr nein!
Dort ſitzt der Vater, wirf Dich vor ihm nieder,
Bekenn' ihm alles — und er wird verzeihn.

Conrad.

Ach, Vater!

Oberförſter.

Willſt du jetzt mir alles ſagen?

Conrad.

Ich kann ja nicht! Du mußt Charlotten fragen.

Oberförſter.

Wie? ſoll ich von der Dirn' erſt mir erholen,
Was mir der Sohn nicht ſelbſt vertrauen mag?
Ich fühl's! ſie hat mir meinen Sohn geſtohlen!

Conrad.

Nein! Vater! nein! nur frage jetzt nicht nach.

Hauptmann.

Muß man ſich ſeiner Liebe ſchämen,
Dann taugt ſie nichts. — Geſteh es zu,
Nicht wahr, die Lotte möchteſt Du
Viel lieber Dir zu Frau, als Clärchen nehmen?

Conrad.

Zur Frau? Bewahre! — Oheim, nein, ich reiſe

Mit Ihnen!

Hauptmann.

Jetzt reißt die Geduld mir aus!
Verſuch es mir zu nahn, bei Gott ich weiſe
Den Lügner mit den Stock hinaus!

Oberförſter.

Leichtſinniger, ſo willſt Du Deine Luſt,

Dein Spiel nur mit dem Herzen treiben?
Hier ſinkſt Du einem Mädchen an die Bruſt,
Dort willſt Du Bräutgam einer andern bleiben?
Drängſt Du Dich allenthalben an,
Und läßt das Werthe immer wieder fahren?
Ein ächter Jägersmann
Muß treue Lieb' bewahren!
So Burſch iſt Deines Vaters Sinn!

Hauptmann.

Wo iſt Charlotte!

Conrad.

Fort! nach Thalheim hin!

Oberförſter.

Gewiß zu unſerm Paſtor Wach!
Der aber wird ihr die Epiſtel leſen,
Er iſt zu lange ſchon mein Freund geweſen,
Als daß er ſie entſchuld'gen mag.
Da kommt er! Freund — —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Paſtor Wach.

Hauptmann

Laß mich es ihm erzählen!

Paſtor.

Ich weiß es ſchon, und bin hieher geeilt;
In ſolcher Stunde darf der Freund nicht fehlen,
Damit er auch das Schwere theilt.

Oberförſter.

Ein bittrer Kummer trifft mein Haupt,
Der Glaub' an meinen Sohn iſt mir geraubt,
Und ſie, die ich wie meine Tochter hielt — —

Paſtor.

Charlotte? — Sieh, ich habe es übernommen,
Hier, wo's den Frieden Deines Hauſes gilt,
Statt ihrer noch einmal zu Dir zu kommen.

Oberförſter.

Verſuch es nicht, ſie vor mir zu vertreten.

Paſtor.

Das Mädchen hat mich nur gebeten,
Dir zu eröffnen; was ihr doch vielleicht
Noch zur Entſchuldigung gereicht.

Oberförſter.

Das iſt nicht möglich!

Paſtor.

O, wo iſt die Zeit,
In der Dein Herz nicht ſolche Zweifel kannte!

Wo sichs vertrauend noch zu jedem wandte,
Gern zu entschuldigen bereit. — —

Oberförster.

Wer hat den Glauben mir zerstört? —

Pastor.

Du mochtest niemals sonst verdammen,
Bevor Du nicht den Schuldigen gehört.
So fasse die Erinn'rung denn zusammen,
Als sei die alte Zeit zurückgekehrt,
Und, mit dem Herzen alter Liebe voll,
Vernimm, was ich Dir sagen soll!

Oberförster.

Ich höre! doch sei kurz!

Pastor.

Ein Freund von mir,
Den eines Mädchens seltne Schönheit rührte,
Nahm sie zum Weib und zog mit ihr
Weit fort, wohin sein Amt ihn führte.
Ob sie jedoch am eignen Heerde
Mit Lust und Liebe walten werde,
Sie, die bisher beim Kerzenlicht
Nur gern im Tanz dahin geflogen,
Zu keiner Arbeit streng erzogen,
Ob sie das werde, fragt er nicht.
Und was sie übernehmen sollte,

Der Gattin und der Mutterpflicht,
Sie kannt' es nicht, und als sie's wollte,
Erschrack sie drob, und that es nicht.

Oberförster.

Ich kenne das! — nur weiter, weiter! —

Pastor.

An allem fehlt' es bald im Haus.
Das junge Paar blieb Anfangs heiter,
„Das gleicht sich, hieß es, wieder aus,
„Wenn man erfahrner wird und älter!"
Doch Liebe, die nur übernimmt,
Was ihr erfreulich scheint und leicht,
Die sich verdüstert und verstimmt,
Sobald sich Müh' und Sorge zeigt,
Wird, wie der Spätherbst, immer kälter.

Oberförster.

Ja wohl! ja wohl! —

Pastor.

Der junge Mann
Erkannte endlich diese Mängel,
Doch statt sein Weib in ihren Pflichten
Nachsichtig ernst zu unterrichten,
Ward ihm der sonst gepriesne Engel
Zuwider. In des Gatten düstern Zügen
Lag unverstanden strafender Verweis.

Sie ſucht' ihn zu zerſtreun, ihn zu vergnügen,
Doch er gefror nur um ſo mehr zu Eis.
Leichtſinn und Strenge paſſen nie zuſammen,
Der will entſchuld'gen, jene will verdammen,
Und was in dieſem Streit dazwiſchen lag,
Das arme Herz, bricht nach und nach.
Da trat des Gatten Mutter noch hinzu,
Die junge Frau ward gänzlich unterdrückt,
Und eher gab's im Hauſe keine Ruh,
Bis ſie der Mann von ſich geſchickt.

Oberförſter.

Gevatter! — —

Paſtor.

Und mit tief verletzter Seele
Floh die Verſtoßne in die Einſamkeit,
Sie prüfte, ſie erkannte, was ihr fehle,
Und war zu jedem Opfer bald bereit.
Die beſte Schule iſt ein trüb' Geſchick.
Sie änderte ihr ganzes Weſen,
Sie ſehnte ſich nach häuslich ſtillem Glück,
Und dachte: „Er, der mich zum Weib erleſen,
„Er liebt mich noch, er ruft mich wohl zurück!
„Dann ſoll das alles, was ihn oft gequält
„An mir verſchwinden,
„Und das, weshalb er mich vor dem gewählt,

„Das soll er an mir finden!“ —
Allein sie hoffte, harrete vergebens,
Und so entschwand das Glück des Lebens.

(Charlotte ist bei den letzten Worten unbemerkt eingetreten und mit gefalteten Händen an der Thüre stehen geblieben.)

Oberförster.
(aufgeregt.)

Was soll das? —

Pastor.

Und sie faßte den Entschluß,
Ihr Töchterlein so sorgsam' zu erziehen,
Bei stillem heiligem Naturgenuß,
In ernster Wissenschaft und in den Mühen,
Und Pflichten einer Hausfrau, als der Gatte
Die Mutter einst gewünscht, doch nicht befunden hatte.

Und wär' ihr dies gelungen, dann
Beschloß sie, aus den treuen Mutterhänden
Dem immer noch geliebten Mann
Die Tochter unerkannt zu senden,
Und wenn das Mädchen jede Pflicht erfüllt,
Und wenn sie dienend seine Gunst erworben,
Dann solle sie ihm sagen unverhüllt:
„Vergieb, die Mutter ist noch nicht gestorben;
„Ich bin Dein Kind, ich bin ihr Ebenbild!“

Oberförſter.

Mein Gott! — Charlotte? — —

Charlotte

(ſtürzt ihm zu Füßen.)

Vater!

Oberförſter.

O mein Kind!

Warum haſt Du Dich mir ſo lang verhüllt?

Hauptmann.

So gehts, wenn wir ein alter Brummbär ſind!

Paſtor.

Was Dich mit Liebe jetzt für ſie erfüllt.

S' iſt nur der Abglanz von der Mutter Bild.

Oberförſter.

Und Deine Mutter? Deine Mutter?

Paſtor.

Hier!

Nimm die vom Tod Erſtandne wieder hin!

Conrad.

(führt die Mutter herein:)

Dein Conrad, Vater, bringt die Mutter Dir.

Paſtor.

Du haſt geſiegt getreue Dulderin.

Oberförſter.

Eliſa!

Eliſa.

Auguſt! Kannſt Du mir verzeihn? —

Oberförſter.

Mein tief betrauert Weib, ſie wieder mein!

Paſtor.

Ich ſeegne Euern Bund aufs neue ein.

Conrad.

Und Vater — —

Charlotte.

Vater —

Oberförſter.

Still! wollt Ihr das Herz mir brechen? —
Kommt Weib und Tochter in mein Kämmerlein,
Ich habe viel, ſo viel mit Euch zu ſprechen,
Doch ohne Zeugen muß es ſein;
Es ſoll mein Herz ſich wieder ganz ergießen,
Wie Frühling ſoll es durch die Bruſt mir wehn,
Ich will nichts thun, nichts thun, als Euch umſchließen,

Und ſatt mich an den theuern Zügen ſehn!
(zum Hauptmann und Conrad.)
Ihr beide könnt indeß den Sechzehn-Ender ſchießen!

(Während der Oberförſter mit Frau und Tochter abgeht, und der Hauptmann ſich mit Conrad die Hände reichen, fällt der Vorhang.)

Ernſt v. Houwald.

IV.

Richtet nicht!

Erzählung.

In der glücklichen Zeit der Kinderjahre, wo wir die Verschiedenheit der Stände noch nicht kennen, wo die Vorurtheile der Welt das frohe weiche Herz noch nicht verhärten, und wo sich nur dasjenige zusammen findet, was durch Unschuld und gleichgestimmte Fröhlichkeit für einander paßt; in dieser glücklichen Zeit hatten sich die beiden Nachbars-Kinder Sophie und Fritz kennen gelernt, mit einander oft gespielt, und sich innig lieb gewonnen. Aber die Verhältnisse ihrer Eltern waren gar sehr verschieden, denn Sophie war die einzige Tochter des reichen Bürgermeisters Hold, Fritz aber der Sohn einer armen kranken Wittwe, welche unter dem Namen Frau Jonas bekannt war, und sich kaum mit ihrem Knaben ernähren konnte; ja es würde bei ihr oft an dem Nothdürftigsten, und an aller Pflege gefehlt haben, wenn nicht, durch Sophiechens Fürsprache bewogen, die

mitleidige Mutter derselben im Stillen die arme Nachbarin unterstützt hätte, und wenn nicht in der allerdrückendsten Zeit ein Retter in der Noth erschienen wäre. Der ältere Bruder des verstorbenen Weber Jonas hatte sich seit vielen Jahren schon aus seiner Heimath entfernt. Er war in seiner Jugend ein wilder ungezügelter Knabe gewesen, und galt bei denen, die sich seiner noch erinnerten, für einen Taugenichts. Der Webstuhl des Vaters wollte ihm nicht schmecken, er zog den blanken Waffenrock vor, und war kaum auf der Schule zu einer gewissen Reife gelangt, als er davon ging und in einem fremden Lande, welches eben in harte Kriege verwickelt war, Dienste nahm. Der kräftige Arm, das frohe treue Herz waren willkommen, er diente mit Auszeichnung und focht manche siegreiche Schlacht mit. Ob er aber gleich in seiner Vaterstadt fast verschollen war, so hatte er sie doch nicht vergessen, so wußte er doch von Zeit zu Zeit sich Nachricht aus der Heimath zu verschaffen, und so hatte er denn auch den Tod seines Bruders und die gänzliche Verarmung seiner Hinterlassenen vernommen. Es war einmal

ſeine Freude ſich zum Kampfe in die Schranken zu ſtellen, aber nicht blos gegen die Feinde, die ihm mit Schwert und Muskete entgegen zogen, ſondern auch gegen die Feinde des menſchlichen Glückes; er faßte daher den ſchnellen Entſchluß, ſeinen Abſchied zu nehmen, die Waffen niederzulegen, und andern Waffen gegen die Armuth und den Mangel zu ergreifen, von welchen die Wittwe und der Knabe ſeines geliebten Bruders hart gedrückt wurden. In jenem Lande, dem er bisher als Soldat gedient, es war England, gilt die Sitte, daß nach vollendetem Feldzuge diejenigen, welche Wunden aufzuweiſen haben, eine Entſchädigung an Gelde dafür erhalten, die um ſo höher ausfällt, je gefährlicher die Wunden geweſen ſind. Hans Jonas hatte zwar niemals daran gedacht, ſeine Tapferkeit und ſein Leben für Geld anzuſchlagen, allein jetzt bedurfte er deſſen für die verarmten Verwandten; er zeigte ſeine Wunden vor, erhielt eine nicht unbedeutende Entſchädigung und dachte: „jetzt darfſt Du das Geld nehmen, Du haſt Dirs mit Deinem Herzblute redlich verdient, um es denen zu bringen, die Dir am Herzen liegen!“

So trat er, als ein unerwarteter Retter, in die ärmliche Hütte der Wittwe, übernahm die Sorge für sie und den kleinen Fritz; und da er wohl einsah, daß die mitgebrachte Summe nur eine Zeitlang ausreichen werde, so bot er dem Gerichtsamtmann des Städtchens seine Dienste als Schreiber an; und verdiente hier durch angestrengten Fleiß soviel, daß er sich und seine armen Verwandten ernähren konnte.

Fritz gewann den Oheim zwar von ganzem Herzen lieb, und hing an ihm wie an seinem Vater; allein das Opfer was dieser ihm und der Mutter brachte, erkannte der Knabe noch nicht, er trieb seine lustigen Spiele, ging fleißig in die Schule, und hielt die freundlichen Worte die ihm Sophiechen sagte, den Blumenstrauß den sie ihm gab, und die kleinen Unterstützungen, die sie ihm von ihrer Mutter zuwendete, viel höher, als die fortwährende Sorge, und angestrengte Arbeit des Oheims Hans Jonas. — Sophiechen hatte ihm eines Tages gestanden, daß es ihr höchster Wunsch sei, ein Rothkehlchen zu besitzen; und Fritz, der die ganze Gegend genau kannte, war an einem Sonn-

tage früh in den Wald gegangen und hatte im tiefen Dickicht desſelben ſeine Sprenkel aufgeſtellt, um das Vöglein für die geliebte Geſpielin zu fangen. Hier begegnete er einem wohlgekleideten Reiſenden, der ihn fragte, ob er ihn wohl auf den rechten Weg nach R. bringen könne? Fritz kannte die verſchlungendſten Waldespfade, erbot ſich ſogleich zum Wegweiſer, und erfuhr, daß der Fremde ſich am ſpäten Abend in dem Walde verirrt, und die Nacht in demſelben zugebracht habe. Der Knabe führte ihn nach einem ſtundenlangen Wege endlich an den Rand des dichten Waldes, zeigte ihm in der Entfernung den Thurm des Dörfchens R. und wollte nun wieder zu ſeinen Sprenkeln zurück eilen. Der Fremde aber hatte während ihrer Wanderung viel mit dem Knaben geſprochen; hatte ſich ſeine Lebensverhältniſſe erzählen laſſen; und da ihn das offne treuherzige kräftige Weſen des Kleinen innig anzog, ſo gab er ihm nicht allein eine ziemlich reichliche Belohnung, ſondern merkte ſich auch ſeinen Namen und ſeinen Geburtsort in der Schreibtafel an, und ſagte ihm beim Abſchied: „er werde ihn nächſtens beſuchen!“ —

Fritz flog nach Hause, brachte sein reichliches Botenlohn der Mutter, erzählte sein Abentheuer, vergaß aber bald über das nächste Rothkehlchen, welches er Sophiechen bringen konnte, den freundlichen fremden Herrn. Dieser hatte den Knaben jedoch nicht vergessen, denn nach einigen Wochen kam ein Wagen in das Städtchen gerollt, und hielt vor dem Gasthause. Ein wohlgekleideter Herr stieg aus, besuchte den Bürgermeister Holb, dann den Gerichtsamtmann, und trat endlich am Nachmittag in die ärmliche Hütte der Wittwe Jonas. Fritz erkannte in ihm bald den verirrten Wanderer, den er zurecht gewiesen, und dieser, der den fröhlichen Knaben herzlich an sich drückte, hieß ihn dann herausgehen, und setzte sich mit der Mutter und dem Oheim Hans Jonas zusammen, um über das künftige Schicksal des kleinen Fritz manches Wichtige mit ihnen zu sprechen. Der Fremde gab sich als den Herrn von Wilden, dem jetzigen Besitzer des Dorfes N., welches ihm erst kürzlich durch Erbschaft zugefallen war, zu erkennen. Er erklärte, daß ihn der Knabe so innig angesprochen habe, wie noch kein ande-

res Kind; daß er ſich nach ihm genau erkundigt und nur Gutes von ihm und der ganzen Familie Jonas gehört; und daß er nun das unvermuthete Zuſammentreffen mit ihm für einen Wink der Vorſehung halte, ſich dieſes armen aber talentvollen guten Knaben väterlich anzunehmen, da er ſelbſt kinderlos ſei. Er machte der Mutter und dem Oheim den Vorſchlag, ihm den Knaben zu überlaſſen, den er auf ſein anderes entfernt liegendes Gut mitnehmen wolle, und verſprach für deſſen weitere Ausbildung und Zukunft redlich beſorgt zu ſein. — Das Anerbieten war zu günſtig, es konnte nicht zurück gewieſen werden, alle Freunde und Nachbaren riethen es anzunehmen, und ſo trennte ſich denn Fritz ſchmerzlich von den Seinigen, am ſchmerzlichſten aber doch von ſeiner Geſpielin dem kleinen Sophiechen, und zog mit ſeinem neuen Pflegevater in die neue Heimath. —

Herr von Wilden hielt treulich, was er verſprochen, er ließ ſeinen Pflegeſohn zuvörderſt in ſeinem Hauſe unterrichten und brachte ihn dann auf ein nahes Gymnaſium, wo Fritz nicht allein in den Wiſſenſchaften,

bedeutende Fortschritte machte, sondern seine Freistunden auch dazu anwendete, um in der Lieblingskunst seines Pflegevaters, der Musik, sich zu vervollkommnen, und besonders auf der Violine eine bedeutende Fertigkeit zu erlangen. Herr von Wilden hatte wahre herzliche Vaterfreuden an dem Knaben, und durch sie hinlänglichen Lohn für alle übernommene Sorgen; allein die arme kränkliche Mutter Jonas sollte dies nicht erleben; sie hatte, was sie beim Abschied ahnte, dem Liebling wirklich den letzten Kuß gegeben, und starb einige Monate nach der Trennung von ihrem Fritz. — Auch der Oheim Hans Jonas sollte noch einmal das stille Häuschen verlassen, und aus seiner Ruhe noch einmal in das Getümmel des Krieges hinaus ziehen. Der verheerende Krieg war nehmlich aufs neue ausgebrochen, er hatte ganz Deutschland unter die Waffen gestellt, fremde Völker schienen die deutsche Kraft gebrochen zu haben. Da rief der heldenmüthige König sein Volk zu den Waffen, der große Kampf für Freiheit und Vaterland begann, und auch Hans Jonas vertauschte wieder die Feder mit dem Schwerte,

und ſtellte ſich als kundiger Krieger fröhlich in die Reihen der Freiwilligen, und focht die Schlachten ſeines Königs mit.

Das Häuschen, in dem die Familie Jonas gelebt hatte, ſtand nun verödet, es wurde bald von fremden Menſchen bewohnt; und Sophiechen blickte oft traurig auf die kleinen Fenſter hin, aus denen ihr kein freundliches vertrautes Antlitz mehr entgegen lächelte. Der alte Bürgermeiſter Hold erhielt aber jedoch von Zeit zu Zeit Nachricht von den erfreulichen Fortſchritten des Fritz Jonas, unterließ auch nicht ſie den Seinigen mitzutheilen und ſeine Freude darüber laut auszuſprechen, daß ein ſo armes Kind ſeiner Vaterſtadt vielleicht noch ein bedeutender Mann werden, und ſich und ſeinen Geburtsort zu Ehren bringen könne. Aber er ſollte bald mit Fritz in ein noch näheres Verhältniß treten. Der Wohlthäter des Letztern nehmlich, Herr von Wilden, ſtarb auch nach einigen Jahren, und da er bemerkt, wie ſein Pflegeſohn immer mit begeiſterter Liebe von dem Bürgermeiſter Hold und deſſen Familie geſprochen, ſo hielt er dieſen am geeignetſten, künftighin

die Stelle eines Vaters bei dem Knaben zu ersetzen, weshalb er ihn denn zum Vormund seines Pflegesohnes ernannte, welchem er in seinem Testamente ein bedeutendes Capital unter der Bedingung ausgesetzt hatte, daß er sich durch Fleiß und sittliches Betragen dessen stets würdig bezeigen müßte; im entgegen gesetzten Falle aber solle dieses Capital dem Friedrich Jonas nicht ausgezahlt, derselbe vielmehr seinem Schicksale überlassen werden, und das Vermächtniß einer milden Stiftung zufallen. — Als der Bürgermeister das Testament erhielt, und Fritz sich mit einem sehr innigen, kindlich frommen Briefe an ihn wendete, rief er gerührt aus: „Ja ich will Dein Vormund, Dein Vater sein! Du braver Junge! das Capital wird Dir nie verloren gehen, dafür ist mir nicht bange, Dir ist durch eine wunderbare Fügung geholfen!“ Die Voraussagung des Bürgermeisters schien sich auch immer mehr zu erfüllen; Fritz erwuchs in blühender Gesundheit, die Zeugnisse seiner Lehrer lauteten immer günstiger, in des alten Hold's Brust mehrte sich das Wohlwollen für den Verwaisten, und jeder Tag, welcher

günſtige Kunde von dem fernen jungen Freunde brachte, wurde Sophien zum frohen Feſttage.

Das Mädchen nahte jetzt dem Alter, wo das Kind zur Jungfrau heranwächſt, wo ſich die Blicke der jungen Männer zuerſt beobachtend und auszeichnend auf ſie richten, und die Augen der übrigen ſogenannten Freundinnen neidiſch machen, und jede Auszeichnung erſpähen, die der einen vielleicht mehr zu Theil wird, als der andern. In ſolcher Zeit ſchaut die heranwachſende Jungfrau eher mit Sehnſucht auf das Loos der bereits Erwachſenen denen ſie gleich zu ſtehen wünſcht, als zurück auf die ſeeligen Freuden der unbedeutenderen Kindheit, die nur erſt in ſpätern Jahren, und wenn manche bittere Täuſchung unſere Erwartungen vom Leben herabgeſtimmt haben, uns wieder wie ein Stern in dunkler Nacht erſcheinen. Sophie glich einer ſchönen aufblühenden Roſe; ſie ward allenthalben ausgezeichnet, zumal die Güte ihres Herzens, die Reinheit ihrer Seele der ſchönen äußern Form entſprach; und es drängte ſich mancher junge Mann in ihre Nähe, der künftig Anſpruch auf ihre Hand zu machen gedachte. Allein

sie blieb das unbefangene kindlich-frohe Wesen, und wie auch bittere Neckereien sie wohl hätten stören können, dennoch ging ihr alles ruhig vorüber, als stehe ein unsichtbarer Genius ihr zur Seite, und halte sein Schild über ihr reines Herz. Aber die Freundinnen meinten, daß nicht die himmlische Unschuld, nicht die frohe unbefangene Kindlichkeit, sondern ein anderer Grund dahinter stecken müsse; und da nun Sophie oft von Fritz Jonas und von den guten Nachrichten, die man von ihm erhalten, wie fleißig er sei, und wie er zu den schönsten Hoffnungen berechtige, oft erzählte, so schien es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß nur das Bild des Jugendfreundes, in Ihrem Herzen feststehe und alle übrigen Eindrücke verschmähe; und es fehlte nun nicht an thörichten fast unbarmherzigen Neckereien, die mit ihrem bittern Stachel das sorglos schlummernde Herz verwunden und es aufwecken sollten, zumal Fritz bei seiner reichen Erbschaft den meisten ein recht beneidenswerther Jüngling schien. Sophiens Mutter hörte mit Mißfallen diesen Ton, der einen großen Theil der Unterhaltung der Freundinnen ausmachte;

es that ihr wehe, daß die ältern Mädchen die kindliche Unbefangenheit der jüngern zu verletzen strebten; sie erblickte hierin mit Recht die Quelle so manchen Fehlgriffes, so manchem zu frühzeitigen Bundes, wodurch arglose Jungfrauen ihr Loos vertrauensvoll an einen Mann binden, der selbst noch kaum zu entscheiden vermag, ob das aufbrausende Gefühl des Herzens nicht trüge, ob sie harmonisch zu einander stimmen, ob hohe Achtung ihrer Liebe Dauer geben, ernstes Kämpfen gegen eignes, und sanftes Dulden gegen fremde Schwäche ihrem Bunde auch dann noch Glück sichern werde, wenn längst der Rausch der Leidenschaft entflohen sei? Die verständige Mutter hatte auch ihre Tochter zu diesen Ansichten erzogen, weshalb letztere denn ruhig und unerwiedert alle jene Neckereien ertrug, und sich im stillen reinen Herzen des Bewußtseins erfreute, daß sie dem Fritz wirklich von ganzer Seele gut sei, und daß er dies auch so recht in vollem Maaße verdiene. Aber sie sollte eine harte Prüfung überstehen, denn die Freundinnen unterließen nichts, ihr diese stille Seeligkeit zu trüben.

Es waren die Schulferien wieder eingetreten, die Fritz sonst immer bei seinem Pflegevater, dem Herrn von Wilden verlebt hatte. Dieser war jedoch todt, und jetzt hatte Fritz von seinem Vormunde dem Bürgermeister Hold die Erlaubniß erhalten, die Ferien diesmal in seiner Vaterstadt, im Hause des Vormundes zubringen zu dürfen. Längst war alles auf seinen Empfang bereit und sein Stübchen geordnet, man hatte ihn seit sechs Jahren nicht gesehen, und war nun begierig den Erwachsenen wieder zu begrüßen; allein es verging ein Tag nach dem andern und Fritz erschien immer noch nicht; von demselben Gymnasium waren andere Schüler, wie man wußte, schon in ihrer Heimath eingetroffen, nur Fritz blieb aus. Sophie war in eine Abendgesellschaft gegangen; sie fand hier eine Freundin mit Namen Julie, die von einer kleinen Reise zurückgekehrt war, und eben, als Sophie in das Zimmer trat, eine wichtige Neuigkeit erzählt zu haben schien, wovon sie jedoch, als sie Sophien erblickte, sogleich abbrach. Allein die übrigen neugierigen Mädchen drangen in sie, fortzufahren,

und Julie, die ſich nicht lange bitten ließ, ſagte mit einem wehmüthig verſtellten Blick, in welchem die Schadenfreude aber nicht zu verkennen war: „Ich hätte Dir es gern erſpart, „mein Sophiechen, allein was hilft das „Schweigen; was alle wiſſen, wirſt auch Du „bald genug erfahren, und ſo iſt es beſſer, „wenn Du es aus dem Munde einer Freun„din hörſt!“ —

„Mein Gott, was habt Ihr denn?“ rief Sophie erſchrocken, „was ſoll ich denn hören?“ —

„Ja nun, fuhr Julie fort,“ ich kann Dir jetzt genau berichten, weshalb Herr Friedrich Jonas noch nicht hier eingetroffen iſt, und weshalb Ihr wohl auch für immer auf ihn vergeblich warten möchtet. Er iſt nehmlich auf und davon gegangen, und zieht mit einer liederlichen Bettlergeſellſchaft im Lande umher. Was es für Abentheurer ſind, und aus wie vielen Perſonen die noble Geſellſchaft beſteht, weiß ich ſelbſt nicht anzugeben; ich habe nur geſehen, wie er auf einem öffentlichen Spaziergang zu S. im Gedränge von vielen Menſchen die Violine ſpielte, während ein alter

blinder Mann von einem Knaben geleitet, die Almosen dafür in seinem Hute einsammelte. Alle Welt wunderte sich, daß ein so hübscher junger Mensch sich an solches Gesindel gehangen habe, und man gab deutlich zu verstehen, daß diese Gesellschaft wohl noch aus interessanteren Personen bestehen möge, als aus dem alten Blinden und dem Knaben, und viele wollten eine sehr hübsche Tochter des Erstern bereits gesehen haben. Ich aber erkannte den Violinspieler sogleich, und als ich ihm im Vorübergehen zurief: „Guten Abend Herr Jonas!“ ward er feuerroth vor Schaam und wendete sich ab, als ob er mich nicht verstanden!“

Auf diese Erzählung erfolgten nun von Seiten der Zuhörerinnen Verwunderung, scheinbares Bedauern, hämische Urtheile; man bemühte sich recht geflissentlich, die erschrockne Sophie aufzuregen, ihr reines Herz gegen den Undankbaren einzunehmen, und sie endlich dahin zu bringen, daß sie auf der Stelle mit Julien aufbrach, mit ihr zum Vater eilte, und diesem in um so grelleren Farben das Gehörte wieder erzählte, als ihr jungfräulicher Stolz sich gegen den Gedanken empörte,

mit einem ſo Unwürdigen in früherem innig freundſchaftlichen Verhältniß geſtanden zu haben, ja ſogar ſeinetwegen der Gegenſtand ſcharfer Neckereien geweſen zu ſein.

Der alte Bürgermeiſter Holb, überdieß ſchon durch Fritzen's Außenbleiben befremdet, hörte mit Erſtaunen die geläufige Erzählung der beiden Mädchen; er glaubte ihnen und beſchloß in ſeinem Zorn nunmehr eine harte Strafe über den Unwürdigen zu verhängen. Nur die ſanfte Mutter war mit Sophiens Betragen nicht einverſtanden; „Du haſt unſern Freund verdammt, ohne ihn ſelbſt gehört zu haben!“ ſagte ſie der Tocher; „haſt dem Vater auf das Höchſte gereizt; und der gute Menſch ſoll nicht eher richten, als bis er die Schuld unverkennbar vor ſich ſtehen ſieht. Was wird jetzt aus dem armen Fritz werden, der vielleicht nur leichtſinnig gehandelt hat? Du haſt ihm ſein ganzes Lebensglück verdorben!“ — Sophie fiel der Mutter weinend an die Bruſt, allein es war nun einmal geſchehen, und bei dem leidenſchaftlichen Vater war jetzt jedes mildernde Wort zu ſpät.

Diese ernste Unterhaltung wurde durch einen Boten des Oberamtmanns aus Eltheim unterbrochen, der die Familie Hold auf morgen zum Kirchweihfeste einladete. Es geschah dies gewöhnlich alle Jahre, denn jene Kirchweihe war ein Volksfest für die ganze Umgegend, und die Freunde des Oberamtmanns waren stets dabei seine Gäste. Dies brachte Zerstreuung in die bekümmerten Herzen, denn die Reise nach Eltheim, die Wahl der Festkleider und vieles andere mußte besprochen und zubereitet werden; der Gedanke an Fritz trat wieder etwas in den Hintergrund, und nach einer halb unruhigen Nacht, brach der Morgen des Kirchweihfestes an. Sophie saß mit ihren Eltern beim Frühstück, als unangemeldet ein schlanker stattlicher Jüngling in das Zimmer trat. — Ach, es war Fritz! — Trotz der großen Veränderung die mit ihm vorgegangen, trotz der schönen männlichern Reife die er erlangt, erkannte Sophie doch sogleich die alten vertrauten Züge wieder, und senkte bleich ihre Augen zu Boden. Fritz aber grüßte mit edlem Anstand die Familie, eine hohe Röthe überflog seine Wangen als

ſeine Blicke auf Sophie fielen, er konnte nicht ſprechen, und überreichte ſtill beſcheiden dem Bürgermeiſter ſeine Papiere. Der alte Hold durchblätterte ſie, gab ſie dann zurück und ſagte mit ſchneidender Kälte:

„Hätte Herr Jonas in der lockern Geſellſchaft, in welcher er ſich in der letzten Zeit herumgetrieben, auch noch gelernt, den Datum zu radiren, und einem neuern hineinzuſetzen, ſo könnten mich dieſe Zeugniſſe vielleicht täuſchen. Jetzt aber weiß ich, welche Vagabunden-Bahn er nach dem Schluſſe der Schule gewählt, deshalb geb ich auf dieſe Zeugniſſe gar nichts mehr!“ —

„Nun wenn Sie dies bereits wiſſen, Herr Vormund,“ entgegnete Fritz, deſſen Geſicht eine hohe Gluth bedeckte, „ſo werde ich doch hoffentlich Entſchuldigung vor Ihren Augen finden!“ Der Bürgermeiſter aber verbot ihm im höchſten Zorne den Mund, er glaubte ſchon alles zu durchſchauen, er wollte nichts weiter hören!

„Aber Herr Vormund,“ hob Fritz kühner an, „wenn Sie mich ungehört verdammen

wollen, so muß ich Sie um die Auszahlung eines Theils des Capitales bitten, welches mir mein leider zu früh verstorbener Wohlthäter im Testamente ausgesetzt hat!“

Diese Frechheit schien den Bürgermeister zu weit getrieben. Er sprang auf, trat hastig auf den Erschrockenen zu, und rief im höchsten Zorne: „Kennst Du die Bedingung des Testamentes, ungerathener Bube? weißt Du, daß Dir bei Deiner jetzt erwählten Lebensweise das ganze Capital verloren geht? — Du erhältst keinen Heller! Du bist nun wirklich ein Bettler!“

„Er wird ja zurückkehren von seiner Verirrung!“ sprach beschwichtigend die Bürgermeisterin.

„Nein!“ rief Fritz! „ich kann nicht zurückkehren, denn mein Herz weiß sich keiner Verirrung schuldig. Aber Herr Vormund, Vater Hold, hören Sie mich nur einen Augenblick an!“

Doch der Bürgermeister faßte ihn am Arme, um ihn zur Thür hinauszuführen.

Da ging die ſtille Reſignation des Jünglings in Verzweiflung über, und mit bebender Stimme ſprach er: „Der Vormund, der Vater, will mich nicht hören, ſo muß ich mich denn an den Bürgermeiſter der Stadt wenden. Was Sie dem ärmſten Bettler gewähren, können Sie auch mir nicht verweigern. Meine Schul-Zeugniſſe werden Ihnen als Paß gelten, ich bitte nun um einen Erlaubnißſchein, durch Muſik und Geſang mein Brod vor den Thüren der Leute hier verdienen zu dürfen!“

Dies entſchied! der Bürgermeiſter hätte dem Reuigen, Beſſerung-Gelobenden doch wohl wieder verziehen, nachdem er ihn erſt durch Strenge geſchreckt. Aber dieſer Trotz, im Angeſicht ſeiner Vaterſtadt eine brodloſe Kunſt zu treiben, gewiſſermaßen Anſprechen zu wollen, das ging zu weit. Der alte Mann ſchrieb ſchweigend und mit bebender Hand den verlangten Erlaubnißſchein, reichte ihn dem Jüngling mit kalter Verachtung hin, und zählte ihn fortan mit Gram unter die Verlornen.

Die ganze Familie und beſonders Sophie, war durch dieſe Scene tief erſchüttert, und

als Fritz das Haus verlassen hatte, rief der Bürgermeister: „Spannt den Wagen an, schnell spannt den Wagen an! wir wollen hinaus ins Freie! bei dem Kirchweihfeste, unter den fröhlichen Menschen wollen wir den Verlohrnen wieder vergessen!“ — Sie setzten sich in den Wagen, sie fuhren fort. Der Oberamtmann empfing die Familie Hold auf das freundschaftlichste, und that ihr den Vorschlag vor der Mittagstafel noch einen Spaziergang durch das Dorf auf die große Wiese zu machen, die heute der Tummelplatz des Volkes war. Hier hatten Kaufleute ihre Buden aufgeschlagen, hier tönte Musik von allen Seiten, hier wurden mancherlei fröhliche Spiele getrieben. Auf Sophiens niedergeschlagenes Gemüth wirkte der Anblick der allgemeinen Fröhlichkeit tröstend und heilend, aber oft bebte ihr Herz dennoch, denn sie fürchtete, ach, sie hoffte, dem Verstoßnen wieder zu begegnen!

„Lassen Sie uns einmal dorthin unsre Schritte wenden,“ sagte der Oberamtmann, „wo sich das Volk in Masse hindrängt; es muß dort etwas besonderes zu sehen sein!“ Man folgte,

und vernahm, als man ſich näherte, den Klang einer einzelnen vortrefflich geſpielten Violine, die in den reinſten Doppelgriffen den einfachen Geſang einer Kinderſtimme begleitete und als letztere ihr Lied vollendet hatte, ſich in meiſterhaft ausgeführte Phantaſie ergoß. Der Oberamtmann flüſterte dem Bürgermeiſter ins Ohr: „Freund, hier müſſen wir zuhören, der Burſche ſpielt außerordentlich!“ Er war mit ſeinen Gäſten eben bis in die vorderſten Reihen des Kreiſes vorgedrungen, als ein alter blinder Soldat mit einem Stelzfuße, an der Hand eines Knaben im Kreiſe herumging und auch ihm den Hut darreichte, in welchem er die Gaben einſammelte, die ihm die Töne jener Violine erbaten. „Wie heißeſt Du, Alter?“ fragte der Oberamtmann, indem er ihm eine bedeutende Gabe in den Hut warf, und der Bürgermeiſter ein gleiches that, „und wie nennt ſich jener braver Violinenſpieler dort?“

„Ich bin der alte Hans Jonas!“ entgegente der Invalide, „und habe Niemand der für mich ſprechen würde, wenn es die Geige des redlichen Jungen dort, meines Fritz, nicht thäte!“ — —

An der reichbesetzten Tafel des Oberamtmanns saßen Mittags die fröhlichen Gäste, zwischen dem Bürgemeister aber und dem Oberamtmann oben an der alte blinde Invalide und zwischen der Bürgemeisterin und Sophiechen, Fritz Jonas. Der Alte hatte mit kurzen Worten sein Schicksal in der letztern Zeit erzählt, und so alle dunkele Zweifel über Fritz folgender Gestalt aufgeklärt.

Hans Jonas hatte den letzten Freiheitskampf tapfer mit gekämpft, hatte oft dem Tode siegreich gegenüber gestanden, und war tief in das Land des Feindes mit den siegreichen Heeren vorgedrungen. Aber ob man ihn gleich in seiner Compagnie nur den kühnen Jonas nannte, ob er gleich immer der Erste war, wo zu einem besonders gewagten Unternehmen Freiwillige aufgerufen wurden, so blieb das Gefühl der Menschlichkeit dennoch mitten im Gewirre des Krieges in seinem Herzen wach; er stritt nur gegen die bewaffneten Feinde seines Vaterlandes, nicht aber gegen die armen wehrlosen Bewohner des feindlichen Landes, und wie er Erstere allenthalben zu besiegen,

zu vertilgen ſich bemühte, ſo war er oft der Genius der Letzteren, und nahm ſie vor den Grauſamkeiten ſeiner Kammeraden in Schutz. So geſchah es denn auch, daß Hans Jonas einſt, als während eines Gefechtes ein Dorf im Feuer aufging, der Feind mit dem Bajonette daraus vertrieben wurde und die unglücklichen Einwohner ebenfalls der Wuth der Stürmenden erlagen, daß Hans Jonas eben als ein brennendes Haus über die Leichen ſeiner Bewohner zuſammenſtürzen wollte, ein armes weinendes Knäblein aus dem Flammen rettete. Er beſchloß ſich des Kindes anzunehmen, deſſen Leben er mit Gefahr des ſeinigen erkauft hatte, übergab es einſtweilen der Pflege einer Marketenderin und nahm es ſpäterhin, als ihm eine Kugel den Fuß zerſchmettert hatte, und er nach langen Leiden endlich mit einem Stelzfuß aus dem Lazareth entlaſſen worden war, als Führer mit, um mit ihm langſam nach der Heimath zu pilgern. Der Knabe hing mit unſäglicher Liebe an ſeinem Erretter, lernte bald die Mutterſprache deſſelben, und wurde ſein Pfleger, als unterwegs eine neue ſchwere Krankheit den armen Jonas

befiel und ihm das Licht seiner Augen raubte. Von dem zarten Knaben geleitet, zog der blinde lahme Soldat nach der Heimath. Er mußte das Mitleid ansprechen, wenn er nicht hungern wollte, und hatte dem Knaben ein paar einfache rührende Lieder gelehrt, die ihm dürftige Almosen eintrugen. So war er bis zu der Stadt gekommen, wo Fritz auf dem Gymnasium sich aufhielt. Aber hier war die Polizei besonders wach, denn die Stadt lag auf der Heerstraße, der Krieg hatte eine Menge liederliches Gesindel erzeugt, das heimathlos zum Druck des Landes umherirrte, und der blinde Jonas konnte keinen gültigen Paß vorzeigen. Der Büttel war daher eben beschäftigt, den Unglücklichen ohne Rücksicht und mit Gewalt zur Stadt hinaus zu weisen, als Fritz zufällig hinzukam, und in dem Invaliden seinen lieben Oheim, den treuen Pfleger seiner Mutter und seiner frühsten Kindheit erkannte. Bitten, Flehen, konnten den Büttel nicht erweichen, Geld konnte er ihm nicht bieten, denn er erwartete erst das Reisegeld zur Wanderung in die Heimath, der Blinde wurde unter den Zuströmen der Gas-

ſenbrut mit Gewalt aus der Stadt hinausgetrieben. Da faßte Fritz einen ſchnellen Entſchluß; er ſprang auf ſein Zimmer und holte ſeine Violine; die Schulferien waren angegangen, man konnte ihn alſo auf mehrere Wochen nicht vermiſſen, und ſo wollte er denn den blinden Oheim begleiten und mit ſeiner Geige den dürftigen Unterhalt verdienen, bis ſie den weiten Weg von einigen zwanzig Meilen nach Jonas Vaterſtadt mühſam zurückgelegt haben würden.

Wie Fritz dieſen Vorſatz ausgeführt, was Neid und Verläumdung hinzugeſetzt, wiſſen wir bereits. Aber der Schleier war nun gefallen, den der beſcheidene Jüngling ſelbſt nicht hatte lüften wollen, der Bürgermeiſter Hold hatte ihn lange ſchweigend an ſeiner Bruſt gehalten, als ob ſie ſich Beide etwas zu verzeihen hätten, und hatte dann dem alten Jonas verſichert, er ſolle nun wieder in ſeinem Häuschen wohnen, und es werde nur einer kurzen Eingabe an den edeln König bedürfen, um ihm eine Penſion zu verſchaffen. Alles war froh und glücklich am ſchönen Kirchweihfeſte, und als am Abend Fritz und Sophie-

chen den fröhlichen Tanz eröffneten, sahen alle Blicke mit Wohlgefallen auf die beiden sich werth gebliebenen Jugendgespielen; und der Neid und die Sucht zu Neckereien wagten kein Wort mehr in dem Kreise froher seeliger Menschen.

Charlotte v. Glümer geb. Spohr.

V.

Das Vielliebchen.

Ein Luſtſpiel in zwei Acten.

Personen.

Frau von Glorau, Wittwe.
Louise, ihre Tochter.
Bürgermeister Wandelhaupt, ihr Bruder.
Otto, dessen Sohn.
Inspector Vollmer, Verwalter des Gutes Heimberg.
Gottlieb, sein Sohn.
Rathsdiener und Vice-Stadtschreiber Geissel.
Der Dorf-Schulze Pahl.
Ein Bedienter.

(Der Schauplatz ist auf dem Gute Heimberg.)

H. Ramberg del. *Jos. Stöber sc. Vienna.*

Erſter Aufzug

Erſter Auftritt.

(Zimmer im Schloß zu Heimberg.)

Frau von Glorau. Louiſe. Vollmer.

Frau von Glorau.

Iſt mein Bruder noch nicht zurückgekehrt?

Vollmer!

Noch nicht, gnädige Frau; der Herr Bürgermeiſter fuhr zwar heut ſchon ſehr früh aus, und wollte bei Zeiten wieder im Schloſſe eintreffen, um mir die Wirthſchaftsrechnungen dann abzunehmen, allein es iſt ſchon faſt zehn Uhr. — —

Louiſe.

Ich glaube, daß der Onkel kaum vor Abend wiederkehren wird, denn ſein Geheimerrath, Herr Geiſſel, zählt heut wahrſcheinlich ſämmtliche Bäume im Walde.

Erſter Aufzug

Erſter Auftritt.

(Zimmer im Schloß zu Heimberg.)

Frau von Glorau. Louiſe. Vollmer.

Frau von Glorau

Iſt mein Bruder noch nicht zurückgekehrt?

Vollmer!

Noch nicht, gnädige Frau; der Herr Bürgermeiſter fuhr zwar heut ſchon ſehr früh aus, und wollte bei Zeiten wieder im Schloſſe eintreffen, um mir die Wirthſchaftsrechnungen dann abzunehmen, allein es iſt ſchon faſt zehn Uhr. — —

Louiſe.

Ich glaube, daß der Onkel kaum vor Abend wiederkehren wird, denn ſein Geheimerrath, Herr Geiſſel, zählt heut wahrſcheinlich ſämmtliche Bäume im Walde.

Frau von Glorau (mit leisem Drohen) Louise!

Louise.

Gewiß liebe Mutter! vorgestern besahen die beiden Herren alle Gebäude im Dorfe, der Onkel von außen, der Herr Geissel von innen; der Onkel schrieb draussen die Zahl der Fenster und Feueressen auf, und Geissel im Innern die Zahl der Thüren und Treppenstufen. Gestern haben sie die Felder und Wiesen in Augenschein genommen; Geissel hat allenthalben den Boden gekostet, dabei zwei Flaschen Wein gebraucht, um den Sand wiederum aus den Zähnen und hinunter in den Magen zu schwämmen, und hat dann die Zahl der Feldwege und Fußsteige genau aufgezeichnet.

Frau von Glorau.

Woher willst Du denn dies alles so bestimmt wissen? — Du verschonst doch Niemanden mit deinen Witzeleien.

Louise.

Ich berichte nur die reine Wahrheit. Der Oheim hat mir gestern diese trefflichen Geisselschen Flur- und Haustabellen, wie er sie nannte, mitgetheilt, damit ich mir vielleicht

Manches daraus abſchreiben möchte. Ich habe ſie aber heute früh noch zu berichtigen geſucht, habe die Feueressen und Treppenſtufen ins Flurregiſter, und die Fußſteige in die Haustabelle nachgetragen, dort alles zuſammen addirt, und ſo finden die Herren denn nun alle die Sachen hübſch beiſammen und in recht großen Summen.

Frau von Glorau.

Louiſe, Du biſt wirklich ſehr ausgelaſſen!

Louiſe.

Sei mir nicht böſe, Mutterchen! Du weißt ſchon, ich muß nun einmal lachen, wo es etwas zu lachen giebt, und kann das Necken nicht laſſen.

Frau von Glorau.

Ich habe mich wohl oft über Deine ſtets fröhliche Laune gefreut, ſie hat mir in trüber Stimmung bisweilen wohl Erheiterung und ſelbſt Troſt gewährt; aber ſie kann doch auch in Leichtſinn ausarten, wenn man in Verhältniſſen nur das Lächerliche aufſucht, die doch einen ſehr wichtigen Einfluß auf unſer

ganzes Leben haben werden; und ich kann mich deshalb eines Mißfallens nicht erwehren, daß Du hier mit Sachen Deinen Scherz treibst, die als Vorbereitungen dienen sollen, uns aus diesem lieben Orte zu vertreiben.

Louise.

Aus diesem Orte vertreiben? Also den Gedanken hast Du wirklich schon gedacht, Mutter? Du willst unser schönes Heimberg wirklich dem Onkel abtreten und mit mir fort ziehen, an einen fremden Ort? — Nein, nein! das ist nicht möglich, das kannst Du nimmer mehr! Ich kenne deine unermeßliche Güte und Liebe, die eher sich selbst, als andern weh zu thun vermag, ich habe sie bisweilen wohl selbst schon gemißbraucht; aber so weit wirst Du sie doch nicht ausdehnen, daß Du Heimberg, unser Paradies, in die kalten Hände des Oheims und seines eigennützigen Geissel's geben wirst? —

Vollmer.

Es verstößt wohl nicht gegen die schuldige Bescheidenheit, gnädige Frau, wenn auch ein alter Diener sich mit bangem Herzen die

Frage erlaubt: ob Sie denn wirklich dieſes Gut an den Herrn Bruder abtreten wollen? —

Frau von Gloran.

Sie haben ein Recht zu dieſer Frage, mein guter Vollmer, Ihre langjährigen treuen Dienſte gegen unſre Familie machen Sie zu einem Mitgliede derſelben; auch hätte ich dieſe Angelegenheit mit Ihnen doch beſprechen müſſen, ſo ſchmerzlich mir auch immer die nähere Berührung derſelben iſt. Das Teſtament des Oberſten, meines ſeeligen Oheims, enthält über den künftigen Beſitz von Heimberg keine feſte Beſtimmung; er hat mit ſeiner Milde weder meinen Bruder noch mir zu nahe treten wollen, und deshalb nur feſt geſetzt, daß wir, ſeine Erben, uns in ſeine Verlaſſenſchaft ſo theilen ſollen, daß eines von uns das Gut, das andere das baare Vermögen erhält. Deshalb haben wir uns hier verſammelt, denn die nähere Uebereinkunft hierüber hat uns der Verſtorbene ſelbſt überlaſſen. Mein Bruder will ſich jedoch nicht eher erklären, bis er den Werth des Gutes ſelbſt näher kennen gelernt haben wird.

Louiſe.

O weh! die Summe der Feueressen, Treppenſtufen und Fußſteige, wird zu anſehnlich ausfallen!

Vollmer.

Wie ich vernommen, beträgt die baare Verlaſſenſchaft des ſeeligen Herrn Obersten gegen hunderttauſend Thaler, alſo meiner Anſicht nach, weit mehr, als das Gut Heimberg ſelbſt werth iſt. Wenn Ew. Gnaden daher, nach der größern Erbhälfte greifen wollen, dann müſſen wir uns freilich alle für ſehr unglücklich halten.

Louiſe.

Mutter! um Gottes Willen Du wirſt doch nicht? —

Frau von Glorau.

Wie könnt Ihr glauben, daß ich Heimberg freiwillig aufgeben und von den lieben Menſchen hier ſcheiden möchte, um vielleicht einige tauſend Thaler reicher zu ſein. Aber mein Wille gilt ja hier nicht allein, ich muß auch nach meinem Bruder mich richten.

Louiſe.

Ja, liebe Mutter, nach dem Onkel richte Dich immer, der iſt gut, und ob er gleich das Geld ſehr lieb hat und ihn die Leute für zeizig halten, ſo hat er mir doch ſchon vieles nicht abſchlagen können; nur auf den liſtigen Geiſſel höre nicht, ich fürchte, der legt ſeine unſinnigen Haus- und Flurregiſter nicht umſonſt an!

——

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schulze Pahl.

Pahl.

Halten Sie zu Gnaden, daß ich hier ſo geradezu gehe. Aber es hat Eil; denn Noth bricht Eiſen, und alſo auch wohl das Herz, und ich komme im Namen der ganzen Gemeinde, um eine große Noth von uns abzuwenden.

Frau von Glorau.

Ihr ſeid immer gern von mir geſehen, mein lieber Pahl, und wißt, daß ich Eure Noth willig zu mindern, oder ſie wenigſtens

doch mit Euch zu theilen ſuche. Drum ſagt mir ſchnell was Ihr wünſcht.

Pahl.

Ich bin doch hier der Richter, und da iſt mir denn als Beiſitzer der hieſigen Gerichte das Teſtament unſeres ſeeligen Herrn bekannt geworden; als ich nun daraus vernahm, daß ſich die Erben in dem Gute Heimberg und in ſeinem baaren Nachlaſſe von hunderttauſend Thaler theilen ſollten, da dachte ich in meinem Sinn: der ſeelige Herr hat gut für uns geſorgt; denn nun behält die gnädige Frau das Gut, und der Herr Bürgermeiſter nimmt das Geld; und ſo hat denn ein jeder, was ihm lieber iſt, und wir behalten auch was uns längſt das Liebſte war. Aber die Sache ſcheint ſich jetzt anders drehen zu wollen, der Viceſecretarius Geiſſel dringt darauf, der Herr Bürgermeiſter ſoll das Gut nehmen und Ihnen das Geld laſſen, und der Bürgermeiſter ſcheint allen ſeinen Willen an den Secretarius abgetreten zu haben.

Frau von Glorau.

Woher wißt Ihr denn dies ſo genau?

Pahl.

Ich habe die beiden Herren ja nun drei Tage lang allenthalben herumführen müſſen; ich habe ja geſehen und gehört, wie der Secretarius einen zweimal höhern Werth bei dem Gute herauszubringen ſuchte, ſo daß man oft nicht wußte, ob man darüber lachen oder weinen ſollte.

Frau von Glorau.

Aber mein Bruder? —

Pahl.

Ja nun der glaubt Alles, was ihm der Windbeutel ſagt, und wenn ſie denn beide Pläne machten, wie das Gut künftig benutzt und die Unterthanen behandelt werden ſollten, da ging einem der Muth unter und die Augen gingen über. Dies alles iſt nun in der Gemeinde verlautbart, und ſie hat mich hierher geſchickt, die gnädige Frau doch um Gottes willen zu bitten, das Gut nicht aus den Händen zu geben, ſondern es feſt zu halten, wie eine Mutter ihr Kind feſt umklammert hält, wenn es ihr auf dem Sklavenmarkt abgekauft werden ſoll.

Frau von Glorau.

So weit iſt es ja noch nicht gekommen, mein guter Pahl! ich wünſche von Herzen bei Euch zu leben und zu ſterben; nirgends fühle ich mich glücklicher als hier, und Euer Vertrauen und Eure Liebe iſt mein Glück und mein Stolz. Deshalb hoffe ich auch ſehnlich, mein Bruder werde mir Heimberg überlaſſen; aber ich muß doch auch auf ſeine Wünſche Rückſicht nehmen, muß doch auch ſeine Gründe hören, kann ja nicht allein entſcheiden!

Vollmer.

Dann werden Sie mit Ihrer großen Güte und Milde gegen den Herrn Bürgermeiſter und gegen den ſchlauen Geiſſel nichts ausrichten. Dann werden wir Sie von uns ſcheiden ſehen und an Ihrem Reiſewagen wohl tiefer noch trauern müſſen, als am Grabe unſeres geliebten alten Herrn, den Gott zu ſich gerufen hat.

Pahl.

Was ſoll denn aus uns Allen werden, wenn Sie von uns gehen.

Vollmer.

Und die ſchönen Einrichtungen, die Sie

mit dem seeligen Herrn Obersten hier getroffen hatten, werden Sie sie fremden Händen überlassen mögen? Wo wird der Mädchenschullehrer und die Meisterin bleiben, die Sie aus Ihrer eignen Tasche für die hiesigen Kinder besoldeten? Wer wird die Armen und Kranken noch fernerhin unterstützen und pflegen, und sie heilen lassen?

Frau von Glorau.

Ich lasse ja Sie doch zurück, den ich als meinen Lehrer hierin betrachte.

Vollmer.

Mich? — O mein Gott!

Pahl.

Der Herr Bürgermeister selbst kann sich wenig um uns bekümmern, er wird doch lieber in seiner Stadt bleiben; aber, — geben Sie nur Acht, — der Geissel wird herkommen, wird hier sein Wesen treiben, und dann —

Vollmer.

Ja, dann lebe wohl Friede und Glück! rüste Dich, armes harmloses Völkchen, dann

mit den bösen Waffen der Prozesse, um Deine Ruhe und Dein Recht zu schützen, oder laufe in Zeiten davon.

Pahl.

Und Ihr, Herr Vollmer, Ihr redlicher treuer Verwalter des Euch anvertrauten Gutes, schnürt nur auch zuerst Euer Bündel und zieht mit den hier grau gewordenen Haaren in die Fremde.

Frau von Glorau.

Hört auf! Hört auf! Ihr werft mir eine Zentnerlast aufs Herz!

Pahl.

Gehen Sie nicht von uns, gnädige Frau! lassen Sie sich nicht etwa die paar tausend Thaler mehr oder weniger blenden! wir wollen es Ihnen durch Liebe reichlich wieder einbringen, und Ihre Wünsche sollen unsere Gebote sein! Bleiben Sie unsere Mutter, und lassen Sie mich nicht ohne Trost zur Gemeinde zurückkehren, denn es ist schon ein Weinen und Klagen im ganzen Dorfe! — Fräulein Louischen, ich weiß es, Sie sind ein gutes Kind, können uns nicht verlassen; legen Sie ein gutes

Wort ein, daß mir die Mama eine feſte, tröſtliche Zuſicherung giebt.

Louiſe.

Ja, liebe Mutter! ich will Dich bitten und immerfort bitten, und, bis die Sache entſchieden iſt, Dir immer mit Blicken und Worten bittend zur Seite ſtehen. An mir ſollſt Du einen guten Beiſtand gegen den Onkel haben, zeige ihm nur diesmal einen feſten Willen. Du ſelbſt gewinnſt hier ja eigentlich nichts dabei, der Onkel aber gewinnt eine größere Summe Geld, und die armen Menſchen hier behalten ihr Glück! Sei nur diesmal nicht zu gütig, weiſe nur diesmal beharrlich Alles zurück! Ich will mir auch ein ganzes Jahr hindurch alles, alles von Dir abſchlagen laſſen, Du ſollſt nicht ein Thränchen ſehen, und das will viel ſagen! —

Pahl.

Sprechen Sie kein Wort, gnädige Frau, denn ich ſehe es, das Weinen iſt Ihnen näher. Aber geben Sie mir die Hand darauf. Ich weiß denn ſchon was es heißen ſoll, und will es der Gemeinde erklären!

(Frau von Gloran reicht ihm ſchweigend gerührt die Hand.)

Pahl.

(küßt ihr die Hand.)

Ich danke, danke, Mamachen!

(er eilt ab.)

Vollmer.

Gott ſei Dank!

(Louiſe umarmt die Mutter. Eine kurze Pauſe.)

Dritter Auftritt.

Wandelhaupt, Geiſſel, und die Vorigen ohne Pahl.

Wandelhaupt.

Guten Morgen, Frau Schweſter! guten Morgen, mit einander!

Frau von Glorau.

Guten Morgen, mein lieber Bruder! Du biſt heut recht lange ausgeblieben!

Wandelhaupt.

(wirft ſich in den Lehnſtuhl.)

Freilich ſehr lange! Ach, eine Gutstaxe iſt eine ſchwere Sache! ich bin ganz erſchöpft, bin halb todt.

Louiſe

Und das ſchöne Frühſtück — —

Wandelhaupt

Soll nicht vergeblich auf mich warten, ich komme, ich komme ſchon! Aber ei, ei, ei, was iſt das Heimberg doch für ein ſchönes Gut! — Wir ſind nun endlich fertig, haben Alles zu Papier gebracht! — Du wirſt erſtaunen Schweſter!

Frau von Glorau.

Ich kenne ja Heimberg ſchon genau.

Wandelhaupt.

Kennen, ſagſt Du? Was nennſt Du genau kennen? Ich will Dir Fragen vorlegen, von denen Du auch nicht eine genau beantworten ſollſt. Aber unſer Geiſſel hier, der iſt tief eingedrungen, der hat meiſterhafte Arbeiten angelegt, vor deren Reſultaten man erſtaunen muß. Frage einmal Deine Tochter, ſie hat ſie zum Theil ſchon geſehen.

Louiſe

Sie müſſen mir es noch anmerken, lieber Onkel, wie erſtaunt ich bin! und jetzt hat Herr Geiſſel ohne Zweifel auch ein Waldregiſter entworfen?

Geiſſel.

So iſt es, mein gnädiges Fräulein! Meine ſchwachen Kräfte ſind ſo frei geweſen, ſämmtliche Bäume und Geſträuche in Quantität und Qualität auf dem Papiere zu verzeichnen. —

Frau von Glorau.

Das iſt allerdings faſt unbegreiflich.

Wandelhaupt.

Unbegreiflich wohl für Euch, für uns aber nicht. Wir haben Probegänge gehalten und hier nach das Ganze berechnet. Denn ſiehſt Du, Schweſter, man ſpreitet die Arme auseinander und geht zwei bis drei Minuten lang alſo in den Wald hinein, wo er am dichteſten iſt. Hierauf merkt man ſich die Zahl der Bäume und Geſträuche, die man auf dieſe Weiſe mit den Händen und Füßen berührt, multiplicirt dieſelbe dann mit den Minuten und Stunden, die man zum Umgehen der ganzen Waldung braucht, und hat hierdurch Alles gefunden. Die Zahl, die ſich auf dieſe Weiſe ergiebt, geht ins unglaubliche, und wer nicht etwas Mathematik verſteht, dem ſteht der Verſtand ſtille.

Louiſe.

Das habe ich längſt gemerkt!

Vollmer.

Wollen der Herr Bürgermeiſter aber nicht lieber die Holz-Manuale durchſehen, um gründlich zu erfahren was der Forſt jährlich wirklich einträgt? es dürfte dies wohl das ſicherſte Anhalten geben, denn die große Zahl der Bäume auf den Papieren könnte doch wohl trügen. —

Wandelhaupt.

Mein Herr Vollmer, erſparen Sie ſich jede Einwendung. Ich bin hier Herr, und was mich trügen möchte, davon wird ſpäterhin die Rede ſein. Gehen Sie jetzt lieber auf die Amtsſtube und legen Sie Ihre Rechnungen zuſammen, damit wir dieſelben ſogleich zur Hand nehmen können.

Vollmer.

Die Rechnungen ſind bereits geordnet.

Wandelhaupt.

Gut! Wenn denn auch dies Geſchäft überſtanden ſein wird, dann Frau Schweſter werde ich mit Beſtimmtheit meine Erklärung abgeben.

Vollmer.

Ich werde Sie alſo in der Amtsſtube erwarten.

(ab)

Wandelhaupt.

Und Ihr beide, weibliche Gemüther, ordnet das Frühſtück an einem kühlen Plätzchen im Garten; es geht wahrlich nicht länger ohne Frühſtück; eilt nur immer voraus, ich will meinem Secretarius vorher nur noch einige Winke geben, dann komme ich nach.

Louiſe.

(leiſe zu Wandelhaupt.)

Onkelchen, winken Sie aber ſo, daß der Secretarius nicht zum Frühſtück mitkommt.

Frau von Glorau.

Du wirſt uns auf der Terraſſe finden.

(beide ab.)

———

Vierter Auftritt.

Wandelhaupt. Geiſſel.

Wandelhaupt.

Geiſſel! ich werde nun nicht länger zurückhalten, ich werde kurz und unumwunden

mit der Erklärung hervortreten, daß ich das Gut behalten will. Er ſelbſt räth mir dazu, es iſt auch wirklich ein ſchönes Gut, und der Vortheil zu augenſcheinlich. Alſo — —

Geiſſel.

Alſo — Ein himmliſches Gut, eine Goldgrube, ein veritables Paradies!

Wandelhaupt.

Ich bin im Paradieſe aber ſehr müde geworden; der Wagen hier iſt eine alte ſtoßige Karrete. Das muß künftig anders werden.

Geiſſel.

Natürlich, eine Federkutſche!

Wandelhaupt.

Ganz recht! eine wohlfeile Federkutſche! Thun ihm die Ribben nicht auch weh, von der heutigen Fahrt?

Geiſſel.

Mir? — Ach, ſie möchten wohl ſchmerzen, ſie möchten laut aufſchreien, aber ich bin nun ſchon an ſo etwas gewöhnt. Was habe ich nicht bereits alles ausgeſtanden! Unter welchen Ribbenſtößen nicht ſchon die Fahrt meines Lebens gemacht — Wer in treuer Pflichterfüllung ſo harte Schickſale erdulden mußte,

wie ich, der achtet nicht mehr auf Ribbenſchmerzen.

Wandelhaupt.

Ja, eine treue Seele iſt er, das iſt wahr! Aber die Rathsdienerei iſt kein ſchlechter Poſten, und jetzt habe ich ihn noch nebenbei zum Vice-Stadtſchreiber gemacht, und ihn an meinen Tiſch gezogen, was will er mehr?

Geiſſel.

Unter Ew. Hochedlen Regierung iſt dies ein Glück, eine Wonne. Aber man wird doch nach und nach älter, ein ruhiges Mittagsbrod, eine ruhige Nacht ſind doch auch etwas werth. Meine bisherigen Tiſchgenoſſen und Hausfreunde waren gewöhnlich die eingeſteckten Vagabunden. Und wie weit kommt man bei ſolchen Verhältniſſen in der Bildung zurück! ich würde eine noch weit beſſere Feder führen, wenn ich mir die Hand nicht durch den Stock verdorben hätte!

Wandelhaupt.

Ich will es ihm glauben, denn er führt einen guten Stock.

Geiſſel.

Was hilft mir dies alles, es führt zu Gicht und Lähmungen, aber nicht zu einem ruhigen wohl verdienten Sitz. Andere die nichts gethan, als ihre fetten Suppen gegeſſen und Geld eingeſtrichen haben, werden treue Diener, werden Familienfreunde genannt — ob ſie gleich —

Wandelhaupt.

Weshalb hört er auf zu ſprechen? rede er weiter! wen meint er?

Geiſſel.

Ew. Hochedeln ſind alſo feſt entſchloſſen, das ſchöne Gut Heimberg für ſich zu behalten?

Wandelhaupt.

Ich wäre ein Narr, wenn ich es fahren ließe!

Geiſſel.

Aber die gnädige Frau kennen ihren Vortheil zu ſehr, ſie werden auch darauf beſtehen.

Wandelhaupt.

Das glaube ich nicht! die Schweſter iſt gut, ſie hat mir immer nachgegeben, und wird es auch diesmal thun.

Geiſſel.

O, ſie iſt ein Engel! aber es giebt eine Schlange im Paradieſe, die den Engel aufhetzt

Wandelhaupt.

Wer iſt dieſe Schlange? heraus mit der Sprache!

Geiſſel.

Soll ich Ihnen den Satanas erſt nennen? haben Sie ſelbſt nicht bemerkt, wer immer nur mit der gnädigen Frau und dem Fräulein zuſammen ſteckt? nur von ihnen Befehle annimmt, nur hinter Hochdero verehrten Rüken weiſe Rathſchläge zu geben weiß, und in Hochdero Beiſein verſchloſſen bleibt, wie eine verpichte Bierflaſche.

Wandelhaupt.

Er meint gewiß den Vollmer

Geiſſel.

Wahrlich, es bleibt Ihnen nichts verborgen! auch dieſen Menſchen haben Sie bereits durchſchaut!

Wandelhaupt.

Der Vollmer iſt ein Schleicher!

Geiſſel.

Ein böſer tückiſcher Menſch, der Ew. Geſtrengen ſchöne Pläne zerſtören wird; er merkt wohl, daß er ſich vor Ihrem Scharfblicke nicht halten könnte; deshalb ſetzt er jetzt alles aufs Spiel, um das Gut an die Frau von Glorau zu bringen; denn das Eigenthum der Frauen läßt ſich leicht verwalten. Ha! ha!

Wandelhaupt.

Ich glaube, Geiſſel, er hat Recht. Aber was iſt nun hier zu machen? — He! — ſo rede er doch, und blicke er nicht ſo dumm vor ſich auf die Erde!

Geiſſel.

Nicht Dummheit, verehrter Herr Bürgermeiſter, ſondern in Stumpfſinn übergehende Trauer, drückt meine Blicke zu Boden. Ein Gut, ein Rittergut von dieſem Umfange, ſoll Ihnen um dieſen Spottpreis verloren gehen. Der Herr Inſpector Vollmer behauptet zwar, die baare Verlaſſenſchaft überſtiege bei weitem den Werth des Gutes. Allerdings mag der Hochſeelige Herr Oberſte unter Vollmer's Händen das Gut ſehr ſchlecht benutzt haben; aber wer es merkan-

tiliſch ſtatiſtiſch anzuſchlagen verſteht, wie ich, kommt bald hinter den eigentlichen wahren, ſoliden Werth deſſelben. Ich will nur angeben was mir mein Gedächtniß darbietet, denn eine boshafte Hand hat mir meine Tabellen in Confuſion gebracht.

Erſtlich, einige achtzig Feueressen! — was raucht da jährlich nicht für eine Summe hindurch auf, an Suppen, Gemüſe, Fleiſch, Braten, Kaffee u. ſ. w.

Zweitens, gegen zweitauſend Treppenſtufen und gegen fünfhundert Thüren. — Wie viel trägt der ſchwache Menſch nicht auf den Treppen hinauf und hinab! und was kann er nicht alles hinter den Thüren thun und erwerben! —

Drittens, welches reiche Gewerbe wird nicht auf den ein und zwanzig Fahrwegen und ſieben und dreißig Fußſteigen hier durch das Land ziehen, und wie delikat ſchmeckt, beiläufig erwähnt, nicht der liebe Erdboden mit Moſelwein vermiſcht! — und endlich

Viertens über eine Million großer und kleiner Bäume und Geſträuche in dem Forſt! — Welch ein großer ſolider Werth!

Wandelhaupt.

Es iſt wahr, er durchſchaut die Sache genau. Es geht nicht anders, ich muß das Gut haben, ich verliere ſonſt zuviel.

Geiſſel.

Ganz recht, mein Herr Bürgermeiſter! wenn nur der Vollmer nicht wäre, dann möchte die gnädige Frau wohl zu bewegen ſein, aber dieſer Menſch — —

Wandelhaupt.

Schaff' er mir den Patron vom Halſe! Hört er? ich befehl es ihm!

Geiſſel.

Wir wollen verſuchen! — wer aber ſoll alsdann an ſeine Stelle kommen? Das Gut kann doch nicht ohne Inſpector ſo ſtehen und liegen bleiben, wie eine Wüſtung?

Wandelhaupt.

Da hat er wieder Recht! das iſt eine ſchlimme Sache. — Geiſſel, was iſt ihm? überfällt ihn wieder die Trauer? — Rede er lieber und geb' er Rath!

Geiſſel.

Es iſt ein ſchwerer Poſten, hier unter dem Bauervolke zu leben, und überdieß noch

mit dem lieben Vieh mehr umgehen zu müſſen, als mit den Menſchen ſelbſt. Allein, was thäte ein alter treuer Diener nicht für ſeinen angebeteten Gebieter?

Wandelhaupt.

Verſtehe ich ihn recht, Geiſſel?

Geiſſel.

Ich hoffe, ja wohl!

Wandelhaupt.

Er iſt ein treuer Menſch! und es ſoll für ihn geſorgt werden, ſobald ich das Gut haben werde. Aber ſchaffe er mir erſt den Vollmer weg.

Geiſſel.

Mein Herr Bürgermeiſter, ich werde unglaubliches thun! betrachten mich Hochdieſelben aber immer im Voraus als denjenigen und geruhen Sie, mir über dasjenige Hochdero Wort zukommen zu laſſen.

Wandelhaupt.

Mein lieber Herr Inſpector Geiſſel, ich verſichere Sie meines Wohlwollens!

Geiſſel.

Inſpector! — Ja, Hochverehrter, Sie ſollen von dem Inſpector Geiſſel hören! —

Wandelhaupt.

Gut! — Jetzt gehe er in die Amtsstube und nehme er dort statt meiner dem Vollmer die Rechnungen ab; aber streng sage ich, sehr streng! Ich werde indeß mit meiner Schwester frühstücken.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

(Geissel allein.)

Geissel.

Herr Inspector Geissel! — He da! nun soll es ganz anders werden, denn Du stehst jetzt am Ziele. — Die baare Verlassenschaft von hundert tausend Thaler wäre freilich ein schöner Bissen gewesen, viel fetter, als das Gut selbst. Aber diesen Bissen hätte der alte geizige Bürgermeister ganz allein hinunter geschluckt, und Geissel würde nicht mit zu Tische gesessen haben. Bei dem Gute aber wird Geisselchen zuerst speisen, recht schöne fette Suppen, und der gestrenge Herr wird nur einnehmen, was ihm Geisselchen anrichten will. Vor allen Dingen aber muß

der Vollmer aus dem Wege; vielleicht giebt die Rechnungs-Abnahme Gelegenheit, ihn in einer Schlinge zu fangen. — Wir wollen frisch ans Werk gehen! Geisselchen, paß auf! paß auf!

(geht ab.)

Sechster Auftritt.

Gottlieb. Otto.

Gottlieb.

(sieht erst verstohlen durch die Thüre.)

Ist Niemand hier? — nein! gut, nun können Sie hereinkommen!

Otto.

(kommt herein.)

Aber die Tante? wo ist denn die Tante?

Gottlieb.

Was schreien Sie denn nach der Tante, und nicht nach dem Papa? die jungen Vögelein im Walde schreien nach keiner Tante, sondern wollen nur von ihren Alten geatzt sein.

Otto.

Ach, mein lieber Gottlieb! nach meinem alten theuern Oheim möchte ich wohl schreien,

wenn er mich nur im Grabe hören könnte. Ich habe ja hier erſt erfahren, daß er todt iſt; wo ſoll ich mich nun hinwenden in meiner Angſt und Noth! Wenn Du alles wiſſen ſollteſt? —

Gottlieb.

Ja mit dem ſeeligen Onkel war's aus, Gott hat ihm ein ſanftes Ende gegeben. Ich durfte auch an ſeinem Sterbebette ſtehen, er ſagte zu mir: Gottlieb, Du biſt ein ehrlicher Junge, ſagt er, bleibe Dein Lebelang ſo und es wird Dir wohlgehen, ſagt er! und hiermit klopfte er mir noch einmal die rechte Wange, und verſchied. Da habe ich denn zu meinen Vater geſagt: Hören Sie Vater, ſagt ich, wenn Sie mir etwa zufällig einmal eine Ohrfeige geben wollten, ſagt ich, ſo ſein Sie ſo gut, und nehmen Sie lieber die linke Backe, ſagt ich, denn auf der Rechten hat mir die liebe Hand des ſeeligen Herrn den Abſchied gegeben, und den ſoll mir kein Menſch abwiſchen, ſagt ich!

Otto.

Dich hat er alſo geſeegnet, mich aber nicht! und jetzt, würde er mich jetzt wohl ſeegnen wollen?

Gottlieb.

Ja, wer weiß denn, was Sie wieder bringen? Etwas gutes wird es wohl ſchwerlich ſein.

Otto.

Auch mein Vater iſt alſo hier?

Gottlieb.

Freilich! er will ſich mit der Gnädigen in das Gut und in das Geld des ſeeligen Herrn theilen, und da kriecht er mit dem Musje Geiſſel nun ſchon ſeit drei Tagen bald rückwärts, bald vorwärts im ganzen Gute umher, als ob es ein Teich, und er ein groſſer Krebs wäre.

Otto.

Alſo an die Erbſchaft machen ſie ſich ſchon, während ich den guten alten Onkel mir noch lebend dachte? — hat er denn aber gar nicht an mich gedacht? hat er denn mir kein Andenken hinterlaſſen?

Gottlieb.

Gedacht hat er freilich noch an Sie. Er ſagte: „was ich hinterlaſſe geſeegne Gott meinen Erben, ſagt er, ich hoffe ſie werden es zu rathe halten, ſagt er, bis auf den Otto, der

zwar ein guter geſcheuter Junge, aber doch eine ſehr liederliche Fliege iſt, ſagt er.“

Otto.

Burſche, das lügſt Du! Du unterfängſt Dich — —

Gottlieb.

Junger Herr, mit dem Lügen bleiben Sie mir vom Halſe, ich lüge nicht, denn wer lügt, der ſtiehlt. Und wenn Sie keine liederliche Fliege ſind, ſo iſt es gut! aber der ſeelige Herr hats geſagt, und der log auch nicht; und weshalb ſind Sie denn wieder hier? —

Otto.

Frage nicht und mache nur, daß ich die Tante allein ſprechen kann, an wen ſoll ich mich jetzt anders wenden? Sage ihr, es ſei ein Fremder hier, aber verrathe ja niemanden, daß ich es bin.

Gottlieb.

Das geht nicht, die Gnädige frühſtückt mit dem Papa im Garten und es ſoll ſie Niemand ſtören.

Otto.

So rufe mir Deinen Vater hierher! auch dem kann ich mich anvertrauen.

Gottlieb.

Geht auch nicht! der hält Abrechnung mit dem Musje Geiſſel.

Otto.

Aber lieber, goldner Gottlieb! meine Ruhe, mein Glück, meine Ehre beruht darauf, ich muß ihn auf der Stelle ſprechen! Du biſt ja mein alter lieber Spielkammerad, ſei jetzt mein Freund, mein Retter!

(er will ihn umarmen.)

Gottlieb.

Links gehalten! küſſen Sie mich nicht auf die rechte Backe, die iſt ſchon beſetzt und zwar beſſer. Aber wenns freilich Glück und Ehre gilt — — Da kommt der Vater ja ſelbſt.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vollmer.

Vollmer.

Sieh da, junger Herr! Willkommen!

Otto.

Mein liebſter Herr Vollmer, Sie kommen wie gerufen.

Vollmer.

Ich erfuhr in dieſem Augenblicke, daß Sie in einer eben nicht paſſenden Geſellſchaft hier angekommen und im Gaſthofe abgetreten wären, und daß man Sie geheimnißvoll und ängſtlich nach dem Schloſſe hätte ſchleichen ſehen. Deshalb ſuche ich Sie auf, denn ich fürchte, Sie bringen uns eben nichts Erfreuliches.

Otto.

Ach, ich komme diesmal in ſchrecklicher Verlegenheit! Wo finde ich nun Rath und Hülfe, da mein treuſter Freund, mein Schutzengel in der Noth nicht mehr iſt?

Vollmer.

Ja, wir haben den edlen Herrn begraben. Noth haben Sie ihm allerdings oft gemacht, und ſo konnte er denn auch Ihr Schutzgeiſt in der Noth ſein; aber verlaſſen ſind Sie doch nimmermehr, Sie haben ja noch einen Vater.

Otto.

Nein! nein! der Vater darf nichts wiſſen, er iſt hart, geizig, unerbittlich, ich habe ihm nicht als Sohn nahen dürfen!

Vollmer.

Seine Strenge hätten Sie durch Ihr Betragen wohl oft verdient.

Otto.

Kann sein! Aber liebster Herr Vollmer, nur jetzt keine Vorwürfe, denn die kostbare Zeit verstreicht, und über meinem Haupte hängt ein Schwert. Sie haben mich ja sonst auch lieb gehabt, nehmen Sie Sich meiner an, wo ich so verlassen vor Ihnen stehe.

Vollmer.

Was wollen Sie denn eigentlich? —

Otto.

Ich habe wieder aufs neue Schulden gemacht, ich habe gespielt, habe mit andern viel aufgehen lassen, bin so immer tiefer hineingerathen, und endlich — ach, mein liebster Vollmer! — ich habe meinen alten Wirth geschlagen, als er mich mit harten Worten an meine Schuld mahnte.

Vollmer.

Wie? — den alten ehrlichen Schneidermeister haben Sie geschlagen, der Ihnen so unzählige Gefälligkeiten erwiesen hat, der Sie pflegte, als Sie krank waren, den haben Sie

geſchlagen, weil er nur ſein Recht von Ihnen gefordert hat? — Otto! Otto! es iſt weit mit Ihnen gekommen! — da kann ich nicht helfen!

Gottlieb.

Hatte denn der Schneiderpapa nicht etwa einen aufrichtigen Sohn, der ſich ſeiner angenommen, und ihm geholfen hätte?

(Er macht die Pantomine des Schlagens.)

Otto.

Ei wohl, die Söhne eben, die wollen nun alles entdecken, und eine ausführliche Klage beim Herrn Rector einreichen, wenn ich nicht ſofort ihren Vater zufrieden ſtelle.

Vollmer.

Da haben die Söhne vollkommen recht, und ſind noch ſehr mild gegen Sie.

Otto.

Wo aber ſoll ich das Geld nun hernehmen? Zu Fuße bin ich die zehn Meilen hergerennt, aber der Marqueur aus dem goldnen Löwen, wo ich immer gefrühſtückt und Billard geſpielt habe, und der älteſte Schneidersſohn ſind mir nachgelaufen, weil ſie fürchteten ich könnte ihnen davon gehen. Hier in Heimberg wollte ich mich dem geliebten On-

kel nun in die Arme werfen, er ſollte mich retten, nur dies eine Mal noch retten, und er würde mich nicht verſtoßen haben, aber er iſt todt — todt! — und wenn ich das ſchuldige Geld nicht heute noch meinen Begleitern auszahle, ſo will der eine zurück zum Rector laufen, und alles anzeigen, und der andere hier auf dem Schloſſe Lärm ſchlagen, und Sie kennen den Herrn Rector, Sie kennen meinen Vater.

Vollmer.

Die Sache ſteht allerdings ſehr ſchlimm! Wie hoch beläuft ſich denn aber die Summe?

Otto:

Ich brauche wenigſtens hundert Thaler. — —

Vollmer.

Ei das iſt viel, ſehr viel! und eine ſolche Summe haben Sie leichtſinnig durchgebracht?

Gottlieb.

Mit hundert Thalern kann man drei tüchtige Ochſen kaufen.

Otto.

Ja doch! Ja doch! Aber rechnet nur jetzt nicht, ſondern helft mir aus der Noth! Lieber alter Vollmer, bei dem Andenken

Ihres ſeeligen Herrn laſſen Sie mich nicht in der Angſt vergehen! geben Sie mich nicht der Strafe, der Schande Preis! Ich will von jetzt an gewiß ordentlich, gut, fleißig ſein; am Grabe meines lieben Onkels will ich Beſſerung geloben, und mich durch dieſe letzte harte Prüfung reinigen laſſen.

Vollmer.

Otto, Sie thun mir wirklich leid! aber wie ſoll ich helfen, wo ſoll ich das Geld hernehmen? — ich habe es nicht.

Gottlieb.

Höre, Vater, laß mich einmal einen Vorſchlag thun! Ich kann den Otto nicht ſo verzweifeln ſehen, wir haben uns von Jugend auf gekannt, haben manchen ſchönen dummen Streich mit einander gemacht, und er iſt immer gut und herzlich gegen mich geweſen. Jetzt bricht mir das Herz bei ſeiner unbändigen Noth und Du weißt, wenn ich einmal ins Weinen gerathe, dann will es was ſagen! Nimm Du die hundert Thaler einſtweilen aus der Wirthſchaftskaſſe, da haſt Du ja Geld genug darin. Ich laſſe ſie mir auf die zweihundert Thaler abrechnen, die mir

der ſeelige Herr als ſeinen Pathen vermacht hat, und die mir die Erben ja doch auszahlen müſſen.

Vollmer.

Ich darf ſolche Zahlungen nicht willkührlich aus der Kaſſe leiſten.

Gottlieb.

Ja doch, Du darfſt, Vaterchen! ich laufe zur Gnädigen, zupfe ſie ein paar Mal am Rocke und ſage ihr, daß ich mein Geld haben muß, wenn ich mir nicht das Leben nehmen ſoll. Sie iſt viel zu gut, ſie wird dir die Anweiſung zur Zahlung geben, und ſo iſt die ganze Geſchichte abgemacht.

Otto.

O, mein lieber, treuer, herzens Gottlieb!

Gottlieb.

Liebſter Vater, mache es ſo, ich bitte Dich ſelbſt um Gotteswillen! Gieb die hundert Thaler, daß wir den Schneider und Marquer damit auszahlen, ich ſchaffe Dir die Anweiſung von der Gnädigen, verlaß Dich darauf!

Vollmer.

Es ſei! Ihnen zu Liebe will ich deinen Vorſchlag erfüllen, mein ehrlicher Sohn, ob ich es gleich nicht ſollte. Aber dann, Otto, gehen Sie auch in ſich! Gedenken Sie dieſer Stunde, wenn Ihnen wieder die Verführung naht, und wenden Sie Ihre ſchönen Kräfte und Geiſtesgaben an, die Hoffnungen zu erfüllen, die unſer edler Wohlthäter von Ihnen ins Grab genommen hat.

Otto.

Vater Vollmer! mein liebſter Gottlieb!

Gottlieb.

Laſſen Sie doch das Geküſſe und ſchonen Sie mir die rechte Backe, oder — —

Vollmer.

Kommt nur, nehmt das Geld und befriedigt die Gläubiger! ich darf bei der Rechnungsabnahme nicht länger fehlen, und hier im Nebenzimmer vernehme ich ſchon die Stimme Ihres Vaters! Du aber Gottlieb ſchaffſt mir ſofort die Anweiſung.

(alle ab.)

Achter Auftritt.

Frau von Glorau. Wandelhaupt. Louiſe.

Frau von Glorau.

Ich habe wahrlich nicht geglaubt, lieber Bruder, daß unſere Wünſche hier ſo hart zuſammen treffen könnten.

Wandelhaupt.

Ei, warum giebt mir meine liebe Frau Schweſter nicht nach? —

Frau von Glorau.

Gern würde ich es thun, läge hier nicht zu viel für mich in der Wagſchaale. Seit dem Tode meines Gatten habe ich hier bei unſerm lieben Oheim gewohnt, hier habe ich meine Tochter erzogen, hier die Ruhe meiner Seele wieder erlangt, hier einen höheren Beruf gefunden! Für mich iſt Heimberg alſo wirklich eine Heimath geworden, Dir iſt es immer fremd geblieben; ich hänge feſt an dieſem Plätzchen, feſt an den Menſchen, die hier wohnen; und weil die letztern auch mich lieben, ſo darf ich ſie nicht verlaſſen.

Wandelhaupt.

O, ich liebe Heimberg und ſeine Bewohner auch ganz entſetzlich.

Louiſe.

Aber, liebſter Onkel, dieſe wahrhaft entſetzliche Liebe iſt doch erſt jetzt entſtanden; früherhin liebten Sie ſo ſtille weg, daß man es gar nicht recht merken konnte, und das war doch viel bequemer.

Wandelhaupt.

Hat ſie mir ins Herz geſehen, Mamſell? —

Louiſe.

Und das wiſſen Sie noch nicht? — Ganz tief habe ich hineingeſehen, und erkannt, wie gut mein lieber Onkel iſt, und wie er mich eigentlich im Stillen viel lieber hat, als das ganze Heimberg.

Wandelhaupt.

Da biſt Du ſehr im Irthume begriffen.

Louiſe.

Und wie er aus milder Liebe zu uns, die entſetzliche Liebe zu dieſem Gute aufgeben wird.

Wandelhaupt.

Er wird kein Narr ſein!

Louiſe

Deſto mehr aber ein guter Bruder, ein lieber Onkel, den ich recht innig liebkoſen will.

Wandelhaupt.

Mädchen laß mich ungeſchoren.

Louiſe.

Das haben Sie mir ſchon im Garten beim Frühſtück geſagt, und da bin ich denn auch mäuschen ſtill geweſen, denn Sie hatten dort mehr zu thun, als mit mir zu ſprechen. Jetzt aber ſind alle die häßlichen Sachen niedergeſchluckt, die uns dort im Wege ſtanden, jetzt darf ich mich mit dem lieben Onkel ſatt ſprechen und darf ihn jetzt bitten, ſo herzlich innig bitten — —

Wandelhaupt.

Gieb dir keine Mühe! ich beſtehe feſt auf das Gut! ich muß einen Ort haben, wo ich mich bisweilen von meinen vielen Geſchäften erholen kann.

Frau von Glorau.

Dieſen Ort findeſt Du eben hier, wenn Du uns beſuchſt. Mit offenen Armen wollen wir Dich hier empfangen, mit dankbar treuen

Herzen Dir alle Freude zu machen ſuchen, Du alſo verlierſt nichts.

Louiſe.

Wir aber verlieren ja Alles, Alles! Oder ſoll ich mit leichtem Herzen aus dem Zimmer gehen, das mich aufwachſen ſah? Mit leichtem Herzen mein Gärtchen mit ſeinen Blumen und Blüthenſträuchern die ich gepflegt, die alten Linden mit ihren geheimnißvollen Schatten, und die Gräber meiner Lieben verlaſſen? ſoll ich von den Menſchen hier ſcheiden, die — —

(ſie wendet ſich weinend ab.)

Frau von Glorau.

Faſſe Dich Louiſe!

Louiſe.

(wendet ſich ſchnell lächelnd um.)

Ich bin gefaßt, liebſte Mutter! wie könnte auch der liebe Onkel nein ſagen, wenn wir ihn ſo innig bitten.

Wandelhaupt.

Ich werde aber doch nein ſagen, denn ich habe einen Sohn, auf den ich bedacht ſein muß.

Louise.

Und meine Mutter hat eine Tochter, die auch alle Rücksicht verdient Ihr liebes Ottchen braucht Geld, Louischen aber braucht für sich und die Mutter ein stilles Asyl, und so ist ja beiden lieben Kindern geholfen.

Frau von Glorau.

Endlich muß ich Dich auch darauf aufmerksam machen, daß nach dem Urtheil aller Wirthschaftsverständigen des seeligen Oheims baare Verlassenschaft weit mehr beträgt, als das Gut werth ist. Du gewinnst also, und meine Wünsche sind um so uneigennütziger.

Wandelhaupt.

Du sprichst von Gewinn, von Wirthschaftsverständigen? — Das mögen wohl Herr Vollmer und seine Freunde sein. Der Gutsanschlag meines Geissel aber lautet ganz anders, und wie Du Vollmern hörst, so will ich Geisseln hören.

Louise.

Also Herr Geissel? da sollte man doch einmal mit dem lieben Herrn Geissel sprechen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Geiſſel.

Wandelhaupt.

Nun Geiſſel, iſt er fertig mit der Rechnungsabnahme? hat alles ſeine Richtigkeit?

Geiſſel.

Werde gleich damit zu Stande ſein, mein Herr Bürgermeiſter! es bedarf nur noch einer einzigen kleinen Auskunft. Haben Ew. Geſtrengen ſeit dem Tode des ſeeligen Herrn Oberſten irgend eine vorſchußweiſe Zahlung aus der Wirthſchaftskaſſe empfangen? —

Wandelhaupt.

Nicht einen Groſchen.

Geiſſel.

Wie denn aber die gnädige Frau?

Frau von Glorau.

Eben ſo wenig.

Geiſſel.

Auch in den letzten Tagen nicht?

Frau von Glorau.

Durchaus nicht, es würde ja ſonſt eine Quittung von mir vorhanden ſein.

Geiſſel.

Ganz recht! Ich bitte daher, damit ich die Rechnungen gehörig ſchließen kann, daß Sie beide die Gnade haben, dies Bekenntniß: „keine Gelder empfangen zu haben!“ — unterſchreiben zu wollen, damit ich es als Hauptbeleg den Rechnungen anfügen kann.

(er übergiebt ein Papier, ſie leſen und unterſchreiben es beide.)

Geiſſel.

Und nun mein geſtrenger Herr Bürgermeiſter, erbitte ich mir Hochdero Gegenwart nur auf einen Augenblick in der Amtsſtube.

Wandelhaupt.

Ich gehe, und wenn ich zurückkehre, ſollt Ihr meine cathegoriſche Antwort vernehmen.

(mit Geiſſel ab.)

Zehnter Auftritt.

Frau von Gloran. Louiſe. Bald darauf

Gottlieb.

Louiſe.

Mit Vorſtellungen und Bitten erlangt man hier nichts, das iſt gewiß! alſo bitten

laſſen Sie uns nicht mehr, denn es thut mir zu weh, Sie meine theure Mutter, ſo kalt zurück gewieſen zu ſehen.

Frau von Glorau.

Mit Scherz und Spott wird aber noch weniger ausgerichtet, man erbittert die Leute nur, ſtatt ſie unſern Wünſchen geneigt zu machen.

Louiſe.

Es erhält doch aber bei guter Laune, und die iſt hier nöthig, ich würde ſonſt vor weinen kaum ſprechen können. Der Onkel iſt es jedoch nicht, der hier ſelbſt gegen ſeinen Vortheil auf das Gut beharrt, — nein, es iſt Geiſſel, und der will beſtimmt einen Plan zu ſeinem eignen Vortheil dabei ausführen. Einer ſolchen Liſt möchte ich wohl auch Liſt entgegen ſetzen, und es käme darauf an, wer dann das Spiel gewönne. —

Gottlieb.

(ſchaut herein.)

Iſt es unterthänigſt erlaubt? —

Frau von Glorau.

Komm doch herein, ehrlicher Gottlieb, ich habe Dich heut noch nicht geſehen.

Gottlieb.

Ja! — ich hatte Beſuch!

Louiſe.

Ich will wünſchen, daß Dir Dein Beſuch weniger Noth gemacht hat, als uns der unſrige.

Gottlieb.

Je nun, von wegen der Noth, mit der könnte ich meines Theils nun auch ſchon zufrieden ſein. Aber ich habe noch eine Bitte auf dem Herzen.

Frau von Glorau.

Nur hervor damit.

Gottlieb.

Sie iſt aber unbändig groß, Sie werden davor erſchrecken.

Louiſe.

Wir ſind jetzt an alles gewöhnt, und erſchrecken nicht mehr vor großen Bitten.

Gottlieb.

Nun alſo — Sie wiſſen doch, daß der ſeelige Herr geſtorben iſt, wir haben ihn begraben, und haben alle ſo ſehr dabei geweint — —

Frau von Glorau.

Ich ſollte ja nur Deine Bitte hören.

Gottlieb.

Alſo — der Seelige war mein Pathe, und hat immer etwas auf mich gehalten, und hat mir auch in ſeinem Teſtamente zweihundert Thaler vermacht, das werden Sie wiſſen.

Frau von Glorau.

Allerdings, zweihundert Thaler gehören Dir!

Gottlieb.

Alſo — und nun paſſen Sie auf, nun kommt die Bitte: — Ich will mein Geld jetzt haben! —

Frau von Glorau.

Es ſollen alle Legate in dieſen Tagen ausgezahlt werden.

Gottlieb.

Nein! ſo haben wir nicht gewettet, ich muß mein Geld gleich haben, ich brauche es in dieſer Minute, es kann nichts helfen! und da komm ich denn zu Ihnen, gnädige Frau, Sie ſollen mir eine Anweiſung auf die Wirthſchaftskaſſe geben, damit es Vater gleich auszahlen kann, ich will auch jetzt mit der Hälfte zufrieden ſein.

Frau von Glorau.

Wozu brauchſt Du jetzt ſo viel Geld? Ich muß erſt mit Deinem Vater ſprechen, ob dieſer es zugeben will!

Gottlieb.

Ei, was da, was da! machen Sie keine Umstände! Mit dem Vater können Sie jetzt nicht reden, der sitzt in den Klauen des Musje Geissel, und mit mir sollen sie hernach reden, so viel sie wollen.

Frau von Glorau.

Ich kann ja die Anweisung auch nicht allein ausstellen, mein Bruder hat ja gleiche Rechte mit mir auf die Kasse.

Gottlieb.

Allerliebste gnädige Frau, machen Sie doch wegen der paar Zeilen nicht solches Aufhebens. Sie schreiben ja oft Stundenlang und die Finger thun Ihnen nicht weh, so werden sie doch für den armen Gottlieb drei Zeilen schreiben können? — Fräulein Louischen, ich bitte Sie doch um Gotteswillen, schieben Sie die Mama hinten nach, ich werde vorn ziehen, daß wir sie nur erst zum Schreibtisch bringen.

(er faßt Frau von Glorau bei der Hand und zieht sie zum Schreibtisch.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Wandelhaupt. Geiſſel.

Wandelhaupt.

Halt! was iſt das? — Gewalt? — Burſche, Du willſt Dich an Deiner Herrſchaft vergreifen?

Geiſſel.

Dahinter ſteckt ein furchtbares Complott, Vater und Sohn — Diebſtahl, vielleicht Mord!

Frau von Glorau.

Nein doch, lieber Bruder, es iſt ja nichts!

Wandelhaupt.

Geiſſel, arretire er den Burſchen auch! halte er ihn feſt!

Louiſe (ſtellt ſich vor.)

Ich laſſe den Gottlieb nicht arretiren, er hat nichts Böſes gethan! Geben Sie ſich keine Mühe, Herr Geiſſel! Gottlieb, lauf! lauf!

Geiſſel.

Das Fräulein ſchützt den Verbrecher? Aber mein Arm faßt durch!

Gottlieb.

Ja! faßt ihn nur, faßt ihn nur! Wir ſpielen hier Fuchs und Henne! Schön guten Morgen, Herr Geiſſel.

(er entläuft und winkt Louiſen, indem er das Zimmer verläßt, dieſe folgt ihm.)

Geiſſel.

Warte Burſche! Du ſollſt es büßen müſſen!

Frau von Glorau.

Aber meine Herren, was miſchen Sie ſich denn hinein? es iſt ja gar nichts.

Wandelhaupt.

Nichts! ſagſt Du? gar nichts! — Der Hallunke, der Vater, iſt ein Betrüger, es fehlen hundert Thaler in der Wirthſchaftskaſſe, und der Sohn vergreift ſich an ſeiner Herrſchaft! iſt das nichts?

Frau von Glorau.

Wie? die Rechnungen wären nicht richtig? es fehlte Geld in der Kaſſe?

Wandelhaupt.

Ja, hundert Thaler fehlen! Der Patron war erſt trotzig genug zu behaupten, er hätte das Geld an Dich gezahlt, bis ihm denn Geiſ-

ſel unſer letztes hier unterzeichnetes Bekenntniß vor die Augen hielt.

Frau von Glorau.

Das muß durchaus eine Irrung ſein, denn Vollmer iſt — —

Wandelhaupt.

Ein Schleicher, ein Betrüger, deſſen Entlarvung wir nur den ausgezeichneten Verdienſten meines Geiſſel verdanken! Und was wollte der ungeſchliffene Gottlieb hier? —

Frau von Glorau (halb für ſich.)

Wenn ich Gottlieb's Benehmen und ſeine dringende Heftigkeit erwäge, ſo weiß ich wirklich kaum, was ich davon denken ſoll?

Wandelhaupt.

Ich habe bereits für Dich gedacht, gehandelt, Frau Schweſter. Vollmer abgeſetzt, arretirt, den Gerichten übergeben. In meinem guten Geiſſel ſtelle ich Dir aber hier den neuen Inſpector vor.

Frau von Glorau.

Bruder, Du haſt zu raſch gehandelt!

Wandelhaupt.

Zu raſch? kann die Gerechtigkeit zu raſch geübt werden? ſoll die Inſpectorſtelle hier unbeſetzt bleiben, und kennſt du einen Würdigern dazu als Geiſſel? —

Geiſſel.

Ich habe mich aus Liebe zu Hochdero Familie beſtimmen laſſen, das mühvolle Inſpectorat hier zu übernehmen, und den intereſſanten Aufenthalt in der Stadt mit dem öden Landleben zu vertauſchen.

Frau von Glorau.

Ich kann meine Zuſtimmung hierzu nicht eher geben, bis ich nicht ſelbſt mit Vollmer geſprochen habe. Wie möchte ich ihm zutrauen daß er, ohne irgend ein Recht, ſich auf mich berufen würde.

Geiſſel.

Vor dem erſten Verhör, wird aber mit Ew. Gnaden Erlaubniß, wohl Niemand mit dem Inquiſiten ſprechen dürfen.

Wandelhaupt.

Nein! durchaus nicht! Es iſt ja auch ſchon alles erwieſen; er iſt abgeſetzt!

Frau von Glorau.

Nun ſo erkläre ich hiermit, daß ich dennoch an Vollmers Unſchuld glaube, und daß ich, wie auch die Sachen ſtehen mögen, alles für ihn erſetzen will.

Wandelhaupt.

Gut, der Defect ſoll Dir auf Deinen Antheil angerechnet werden, aber der Strafe kann Vollmer nicht mehr entgehen.

Geiſſel. (zu Wandelhaupt.)

Vielleicht würden Ew. Geſtrengen ſich geneigter zeigen, dieſe allerdings ungewöhnlichen Wünſche zu erfüllen, wenn die Gnädige auch gegen Dero Wünſche — —

Wandelhaupt. (winkt Geiſſeln, daß er ihn verſtecke.)

Ja! Höre Schweſter, meinetwegen, Dir zu Liebe will ich den Betrüger Dir ausliefern, dem ſonſt das Zuchthaus gewiß iſt, mache mit ihm was Du willſt, aber verzichte nun auch mir zu Liebe auf dies Gut.

Frau von Glorau.

Welche Bedingungen!

Geiſſel (heimlich.)

Recht, mein Herr Bürgermeiſter! Laſſen Sie nicht nach, denn jetzt muß Alles entſchieden werden; und da Vollmer bei Seite geſchafft iſt, werden wir hoffentlich bald am Ziele ſein.

Louiſe

(herein eilend.)

Lieber Oheim! die Bauern wollen den Vollmer mit Gewalt befreien! Gottlieb hat Hülfe gerufen, es iſt unten ein großer Spectakel!

Wandelhaupt.

I da ſoll ja das Wetter! — — Geiſſel ſpring er hinunter, treibe er das Volk zu Paaren, damit ſie begreifen, was ein Bürgermeiſter zu ſagen hat.

(Louiſe zieht die Mutter bei Seite, ſpricht heimlich mit ihr, und ſcheint ihr zu erzählen, was ihr Gottlieb anvertraut hat. Geiſſel ſpricht mit Wandelhaupt auf der andern Seite.)

Geiſſel.

Sein Sie unbeſorgt, mein Herr Bürgermeiſter! ich werde Friede ſtiften und mit meinem braunen Freunde (er zeigt auf den Stock.) Dero Huldigung allhier vorbereiten. Aber ziehen Sie nun auch hier alle Regiſter; wo Strenge

und Beharrlichkeit nichts hilft, da muß List zum Siege führen.

Wandelhaupt

Das ist gerade meine Sache.

Geissel.

Bedenken Hochdieselben, daß Sie mich bereits zum Inspector ernennt. —

Wandelhaupt.

Geh er nur, ich habe schon alles bedacht.

(Geissel ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Geissel.

Frau von Glorau.

Die Sache mit Vollmer steht anders, ich habe mich näher davon unterrichtet und überzeugt, daß er jene hundert Thaler wirklich für mich gezahlt, jedoch noch keine Quittung erhalten hat. Ich werde diese ihm nachträglich ausstellen, und bitte ihn seines Arrestes zu entlassen.

Wandelhaupt.

Daraus wird nichts! das sind Winkelzüge! wenn Du das Geld erhalten hättest, würdest Du Dich wohl vorhin schon darauf besonnen haben. Jetzt ist diese Behauptung ein Falsum, macht die Sache noch schlimmer, und verwickelt auch Dich mit hinein. Ich werde verlangen, daß Dir ein Eid darüber abgenommen werde.

Frau von Glorau.

Bruder! wie kannst Du so gegen mich handeln? —

Louise.

Treiben Sie die Sache nicht zu weit, mein Onkelchen! sonst könnten Sie in diese Verwickelung wohl auch mit hinein gewickelt werden, und Ihnen würde ein solches Wickelband sehr lästig vorkommen.

Wandelhaupt.

Ei was, ich treibe die Sache nun aufs Aeußerste! wenn Du mir nicht im Guten weichen willst, so sollt Ihr mich ganz anders kennen lernen!

Frau von Glorau.

Je mehr ich Dich hier von einer neuen Seite kennen lerne, um deſto weniger kann ich Dir jetzt das Gut überlaſſen. Du biſt ganz in den Händen Deines heimtückiſchen Geiſſel, und wie würde der hier mit den guten friedlichen Menſchen umgehen, wie würde er recht abſichtlich alles zerſtören, was ich ſorgſam aufgebaut habe. Du würdeſt es nicht hindern, denn Du ſcheinſt gar keinen eignen Willen mehr zu haben.

Wandelhaupt.

Keinen eignen Willen? das will ich Dir zeigen! Du willſt mir alſo nicht weichen? willſt mir nicht das Gut abtreten? Wohlan, ſo magſt Du wohnen bleiben! Ich aber werde wieder heirathen, ein recht böſes Weib werde ich heirathen, mit ihr ziehe ich dann ein, und wollen wir ſchon ſehen! wer hier Herr ſein und den andern vertreiben wird!

Louiſe.

Onkel! Sie werden doch nicht den Sperling ſpielen wollen, der die armen Schwalben aus dem Neſte beiſt?

Wandelhaupt.

Ja, das will ich!

Frau von Glorau.

Störe doch nicht unſer geſchwiſterliches Verhältniß mit ſo rauher Hand. Laß uns endlich zum Ziele kommen. Meine herzlichen Bitten bewegen Dich nicht, ſo mag denn das Schickſal entſcheiden, — wir wollen looſen.

Wandelhaupt.

Looſen! ſagſt Du? — Nein, ich looſe nicht! Die Weiber looſen gern, ſie haben Glück dabei, ich aber habe noch niemals etwas gewonnen. Nein, ich looſe durchaus nicht!

(ein Bedienter meldet, daß das Mittageſſen angerichtet ſei.)

Wandelhaupt.

Angerichtet, ſagt das Menſchenkind! Gut, mich hungert zwar ſehr, denn der Aerger zehrt, aber ich kann nicht eher mit Euch einen Biſſen eſſen, bis wir nicht im Reinen ſind; nein, ich will lieber verhungern!

Frau von Glorau.

Mein Bruder, ſei doch nicht ſo hart!

Louiſe.

Geben Sie einem Vorſchlag Gehör, der alles froh und freundlich löſen könnte! Kommen Sie jetzt zu Tiſche, Onkelchen! und laſſen Sie es ſich recht gut ſchmecken; beim Deſert

ſuche ich Ihnen denn eine große dicke Mandel aus, Sie eſſen mit uns ein Vielliebchen, und wer dem Andern morgen zuerſt einen guten Morgen bietet, der behält das Gut.

Wandelhaupt.

(für ſich.)

Vielliebchen eſſen? — Da kommt die Liſt und der Verſtand in Arbeit. Wo es mit Strenge nicht geht, ſoll Liſt angewendet werden, ſagt Geiſſel, alſo — —

Frau von Glorau.

Die Sache ſcheint mir doch viel zu ernſt, für einen ſolchen Scherz!

Wandelhaupt.

Wie? zu ernſt? — Nein, ich ſtimme bei! ich eſſe mit Euch ein Vielliebchen, und morgen früh ſei's entſchieden; jedoch unter der Bedingung, daß Geiſſel in dem Vielliebchen mit eingeſchloſſen ſein muß.

Louiſe.

Auch das, aber dann bin auch ich mit eingeſchloſſen, und kann auch ſtatt der Mutter den entſcheidenden guten Morgen bieten.

Wandelhaupt.

Es mag ſein, ich will Euch ſchon faſſen.

Louiſe.

Alſo topp! — Mutterchen! bitte, bitte, willige ein, ſo wird die Sache doch endlich ohne Groll ſich löſen!

Frau von Glorau.

Wenn Du es wünſcheſt, Bruder, habe ich nichts dagegen, obgleich es mir faſt unmöglich iſt, aus dieſer Sache einen Scherz zu machen!

Wandelhaupt.

Deſto beſſer, ſo machen wir es mit Louiſchen allein ab; nun aber kommt zu Tiſche, daß wir uns bis zum Vielliebchen durcheſſen.

Louiſe.

Guten Morgen, Vielliebchen!

Wandelhaupt.

Ja, ſchön guten Morgen, Vielliebchen!

(Indem alle abgehen fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer der Frau von Gloran.)

Otto. Gottlieb.

Otto.

(zu Gottlieb, der eben hereintritt.)

Haſt Du die Tante geſprochen? wird Sie denn endlich bald kommen und mich von meiner Angſt um Deinen Vater befreien?

Gottlieb.

Ja, ſie wird gleich hier ſein! Weil das Abendbrod heut gar kein Ende nehmen wollte, ſo lauſchte ich im Nebenzimmer. Mit dem Eſſen waren ſie längſt fertig, aber der Papa und der Muſje Geiſſel hatten einen großen Punſchnapf vor ſich, ſchenkten unbändig ein, und wollten, daß die Gnädige und Fräulein auch Beſcheid thun ſollten, und wenn ſich dieſe beiden zierten, dann machte Geiſſel einen Spectakel und beide ſchrieen dann immer: Vivat

Vielliebchen! — ich möchte nur wissen, was das für ein Mensch sein muß der Vielliebchen!

Otto.

Weiß denn die Tante — —

Gottlieb.

Ich habe ihr durch Louischen einen Wink geben lassen. Aber junger Herr, nun gehen Sie auch in sich, und machen Sie Alles wieder gut!

Otto.

Ich will ja! Dein Vater wäre längst schon gerechtfertigt, wenn mich Geissel nicht abgehalten hätte. Aber die Tante soll Alles erfahren, sie soll mir rathen was ich thun, und wie ich Dir lohnen soll, Gottlieb, daß Du mein Retter warst.

Gottlieb.

Bleiben Sie mir mit Ihrem Lohn vom Leibe! es ist nur gut daß ich Ihr Retter bin, denn so durfte ich Ihnen nichts thun. Als Musje Geissel aber meinen Herzevater wegen der hundert Thaler arretirte, da kribbelte mir es höllisch in den Fingern, und ich hätte große Lust gehabt mit dem Marqueur und

dem Schneidergeſellen auf Ihrem Rücken Puff zu ſpielen.

Otto.

Du unterfängſt Dich, Gottlieb?

Gottlieb.

Ei was, unterfangen! Wenn der Vater unſchuldig arretirt iſt, unterfängt ſich der Sohn Alles. Aber Sie haben mir einmal weiß gemacht, ich wäre Ihr Retter und da wollte ſichs doch nicht thun laſſen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Glorau.

Louiſe.

Otto.

Ach, meine liebe, theure Tante!

Frau von Glorau.

Otto! Otto! wie ſehe ich Dich wieder!

Otto.

Ja, ich komme als ein Flüchtling, aber Sie werden mich nicht verſtoßen. O, mein liebes Louischen, hilf mir bitten, daß Deine Mutter mir wieder verzeiht!

Frau von Glorau.

Wie oft hat unser seeliger Oheim Dir schon verziehen, und Dich aus drückenden Verlegenheiten gerettet! Du bist aber ein zu leichtsinniger Mensch, der fortwährende Güte mißbraucht, und redliche Freunde ins Unglück zieht! Du verdienst eigentlich keine Nachsicht, sondern harte Strafe!

Otto.

Bin ich denn nicht gestraft genug? Habe ich mich nicht von meinen groben Gläubigern verfolgt hierher flüchten müssen? Sehe ich nicht den redlichen Mann der sich meiner angenommen, sogar deshalb, und weil er edelmüthig geschwiegen hat, im Gefängniß? steht nicht der simple Bursche hier jetzt als mein Retter da? —

Gottlieb.

Na! da hören Sie es, das ich der Retter bin! Aber eben deswegen müssen Sie auch nun nichts mehr von Strafe reden. Er hat das Seinige gekriegt, und wenn ich nun einmal der Retter bin, so will ich auch der Retter bleiben.

Louiſe.

Ehrlicher Gottlieb!

Gottlieb.

Aber hört einmal Alle! ſchafft mir nun den Vater aus dem Loche, oder ich ſchmeiſſe Feuer ins Neſt und hole mir den Vater aus den Flammen. Es iſt Nacht, alles legt ſich ſchlafen, und den Vater ſein Bette ſteht leer!

(er weint.)

Louiſe.

Weine nicht Gottlieb! warte nur noch wenige Stunden, dann wollen wir den Vater ſelbſt befreien!

Otto.

Ich habe nicht warten, ſondern als ſie Vollmern ins Gefängniß führten, zu meinen Vater hinſtürzen, ihm alles bekennen, und ſo den guten Vollmer der mir zu Liebe ſchwieg, rechtfertigen wollen! Aber Geiſſel, an den ich mich zuerſt wendete, hielt mich davon zurück; er beſchwor mich, meinen Vater, der ſehr böſer Laune ſei, jetzt nicht zu nahen, ſondern lieber auf der Stelle nach der Schule zurückzueilen. Er ſelbſt wolle Vollmern ſchon durchzuhelfen ſuchen.

Frau von Glorau.

Darauf rechne nicht! Geiſſel hat ihn recht gefliſſentlich verdächtig gemacht, denn wo bliebe auch ſonſt der neue Inſpector, wenn Vollmer gerechtfertigt wäre!

Otto.

Der neue Inſpector! — iſt denn Vollmer abgeſetzt?

Frau von Glorau.

Dein Vater hat Geiſſeln dazu ernannt.

Otto.

Gehört denn Heimberg nicht Ihnen? Der ſeelige Onkel kann es ja doch Niemandem anders vermacht haben, als nur Ihnen?

Frau von Glorau.

Nein, er hat nicht darüber entſchieden!

Louiſe.

Und iſt Dir's denn nicht lieb Otto, wenn Dein Vater dies ſchöne Gut erhält. Dann brauchſt Du Dich nicht mehr als ein Flüchtling hier einzuſchleichen, dann wird es einſt Dein Erbe.

Otto.

Und was nimmt denn die Tante als Entſchädigung dafür?

Louiſe.

Was anders, als die baare Verlaſſenſchaft.

Otto.

Ach nein, liebe Tante! thun Sie das ja nicht! nehmen Sie das Gut, und laſſen Sie dem Vater das Geld. Ich weiß es, der Vater vertraut dem eigennützigen Geiſſel nur zu ſehr, und wie würde dieſer mit Heimberg ſchalten, wie die armen Menſchen hier drücken, und Alles was Sie ſo ſchön hier eingerichtet, zerſtören, wenn er Inſpector bliebe. Heimberg würde ſich bald nicht mehr ähnlich ſehen. Nein, Tante, das können Sie nicht zulaſſen! Sie dürfen ſich von dieſem Orte nicht losſagen! Laſſen Sie dem Vater das Geld, und nehmen Sie das ſchöne Fleckchen Erde. Der Vater wird dann ruhiger ſein, Geiſſel wird ihn weniger betrügen können; und auch mir iſt das Geld lieber, ich will es nicht leichtſinnig verſchwenden, aber vor mir liegt Gottes ſchöne Welt, ich will ſie ſehen, will wandern, reiſen, ſo weit mich meine Sehnſucht fortzieht, und will freie Wahl behalten mir eine Heimath zu ſuchen.

Louiſe

Genug! genug! wir ſind einig! Ich mußte Deine Meinung erſt hierüber wiſſen. Jetzt kann ich frei und getroſt handeln, und morgen früh ſoll Alles, ſo Gott will, glücklich entſchieden ſein. Aber nun liebe Mutter, verzeihen Sie dem Otto auch, er hat bisweilen wirklich recht vernünftige Augenblicke, und ein gutes Herz.

Gottlieb.

Gnädige Frau! ich bitte auch! hören Sie, ich bitte auch!

Otto.

Liebe theure Tante!

Frau von Glorau.

Ich will glauben, daß Du Dich beſſern wirſt, will Deinem Vater den Aerger, Dir die Vorwürfe erſparen, und jene hundert Thaler diesmal für Dich zahlen.

Gottlieb.

Schönen Dank! daraus wird nichts! Ich bin einmal der Retter und will's auch bleiben; es iſt auch viel beſſer ſo; denn wenn dem jungen Herrn das Schuldenmachen einmal wieder ankäme, dann wird er denken:

die reiche Tante nicht, ſondern der arme Gottlieb hat mir ſein Geld gegeben, und wenn er dies denkt —

Otto.

Dann wird er vor aller weitern Verführung geſichert ſein.

Louiſe.

Aber, liebes Mutterchen, es iſt ſchon ſpät! Ich muß mit Gottlieb noch wichtige Dinge abreden, denn das Vielliebchen iſt gegeſſen und die Schickſalswaage ſchwankt!

Frau von Glorau.

Louiſe! was haſt Du übernommen! bedenke was Alles an der Ausführung dieſes Scherzes hängt!

Louiſe.

Laß mich nur machen! Ein fröhlicher Sinn, und ein frommer Wille werden mir ſchon zum Siege verhelfen! Führe Du den Otto auf ſein Schlafſtübchen, erzähle ihm Alles, geh aber vor Mitternacht ja nicht ſchlafen, denn ich müßte Dich ja ſonſt wieder aufwecken. Du aber, Gottlieb, komm mit mir, Du ſollſt mir helfen!

Gottlieb.

Nun, wenn ich erſt an's Helfen komme —

(ſie gehen alle ab.)

Dritter Auftritt.

(Verwandlung. Wandelhaupt's Schlafzimmer. Wandelhaupt allein, in Schlafrock und Nachtmütze, er raucht Tabak und ſitzt an einem Tiſche, auf welchem ein großer Bierkrug, unter demſelben aber noch ein Korb mit Bierflaſchen ſteht.)

Wandelhaupt.

(ein Brief in der Hand.)

Schöne Nachrichten! die fehlen noch um einem in dieſem Wirrwar den Kopf ganz confuſe zu machen. — Die Schweſter, erpicht auf das Gut wie ein Tiger; die Louiſe, eine wahre Hexe; denn ſeit ich das verdammte Vielliebchen gegeſſen, iſt mir ſo bange als ob ich einen Zaubertrunk im Leibe hätte, — und endlich hier der Otto, mein einziges Kind, auf und davon gegangen, wahrſcheinlich Schulden halber! Ich unglücklicher Mann! für was ſoll ich nun zuerſt ſorgen, wo nun zuerſt hinfaſſen: nach dem Gute, oder nach dem Kinde? —

Vierter Auftritt.

Wandelhaupt. Geiſſel.

Geiſſel.

Jetzt iſt Alles beſorgt, mein Herr Bürgermeiſter! Alles!

Wandelhaupt.

Hat er auch ſeine fünf Sinne noch beiſammen? — Er hat hölliſch tief in den Punſchnapf geguckt.

Geiſſel.

Ich konnte Ew. Geſtrengen ja unmöglich allein in dieſer gefährlichen warmen Strömung laſſen. Und was die fünf Sinne anbetrifft, ſo wollte ich lieber von ſechſen ſagen; denn die Pfiffigkeit, der ſechſte Sinn, iſt eben durch den Punſch recht wach und warm geworden.

Wandelhaupt.

Es thut auch Noth, denn das verdammte Vielliebchen — —

Geiſſel.

Nein das treffliche Vielliebchen! Sie hätten keinen herrlichern Einfall haben können,

als die Entſcheidung auf dieſes Kunſtſtückchen zu ſetzen!

Wandelhaupt.

Meint er wirklich? — ich dachte auch ſo; denn vergleichen wollte ſich die Schweſter nicht; mit Drohungen war nichts auszurichten; aufs Looſen mochte ich mich nicht einlaſſen, alſo — —

Geiſſel.

Alſo zur Pfiffigkeit die Zuflucht genommen, da alle anderen Seelentugenden nicht zureichten, und was die Pfiffigkeit veranſtaltet hat, ſollen Sie jetzt gleich hören.

Wandelhaupt.

Setze er ſich, und berichte er!

Geiſſel. (ſetzt ſich.)

Ew. Geſtrengen haben alſo ein Vielliebchen mit Fräulein Louiſen von Glorau geſpeiſt?

Wandelhaupt.

I freilich! aber es ſitzt mir noch hier oben!

Geiſſel.

Wer von Ihnen nun alſo dem Andern morgen früh zuerſt einen guten Morgen zu-

ruft, hat das Vielliebchen und mithin das Gut gewonnen?

Wandelhaupt.

Ja doch, ich weiß es ja!

Geiſſel.

Nun entſteht aber die große Frage: Wann beginnt das Morgen? —

Wandelhaupt.

Die große Frage löſt ſich mit der kleinen Antwort abthun: das Morgen beginnt wenn ich aufſtehe.

Geiſſel.

Mit nichten! dann könnte Fräulein Louischen noch früher aufſtehen, und uns den Rang ablaufen. Wir müſſen das Morgen alſo weghaſchen, ſobald es jung wird, und da nach alt-herkömmlicher Weiſe das liebe Morgen anfängt, ſobald das liebe heute in der Mitternacht zwölf Uhr geſchlagen hat, ſo — — merken Sie die Pfiffigkeit?

Wandelhaupt.

Es iſt mir bald ſo.

Geiſſel.

Alſo ſehen Sie, nur deshalb habe ich Ew. Geſtrengen und die Damen ſo lange bei

dem Punſchnapf aufgehalten, bis ſich wenigſtens über die letztern eine Art langweiliger Schläfrigkeit zu verbreiten ſcheine. Sie ſehnten ſich nach den Betten, liegen nun ſchon auf den verehrten Ohren, der Punſch wirkt, und ſie werden nicht zwölf Uhr ſchlagen hören. Wir aber wollen nicht zu Bette gehen. — —

Wandelhaupt.

Menſch! wenn ich das aushalten werde, nach ſolcher Anſtrengung!

Geiſſel.

Es wird ſchon gehen. Einmal iſt keinmal, wir legen uns dann erſt fröhlich zu Ruhe, wenn wir geſiegt haben. Aber hören Dieſelben nur weiter: Am Eingange des Corridors, der zu dieſem Zimmer führt, habe ich unſern alten Rathskutſcher mit ſeiner großen Peitſche poſtirt, und ihm befohlen: bei Todesſtrafe keinen Menſchen zu uns zu laſſen, ſondern Alles unbarmherzig niederzuhauen; denn man könnte jedoch wohl auch uns etwa überraſchen wollen und die Pfiffigkeit. — —

Wandelhaupt.

Natürlich! — nur weiter! —

Geiſſel.

Nur der Nachtwächter ſoll durchgelaſſen werden; er iſt bereits gewonnen; und da ſich alle Welt hieſelbſt nach der Uhr auf dem hieſigen Kirchthurme richtet, welche man hier im Zimmer nicht ſchlagen hört, ſo ſoll der Nachtwächter Schlag zwölf Uhr allhier erſcheinen, uns verkündigen: es ſei nun morgen! und ſo uns gleichſam als zuverläſſiger Zeuge dienen. Ich habe ihm dafür eine fürſtliche Belohnung verheißen, denn die Pfiffigkeit ſagt — —

Wandelhaupt.

Schon gut! ſehr gut! aber weiter!

Geiſſel.

Mit des Nachtwächters Laterne ſchleichen wir uns dann zuvörderſt zu der Gnädigen Schlafzimmer. Es wird aber verſchloſſen ſein!

Wandelhaupt.

Das wäre dumm! was hilft nun mein Gutenmorgen Geſchrei draußen? man muß ſich ja dabei ſehen, ſo iſt's ausgemacht!

Geiſſel.

Ganz recht, wird aber ſchon kommen! Ew. Geſtrengen ſtehen alſo mit dem Kutſcher

vor der Thür, trommeln tüchtig daran und rufen: „guten Morgen Vielliebchen!“

Wandelhaupt.

Das soll nicht fehlen!

Geissel.

Der Feind erwacht, springt aus dem Bette, merkt blos auf diesen Angriffspunkt, zittert und hält sich hinter Schloß und Riegel sicher. Ich aber stehe indeß mit dem Nachtwächter unter den Fenstern, er hält die Leiter, ich steige leise hinauf, stoße plötzlich eine Fensterscheibe ein, fahre mit der Laterne in's Zimmer, rufe: guten Morgen Vielliebchen! und wir haben das Spiel gewonnen!

Wandelhaupt.

Geissel, er ist ein sehr gescheuter Mensch! Das Vielliebchen ist gewonnen, das schöne große Gut ist mein!

Geissel.

Ich gratulire devotest, und bringe Ew. Hochedeln zuerst meine Huldigung dar!

Wandelhaupt.

Ich danke! — Kilian Wandelhaupt, Consul zu Storchheim, Erb-Lehn- und Ge-

richtsherr auf Heimberg! — Das klingt gar nicht übel!

Geiſſel.

Und Adam Geiſſel! Olim Rathsdiener und Vice-Stadtſchreiber zu Storchheim, dermalen herrſchaftlicher Wandelhaupt'ſcher General-Inſpector zu Heimberg Wohlgeboren.

Wandelhaupt.

Herr General-Inſpector Geiſſel, bitten Sie Sich eine kleine Gnade aus!

Geiſſel.

Mein gnädigſter Herr! ich ſtehe mich als Inſpector gar zu ſchlecht! Das traurige Beiſpiel liegt vor, der unglückliche Vollmer hat aus Hunger ſtehlen müſſen, ich bitte um Zulage!

Wandelhaupt.

Ich bewillige Ihnen, Ihrer ſehr treuen Dienſte wegen, fünf Thaler Zulage mit dem Beding: daß von morgen an der ſechſte Sinn wieder abgelegt werden muß!

Geiſſel.

Werde unvergeſſen ſein, und ſo weit thunlich den ſechſten Sinn quiesciren laſſen.

Wandelhaupt.

Dieſe Sache wäre ſonach völlig im Reinen; aber eine andere liegt mir noch ſehr ſchwer auf dem Herzen. Der Rector der Schule in Boxberg ſchreibt hier an mich, und frägt, ob mein Sohn bei mir angekommen ſei? Er wird dort vermißt, und man glaubt, er ſei Schulden halber entlaufen.

Geiſſel.

Ottchen? der wird ſchon wiederkommen! Dergleichen Kleinigkeiten dürfen Ew. Geſtrengen jetzt nicht beunruhigen, wo alle Gedanken nur auf einen einzigen wichtigen Punkt gerichtet ſein müſſen.

Wandelhaupt.

Kleinigkeiten? — Menſch! er hat keine Kinder! er weiß nicht, welche Angſt ein Vater um ſeinen Sohn hat! Ich habe mich oft von ihm zur Härte gegen meinen Otto verleiten laſſen.

Geiſſel.

Habe ich denn nicht nur immer in Ew. Geſtrengen Auftrag die Strafbriefe ſchreiben müſſen?

Wandelhaupt.

Sie haben mein Kind aber von mir abwendig gemacht! Der ſeelige Onkel hier galt ihm als Vater, zu ihm hatte er Vertrauen, vor mir nur Furcht; den Onkel beſuchte der Junge immer, zu mir kam er niemals; und da der Onkel nun todt iſt, läuft er in die Welt, oder vielleicht gar ins Waſſer.

Geiſſel.

Verehrter Herr Bürgermeiſter, beruhigen Sie Sich! mir fällt eben ein, daß ich heute einen durchreiſenden Weinhändler geſprochen, der wollte Ottchen auf einer kleinen Fußreiſe begegnet ſein; der junge Herr iſt gewiß ſchon auf dem Rückwege nach Boxberg begriffen. Wenn wir erſt hier im Reinen ſind, will ich ſelbſt hinreiſen, dem jungen Herrn den Kopf waſchen, und Alles wieder in Ordnung bringen.

Wandelhaupt.

Wenn nur der Weinhändler — —

Geiſſel.

Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, der junge Herr iſt wieder auf dem Rückwege begriffen.

Wandelhaupt.

Nun ich will mich jetzt zu beruhigen suchen. Ich fühle mich aber zu sehr angegriffen, und da der Kutscher draußen Wache steht, — und der Nachtwächter kommen wird, — und da die Uhr noch nicht zwölf geschlagen hat, und der Punsch allemal sehr schläfrig macht, — — und da dies ein sehr mühevoller Tag war, und ich noch viele Kräfte brauchen werde, — und da wir die heutige Nacht durchwachen wollen, — und mir's besonders in den Augen drückt, — so will ich sie ein wenig zu schließen suchen. Paße er indeß auf, Geissel, und wenn der Nachtwächter kommt, so stoße er mich an, aber leise!

Geisse!.

Werde nicht ermangeln, wird aber bald geschehen müssen, indem die zwölfte Stunde nicht mehr ferne ist.

(Wandelhaupt schlaft ein. Geissel setzt sich eine Mütze auf, zündet eine Pfeife an, schenkt sich Bier ein, scheucht dem Bürgermeister bisweilen die Fliegen, und geht dann wieder schweigend im Zimmer umher. Endlich, nachdem er überzeugt ist, daß Wandelhaupt fest schlaft, sagt er:

Ein großes Tagewerk liegt hinter uns. Vollmer ist gestürzt und ich stehe an seiner

Stelle! Der junge Herr iſt zurückſpedirt; denn der hätte noch gefehlt, um ſich etwa mit dem Herrn Papa jetzt auszuſöhnen. Das kann vielleicht ſpäterhin geſchehen, doch nur durch meine Hände. Alles iſt im beſten Gange, die Sache endigt mit einem Spaße: ſo kannſt Du aus vollem Halſe lachen, Geiſſel; denn Du wirſt doch endlich einmal zu etwas ordentlichem gelangen. Unſer lieber Bürgermeiſter hier mag ſchlafen, mit zugemachten, oder offenen Augen ſchlafen, — wir wollen dafür ſorgen, ihm die Schlafmütze recht tief über die Ohren zu ziehen.

(man hört das Nachtwächterhorn blaſen.)

Ha! das iſt die Parole! der Nachtwächter kommt, der Seiger hat zwölf Uhr geſchlagen. — Herr Bürgermeiſter! — Herr Bürgermeiſter!

Wandelhaupt (auffahrend.)

He da! was ſoll ſein? — Guten Morgen! guten Morgen!

Geiſſel.

Noch nicht! noch nicht! ermuntern Sie ſich. Der Nachtwächter kommt, wir müſſen uns zum Angriff rüſten!

(Während ſich Wandelhaupt die ſchlaftrigen Augen reibt, und Geiſſel die Pfeife wegelegt, und noch einmal aus dem Bierkruge trinkt, öffnet ſich die Thüre: Louiſe tritt ein als Nachtwächter verkleidet, mit Laterne, Spieß und Nachtwächterhorn, nachdem ſie noch einmal zur Thüre herein geblaſen hat.

Louiſe (zu Wandelhaupt mit lauter Stimme.)

Schön guten Morgen Vielliebchen!

(Sie wirft die Verkleidung ab.)

Wandelhaupt.

Alle Wetter!

Geiſſel.

Ich bin des Todes!

Louiſe.

Alſo, guten Morgen Vielliebchen! — Die Uhr hat zwölf geſchlagen, der neue Tag hat begonnen, die Wette iſt gewonnen!

Wandelhaupt.

Geiſſel, er iſt mit ſeiner Pfiffigkeit ein Schaafskopf.

Geiſſel.

Der Kutſcher draußen iſt an Allen Schuld, und der Nachtwächter hat uns verrathen; ich bringe Sie leide um's Leben.

Wandelhaupt.

Laß er's gut ſein, er kriegt ſonſt von den beiden Kerls noch Prügel obendrein!

Geiſſel.

Ein ſolcher Spaß, iſt ein dummer Spaß, er gilt nichts, es iſt Betrügerei!

Wandelhaupt.

Halte er's kluge Maul! hat er nicht auch betrügen und ſogar in die Fenſter einſteigen wollen?

Louiſe.

Ein Scherz war erlaubt; ich habe Ihr Wort, lieber Onkel, und das werden Sie nicht brechen?

Wandelhaupt.

Nein, Wort halte ich, aber dies iſt mein letztes, es wird bald mit mir aus ſein!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Sterau. Gottlieb.

Gottlieb.

Hier bring ich die Mama! wir haben gewonnen! Juchheiſa!

Frau von Glorau.

Sei mir nicht böse, Bruder! Verzeih dem frohen Mädchen, daß es Dich überliſtet, da es Dich nicht erbitten konnte!

Wandelhaupt.

Die Weiber ſind Schlangen! nehmt denn alles hin, aber laßt anſpannen, daß ich fort komme, ehe es Tag wird. Geiſſel packe er ein!

Geiſſel.

Ich werde aber Ew. Geſtrengen wohl leider nicht begleiten können, denn Hochdieſelben haben mich einmal zum Inſpector hier ernannt, und werden durch Hochdero Vermittelung Ihr Wort doch auch hier in Ehren zu halten ſuchen.

Frau von Glorau.

Reiſen Sie unbeſorgt Herr Geiſſel! Ich kann Sie hier nicht ferner gebrauchen; denn Vollmer iſt und bleibt Inſpector bei mir.

Gottlieb.

Adje! Mudje Geiſſel!

Frau von Glorau.

Du aber, mein liebſter Bruder, verlaß mich nicht ſogleich! Deine Abreiſe wäre mir ja ein ſchmerzliches Zeichen Deines Unwillens.

Louiſe.

Nun iſt ja aller Streit vorbei, und nun erſt können wir Ihnen recht unbefangen die größten Beweiſe unſrer Liebe geben.

Wandelhaupt.

Ich kann nicht bleiben! das Gut iſt verloren, mögt Ihr's haben! Aber meinen Otto will ich nicht verlieren, er hat Schulden gemacht, iſt von der Schule fortgelaufen, wer weiß wohin! Geiſſel wollte mich zwar beruhigen, aber ich bin nicht ruhig, ich will ſelbſt nach Boxberg reiſen, denn es iſt mein einziges Kind!

(Frau von Glorau giebt Gottlieben einen Wink, worauf dieſer fortellt.)

Frau von Glorau.

Und wenn er nun wirklich aus Leichtſinn Schulden gemacht, und wenn nun ein redlicher Freund die Schulden faſt mit Aufopferung

des eignen guten Rufes bezahlt hätte, um Deinen Sohn aus Schande und Schmach zu retten!

Wandelhaupt.

Sprich! was weißt Du davon?

Frau von Glorau.

Und wenn selbst Schmähungen und Gefängniß den Mann nicht bewogen hätten, Deinen Sohn zu verrathen, und Dir Aerger und und Gram aufzubürden.

Wandelhaupt.

Dann würde ich dem braven Mann die Hand drücken und mein Junge sollte ihm die Hand küssen! Aber Schwester, wo ist denn Otto? Du weißt es gewiß! Wo ist mein Sohn?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Otto. Gottlieb.

Otto.

(stürzt dem Vater zu Füßen.)

Hier bin ich, mein Vater!

Wandelhaupt.

Böser Junge, was hast Du gemacht!

Otto.

Verzeihen Sie mir, die Tante weiß, wie ich bereue!

Frau von Glorau.

Ja, ich hoffe gewiß, er wird sich bessern.

Wandelhaupt.

Hast Du Schulden gemacht?

Otto.

Wohl habe ich es gethan!

Wandelhaupt.

Und wer ist der Mann, der Dich aus der Noth gerettet haben soll?

Otto.

Es ist Vollmer, und hier sein Sohn!

Gottlieb.

Sie sind eine rechte dumme Klatsche!

Otto.

Mit den hundert Thalern aus der Kasse, die sich Gottlieb auf sein Legat auszahlen ließ, hat er die Gläubiger, die mich bis hierher verfolgten, abgewehrt. Und um Sie nicht zu kränken und mir die Strafe zu ersparen, hat er still Alles erduldet; denn Geissel ließ

ihm ja nicht Zeit, die Sache durch die liebe Tante auszugleichen.

Wandelhaupt.

Du aber konnteſt das ruhig mit anſehen, und konnteſt ſchweigen? Pfui!

Otto.

Ich habe ja Geiſſeln Alles anvertraut, er aber rieth mir zu ſchweigen, und lieber auf der Stelle zurückzukehren; denn Ihr Zorn ſei furchtbar, und er müſſe erſt Zeit gewinnen, um die Sache zu vermitteln.

Louiſe.

O ja! er hat ſo lange vermittelt, bis der Onkel ihn zum Inſpector ernannte, und Vollmern abſetzte.

Geiſſel.

Ich muß recht ſehr bitten — —

Wandelhaupt.

Er hält das Maul!

Otto.

Ach! und die Briefe, die Geiſſel in Ihrem Namen an mich ſchrieb, waren immer

ſo hart; kein Wunſch, keine Bitte wurde erfüllt, ich durfte ja nicht mehr nach Hauſe kommen, denn Sie hatten es mir ja ausdrücklich unterſagt. — Ich war verſtoßen! Wie hätte ich es wagen können, Ihnen Alles zu entdecken!

Wandelhaupt.

Geiſſel, er iſt ein ſechsſinniger Schurke! Jetzt durchſchaue ich ihn! Er wollte mich in ſeinen Händen behalten, ich ſollte Niemand haben, außer ihm. Wir werden uns näher ſprechen!

Geiſſel.

Ich bin unſchuldig, — jene Briefe — —

Wandelhaupt.

Ich will ſie alle ſelbſt leſen, er ſoll keine mehr ſchreiben. Jetzt gehe er, und ſage er dem Eſel, dem Rathskutſcher, er ſolle den Schuft Geiſſel nach Hauſe fahren! Marſch! —

(Geiſſel geht ab.)

Ich aber bleibe noch bei Euch, Kinder, will meine baare Erbſchaft ordnen, und nun Euer Gaſt ſein. Denn weil nun kein Streit mehr unter uns iſt, den der Hallunke wohl

zu unterhalten wußte; und weil ich nun meinen Jungen wieder habe, wollen wir noch ein paar fröhliche Tage verleben. — Und nun gute Nacht, Vielliebchen! Wenn es Tag wird, will ich mich beim Vollmer bedanken!

(Der Vorhang fällt.)

Ernſt v. Houwald.

VI.

Erinnerung

an

unvergeßliche Menſchen.

„Die Stätte, die ein großer Menſch betrat,
„Iſt eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
„Ein Wort und ſeine That dem Enkel wieder!"

J. G. I. Frenzel sc.

Villa di Cicero.

Mit dieſen Worten habe ich Euch, mein lieben Leſer, im erſten Theile dieſer Bilder, bereits zu mehreren ſolchen Stätten hingeführt, und habe Euch gezeigt, wo Horaz und Mäcenas einſt wohnten, wo Naumann geboren, Körner erzogen wurde, wo Schiller dichtete, und endlich wo Göthe jetzt noch lebt. — Auch jetzt ſollt Ihr mir wieder die Hand reichen, und mit mir zu einigen ſolchen Orten wallfahrten, welche durch die Erinnerung an große unvergeßliche Menſchen geheiligt ſind.

Die Villa des Cicero.

Die Geſchichte wird Euch gewiß ſchon den Namen des Marcus Tullius Cicero genannt haben, der als Staatsmann und beſonders als Redner einer der ausgezeichnetſten Männer des alten Rom war, und der 106 Jahre vor Chriſtus geboren wurde; viele vor Euch kennen unſtreitig auch ſchon die

Schriften, welche wir von ihm noch besitzen und die in der Art des Ausdruckes sowohl, als auch in ihrem innern Gehalte immer als Muster gelten werden. Hier erblickt ihr nun die Gegend bei Arpinum, wo jenes Landhaus stand, dem Cicero in Hinsicht auf seine reizende Lage den Vorzug vor allen seinen übrigen Besitzungen gab. In seinem Werke von den Gesetzen spricht er sich selbst darüber aus und sagt dort an einer Stelle, daß er nicht satt werden könne das herrliche Arpinum zu betrachten. — Uebrigens war dieses Landhaus sein väterliches Erbe und sein Geburtsort; deshalb ist es der Nachwelt auch besonders wichtig geblieben, und man hat in neuerer Zeit alle Mühe angewendet, die Stätte wieder aufzufinden, auf der jene längst verfallene und von der Erde verschwundene Villa stand.

Man glaubt diese Stelle zwischen den Städten Sora und Arpino am Ufer des Flusses Garigliano, dort, wo er den Fluß Fibrenus aufnimmt, angeben zu können. Mehrere Trümmer, die man in der Nähe eines jetzt daselbst erbauten Klosters gefunden hat,

hält man mit Bestimmtheit für die Ueberreste jener merkwürdigen Villa, und viele Reisende besuchen diesen Ort, um hier das Andenken jenes unsterblichen Mannes zu feiern, und hier wie er es einst that, auch die Natur zu bewundern, die trotz der vielen Jahrhunderte, welche dazwischen liegen, immer noch in gleicher Schönheit ihre Landschaft vor ihnen ausbreitet.

Albrecht Dürer's Grab

auf

dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg.

Von den wenigen Ueberresten der zerfallenen Villa eines merkwürdigen Römers, führe ich Euch, meine lieben Leser, zu dem kleinen Hause des größten deutschen Künstlers älterer Zeit, zu dem Grabe Albrecht Dürer's.

Er war eines Goldschmidts Sohn in Nürnberg und wurde daselbst am 20. May 1471. geboren. Sein früh sich entwickelndes außerordentliches Talent für die Zeichnenkunst und Malerei bewog den Vater, der ihn bisher in seiner Profession selbst unterrichtet hatte, ihn zu dem damals besten Maler in Nürnberg, zu Michael Wohlgemuth, in die Lehre zu geben, wo er sich im Zeichnen, Malen, Kupferstechen und Holzschneiden üben sollte. Nachdem er hier drei Jahre ausge-

C. Madeleß del.

Albrecht Dürers Grab
auf dem St. Johannis Kirchhof vor Nürnberg.

ten, und während dieser Zeit gar viel von
übrigen Gesellen seines Meisters erduldet
te, unternahm er eine Reise durch Deutsch-
d und die Niederlande, bis Venedig; wo er
längere Zeit aufhielt, und bedeutende Fort-
ritte in seiner Kunst machte. Nach einer
rjährigen Abwesenheit rief ihn sein Vater
rück, und verheirathete ihn mit Agnes der
chter des Mechanikers Hans Frey zu
ürnberg. — Diese Heirath aber, die er nur
s Liebe und Gehorsam zu seinem Vater
loß, begründete das Unglück seines Lebens;
nn Agnes war ein zwar schönes, aber
ses, mißtrauisches, habsüchtiges Weib, das
n Werth ihres Gatten als Mensch, wie als
ünstler, nicht faßte, sondern ihn nur immerfort
r Arbeit antrieb, um durch ihn Geld zu
werben; und das je nachgiebiger und milder
selbst war, ihn nur um desto strenger und
honungsloser beherrschte. Er unternahm spä-
rhin noch einmal eine Reise nach Italien
nd den Niederlanden, vervollkommnte sich hier
och mehr durch das Anschauen fremder Kunst-
erke, und die nähere Bekanntschaft gleich-
eitiger großer Meister, wie z. B. Raphael

Sanzio, und Lucas van Leyden, mit denen er innige Freundschaft schloß; und erlangte endlich weit und breit einen solchen Ruhm, daß nicht allein alle Gelehrte und Künstler ihn ehrten und liebten, sondern daß auch der deutsche Kaiser Maximilian I. ihn zu seinem Hofmaler ernannte, und Kaiser Carl V. ihm außerdem noch ein adeliges Wappen verlieh. Kaiser Maximilian erließ seinetwegen sogar folgendes denkwürdige Schreiben an die Stadt Nürnberg:

„Maximilian von Gottes Gnaden,
„Erwählter Römischer Kaiser!“

„Ehrsame, Liebe, Getreue! nachdem unser
„und des Reiches getreuer Albrecht Dü-
„rer in den Zeichnungen, die er uns zu unse-
„rem Vorhaben gemacht, guten Fleiß bewiesen,
„und sich dabei erboten hat, auch ferner alle-
„wege also zu thun, worüber wir ein beson-
„deres Wohlgefallen haben; auch weil derselbe
„Dürer, wie wir allerwärts vernommen, in
„der Kunst der Malerei vor allen übrigen
„Meistern berühmt wird; — so sind wir da-

„durch bewegt worden, ihn mit unſerer Gnade „ganz beſonders zu fördern, und wir begeh„ren demnach von Euch mit ernſtlichem Willen, „Ihr wollet uns zu Ehren den gedachten „Dürer bei Euch von allen gemeinen Stadt„anlagen, als Angeld, Steuern u. ſ. w. be„freien, in Hinſicht auf unſere Gnade und „auf ſeine berühmte Kunſt, die er bei Euch „billig genießen ſoll. Und ihr werdet uns „ſolche Forderung in keinem Wege abſchlagen, „wie ſich denn ſolches auch uns zu Gefallen „und zur Förderung einer ſolchen Kunſt wohl „geziemt. Daran thut Ihr unſere Meinung „u. ſ. w.

Außerdem, was Albrecht Dürer in ſeiner Kunſt als Maler, Kupferſtecher, Bildhauer, und Holzſchneider Bedeutendes leiſtete, ſchrieb er auch noch mehrere ſehr achtbare Werke über die Geometrie, die Perſpective, die Fortifikation und über die Proportion des menſchlichen Körpers.

Was er ſeinen Zeitgenoſſen galt, beſagt folgendes Urtheil, welches einer derſelben gleich nach ſeinem Tode über ihn ausgeſprochen; es heißt darin:

„Dieser Albrecht Dürer hatte solche „vielfältige Gaben, daß er von der Geo„metrie, der Perspective, der Fortifica„tion, und Symetrie wunderliche Dinge „durch den Druck an den Tag bringen „konnte; es war also dieser Künstler ein „freier Erfinder, guter Zeichner auf Holz „und Papier; ein tüchtiger Maler von „Oelfarben, Wasserfarben, Miniatur, und „Gummifarben, auf Holz, Tuch, Ge„mäuer, Papier, Pergament, und dergl.; „ein guter Bousstirer, Bildhauer, von „Holz und Stein, klein und groß, ganz „und halb, rund, und wie man es nur „immer erdenken und begehren möchte. „In Summa in allen der Malerei an„gehörigen Stücken und Theilen war er „ein solcher vortrefflicher Mann, der„gleichen man nicht weiß, daß einer vor „ihm sollte gelebt haben, und ist auch „bis daher kein solcher erfunden worden. „Aber die vornehmste Ursache, warum „Albrecht Dürer vor andern so hoch „hervorgezogen und gelobt wird, ist, „daß wohl welche gefunden werden, die

„dem Dürer in einem Dinge gleich
„sein möchten, es hat aber keiner von
„ihnen alle die mannigfaltigen Dürer's
„Gaben!“

Dürer starb am 6. April 1528. im sieben und funfzigsten Lebensjahre, von allen seinen Zeitgenossen innig betrauert, zumal es kein Geheimniß geblieben war, das der tiefste Herzenskummer, den ihm sein Weib verursacht, seinen frühern Tod herbeigeführt hatte.

Sein treuster Freund, der berühmte Nürnbergische Rathsherr Wilibald Pirkheimer, schrieb folgendes über seinen Tod an Johann Tscherte in Wien, Baumeister Kaiser Carls V.

„Ich habe wahrlich an Albrechten
„der besten Freunde einen, den ich auf
„Erdreich gehabt, verloren, und dauert
„mich nichts höher, als daß er so eines
„hartseligen Todes verstorben ist, wel-
„chen ich, nach Verhängniß Gottes, nie-
„mandem als seiner Hausfrau zusagen
„kann, die ihm sein Herz eingenagen
„und dermaßen gepeiniget hat, daß er
„sich schneller von hinnen gemacht, denn

„er war ausgedorrt wie Stroh und „durfte keinen guten Menschen mehr su„chen, oder zu den Leuten gehen. Also „hatte das böse Weib seine Sorge, das „ihr doch wahrlich nicht Noth gethan; „zu dem hat sie ihn Tag und Nacht an„gelegen und zu der Arbeit härtiglich „gedrungen, blos darum, daß er Geld „verdiente und ihr das ließe so er stürbe, „denn sie allerweg verderben hat wollen, „wie sie es denn noch thut, unangesehen, „daß ihr Albrecht bis in die 6000 „Gulden Werth gelassen hat. Aber da „ist kein Genügen und in Summa ist sie „allein seines Todes Ursach. Ich habe „sie selbst oft für ihr argwöhnisch sträf„lich Wesen gebeten und sie gewarnt, „auch ihr vorgesagt, was das Ende „hiervon sein würde, aber damit habe „ich nichts anderes als Undank erlangt, „denn wer diesem Mann wohl gewollt, „und um ihn gewesen, dem ist sie Feind „worden, daß sie wahrlich den Albrecht „mit dem Höchsten bekümmert, und ihn „unter die Erde gebracht hat.“

Wie fleißig Albrecht Dürer geweſen iſt, beweiſt die Summe ſeiner Arbeiten. Man behauptet er habe verfertigt

104 Kupferſtiche
367 Holzſchnitte, und
1254 Gemälde verſchiedener Art.

Auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg liegt er in einer Familiengruft begraben, das Kupfer zeigt Euch ſeine Grabſtätte. Auf dem obern Theile des Grabſteines lieſt man folgende einfache Grabſchrift, die ihm Wilibald Pirkheimer ſetzen ließ:

MEMORIAE ALBERTI DURERI.
QUICQUID ALBERTI DURERI MORTALE
FUIT, SUB HOC CONDITUR TUMULO
EMIGRAVIT. VIII. IDUS. APRILIS
M. D. XXVIII.

Dem berühmten Sandrart, dem Stifter der Maler-Academie in Nürnberg, der 1688 daſelbſt ſtarb, gnügte dieſe einfache Inſchrift aber nicht, und er fügte auf einer Broncetafel noch folgende zwei andere hinzu:

I.

VIXIT GERMANIAE SUAE DECUS
ALBERTUS DURERUS.
ARTIUM LUMEN, SOL ARTIFICUM,
URBIS PATRIAE NOR. ORNAMENTUM,
PICTOR, CHALCOGRAPHUS, SCULPTOR,
SINE EXEMPLO, QUI, OMNISCIVSA
DIGNUS INVENTUS EXTERIS,
QUEM IMITANDUM CENSERENT,
MAGNES MAGNATUM, COS INGENIORUM
POST SESQUI SECULI REQUIEM
QUIA PAREM NON HABUIT,
SOLUS HEIC CUBARE JUBETUR,
TU FLORES SPARGE VIATOR.
A. R. S. MDCLXXXI.
OPT. MER. F. CUR:
J. DE. S.

II.

Hier ruhe
Künſtler Fürſt!
Du mehr als groſſer Mann!
In Viel-Kunſt hat es Dir
Noch keiner gleich gethan!
Die Erd war ausgemahlt,
Der Himmel Dich jetzt hat;
Du mahleſt heilig nun
Dort an der Gottes-Stadt.
Die
Bau- Bild- Maler-Kunſt
Die nennen Dich Patron
Und ſetzen Dir nun auf
im Tod
die
Lorbeer-Kron!

Alljährlich wurde bisher an Dürer's Todestage der Grabstein von den jungen Künstlern seiner Vaterstadt bekränzt, und zweimal schon ist seine hundertjährige Todtenfeier begangen worden. Jetzt am 6. April 1828, an welchem Tage der große Meister nunmehr vor 300 Jahren gestorben, ist diese Todtenfeier aber auf eine besonders würdige Weihe begangen worden, wozu der jetzt regierende König Ludwig von Baiern die Hauptveranlassung gegeben hat. Dieser Fürst, der Künste und Wissenschaften liebt und schätzt, und für alles Große und Edle begeistert ist, erließ im März des Jahres 1827 folgendes Schreiben an den General-Kreis-Commissar zu Nürnberg:

„Mein lieber Herr General-Kreis-commissar!“

„Löblich ist der an Deutschlands Künstler „ergangene Aufruf: dem Albrecht Dürer „durch Anlegung eines Stammbuches Achtung „zu bezeigen; es soll nicht unterbleiben; aber „hinlänglich deucht es mir nicht, dieses Man„nes Andenken würdig zu ehren; nur durch

„ſein Standbild aus Erz kann dies geſchehen.
„In Nürnberg, wo er geboren, gelebt, ge-
„ſtorben, fände es ſeine geeignetſte Stelle.
„Wie in ſo vielen Trefflichen gehe dieſe Stadt
„auch hierin mit nachahmungswerthem Bei-
„ſpiele vor, indem ſie ihm ein Denkmal er-
„richte, ein öffentliches, was in unſerem
„deutſchen Vaterlande noch keinem Künſtler
„wiederfahren. Aber Nürnberg nicht allein,
„ganz Deutſchland werde zum Beitrage ein-
„geladen; iſt er ja doch deſſen größter Künſtler;
„und der größte jetzige Bildhauer, Rauch
„aus Berlin, würde es zu München verfer-
„tigen, wo die einzige groſſe Erzgießerei in
„Süddeutſchland beſteht, und wo derſelbe ſich
„gerade zu jener Zeit aufhalten wird. Findet
„dieſer Vorſchlag in Allen ſeinen Theilen An-
„nahme, ſo bin ich bereit, die Unterzeichnung
„mit namhafter Zuſage zu eröffnen. Schön
„wäre es, wenn an dem dreihundertſten Jah-
„restage von Albrecht Dürer's Tod des
„Denkmales Grundſtein gelegt würde. Es werde
„aber auch ununterbrochen an demſelben ge-
„arbeitet. Konnte die kleine Stadt Roſtock
„ihrem Mitbürger, dem Fürſten Blücher,

„aus eigenen Mitteln vor wenig Jahren ein „ehernes Standbild errichten, so wird das „große Nürnberg doch wohl das Nähmliche „vermögen und noch dazu mit Beihülfe; es „kann es, und an dem Willen zweifeln, heiße „sich eines Unrechtes gegen seine Bewohner „schuldig machen. Dies Schreiben, mein lieber „Herr General-Kreiscommissar, theilen Sie „der von mir vorzüglich geschätzten Stadt „mit, desgleichen auch ihrem Künstlervereine, „und zwar am 6. des nächsten Monates, als „an dem Tage, an welchem nach einem Jahre „die dritte Säcularfeier sein wird. Mit den „Ihnen bekannten Gesinnungen der Ihnen

wohlgewogene

Ludwig.

München am 24. März.
1827.

Hierauf wurden von den in Nürnberg und München bestehenden Künstlervereinen, schriftliche Einladungen an alle Kunstschulen, Kunstvereine, und einzelne ausgezeichnete Künstler erlassen; es versammelten sich auch alsbald aus nahen und entfernten Gegenden Deutschlands eine so große Anzahl Künstler und Kunst-

freunde zu dieſer Feier, daß ſie nicht mehr in den Gaſthäuſern Nürnberg's Platz fanden, ſondern auch in Privatwohnungen aufgenommen werden mußten.

Schon acht Tage zuvor waren mehrere junge Künſtler aus München in Nürnberg eingetroffen, um zur Verherrlichung der Feier eine Reihe transparenter Gemälde, welche Scenen aus Dürer's Leben vorſtellen ſollten, zu liefern, mit denen denn auch der große Rathhausſaal, welcher treffliche Original-Wandgemälde von Dürer enthält, ſehr ſinnreich ausgeſchmückt wurde. Dieſe transparenten Gemälde, für deren jedes man aus Dürer's Tagebuch ſelbſt eine paſſende Unterſchrift gewählt hatte, waren folgende:

Das erſte Bild ſtellte den Augenblick dar, wo Dürer's Vater ſeinen Sohn in der Malerwerkſtatt des Michael Wohlgemuth, dieſem Meiſter als Lehrling übergiebt, mit folgender Inſchrift:

„Am St. Andreas-Tage verſprach mich
„mein Vater in die Lehrjahre zu Michael
„Wohlgemuth, drei Jahre lang ihm
„zu dienen. Zu dieſer Zeit verlieh mir

„Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, aber
„viel von seinen Knechten leiden mußte.“

Auf dem zweiten Bilde war Dürer's Trauung mit Agnes Frey vorgestellt. Es führte die Unterschrift:

„Und als ich heimgekommen war 1494
„nach Pfingsten, handelt Hans Frey
„mit meinem Vater und gab mir seine
„Tochter mit Namen Agnes. Er gab
„mir zu ihr 200 Gülden und hielt die
„Hochzeit, am Montage vor Margarethe
„im Jahre 1494.

Auf dem dritten Bilde sah man die niederländischen Maler in Antwerpen bei einem Gastmahle mit ihren Frauen um Dürer herum sitzen; wie große mit Epheu umwundene Weinkrüge zugetragen und Dürern selbst von schöner Hand die Becher gefüllt wurden, und auch der Rathsbote von Antorff nicht ferne stand. Hier las man folgende Inschrift:

„Da luden mich die Maler auf ihre Stube
„wo Silbergeschirr und ander köstlich
„Gezier. Es waren ihre Weiber und alle
„da, und treffliche Personen von Mannen
„unter ihnen, und wollten mir alles thun,

„was mir lieb wäre. Da kamen der Her-
„ren von Antorff Rathsboten und ſchenk-
„ten mir vier Kannen Wein. Des ſagte
„ich ihnen unterthänigen Dank und ent-
„bot meine Dienſte.“

Das vierte Bild war ein allegoriſches:

Vor dem Throne der Kunſt zur rechten Hand ſtand der größte deutſche Maler Albrecht Dürer, zur linken der größte italieniſche Raphael Sanzio, ſich die Hände reichend, beide mit dem Lorbeerkranze geſchmückt. Hinter Dürer erblickte man Kaiſer Maximilian, Luther, Wilibald Pirkheimer, und Meiſter Wohlgemuth; hinter Raphael ſtanden die Päbſte Julius II. und Leo X. der große Baumeiſter Bramante und Raphael's Lehrer Pietro Perugino. Man ſah ferner Raphael's Genius ihm die ſchönſten Blumen pflücken, während Dürer's Genius ſymboliſch den alten Spruch andeutete: „Bete und arbeite!“ Ganz im Hintergrunde zeigte ſich auf der einen Seite die Stadt Nürnberg, auf der andern Seite die Stadt Rom.

Auf dem fünften Bilde erblickte man ein Schiff im Sturme, und in demſelben den Al-

brecht Dürer, wie er unter mehreren von Todesfurcht ergriffenen Personen, mit ruhiger Fassung dem erschrockenen Schiffer beim Arme ergreift, und ihn zu Muth und Thätigkeit in der Gefahr aufforderte, mit der Unterschrift:

„Da zerriß das Seil und kam ein star-
„ker Sturmwind. Der Schiffmann rauft
„sich und schrie und war Angst und Noth,
„denn der Wind wae groß. Da sprach
„ich zum Schiffmann, er sollt ein Herz
„fassen, und Hoffnung zu Gott haben,
„und nachdenken was zu thun wär. Und
„wir halfen den kleinen Segel wieder
„halb auf und fuhren wieder an!"

Das sechste Bild zeigte das Krankenzimmer von Dürer's Mutter, und wie er an ihrem Sterbebette gesessen und mit ihr bis zum letzten Augenblicke gebetet. Es führte die Unterschrift:

„Am 17. May 1514. zwei Stunden vor
„Nacht, ist meine fromme Mutter Bar-
„bara Dürerin verschieden. Sie hat
„mir auch zuvor ihren Seegen gegeben,
„und den göttlichen Frieden gewünscht,
„mit viel schöner Lehre, auf daß ich mich
„vor Sünde sollt' hüten. Ich bete ihr

„vor, davon habe ich solche Schmer-
„zen gehabt, daß ich's nicht aussprechen
„kann!“

Auf dem siebenten Bilde endlich sah man den würdigen Meister Albrecht Dürer selbst im Sarge liegen, ringsherum brennende Kerzen und durch die geöffnete Halle, in welcher der Sarg stand und zwischen den drei weißen Lilien zu Häupten desselben, den gestirnten Himmel über einer dunklen Landschaft. In den Personen, die an seinem Sarge standen, erkannte man die Porträts der jetzt lebenden großen Künstler, Thorwaldsen, Rauch, und Overbeck, welche sämmtlich abgehalten worden waren, bei seiner Todtenfeier jetzt anwesend zu sein, und die man auf diese Weise höchst sinnig vergegenwärtigt hatte. Die Unterschrift dieses Bildes war aus einem Briefe Pirkheimer's genommen und lautete also:

„Gott wolle dem frommen Albrecht
„gnädig und barmherzig sein, denn er
„hat wie ein frommer Biedermann gelebt.
„So ist er auch ganz christlich und seelig
„verstorben. Darum seines Heiles nicht
„zu fürchten ist. Gott verleih uns seine

„Gnade, daß wir ihm zu seiner Zeit seelig
„nachfolgen!“

Der Todestag Albrecht Dürer's, der 6. April, fiel diesmal auf den ersten Osterfeiertag, wodurch der Todtenfeier eine um so höhere Weihe gegeben wurde. Die anwesenden Freunde Dürer's versammelten sich mit dem anbrechenden Morgen in Dürer's Hause, und zogen dann in ernster Ordnung früh um 5 Uhr auf den Kirchhof, wo sie Dürer's Grab mit einem Lorbeerkranze schmückten, und unter vollstimmiger musikalischer Begleitung folgendes Lied, welches von dem Maler Ernst Förster mit Bezug auf das Osterfest hierzu gedichtet worden war, nach der bekannten Choral-Melodie: „Wie schön leucht uns der Morgenstern“ — sangen:

Im Schlummer ruht noch rings die Welt
Auf Stadt und Land und Wald und Feld
Liegt heil'ger Grabesfrieden.
Das mitternächt'ge Dunkel sinkt,
Das Lied der Auferstehung klingt;
„Erwacht vom Schlaf, Ihr Müden!“
„Jesus Christus ist erstanden!
„Grabesbanden

„Feſſln keinen!
„Gott wird ewig uns vereinen!“

Das Wort, das troſtreich Allen klingt,
Aus tiefſter Seele heut es dringt
Hier an geweihter Stätte
Dir, der weit über Grabeskluft
Mit mächt'ger Stimme heut uns ruft
Zu ſeinem Ruhebette.
Großer Meiſter, biſt erſtanden!
Grabesbanden
Feſſeln keinen!
Gott mag uns auch Dir veteinen.

Wie hell leucht uns Dein reines Licht!
Wir hören was Dein Mund uns ſpricht,
Wir wollens treu bewahren:
„Eins iſt, was gutes wirkt und ſchafft
„Zu jeder That lebend'ge Kraft,
„Einheit ſchützt vor Gefahren.“
Großer Meiſter biſt erſtanden
Erdenbanden,
Feſſeln keinen!
Dein Tag ſoll uns ewig einen! —

Hierauf bekränzte man auch Pirkheimer's nahes Grab, und brachte auch seiner Asche am Tage der Todtenfeier seines innigsten Freundes einen ernsten Morgengruß. Der übrige Tag wurde, als erster Ostertag in christlicher Stille begangen und erst am Abend in dem geschmückten Rathhaussaale ein großes Oratorium von Friedrich Schneider

„Christus der Meister"

von dem Componisten selbst aufgeführt.

Am andern Tage versammelten sich die Königl. Civil- und Militair-, und die Städtischen Behörden nebst allen Künstlern in dem großen Rathhaussaale und zogen von hier aus in bestimmter feierlicher Ordnung nach dem Dürer-Platze, um hier den Grundstein zu seinem Denkmale zu legen. Der Regierungs-Präsident von Mieg übernahm dies Geschäft, wozu man ihm eine silberne Kelle überreichte, vorher aber legte man folgende Gegenstände in den mit einer Höhlung versehenen Grundstein hinein:

1) Eine vergoldete Kupferplatte, auf welcher die Geschichte der Errichtung dieses Denkmales, nebst einer Beschreibung des

Planes dazu, und einem Verzeichniß der bis jetzt hierzu eingegangenen Beiträge verzeichnet waren; letztere bestanden aus folgenden Summen:

3000 Fl. von Sr. Majestät dem König Ludwig von Baiern,

2000 Fl. von der Gemeindekasse in Nürnberg.

2109 Fl. von den Bürgern in Nürnberg.

500 Fl. von dem Künstlerverein daselbst.

100 Fl. von dem Albrecht Dürer Verein daselbst.

1460 Fl. von den auswärtigen Academieen und Kunstfreunden.

2) Eine Kupferplatte, worauf Albrecht Dürer's Standbild, welches auf diesen Grundstein errichtet werden sollte, gestochen war.

3) Eine Krystall-Vase, enthaltend ein Exemplar der Konstitution des Reiches; ein Exemplar der jetzt unter dem Titel: „Reliquien Dürer's“ erschienenen Büchleins, mehrere auf diese Feier Bezug habende Medaillen, Reden und Gedichte, und endlich viele jetzt gangbare Münzsorten.

4) u. 5) Zwei Kryſtallflaſchen mit rothem und weißem Kirſchgeiſt.

6) 7) u. 8) Drei luftdicht-verſchloſſene Glasröhren mit Getreidegattungen von der letzten Erndte.

9) Eine luftdicht-verſchloſſene Glasröhre enthaltend 36 Sämereien, und eine Aufforderung an die Nachwelt, welche vielleicht dieſen Grundſtein einmal öffnen ſollte, den Saamen ſofort wieder zu ſäen, da er die Keimkraft gewiß nicht verloren haben würde.

10) Ein Glasgemälde, das Bildniß des jetzigen Königs von Baiern darſtellend.

11) Eine kupferne Büchſe mit Arbeiten der Nürnberger Kupferſtecher, Siegelſchneider, und Lithographen.

12) Zwei Medaillen mit Dürer's und Pirkheimer's Bruſtbild, und

13) endlich ein Chriſtus-Kopf in Holzſchnitt.

Auf dieſen Grundſtein ſoll nun Albrecht Dürer's Standbild aus Erz gegoſſen, aufgeſtellt werden; Profeſſor Rauch in Berlin wird nach einem Bilde Dürer's, auf welchem dieſer ſich ſelbſt dargeſtellt hat, das

Modell dazu fertigen, und der Bildhauer Burgſchmidt in Nürnberg wird den Guß beſorgen.

Vielen deutſchen Helden, den Siegern in blutigen Schlachten, ſind bereits koſtbare Monumente geweiht worden; das Denkmal Albrecht Dürer's aber iſt das erſte, welches Deutſchland einem ſeiner großen Künſtler errichtet hat; und es mußten 300 Jahre vergehen, ehe ein deutſcher Fürſt den Gedanken dazu faßte.

Wer wird einſt den Grundſtein wieder öffnen, und weſſen Namen von Euch, meine Leſer, wird dann noch unvergeſſen ſein? — —

Iffland's Gartenhaus.

Aber Ihr müßt mir, meine lieben jungen Freunde, von dem Grabe und dem Denkmale Albrecht Dürer's, jetzt auch in das Haus eines Mannes folgen, der ebenfalls nicht vergessen werden darf, wenn Deutschland die Namen seiner größten Künstler nennt. Zwar geht die Kunst die er geübt, mit dem Künstler immer wieder zu Grabe, und von dem was sie für den Augenblick geschaffen, bleibt nichts als das Andenken für die Nachwelt zurück; dennoch steht sie nicht minder hoch unter den Künsten, und übt oft den allergrößten Einfluß auf die Menschen aus.

Ihr erblickt hier August Wilhelm Iffland's Gartenhaus im Thiergarten zu Berlin, der einer der größten deutschen Schauspieler war. Er wurde zu Hannover am 19. April 1759 geboren, war der Sohn bemittelter Eltern und erhielt eine sorgsame Erzie-

F. W. Delkeskamp ad nat. del. J. D. Laurens sc. Berlin

Ifflands Gartenhaus im Thiergarten.

hung. Aber die unbesiegbare Liebe zur dramatischen Kunst trieb ihn zu dem unbesonnenen Schritte, ohne Vorwissen seiner Eltern, in seinem 18. Jahre Hannover zu verlassen, und Mitglied einer Schauspieler-Gesellschaft zuerst in Gotha und dann in Mannheim zu werden.

Iffland erwählte diese Laufbahn jedoch nicht, wie so mancher andere junge Mensch es thut, aus leichtsinniger Lust zu einem ungebundenen Leben, wo er der Mühe des Studiums ernster Wissenschaften überhoben zu sein glaubt, sondern das dunkle Gefühl seines großen Talentes für diese Kunst, zog ihn unwiderstehlich zu ihr hin, und veranlaßte ihn auch, sich fort und fort mit der größten Anstrengung und Sorgfalt in ihr auszubilden und die damaligen großen noch unerreichten dramatischen Künstler, Eckhoff und Schröder, sich zu Mustern zu wählen. So gelang es ihm denn endlich sich wirklich zu ihnen hinauf zu schwingen, und ebenfalls einer der größten Schauspieler zu werden, die Deutschland gehabt hat, denn in dem ernsten fleißigen Studium und im tiefen Auffassen seiner Rollen, in dem nie gestörten Zusammenhang

hier studirte er mit Fleiß seine Rollen, hier schrieb er seine dramatischen Werke, hier ist er auch gestorben.

Jetzt, meine lieben Leser, laßt uns nun eine weite Reise machen, aus dem alten Europa über das Meer hinweg in das jugendliche Amerika einwandern, und uns auf dem frischen kräftigen Boden umsehen, ob wir auch hier schon an manchen Stätten verweilen mögen, die uns die Erinnerung an große Männer, oder merkwürdige Ereignisse vor die Seele führen.

Philadelphia,

von dem großen Baum zu Kingston wo Penn den großen Tractat mit den Indianern schloß.

Philadelphia.

Von dem großen Baume zu Kingston.

Wir erblicken auf diesem Kupfer hier die Stadt Philadelphia, eine der größten in Nordamerika. Vor 150 Jahren stand noch kein einziges Haus an diesem Strande, wo jetzt in mehr als 1500 Häusern schon weit über 120,000. Menschen wohnen, und Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften einheimisch geworden sind.

Der Gründer dieser herrlichen Stadt heißt William Penn. Er wurde 1644 zu London geboren, und war der Sohn des englischen Admirals Penn, der ihm eine ausgezeichnete Erziehung geben ließ, und ihn für das große Leben, und für hohe Staatsämter zu bilden suchte. William Penn verschmähte aber bald allen äußern Glanz, trat zu der Religions-Secte der Quäker über und fand

bald nur darin seinen Beruf, ihr Lehrer und der Verbreiter ihrer Religions-Ansichten zu werden. Sein Vater hinterließ ihm, nebst einem sehr großen Vermögen, zugleich eine bedeutende Anforderung an den Staat, dem er zu Ausrüstung einer Flotte einst ansehnliche Summen vorgeschossen hatte. Für diese Forderung erhielt Penn im Jahre 1681 von der englischen Regierung einen großen Landesstrich in Nordamerika mit den völligen Eigenthums- und Hoheits-Rechten darüber. Er benannte diesen Landesstrich nach seinem Namen Pensilvanien, und suchte seinen in England vielfältig hart verfolgten Freunden und Anhängern hier in Amerika eine Freistatt zu sichern.

Der passendste Ort zur Gründung der neuen Colonie, schien ihm das Ufer des großen Flusses Delaware; weil dies aber von dem ihm zugewiesenen Landesstrich nicht mit umfaßt wurde, so kaufte er das Land am Delaware von den Indianern, die in wilden Horden jenes Land damals noch bewohnten. Unter dem großen Baume, den wir auf der Kupfertafel hier sehen, versammelte Wil-

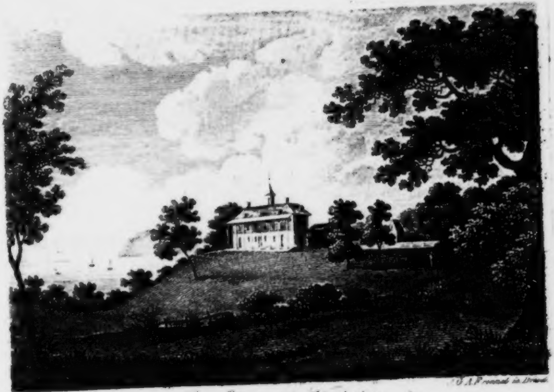
liam Penn die Häupelinge der indianiſchen Völkerſtämme, hier kaufte er ihnen das Land ab, und hier ſchloß er mit ihnen und den Nachbarſtämmen ein Friedens und Freundſchaftsbündniß, das zwar nur mündlich beſprochen und von keinem Theile beſchworen wurde, dennoch aber feſt gehalten und niemals gebrochen worden iſt.

Penn führte hierauf gegen 200 ſeiner Glaubensgenoſſen aus England hierher und gründete mit dieſen neuen Anſiedlern die Stadt Philadelphia. Er gab ſeinem aufblühenden Staate fromme, weiſe Geſetze, und ſtellte dabei als Hauptgrundſatz auf:

„Daß jeder, der einen allmächtigen Gott,
„den Schöpfer und Regierer der Welt
„bekenne, und ſich durch ſein Gewiſſen
„verpflichtet erkläre, unter geſetzlicher
„Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben,
„und keinen anden wegen religiöſer Mei-
„nung zu kränken, ein Bürger dieſes
„Staates werden könne.“

Da zogen denn Tauſende mit friedlichen Geſinnungen hier ein und wurden glückliche Bürger, und während die Menſchen, welche ſich

meiſt zu jenem Friedensbündniſſe treuherzig hier die Hand reichten, längſt von der Erde abgetreten, und zu Staub geworden ſind, grünt der alte große Baum, der Zeuge jenes Bundes, immer noch; erquickt die nachfolgenden Geſchlechter noch mit ſeinem Schatten, und ſchaut, ein grau gewordener Freund des großen Fluſſes, der ſeine blauen Wogen an ihm vorüberrollt, ruhig auf das immer mehr und mehr zunehmende regere Leben und Wirken der Menſchen an den bebauten, geſchmückten Ufern des Delaware, die er einſt in ſeiner Jugend noch in tiefer ſchweigender Einöde gerannt hatte.



J. A. F[illegible] in Dresd.

Berg Vernon, in Virginien,
Sitz des [illegible] General Washington
Befehlshaber der Armeen der [illegible] Staaten im Revol. Kriege.

Berg Vernon in Virginien

In dem Hauſe, welches auf dem Hügel dort ſteht, wurde Georg Waſhington am 23. Februar 1733 geboren, den die jetzt vereinigten Freiſtaaten von Nordamerika, als ſie ſich von der drückenden Oberherrſchaft der Engländer losreißen wollten, einſtimmig zum Oberbefehlshaber ihres Heeres beriefen; der dann mit dieſen eilig zuſammengebrachten, ungeübten Truppen dennoch wichtige Siege über die Engländer erfocht; ſo die Freiheit ſeines Vaterlandes begründete; endlich als Präſident des Conventes weiſe Geſetze erließ; die klügſten Maaßregeln ergriff, ſeinem Staate Wohlſtand und Feſtigkeit zu ſichern

und der seinem neu entstehenden Volke in sich selbst das schönste Vorbild eines ausgezeichneten, edlen Menschen und Bürgers gab. Einer seiner Biographen faßt in folgenden kurzen Worten den Gehalt dieses Mannes sehr wahr und treffend zusammen:

„Washington hatte eine edle Gestalt, das Herz eines Weisen, den Geist „eines Staatsmannes, und den Muth „eines freien Bürgers. Ausdauernde „Kraft bei ringsumher sich anhäufenden „und mehrmals zu einer furchtbaren „Größe anwachsenden Schwierigkeiten; „unerschütterliche Treue gegen das Vaterland auch bei empfindlichen Kränkungen; eine bei dem lebhaftesten Ehrgefühle auch den politischen Verhältnissen gebührende Achtung und Bescheidenheit; Festigkeit bei entschiedener Einsicht, „ohne stolze eigensinnige Hartnäckigkeit und „die schöne Verbindung vernünftiger „Strenge mit vernünftiger Milde: Diese „Eigenschaften bezeichnen den Character dieses eben so liebreichen als kraftvollen, „eben so großen, als guten Mannes!“

Der Raum unſeres Buches geſtattet mir nicht, Euch Waſhington's Leben ausführlich zu erzählen. Seine Lebensgeſchichte iſt in die Geſchichte ſeines Vaterlandes verwebt, und Ihr werdet ſie daher am beſten und ausführlichſten aus der letztern kennen lernen. Nur Einiges was Ihr dort nicht finden dürftet, will ich Euch hier noch mittheilen.

Waſhington war durch das Vertrauen ſeiner Mitbürger mehrere Male wiederholt zum Präſidenten des General-Congreſſes gewählt worden; nachdem jedoch das letzte Mal ſein Amt beendigt war, zog er ſich im Jahre 1797 wiederum auf ſein väterliches Landgut zurück, welches auf dem Berg Vernon am Ufer des herrlichen Fluſſes Potomack gelegen war, und auf unſerer Kupfertafel zu ſehen iſt. Von hier aus ſchrieb er einſt folgenden Brief an einen ſeiner Freunde:

„Eben jetzt erſt fange ich an der Muße
„und der Freiheit von öffentlichen Sor-
„gen mit Luſt zu genießen, denn wie
„wünſchenswerth ſie mir auch ſind, es
„erforderte doch einige Zeit, bis ich mich

„in ihren Besitz glücklich fühlte. Es
„mag sonderbar klingen, und ist dennoch
„wahr, erst ganz vor Kurzem gelang es
„mir, von einer Gewohnheit zu lassen,
„sogleich beim Erwachen am Morgen
„über die Geschäfte des Tages zu sin
„nen, und keine Ueberraschung mehr zu
„fühlen, wenn ich, nachdem sich mehrere
„Dinge im Geiste um und um gewendet
„hatten, die Entdeckung machte, daß ich
„kein öffentlicher Mann mehr sei, oder
„sonst irgend mit öffentlichen Geschäf-
„ten zu thun habe. Es ist mir, wie
„wohl irgend einem ermüdeten Wanderer
„zu Muthe sein mag, der nach manchem
„mühvollen Schritte, mit schwerer Bürde
„auf seiner Schulter, endlich derselben
„enthoben ist, endlich den Ort seiner
„Bestimmung erreicht hat, und vom Ziele
„seiner Wanderung mit ernstem Auge
„zurück auf die Windungen seines Pfa-
„des sieht, wie er da dem Sumpfe, dort
„dem Flugsande entging, die auf seinem
„Wege lagen, und vor denen ihn nur
„der allmächtige Leiter menschlicher Schick-

„sale bewahren konnte. Ich bin ein ein-
„facher Bürger an der Bank der Poto-
„mack's geworden, und genieße unter
„meiner eigenen Rebe, und unter meinem
„eigenen Feigenbaume, fern von dem Ge-
„wühl des Tages und den geschäftigen
„Scenen des öffentlichen Lebens, die
„Freuden, die der Soldat, der seinem
„Ruhme nachjagt, der Staatsmann,
„dessen geschäftige Tage und schlaflose
„Nächte Pläne für die Wohlfahrt seines
„eignen Landes, (vielleicht den Ruin an-
„derer Länder,) füllen, als wenn die
„Erde nicht für uns alle groß genug
„wäre, — die der Hofmann, der un-
„ausgesetzt den Blick seines Fürsten be-
„wacht, ob er nicht ein gnädiges Lächeln
„erhasche, nicht kennen kann! — Ich
„habe mich nicht nur von allen öffent-
„lichen Geschäften zurückgezogen, ich ziehe
„mich auch in mich selbst zurück, und
„werde den stillen Pfad des Privatlebens
„mit herzlicher Zufriedenheit gehen. Auf
„Niemand neidisch bin ich entschlossen, mit
„Allem zufrieden zu sein, und so den

„Lebensſtrom ſtill hinabzugleiten, bis ich
„mit meinen Vätern ſchlummere!“

Washington lebte in dieſer ländlichen Zurückgezogenheit nur noch zwei Jahre, er ſtarb am 14. December 1799 in einem Alter von 67 Jahren. In ſeinem Teſtamente gab er allen ſeinen Sclaven die Freiheit und ſetzte eine beträchtliche Summe zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freiſchule für arme Kinder aus. Sein Grab erhebt ſich im Garten des Berges Vernon.

Mehrere Vorſchläge ſind bereits gethan worden, um dieſem großen Manne ein würdiges Denkmal zu errichten. Es ſcheint aber nichts der Sache ſo angemeſſen und ſo ſchön gedacht, als was der Amerikaniſche Schriftſteller Evrett darüber ſagt:

„Ich weiß keinen paſſendern Ort, den
„großen Männern, welchen Nordamerika
„ſeine Freiheit verdankt, ein würdiges
„Denkmal zu errichten, als den Berg
„Vernon ſelbſt. — Er liegt im Mittel-
„punkte der Union, nahe bei der Haupt-

„ſtadt, an den Ufern eines der ſchönſten
„Flüſſe in der Welt, und, was ihn be-
„ſonders dazu eignet, er war Washing-
„ton's Wohnung! — Es hat mir oft
„wie eine Art Entweihung geſchienen,
„daß jenes Haus, welches dem Amerika-
„niſchen Volke doch ein Heiligthum ge-
„worden iſt, jetzt zu den gewöhnlichen
„Gebräuchen des Lebens dienen muß,
„und daß es dem Volke nicht frei ſtehen
„ſoll, zu allen Zeiten nach Berg Ver-
„non zu gehen, und hier am Grabe ſei-
„nes politiſchen Vaters ſeine Gelübde
„abzulegen. Wenn es jedermann erlaubt
„wäre, nach Gefallen dorthin zu wallfahr-
„ten, jeden Winkel des Hauſes und Gartens
„beſuchen und an den geheimſten Plätzen
„ſich ſeinem Gedanken überlaſſen zu dür-
„fen, wie würde das öffentliche Wohl
„dadurch befördert werden, denn kein
„Bürger könnte von einer ſolchen Wan-
„derung zurückkehren, ohne daß ſeine
„Vaterlandsliebe nicht erhöht, und ſeine
„reinſten Gefühle nicht ermuthigt und
„geſtärkt wären. Dieſen Genuß kann das

„Volk nicht haben, so lange jener Ort
„das Eigenthum eines Einzelnen ist. Berg
„Vernon muß daher von der Nation
„gekauft, als Nationalgut angesehen, und
„hierdurch zugleich der Familie Was-
„hington die schuldige Genugthuung
„gegeben werden. Das Haus und die
„Ländereien würden dann soviel wie mög-
„lich ganz in dem Zustande erhalten wer-
„den müssen, in welchem sie Washing-
„ton hinterließ. Ein Aufseher mit ei-
„nigen Gehülfen müßte Alles gehörig
„besorgen, und den Besuchenden alle
„Nachrichten die sie über Vernon zu
„haben wünschen, zu ertheilen bemüht
„sein. Von der Spitze des Hauses würde
„die National-Flagge wehen, um es als
„öffentliches Eigenthum zu bezeichnen; im
„Innern desselben aber müßten die Bild-
„nisse der Helden und Patrioten aus der
„Zeit des Befreiungs-Krieges aufge-
„hangen werden, während man auf einem
„Hügel, mitten in der Besitzung selbst,
„Washington's colossales Standbild
„zu Pferde errichtete; schon von weitem

„würden dann die Bürger, welche um
„dieſen Ort zu beſuchen, dem Fluß her-
„auf ſchifften, dieſe Statue, majeſtätiſch
„hervorragend über den Wipfeln der
„Bäume, die das Haus umgeben, als
„freudiges Ziel ihrer Reiſe begrüßen,
„und jedes vorbeiſegelnde Schiff würde
„ihr zu Ehren die Segel ſtreichen, wie
„die Athenienſiſchen Seeleute das Grab
„des Themiſtokles zu begrüßen pfleg-
„ten, das ſich am Eingang des Ha-
„fens erhob.“

Belisario

Bilder für die Jugend

herausgegeben

von

Ernst von Houwald.

Dritter Band.

Mit 7 Kupfern und einer Musikbeilage.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen.

1832.

Yale 1376 (3)

Inhalt.

		Seite.
I.	Beliſar.	1.
II.	Die Fahne.	9.
III.	Der Juwelier.	45.
IV.	Der Neujahrwunſch.	73.
V.	Das Element. Ein Mährchen.	99.
VI.	Der Spuck. Ein Drama in drei Acten. . .	119.
VII.	Die Unvermählte.	201.
VIII.	Der Gang um Mitternacht.	235.
IX.	Der Zigeuner-Bube. Ein Drama in zwei Acten.	269.

Belisar.

Das Titelkupfer eines Buches ist gleichsam der Bewillkommnungs-Gruß, womit es sich bei seinen Lesern einführt; deshalb soll Euch denn, meine lieben Kinder, dies Buch, das ich für Euch schreibe, mit einem Gruß empfangen, der aus dem liebevollsten kindlichen Herzen kommt, nämlich aus dem Herzen einer Tochter, die ihrem unglücklichen Vater alles opferte.

Vor langer, langer Zeit und zwar vor 1300 Jahren, lebte unter dem griechischen Kaiser Justinian, ein Mann, mit Namen Belisar, der aus geringem Herkommen entsprossen, erst unter der Leibwache des Kaisers gedient, und sich endlich dort so ausgezeichnet hatte, daß er bis zum ersten Feldherrn emporgestiegen war. Der Kaiser war damals in einem bedenklichen Krieg mit den Persern verwickelt, und vermochte ihrem großen Heere, welches über 40,000 Mann stark war, kaum die Hälfte an Truppen entgegen zu stellen; aber Belisar's Klugheit galt mehr, als das große Persische Heer; er erfocht über

daſſelbe einen vollſtändigen Sieg, und zwang die Perſer zu einem vortheilhaften Frieden. Im folgenden Jahre, nachdem er die Unruhen, welche in Conſtantinopel ſelbſt ausgebrochen waren, und nicht allein großes Blutvergießen veranlaßt, ſondern auch einen Theil der Stadt in Aſche gelegt hatten, mit kräftiger Hand geſtillt, und ſeinem Kaiſer den Thron und das Leben gerettet hatte, ging er mit einer Flotte nach Africa, um Gilimer, den König der Vandalen, zu bekriegen. Sein Heer beſtand nur aus 15,000 Mann, dennoch eroberte er Carthago, beſiegte den feindlichen König, und führte ihn gefangen im Triumph nach Conſtantinopel. — Juſtinian überhäufte ihn mit Gunſtbezeugungen, ließ ihm zu Ehren ſogar Münzen ſchlagen, und ergriff immer neue Gelegenheiten, durch dieſen großen Feldherrn, ſich neue Siege zu verſchaffen. Er ſendete ihn nämlich nach Italien, um dort das Reich der Oſt-Gothen zu vernichten.

Beliſar landete mit ſeiner Flotte an den Küſten von Sicilien, eroberte die Städte Syracus, Palermo und Neapel, ſchlug den gothiſchen König Vitiges, nahm ihn gefangen, zog ſiegreich in Rom ein, und brachte ſeinem Kaiſer auch die Krone dieſes Reiches und den

gefangenen König nach Conſtantinopel. Auch gegen die Bulgaren zog Beliſar zu Felde, und auch hier war ihm der Sieg getreu. Dieſe groſſen Dienſte, die er dem Vaterlande geleiſtet, die Schlachten, in denen er ſein Blut für daſſelbe verſpritzt, die fremden Länder, die er ſeinem Kaiſer erobert hatte, hätten dieſen wohl feſt überzeugen ſollen, Beliſar ſey ein eben ſo ausgezeichneter Mann als ein treuer Diener ſeines Herrn. Aber der Neid anderer Menſchen, die auch gern ſo groß und ſo berühmt geweſen wären, als er, und die doch nicht die Kraft dazu hatten, ihm gleich zu ſeyn, ſuchte ihn zu ſtürzen, und der mißtrauiſche Kaiſer war leichtgläubig und undankbar genug, den Verläumdungen Gehör zu geben, die ihm zuflüſterten: Beliſar habe verrätheriſche Abſichten, und wolle ſogar ſich ſelbſt auf den Thron ſchwingen. Er wurde der Verrätherei wirklich angeklagt, und der Kaiſer, der den ſeltnen Mann, jetzt eben ſo ſehr fürchtete, als er ihn früher geliebt und ihm vertraut hatte, entſetzte ihn aller ſeiner Würden, und ließ ihn in das Gefängniß werfen.

Aber auch dies genügte noch nicht, der Kaiſer fürchtete auch hier noch den kräftigen Mann, und wollte ihn wenigſtens unfähig machen, ihm

zu ſchaden; er gab deshalb den grauſamen Befehl, ihm die Augen auszuſtechen, und ihn des Landes zu verweiſen. Die grauſenhafte That wurde vollzogen, die treuen Augen, die für das Glück, die Ruhe, das Leben des Kaiſers gewacht hatten, wurden mit glühenden Eiſen ausgebrannt, und nachdem dies geſchehen war, bemühte man ſich, einem Führer aufzufinden, der den blinden Mann über die Gränzen des Reichs hinausbringen möchte. Ein öffentlicher Aufruf wurde deshalb erlaſſen, aber wer ſollte ſich zu dieſem traurigen Geſchäft wohl hergeben? — Endlich meldete ſich ein Knabe, und erbot ſich, der Führer des blinden unglücklichen Mannes zu ſeyn. Man machte dies dem Beliſar bekannt, öffnete ihm das Gefängniß, nahm ihm die Feſſeln ab, und gab dem Helden hierauf ſtatt des Schwertes den Wanderſtab in die Hand, um ſein Vaterland auf immer zu verlaſſen. Beliſar war nicht allein durch den unwürdigen Verdacht und die grauſame Behandlung tief niedergebeugt, und über die ſchaudervolle Zukunft, die ihn erwartete, bekümmert, ſondern das Herz war ihm auch zerriſſen, daß er das Liebſte auf der Welt verlaſſen ſollte, nämlich ſeine Familie, und ganz beſonders eine

Tochter, mit Namen Irene, die in kindlicher Treue und Zärtlichkeit von Jugend auf an ihn gehangen, ihn bisher allenthalben begleitet, ihm oft, wenn er siegreich aus dem Kampf zurückgekehrt war, die heiße, Blut bespritzte Stirne getrocknet, und ihn mit zarter Hand nach den Mühseligkeiten seines schweren Berufes, gepflegt hatte. Wenn die Welt mit Bewundrung auf Beliſar schaute, den Ruhm gekrönten Helden laut jubelnd prieß, blickte sie mit banger Sorge auf den Vater, denn sie kannte nur die zarte Sorgfalt und Liebe einer Tochter für ihn, und stand wie ein guter Genius ihm zur Seite. Auch diese Tochter sollte er nun verlassen. — Das war zuviel für das Herz des unglücklichen Mannes! nur einmal noch wollte er sie sprechen, nur einmal noch den süßen Ton ihrer Stimme hören, nur einmal noch sie an seine Brust drükken, und dann als Bettler in die Fremde gehen. Der Gefangenwärter hatte ihn verlassen, er wußte, daß er sich mit dem Knaben, der ihn fortan geleiten sollte, allein in dem Vorhof des Gefängnisses befand, er rief ihn zu sich, und bat ihn leise, daß er ihn, ehe sie die Stadt verließen, doch noch einmal zu seiner Tochter Irene führen möchte, damit er auf immer von

ihr Abſchied nehmen und ihr ſeinen Segen geben könnte. Aber der Knabe konnte vor Schluchzen nicht antworten, er umfaßte des blinden Mannes Knie und weinte laut, denn es war ja die Tochter ſelbſt, die ſich von Allem losgeriſſen hatte, um auch hier nicht von dem Vater zu laſſen, um auch hier als ſchützender Engel ſeine unſichern Schritte zu geleiten. Und ſo hat ſie ihn denn auch hinausgeführt in die öde Fremde, hat ſein trauriges Schickſal getheilt, bis er ſein Grab fand, und ſo blieb der arme blinde Bettler, dennoch reich, durch die treue Liebe ſeines Kindes.

Geſegnet ſey die Tochter, die der Schutzgeiſt ihres Vaters iſt! —

Die Fahne.

Der Major von Helmbach hatte in einem Gefechte, wo er mit seinem Bataillon eine feindliche Batterie erstürmt, einen Fuß verloren. Als er wieder genesen war, und nunmehr um seinen Abschied bat, wollte sein König, der ihn als einer seiner ausgezeichnetsten Offiziere ehrte, ihn nicht aus seinem Dienste entlassen, sondern ihm vielmehr eine Anstellung im Civil-Dienste ertheilen, Helmbach aber lehnte dies bescheiden ab, und erwiederte:

„Ich habe dem Staate mit allen meinen Kräften gedient, habe selbst Gesundheit und Leben freudig aufs Spiel gesetzt, und bin rüstig nur immer vorwärts geschritten, um den Ruhm und das Glück meines Vaterlandes zu erkämpfen. Das Schicksal aber hat meinen Lauf gehemmt, hat mir ein Bein zerschlagen und mir hierdurch zugerufen: „„Du sollst zurückkehren zu Deinem Dir von der Natur angewiesenen Wirkungs-Kreis, und sollst nunmehr Deine Vaterpflichten erfüllen!““ dieser Stimme will ich denn nun auch Gehör geben, zumal ich wohl als in

valider Soldat aus Ew. Königl. Majeſtät Dienſt meine Entlaſſung ſuchen konnte, als Familienvater aber bis zum letzten Hauch meines Lebens im Dienſte bleiben muß!“ —

Der König ertheilte ihm hierauf mit einer reichlichen Penſion ſeinen Abſchied, und Helmbach zog ſich mit ſeiner Familie in ein kleines Landſtädtchen zurück, wo er ſich blos der Erziehung ſeiner Kinder zu widmen gedachte.

Die Familie des Majors beſtand aus zwei Knaben, mit Namen Friedrich und Guſtav, welche, da die Mutter frühzeitig geſtorben, bisher faſt ganz allein von einer Tante erzogen worden waren. — Aber wenn die Tante auch mit größter Aufmerkſamkeit für die Pflege und den Unterricht der Kinder beſorgt geweſen war, ſo hatte ſie doch nur ihr Betragen im Hauſe, und den pünktlichen Beſuch der Schule im Auge halten können; wie weit aber die Knaben in ihren Kenntniſſen vorgerückt waren, wie gut ſie ihre Arbeiten geleiſtet hatten, das konnte die Tante nicht immer beurtheilen, da ſie großentheils in denjenigen Wiſſenſchaften fremd war, die den Knaben gelehrt wurden. Es war dadurch manche Unregelmäßigkeit entſtanden, die Knaben hatten flüchtig gearbeitet, um nur fer-

tig zu werden, und wieder zu ihren Spielen zu kommen, oder hatten auf Anrathen anderer faulen Mitschüler sich einige Mal wohl gar die Arbeiten der Fleißigern zu verschaffen gewußt, um sie geradezu abzuschreiben, sie als eigne Arbeiten auszugeben, und die Lehrer auf diese Weise zu hintergehen. Den aufmerksamen Lehrern waren diese Vergehen oft nicht entgangen, und es hatten dann natürlicher Weise angemessene Bestrafungen erfolgen müssen, oft aber gelang es den Knaben doch, die Lehrer zu täuschen, und die Tante zu belügen, die ihre Pfleglinge zu lieb hatte und ihnen traute, wenn sie sich entschuldigten und ihr die Veranlassung der Strafen nicht der Wahrheit gemäß erzählten, ja sie stimmte ihnen wohl gar bei, wenn sie mit Thränen sich über die Härte der Lehrer beklagten und diese der Ungerechtigkeit beschuldigten, und gab sie bisweilen für krank aus, um sie nur aus der Schule zurückzubehalten, und ihnen die Strafen zu ersparen.

Als nun der Vater an der Krücke in seine Familie zurückkehrte, mußte ihm die Tante zuvörderst von allem unterrichten, dann nahm er seine Kinder selbst vor, prüfte sie in ihren Kenntnissen, ließ sich von ihnen alles genau

über ihr Verhältniß zur Schule erzählen, und befragte endlich die Lehrer selbst über seine Kinder. Aus dem allen erkannte er denn bald genug den wirklichen Stand der Sache, und daß seine Kinder in Gefahr standen, sowohl nichts zu lernen, als auch in sittlicher Hinsicht verdorben zu werden, und indem er der mütterlichen Tante dies alles genau vor Augen stellte, sagte er:

„Schwester, das Schicksal hat es gut mit uns gemeint, daß es mich an meiner Krücke nach Hause versetzt, damit ich hier das Obercommando übernehmen möchte; aus meinen Knaben hätten, wenn es so fortgegangen wäre, leicht lügenhafte Rangen werden können, wir hätten uns umsonst auf eine glückliche Zukunft gefreut, und umsonst unsere schönsten Hoffnungen auf die Kinder gestellt. Von jetzt an übernehme ich also das Commando, werde einen Unterbefehlshaber anstellen, und mache Dich jetzt zum General-Intendanten unserer kleinen Armee, die vor allen Dingen in andere Standquartiere ziehen soll.“

Er verließ hierauf seinen bisherigen Wohnort, die Residenz, obgleich alle seine Freunde ihn dort zurückzuhalten wünschten, und wählte sich ein kleines Landstädtchen, wo erst neuer-

dings eine recht tüchtige Realſchule errichtet worden war. Hier von den Zerſtreuungen der großen Stadt entfernt, und von den liebenden Augen des Vaters bewacht, ſollten die Knaben zu braven brauchbaren Männern ihre erſte Bildung erhalten.

Mit dem Major von Helmbach zugleich war bei jenem Gefechte auch ſein alter Feldwebel Stramm gefährlich verwundet worden, auch er hatte dieſer Wunden wegen aus dem Kriegsdienſte entlaſſen werden müſſen, und war ſeinem Major mit der Bitte gefolgt, daß er ihn bei ſich behalten und ihn nunmehr in ſeine Dienſte aufnehmen möchte.

„Das will ich wohl, Herr Feldwebel,“ antwortete der Major, „aber Sie müſſen auch ihren Dienſt ferner wie bisher verſehen, und mir beſonders die Rekruten unter ſtrenger Aufſicht halten wollen!“

Und als der alte Feldwebel meinte, er wolle zwar alles thun, was ihm ſein Major beföhle, es möchte ihnen beiden künftig wohl aber gänzlich an Rekruten mangeln, ſo winkte der Major ſeine Knaben herbei, ſtellte ſie den alten Stramm vor, und ſagte:

„Hier Alter, sind die Rekruten. Wollen Sie die Inspection über diese übernehmen, so wie mein Parole-Befehl das Nähere besagen wird?“ —

Das will ich, mein Herr Major! erwiederte Stramm, stellte hierauf die Knaben in Reihe und Glied, commandirte: Marsch! und verließ mit ihnen das Zimmer.

Der Major setzte hierauf eine völlige Instruction für den Feldwebel auf, nach welcher die Knaben nun folgender Gestalt erzogen wurden.

Mit dem Schlage halb 6 Uhr des Morgens stand der alte Stramm in der Schlafkammer, und indem er mit den Fingern erst leise, und dann immer stärker den Wirbel auf einer alten Trommel schlug, gebot er ihnen aufzustehen. Sobald dies schnell und in seinem Beisein erfolgt war, verstattete er ihnen eine Frist von 10 Minuten sich zu waschen und anzukleiden, und erwartete sie hierauf in seinem Zimmer, wo sie sich einer genauen Musterung unterwerfen mußten. Hier wurde nachgesehen, ob ein jeder ordentlich gekleidet und rein gewaschen, ob das Haar gehörig ausgekämmt, und an der ganzen Kleidung nichts schadhaftes oder unreinliches zu finden wäre. Dann mußten sie ihre Bücher,

Landcharten und Schreib-Materialien, als Federn, Bleiſtifte, Papier, Federmeſſer, Dintenfäſſer u. ſ. w. vorzeigen, und auch hier nachweiſen, daß alles in gehörigem Stande ſich befinde, worauf ſie der alte Feldwebel zum Vater führte, und in ihrer Gegenwart ſeinen Rapport über ſie abſtattete. Der Vater, der ſich ganz auf ſeinen Feldwebel verlaſſen konnte, gab nun in Folge dieſes Rapportes entweder ſeine Zufriedenheit, oder Mißbilligung zu erkennen, beſtimmte dann die Tagesordnung, prüfte, ob die in der Schule erhaltenen Aufgaben auch erfüllt wären, und ließ die Kinder, nachdem er vorher mit ihnen andächtig das Morgengebet verrichtet hatte, dann zur Tante eilen, um ihr einen guten Morgen zu wünſchen, und das Frühſtück zu empfangen; dann ging es wohl vorbereitet und rüſtig in die Schule. — Sobald die Knaben aber von dort zurück kamen, mußten ſie ſich wieder beim alten Feldwebel melden, ſich viſitiren laſſen, ob ſie auch alle ihre Sachen zurückgebracht, oder ihre Arbeiten richtig abgegeben hätten, und durften dann, nachdem ſie alles an die gehörige Stelle hingelegt, und der Alte: rührt Euch! commandirt hatte, fröhlich in den Garten eilen, und dort entweder ihre

Blumen- und Gemüsebeetchen bestellen, oder in muntern Spielen ihre Kräfte und Gewandheit üben. Mit dem Schlage 1 Uhr wurde zu Mittag gegessen, die Knaben mußten aber einige Minuten vorher sich im Eßzimmer einfinden. Wer hier nicht reinlich und ordentlich erschien, wurde zurückgeschickt, um die Nachlässigkeit wieder gut zu machen, und erhielt keine Suppe. Ein runder Tisch war die Mittagstafel, dem Vater gegenüber saß der Feldwebel, zwischen beiden die Tante und die Kinder. Hier war aller Zwang entfernt, die Kinder wurden zu einer fröhlichen Unterhaltung aufgefordert, sie durften von ihren Freunden, von ihren Spielen erzählen, durften alles vom Vater erfragen, selbst ihre Meinungen bescheiden vertheidigen, und wenn vielleicht einmal die Unterhaltung stocken wollte, weil der Vater nicht mit der gewöhnlichen heitern Miene am Tische saß, und der Feldwebel wohl merkte, daß er entweder an seiner Wunde wieder bedeutende Schmerzen leiden, oder vielleicht andere Sorgen im Herzen tragen müsse, so fing er an vom Wetter zu sprechen: „denn," sagte er, „diese Unterhaltung paßt zu jeder Stimmung, man kann von ihr auf alles übrige leicht übergehen, und schon deshalb

iſt das Wetter eine ſchöne Gottesgabe!“ er nahm denn auch gewöhnlich Gelegenheit, den Major an eine Zeit in ihren Feldzügen zu erinnern, wo es gerade eben ſolches Wetter geweſen ſey wie heut, und nun knüpften ſich an dieſe Erinnerungen andere, wichtigere, die alten Kriegsgefährten erzählten dann aus ihrem vielſeitig bewegten Leben, und die Tante und die Kinder hörten aufmerkſam zu, und belebten durch eingeſtreute Fragen die Unterhaltung immer noch mehr.

Die Speiſen waren ganz einfach, ſie beſtanden nur aus einer Suppe, einem zweiten Gerichte, und zum Nachtiſch vielleicht aus einigen Früchten, welche die Jahreszeit bot. Die Portionen wurden den Kindern nicht ängſtlich zugemeſſen, ſie hatten die Freiheit zu eſſen, bis ihr Hunger geſtillt war, denn obgleich die beſorgte Tante Anfangs hier manche Einwendung machen wollte, ſo entgegnete ihr doch der Feldwebel:

„Ew. Gnaden ſind zwar der General-Intendant unſeres Corps, vor dem ich allen Reſpect habe, und ich ſollte mich auch eigentlich in die Verpflegung deſſelben nicht miſchen, zumal ich ſelbſt eine Portion erhalte, mit der je-

der Staabs-Offizier zufrieden seyn kann, allein geruhen Hochdieselben nur um sich und selbst auf die unvernünftigen Thiere zu schauen, es wird sich keines leicht den Magen verderben, sobald man ihm nur ruhig vergönnt, soviel zu fressen, als es bedarf. Bricht man ihn aber bisweilen das Futter ab und läßt es hungern, so frißt es das nächste Mal entweder zu viel, oder es greift zu, wo es nicht soll. So ist es auch mit den Kindern, wollt ich sagen, mit den Rekruten; satt muß der Rekrut werden, sonst überstopft er sich das nächste Mal, oder er fängt an zu naschen; aber auswühlen und mäkeln darf er nicht; er muß jede gesunde Speise essen lernen, und wenn er sie auch Anfangs mit Ueberwindung hinterschlucken müßte: denn unsere Standquartiere sind nicht immer in einem Lande, wo die Feigen auf den Bäumen wachsen, oder eine Tante als Intendant angestellt ist!

Nach Tische, ehe sie wieder in die Schule gingen, nahm der Feldwebel, wie er es nannte, eine kurze Verdauungs-Uebung mit ihnen vor, stellte sie in Reihe und Glied, ließ sie marschiren, schwenken, lehrte sie ihre kleinen Gewehre brauchen u. s. w. — Wenn nun die Schulstunden endlich vorüber waren, wurde ihnen

eine kleine Erholung gegönnt; dann aber mußten sie ihre Aufgaben vornehmen, und mit Ruhe und Fleiß theils diese erfüllen, theils sich auf die Lehrstunden des künftigen Tages vorbereiten. Eine der Freistunden jedoch wurde gewöhnlich zum Spaziergang benutzt, und da ging es denn im Winter auf die Eisbahn, im Frühjahr auf die schönen grünen Felder, im Sommer in den schattigen Hain, und im Herbst zu der Erndte oder nach den Weinbergen hinaus. Der alte Feldwebel lehrte sie alles um sich her kennen, machte sie mit den Geschäften der Handwerker und Landleute bekannt, und störte sie in keinem erlaubten Vergnügen, selbst wenn einige Gefahr damit verbunden war; er ließ sie nach Gefallen klettern, werfen, springen, und wenn dabei auch einmal ein kleines Loch in die Kleidungsstücke gerissen wurde, oder einer von ihnen bei einem zu kurzen Sprunge in einen Graben fiel, und sich naß machte, oder vielleicht eine Beule gestoßen wurde, so lachte er darüber und sagte:

„Kommt nur, daß wir der Frau Tante „melden, es befinde sich ein Blessirter auf un„sern Listen, sie wird denn schon Rath schaffen

„und die Montirungs-Kammer nöthigen Falls „aufschließen!“

Die Abendstunde versammelte die Familie um den Vater; hier wurde noch einmal alles wiederholt und besprochen, was während des Tages vorgefallen war; hier mußten die Kinder ihre Schulbücher, mit den von den Lehrern darunter geschriebenen Censuren und ihre neuen Aufgaben vorzeigen; hier stattete der Feldwebel über jeden einzelnen wieder genauen Rapport ab; hier wurde Zufriedenheit und Tadel ausgesprochen, und auch wohl Strafe verfügt; hier durften die Kinder dem Vater alles vortragen, jeden bescheidenen Wunsch ihm gestehen, die Lösung jedes Zweifels, die Entscheidung jedes unter ihnen entstandenen kleinen Streites verlangen; und war man mit diesen Geschichten zu Stande, so las die Tante entweder aus einem guten Buche vor, oder der Vater und der Feldwebel erzählten Begebenheiten aus ihrem Leben, wo sie Zeugen von Muth und Entschlossenheit, von Redlichkeit und Treue gewesen waren; sie zeigten, wie bei den vorzüglichsten Menschen immer Tapferkeit und Milde, Selbstgefühl und Bescheidenheit, Muth und Wahrheit vereinigt gefunden würde, und unterließen auch nicht, Beispiele aufzuführen, wo geistige

Anlagen und Vorzüge dennoch nichts gegolten und geleiſtet hatten: weil mit ihnen die Sittlichkeit der Geſinnungen nicht verbunden geweſen wäre. Die Kinder mußten nach einer ſolchen Erzählung, ihr Urtheil ſelbſt über die darin vorkommenden Perſonen ausſprechen; es entſtanden dann oft verſchiedene Meinungen, die der Vater zu berichtigen ſuchte; und ſo wurde das Urtheil der Kinder ſelbſt geſchärft, und auf guten feſten Grundſätzen aufgebaut. Bisweilen umfaßte dieſe Unterhaltung aber auch ernſtere Gegenſtände, denn der Vater ſuchte ſeine Kinder, ſoviel es ihr Faſſungsvermögen verſtattete, auch mit den Einrichtungen, ſelbſt mit den Geſetzen des Vaterlandes bekannt zu machen, damit ſie von Jugend auf lernen möchten, was der Staat ihnen darbiete, und was er dagegen von ihnen verlangen müſſe. Die Kinder fanden an dieſer Unterhaltung nicht weniger ein großes Intereſſe, ſie freuten ſich auf alle die trefflichen Einrichtungen, die der Vater ſie kennen lehrte, wie auf künftige Genüſſe, die ſie noch zu erwarten hätten, und ſuchten ihre Bekanntſchaft mit den Geſetzen recht eifrig zu erweitern: weil es ihnen ein großes Vergnügen gewährte, ſie ſchon jetzt auf ihr enges häusliches Leben anzuwen-

den, und die kleinen Vorfälle darin nach den Gesetzen beurtheilen und entscheiden zu können. Auf diese Weise gewöhnten sich die Kinder nach und nach wieder an Ordnung und Fleiß, sie lernten ihr Gefühl und Urtheil berichtigen, sie gewannen Liebe und Vertrauen zu dem Vaterlande, das ihnen soviel Gutes und Treffliches gewährte, und erlangten Achtung vor Gesetz und Recht, vor Wahrheit und Redlichkeit.

Zwei Jahre waren verflossen, da wurde der Major von einem Freunde besucht, der viel in fremden Ländern gelebt, und dort sich gewöhnt hatte, das Fremde höher zu stellen, als sein deutsches Vaterland. Dieser Freund war mit der Erziehung des Majors keineswegs zufrieden. Er hielt sie für zu streng, zu pedantisch, und behauptete, daß man statt einen unbedingten Gehorsam von den Kindern zu verlangen, sie nur durch Vorstellungen zu bewegen, durch Gründe zu überzeugen suchen müsse; und daß die Anwendung einer strengen militairischen Ordnung den Character eben so beschränke, wie ein enges Kleid den Körper; daß aber sowohl der Körper, als der Geist, in ungebundener Freiheit aufwachsen und sich entwickeln müßte, wor-

über man in den neuen Erziehungsgrundſätzen gröſstentheils einverſtanden ſey.

Der Major aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: das Neue iſt nicht immer das Gute, und ein Vater muß bei der Erziehung ſeiner Kinder nicht leichtgläubig die Meinung anderer annehmen, ſondern ſeine innige Ueberzeugung zu Rathe ziehen, und ſeiner eignen Erfahrung folgen. Es bleibt eine unumſtößliche Wahrheit, daß der Menſch zuvor gehorchen lernen müſſe, ehe er befehlen kann! — Wie wir als Kinder alles das lernen müſſen, was wir ſpäterhin im Leben brauchen, ſo auch den Gehorſam, den wir ja ſelbſt von andern verlangen, und den der Staat von uns nicht entbehren kann. Wer frühzeitig ſeinen Eltern und Lehrern unbedingt vertrauen und gehorchen lernt, der wird auch künftig ſeinem Könige und den Geſetzen des Landes gehorſam ſeyn; wer zeitig zu einer ſtrengen Ordnung angehalten, wem die unweigerliche Erfüllung auch der ſchwerſten Pflichten ſtets zur Bedingung gemacht wurde, der gewöhnt ſich leicht an alle dieſe Tugenden, und übt ſie fröhlich und ohne Zwang aus. Das Kind kann ja nicht immer des Vaters Abſichten begreifen, es hat noch keine eigene Erfahrung, es darf oft

die Gründe noch nicht wissen, die den Vater und die Mutter zu ihren Anordnungen bestimmten; wie soll es nun urtheilen können, ob man von ihm auch Gehorsam verlangen dürfe, und ob es auch das, was die Eltern befehlen, thun wolle oder nicht?

Aber sollen wir denn alle nur von Feldwebeln und Unteroffizieren erzogen werden? — fragte der Freund.

Bewahre der Himmel! rief der Major: ich will ja aus der schönen freundlichen Welt nicht eine grosse Kaserne machen, und es hat ja auch nicht jeder einen so treuen Freund, wie ich, an meinem alten Stramm, der den Feldwebel mit der Kindermuhme zu vereinigen weiß; nein, die eigentlichen Feldwebel bei der Erziehung der Kinder müssen die Mütter seyn, denn wo die Mutter mit Redlichkeit und Treue, mit Milde und Strenge im Hause waltet, da wird es auch brave, an Ordnung und Sitte gewöhnte, Kinder geben, und, um in meiner Soldatensprache weiter zu reden, wenn die Mutter das schreiende Kind zu Ruhe bringt, wenn sie es essen und gehen lehrt, wenn sie ihm seine kindischen Wünsche erfüllt, oder versagt, wenn sie ihm zum ersten Male in der Wiege die Hände faltet, dann

beginnt das Rekruten-Exercitium, und es kommt alles darauf an, daß es gut und tüchtig durchgeführt werde. Darum soll man auf die Erziehung der Mädchen große Sorgfalt wenden, damit sie zu braven Müttern gebildet werden, denn ein Staat, in welchem die Mütter ihre Pflichten erfüllen, der hat auch gute Bürger. Meine Kinder haben leider keine Mutter mehr, die Tante und ein wirklicher Feldwebel haben sich in die Mutterpflichten getheilt; freilich wird ihre Erziehung dadurch ernster und männlicher, aber ich hoffe, sie sollen auch das Leben ernster auffassen, und in seinen Prüfungen männlicher bestehen.

Der Freund lächelte und sagte: die Zukunft wird es lehren, wer von uns die besten Erziehungsgrundsätze beobachtet hat. Mögen unsere Kinder indessen fröhlich mit einander spielen, wir haben vielleicht in diesen Tagen schon Gelegenheit zu beobachten, wie die verschiedenen Ansichten und Grundsätze der Väter auf sie eingewirkt haben! — Er hatte nämlich seinen Curt, einen Knaben von 12 Jahren mitgebracht, der von den Kindern des Majors mit großer Freude empfangen wurde. Curt war ein hübscher, munterer Knabe, aber Gehorsam

und Ordnung waren ihm nur in ſofern bekannt, als er beides zu üben Luſt hatte. Sein Vater befahl ihm niemals etwas, ſondern ſuchte ihn nur zu überzeugen, daß es gut und nöthig ſey, das von ihm Verlangte zu erfüllen. That der Knabe es doch nicht, ſo erfolgte auf dieſen Ungehorſam keine Strafe, ſondern der Vater fing aufs neue an, ihn durch Gründe überzeugen zu wollen, bis der Knabe, den dies endlich langweilig wurde, ſchnell von etwas anderm ſprach, oder den Vater küßte und davon ſprang.

Man hatte Curt und ſeinem Vater ein gemeinſchaftliches Schlafzimmer eingeräumt, allein dies gefiel dem Knaben nicht; er rief: „Beim Vater will ich nicht ſchlafen! Des Abends ſtört er mich durch ſein ſpätes Schlafengehen, des Morgens durch ſein vieles Tabakrauchen, oder er fängt an zu predigen und will mich zu überzeugen ſuchen, und das iſt mir alles unerträglich. Ich will bei Euch ſchlafen, Ihr Jungens, denn Ihr gefallt mir, und wir wollen recht luſtig ſeyn!“

Curt's Wille wurde erfüllt; als aber ſein Bettchen in dem Schlafzimmer der andern Knaben ſtand, und er hier ſeine Sachen auspacken wollte, führte ihn Friedrich erſt zu einer

Wandtafel hin und ſagte: „Siehe Curt auf dieſer Tafel ſtehen die Ordnungs-Geſetze, welche in unſerer Stube hier beobachtet werden müſſen. Lies dieſe Geſetze genau durch, denn wenn man in ein fremdes Land kommt, muß man ſich zuvor um deſſen Geſetze bekümmern; unſer Stübchen iſt unſer Land, Du biſt der Fremde, alſo bekümmere Dich um unſere Geſetze.“

Curt drehte ſich aber um und lachte. „Was gehen mich die Geſetze an?“ rief er: „ſie ſind für Euch gegeben, und nicht für mich, ich bin ein freier Menſch, der thun und laſſen kann, was er will, und ſich ſeine eigenen Geſetze macht!“ und hiermit nahm er von der Stube Beſitz. — Als man nach einem fröhlich verlebten Abend zu Bette gehen wollte, fielen dem Knaben mehrere naturhiſtoriſche Werke mit ſchönen Kupfern in die Hände, die er auf der Stelle noch durchblättern wollte. Der Feldwebel erinnerte zwar, es ſey die Zeit zum Schlafengehen, auch wären ſie alle ermüdet, und wollten dieſe Unterhaltung bis auf den morgenden Tag verſchieben. Allein Curt hörte nicht, er beharrte auf ſeinem Vorſatz, legte ſich zwar auch nieder, nahm jedoch die Bücher mit zu Bette, ſtellte das Licht daneben und blätterte ruhig weiter. Die Erin-

nerungen des Feldwebels, die Berufung der übrigen Knaben auf die Stuben-Geſetze, halfen nichts, er antwortete blos: Ich will nicht! und fuhr fort, ſeinen Willen durchzuſetzen. — Da ſtand denn Friedrich ganz ruhig auf und löſchte ihm das Licht geradezu aus. Curt aber wurde hierüber höchſt aufgebracht, ſchimpfte, warf ihm die Bücher nach dem Kopfe, und fing laut an zu ſingen, um die übrigen wenigſtens im Schlafe zu ſtören. Als er auf keine freundlichen Bitten auf keine ernſte Erinnerung achten und mit ſeinem Lärmen nicht aufhören wollte, zündete der Feldwebel wieder Licht an, und ſagte:

„Hört einmal, Cammeraden: was thut man mit einem Menſchen, der in ein fremdes Land einwandert, dort aber ſich den beſtehenden Geſetzen nicht unterwerfen will, ſondern vielmehr die Ruhe und Ordnung zu ſtören ſucht? —

„Man ſperrt ihn ein, oder man verweiſt ihn des Landes!“ riefen die Knaben.

„Ganz recht!“ erwiederte der Feldwebel. „Wir wollen es bei der Landesverweiſung bewenden laſſen!“ Er winkte hierauf den beiden Brüdern, und trug mit ihnen den kleinen ſtram-

pelnden Curt mit ſeinem Bette hinaus auf den dunkeln Corridor, ohne auf ſeine nunmehrigen Bitten und Verſprechungen weiter zu achten, verſchloß dann die Thüre, legte ſich mit ſeinen Zöglingen ruhig ſchlafen, und ließ den furchtſamen, vor Angſt weinenden Knaben in der Finſterniß draußen allein.

Am andern Morgen eilte Curt ſich über das Vorgefallene bei ſeinem Vater zu beklagen; dieſer ſchalt zwar auf den alten Kamaſchenknecht, wie er den Feldwebel nannte, daß er ſich ſo hart gegen ſeinen Sohn benommen, wollte jedoch bei dieſer Gelegenheit zugleich beweiſen, daß es eine üble Gewohnheit ſey, Abends im Bette zu leſen: weil es theils den Augen ſchade, theils, wenn man während des Leſens einſchlafe, es auch höchſt feuergefährlich werden könne, worüber man ſchon traurige Beiſpiele erlebt habe, und daß es daher beſſer ſey, dieſer Gewohnheit zu entſagen. — Letzteres hörte Curt aber nur mit halben Ohren an, drehte ſich auf den Abſatz herum, und ſagte: „Du haſt mir früher geſagt: wer viel lieſt, lernt viel! deshalb muß man viel leſen und auch im Bette; denn das letzteres ſchädlich ſey, kann ich nicht einſehen, und deshalb werde ich leſen, wie und

wo ich will!“ und hiermit ſprang er fort und ließ den Vater ſtehen.

Es war Sonntag, das Wetter heiter und ſchön, und die Knaben erhielten Erlaubniß mit ihrem kleinen Gaſte einen Spaziergang zu machen. Sie führten ihn hinaus in die Weinberge, von wo man nicht allein die ſchönſten Ausſichten in die Umgegend hatte, ſondern wo auch bereits herrliche reife Kirſchen zu haben waren. Curt war ausgelaſſen luſtig, neckte die übrigen Knaben unaufhörlich, zerriß ihnen die Blumen, die ſie zum Kranz winden wollten, und ſchlug endlich eine recht tolle Schmetterlings-Jagd vor. — Friedrich verſicherte, daß ſie zu einer ſolchen Jagd gern erbötig ſeyn würden, wenn es ihnen nicht theils unterſagt wäre, in ihren guten Sonntags-Anzügen dergleichen Spiele zu unternehmen, wo die Kleider leicht beſchädigt werden könnten, theils in den Weinbergen unvorſichtig umher zu laufen, wo man leicht Schaden anrichten könne, und ſich den harten Zurechtweiſungen der Winzer ausſetze. — „Was gehen mich die Sonntags-Kleider und die Weinberge an! rief Curt, „ich bin ein freier Menſch und werde mich durch ſo etwas nicht ſtören laſſen; mit den groben Winzern will ich

übrigens ſchon fertig werden!“ und hiermit ſprang er fort, über Stock und Stein, ſetzte über die Zäune hinweg und jagte mit einer Ruthe einem ſchönen Pfauenauge nach. Der nächſte mit Dornen überflochtene Zaun machte ſchon einen kleinen Riß in die weiße Halskrauſe, Curt aber ließ ſich nicht ſtören, jagte nur um deſto ungeſtümer den Schmetterling durch den Weinberg nach, und ſchlug mit ſeiner Ruthe dergeſtalt um ſich her, daß die Blätter von den Weinranken herabfielen.

„Junger Herr!“ rief der herbeieilende Winzer: „treiben Sie nicht ſolchen Unfug in meinem Weinberge, Sie beſchädigen ja die Weinſtöcke; ich werde Sie pfänden!“

„Das unterfang er ſich!“ rief Curt, aufgebracht, daß ihm der Schmetterling indeß entkommen war, und hob Steine auf, um den Winzer damit zurück zu treiben.

„Ei,“ ſagte der Winzer„ wenn das ſo weit kommen ſoll, dann will ich einen andern ſchikken, der den ungezogenen Jungen heraustreiben wird!“ und hiermit rief er: „Spitz! paß auf!“ und der Hund folgte ſogleich der Weiſung ſeines Herrn, ſtürzte ſich auf Curt zu, holte den erſchrockenen davon laufenden Knaben noch vor

der Weinbergsthür ein, hielt ihn dort an den Beinkleidern fest und würde ihn wahrscheinlich tüchtig gebissen haben, wenn auf das jämmerliche Geschrei des Knaben nicht die beiden Brüder herbeigeeilt wären und ihn von dem Hunde befreit hätten.

Spitzen-Kragen und Beinkleider waren zerrissen, Curt stellte sich, als ob er sich nichts daraus mache, und zog die andern Knaben weiter mit sich fort. Sie kamen einem Weinberge vorüber, auf dem die Bäume voll der schönsten Kirschen hingen, und Curt fühlte großen Appetit sich an diesen Früchten satt zu essen. „Wir wollen in das Weinbergshäuschen gehen," sagte Gustav, „dort ist ein armer lahmer Knabe, welcher die Vögel von den Kirschbäumen scheuchen muß, bei dem kann man Kirschen für Geld bekommen."

„Für Geld?" rief Curt, „was ich mir selbst pflücken kann, brauche ich nicht zu bezahlen!"

„Du wirst doch fremdes Eigenthum schonen, und nicht wie ein Dieb einbrechen wollen," meinte Friedrich; — „kennst Du nicht die Gesetze, und selbst die Gebote der Bibel?" „Ei was!" erwiederte Curt, „ich habe freien Willen, und

kümmere mich um keine Geſetze! die Kirſchen hat der liebe Gott für alle Geſchöpfe wachſen laſſen, ich will mir nun einmal die Kirſchen ſelbſt pflücken, will kein Geld dafür ausgeben, und der dumme lahme Junge dort im Gartenhäuschen, ſoll mich gewiß nicht daran hindern! mit dieſen Worten ſprang er über den Gartenzaun, kletterte wie eine Katze auf den ſchönſten Kirſchbaum und riß alle Früchte ab, die er nur erlangen konnte. Der lahme Knabe lief herbei, ſchallt und weinte, aber Curt lachte ihn aus, und warf ihn die Kirſchkerner ins Geſicht.

„Du biſt ein böſer Junge!‘ ſchalt Friedrich, „biſt ein Dieb! ich werd’ es Deinem Vater ſagen, wenn Du nicht auf der Stelle die Kirſchen bezahlſt!“ Curt aber lachte ihn aus, und ließ ſich nicht ſtören.

„Wenn Du nicht den Augenblick vom Baume gehſt,“ rief der aufgebrachte Guſtav, „ſo treib’ ich den Dieb ſelbſt herunter!“

„Laß Dir die Luſt dazu vergehen, Brüderchen,“ antwortete Curt höhniſch, „Du darfſt ja heut nicht klettern, denn Du haſt ja die Sonntagskleider an; und da bin ich vor Dir

ſicher!“ Guſtav antwortete nicht, zog aber den lahmen Knaben ſchnell ins Gartenhäuschen; in wenigen Minuten erſchien er wieder, hatte die Kleider mit dem Knaben gewechſelt, und rief von Zorn entbrannt: „Sieh' Burſche, nun darf ich klettern, und nun will ich Dir zeigen, wie man fremdes Eigenthum achten und beſchützen ſoll!“ Er kletterte mit großer Gewandheit den Kirſchbaum hinauf, und ſchlug den diebiſchen Curt mit einer Ruthe ſo derb auf die Finger, daß dieſer ſchreiend vom Baume herabrutſchte. Unten aber empfing ihn Friedrich, zog ihn ins Gartenhaus, und nöthigte ihn, den lahmen Knaben zu entſchädigen.

Guſtav hatte indeß ſeine Kleider wieder gewechſelt, Curt verlangte nach Hauſe zum Vater, und ſo traten die Knaben denn den Rückweg an. Friedrich erzählte dem alten Feldwebel, was vorgefallen war, und während Curt die zerriſſenen Kleider mit andern vertauſchte, ſuchte der alte Stramm die beiden Väter auf, um ihnen über das Vorgefallene ſeine Meldung zu machen. Der Major billigte das Benehmen ſeiner Knaben, der Freund aber ſchien unzufrieden, daß man ſeinem Sohne Zwang angelegt habe, ließ ſich in ſeinen Erziehungs-

grundsätzen nicht irre machen, diesen Vorfall aber die Veranlassung seyn, den Major früher zu verlassen. — Beim Abschied sagte er: „unsere Knaben scheiden nicht als Freunde, vielleicht werden sie sich späterhin im Leben besser verständigen, wenn die Deinigen mehr eignen Willen und der Meinige mehr Erfahrung erlangt haben werden, dann wollen wir sehen, ob die beschränkte oder die freie Erziehung, bessere Staatsbürger liefern wird."

Die Knaben des Majors wuchsen kräftig und rüstig auf, sie wurden beide an einem Tage confirmirt, und sollten nun das älterliche Haus verlassen, indem der Aelteste, der zu studiren wünschte, ein Gymnasium beziehen, der zweite aber, der den Militairstand gewählt hatte, im Cadettenhause aufgenommen werden sollte. Am Tage ihres Abschieds, wo ihnen der Vater manche gute Lehre mit auf den Weg gab, und sie dafür die heiligsten Versprechungen vor ihm ablegten, trat der alte Feldwebel herein und sprach:

„Mein Herr Major, ich wollte melden, daß meine Rekruten jetzt ausexercirt sind. Ich bin mit ihnen zufrieden gewesen, und wenn sie sich auch bei manchen Handgriffen ungeschickt

angeſtellt, ſo iſt es doch am Ende gut gegangen, und ſie werden mit Gott ein paar tüchtige Burſchen werden, in welches Regiment man ſie auch einſtellen mag. Dort wird man ſie denn wohl zur Fahne ſchwören laſſen, aber ſie ſollen auch uns verpflichtet bleiben, denn wir ſtehen hier im Namen Gottes und der Welt. — Wenn der Soldat zur Fahne ſchwört, ſo muß er die Hand auf die Fahne legen, und dann einen Nagel in dieſelbe einſchlagen, zum Zeichen, daß ihn nichts von ihr losreiſſen ſolle. Die Fahne empfängt dann den Schwur im Namen des Vaterlandes; aber der Sohn ſoll auch die Freude und die Stütze des Vaters ſeyn, drum eh' ihr uns verlaßt, ihr Burſchen, ſollt ihr auch die Hand auf die Krücke eures Vaters legen, und ſollt jeder einen Nagel in dieſelbe einſchlagen, als ob es die Fahne ſey. Ihr ſollt die Krücke nie vergeſſen, und der Vater, wenn er die eingeſchlagenen Nägel ſieht, wird hoffen und glauben, er ſtütze ſich auf Euch."

Mit dieſen Worten reichte er den Knaben die Krücke und zwei ſilberne Nägel: ſie ſchlugen dieſe Nägel ein, drückten einen heißen Kuß auf die Stelle, und gaben dem Vater dann die Krücke zurück.

Mehrere Jahre waren verflossen, Friedrich hatte bereits die Universität bezogen, und Gustav war bei demselben Regiment Fähnrich geworden, in welchem Curt schon als Offizier stand. — Beide Brüder waren als Muster der Ordnung und Redlichkeit geachtet und geliebt; sie hatten das Ihrige tüchtig gelernt, der eine im Civil- der andere im Militairstande, und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Da brach ein Krieg aus, das Vaterland wurde unverschuldet mit einem mächtigen Nachbarstaate in Streit und Kampf verwickelt, es sollte sich unter die Anmaaßungen eines fremden Volkes beugen, und seine Selbstständigkeit verlieren. Und der König rief endlich sein Volk zu den Waffen; Freiwillige stellten sich in die Reihen der Streiter, um das Vaterland zu vertheidigen und den deutschen Namen zu schützen. Auch Friedrich meldete sich als Freiwilliger bei dem Regimente seines Bruders, und wurde hier wegen seiner tüchtigen juristischen Kenntnisse als Auditeur angestellt. Beide Brüder waren erfüllt von Muth und Vaterlandsliebe, und konnten sich daher mit ihrem ehemaligen Bekannten dem Lieutnant Curt nicht verständigen, der mit vielen Verhältnissen und Einrichtungen seines

Vaterlandes unzufrieden war, ſich ſelbſt nicht geachtet genug glaubte, die Schuld davon nicht auf ſich, ſondern auf die Menſchen um ſich her ſchob, und deshalb dem fremden jetzt feindlichen Volke ganz beſonders zugethan war, weil er meinte, es ſey dort die goldne Freiheit zu finden, und dort das Glück leichter zu erhaſchen, wo man nicht ſo wie hier allenthalben an die Schranken der Ordnung anſtoße. Der verſtändige Friedrich mochte ihm dagegen einwenden was er wollte, er mochte ihm die ſprechendſten Beweiſe von der Weisheit und Tugend des Regenten, von den Fortſchritten des Staates in Künſten und Wiſſenſchaften, von der vortrefflichen Geſetzgebung anführen, Curt blieb doch bei ſeiner Behauptung: Es gebe hier kein freies ungebundenes Leben, und der Begriff von Vaterlandsliebe ſey eigentlich ein Hirngeſpinnſt, und könne nur ſo lange aushalten, als das Vaterland alle unſere Wünſche und Erwartungen erfüllte. Die beiden Brüder zogen ſich von Curt zurück, denn ſie fühlten, daß derjenige entweder nicht gut oder nicht glücklich ſeyn könne, dem die Liebe zum Vaterlande fremd ſey.

Das Regiment ſtand dem Feinde gegenüber, und Curt hatte einen Vorpoſten zu comman-

diren. Wie er nun an keine Ordnung und an kein Geſetz gewöhnt war, wie er von Jugend auf nur ſeinen Anſichten und Neigungen folgen mochte, wie er dadurch auch verlernt hatte, das hoch zu achten, was dem Menſchen ſonſt ſo heilig iſt; ſo machte er ſich auch jetzt kein Gewiſſen daraus, Pflicht und Ehre zu verletzen, das Vaterland zu verrathen und zum Feinde überzugehen.

„Ich will nicht in den Feſſeln leben, die ihr kurzſichtige Menſchen Pflicht und Gewiſſen nennt!“ ſchrieb er in einem Briefe, den er an Friedrich zurückgelaſſen hatte: „Die ganze Erde gehört dem Menſchen, er kann ſich aufhalten, wo es ihm am beſten gefällt, und iſt ein Dummkopf, wenn er an der Sandſcholle kleben bleibt, die der Thor ſein Vaterland nennt. Ich verlaſſe Eure pedantiſche mir widrige Gemeinſchaft, und gehe dorthin, wo ungebundene Freiheit wohnt; in Euren Geſinnungen und Vorſtellungen beruht keine Kraft, keine Begeiſterung, ihr müßt jedenfalls unterliegen, ich aber will bei den Siegern ſtehen. Lebt wohl, ich werde mich der Beſiegten annehmen!“

Friedrich las dieſen Brief mit Kummer,

und es war ihm ein höchſt ſchmerzliches Gefühl, als Auditeur die Unterſuchung gegen den Ueberläufer Curt führen und ſeinen Namen ſogar an den Galgen ſchlagen laſſen zu müſſen.

Die feindlichen Heere waren immer näher an einander gerückt, eine Schlacht begann, und das Regiment, in welchem Guſtav die Fahne trug, bildete die äußerſte Spitze des linken Flügels. Der Feind hatte in der Nacht dieſen Flügel umgangen, mit großer Uebermacht ſtürzte er ſich auf denſelben und brachte ihn zum weichen. Die feindliche Cavallerie hieb auf Guſtavs Regiment ein, und drängte es bis an das Ufer eines reiſſenden Stromes zurück; die Glieder waren zerriſſen, die Nebenleute von Guſtav waren gefallen, er ſtand mit der Fahne faſt noch allein. Da kam ein Trupp feindlicher Reiter auf ihn zugeſprengt; der Offizier der ihn führte, war Curt, er erkannte den Fahnenträger, und rief ihm hohnlachend zu: „ergieb Dich Du Vaterlandsvertheidiger, Deine Fahne ſey meine Beute!“ — Guſtav ſah, es war keine Rettung mehr, aber die Fahne ſollte nicht in Feindes Hand gerathen; er wendete ſich ſchnell ab, hüllte ſich dicht in die theure Fahne ein, und ſtürzte ſich vom ſteilen Ufer in die Fluthen

des Stromes. — Die Reiter hielten erſtaunt ihre Roſſe zurück, keiner wagte den gefährlichen Sprung ihm nach, ſie mußten zuſehen, wie der Fluß dem mit dem Tode ringenden, ſeine Fahne feſt umklammernden Jüngling ruhig mit ſich fort trug.

Als der Abend nahte, war die Schlacht entſchieden, die Feinde waren geſchlagen und der Ueberläufer Curt gefangen genommen worden. Man führte ihn vor das Zelt ſeines Generals, wo auf einer Bahre Guſtavs Leichnam lag, an ſeiner Seite die gerettete Fahne. Friedrich, der neben dem Todten ſtand, wendete ſich zu Curt mit der ernſten Frage: „Wer von Euch beiden iſt jetzt der Sieger? wer möchteſt Du jetzt lieber ſeyn, Curt oder Guſtav?“ — Der Gefragte antwortete mit niedergeſchlagenem Blicke: „ich möchte Guſtav ſeyn!“ — Er wurde hierauf abgeführt, und noch am ſelbigen Abend erſchoſſen.

Als nach beendigtem Kriege, Friedrich ſeinen Vater beſuchte, empfing ihn der Feldwebel mit entblößtem Haupte an der Thür, und als der Vater den Sohn gerührt an ſeine Bruſt drückte, und den Namen Guſtav leiſe aus-

ſprach, nahm der Feldwebel die Krücke, zeigte auf den eingeſchlagenen Nagel, drückte ihn an ſeinen Mund, und rief: „Achtung! präſentirt das Gewehr!“ — „Hoch lebe König und Vaterland!“

Der Juwelier.

In den mit Gold- und Silber-Arbeiten, und koſtbaren Juwelen reich ausgeſchmückten Laden des Hofjuweliers Hartung, trat ein Bauerknabe hinein, und fragte den hagern Buchhalter, der eben mit bedenklicher Miene beſchäftigt war, mehrer Sachen von Werth auszupacken:

„Hör' er mal, Musje, iſt er hier der goldne Doſenſchmidt?“

„Was willſt du ſchmuziger Burſche, und wen ſuchſt Du hier?“ fuhr ihn der Buchhalter an: „packe Dich hinaus, hier wird nicht gebettelt!“

„Nun, nun, nur nicht gleich ſo grob!“ ſagte der Knabe: „ich bettle nicht, und mag auch von ihm nichts haben, aber den Meiſter will ich ſprechen!“

Dort kommen der Herr Hofjuwelier ſelbſt! ſagte der Buchhalter, und zeigte auf Hartung, der eben zu einer Seitenthüre hereintrat. Als der Knabe ihn erblickte, ging er auf ihn zu und ſagte lachend: „Hört ein mal Herr Gold Schmiedemeiſter, Ihr ſeyd ein Haſenfuß. Wer wird ſich

denn vor das Viechen Hundegeknurre gleich so fürchten!“

„Ha, Bube!“ rief Hartung: „Dir gehören wohl die beiden wüthenden Hunde, die vor dem kleinen Milchwagen dort angespannt sind?“

„Ja wohl gehören sie mir!“ entgegnete der Knabe: „es sind aber ein paar sehr gute Hunde, Wolf und Fuchs, und thun auch keinen Menschen etwas; wenn aber einer so auf sie losgedufelt kommt, als wollte er meinen Milchwagen in Grund und Boden rennen, dann zeigen sie ihm freilich die Zähne, weil sie nicht sprechen können, und da denkt der Hasenfuß gleich, es wird ihn ein toller Hund beissen, will über die Gosse springen, fällt dabei fast auf die Nase, und verliert seine Sachen aus Angst. Ich aber habe das Ding aufgehoben und bring' es Euch hier wieder;“ und hiermit reichte er ihn eine kostbare goldne Dose hin, die Hartung verloren hatte.

Der Juwelier war zu einem ihm nahe wohnenden reichen Mann gerufen worden, der ihm verschiedene Kostbarkeiten ablaufen wollte, hatte mehrere dergleichen zu sich gesteckt gehabt, und war auf dem Rückwege wirklich vor den an dem Milchwagen gespannten Hunden erschrocken,

hatte ihnen durch einen Sprung ausweichen wollen, und dabei die goldne Doſe verloren. Hartung ſah den Knaben feſt an, und ſagte: „Junge, Du weißt wohl nicht, was die Doſe werth iſt, die Du mir hier wieder bringſt?“ „Ich brauch es auch nicht zu wiſſen,“ antwortete der Knabe, „denn ſie gehört mir nicht. Blank iſt ſie genug, aber die Herz-Großmutter ſagt: „laß Dich den Teufel nicht blenden!“ Erſtaunt und erfreut über die Redlichkeit des Knaben dankte ihm der Juwelier auf das freundlichſte und wollte ihm drei blanke Thaler zur Belohnung geben, aber der Knabe ſchüttelte mit dem Kopf und ſagte: „da würde mir meine Herz-Großmutter das Leder ſchöne auspelzen, wenn ich das annehmen wollte, denn ſie müßte ja glauben, ich hätte das Geld erbettelt, oder gar geſtohlen. Nein, Herr Gold Schmiedemeiſter, ſeine Tabacksdoſe hat er, nun behalt er auch ſein Geld. Will er mir und meinen Hunden aber einen Gefallen thun, ſo kauf er mir geſchwind meine ganze Milch ab, damit wir wieder früher zur Herz-Großmutter nach Hauſe kommen!“

Der Juwelier erfüllte des Knaben Wunſch, kaufte die ganze Milch, die kaum einen Thaler

an Werth betrug, und ließ einen groſsen Theil davon in eine Schüſſel gießen und ſie den Hunden zur Erquickung vorſetzen, während der Knabe ſelbſt nur eine Butterſemmel von ihm annahm.

„Hört!“ ſagte der Knabe, als er nach Hauſe fahren wollte: „ihr ſeyd ein hübſcher Mann, und wenn ihr ein ſolches Vergnügen habt, die Hunde zu füttern, ſo will ich alle Tage mit der Milch die ich nicht gleich los werden kann, zu euch kommen, und dann ſollen meine Hunde ſich bei Euch recht ſatt ſchlucken!“

Des andern Tages erſchien der Knabe, in den Nachmittagsſtunden auch richtig wieder, ſuchte den Juwelier auf und ſagte ganz traurig: „aus unſerm Spaß mit der Hundefütterung wird nichts! ich habe Herz-Großmuttern die ganze Geſchichte erzählt, und der war es zwar recht, daß ich euer Geſchenk nicht angenommen hatte, aber darüber hat ſie mich ſehr ausgeſcholten, daß wir die Milch den Hunden gegeben haben, denn die Milch, ſagt ſie, iſt zu ſchade für die Hunde, Du hätteſt ſie lieber wohlfeiler an arme Leute verkaufen ſollen, als daß ſie Dir der reiche Menſch für die Hunde abgekauft hat, und wenn du auch ſo dumm biſt, Deinen Thieren alles in den Hals zu ſtecken,

ſo hätte doch der alte Meiſter klüger ſeyn ſollen, als Du!“

„Die Großmutter hat recht!“ ſagte der Juwelier: „Du ſollſt mich zu ihr führen!“ und hiermit nahm er Hut und Stock, und folgte raſchen Schrittes dem Knaben, der fröhlich auf ſeinem Hundewägelchen vor ihm daher fuhr.

Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, und ganz abwärts von der Heerſtraße, lagen mehrere Weinberge mit den Wohnungen der Winzer verſehen; dort ſtand auch am Fuße eines Weinberges das Häuschen, welches die Großmutter bewohnte. Jemehr ſich ihm der Knabe mit ſeinem Fuhrwerk näherte, um deſto ſchneller liefen die Hunde, und wie ein ungeduldiges Roß wiehert, ſo blafte dieſes Geſpann vor Freude und Ungeduld, als es ſeine Heimath erblickte.

„Großmutter! Herze-Großmutter!“ ſchrie der Knabe ſchon von fern; „ſeht doch, der reiche Menſch kommt hinter mir her! und die Hunde haben heut noch nichts gefreſſen!“

„Das wollte ich Dir auch gerathen haben, Du Milch-Verſchwender!“ ſagte die Alte, die in der Thüre ſtand, und die Hand über die Augen hielt, um auf den Weg hinauszuſchauen,

auf dem der Juwelier raſchen Schrittes gegangen kam; dann ſetzte ſie bedächtig hinzu: „das alſo iſt der reiche Mann? Gott gebe daß es nicht der Böſe iſt, der uns verblenden will?“ —

Während Moritz, ſo hieß der Knabe, ſeine Hunde ausſpannte, war Hartung von der Großmutter begrüßt und in das Stübchen geführt worden. Hier fand er die größte Ordnung und Reinlichkeit, und erfuhr, daß der kleine Weinberg das Eigenthum der Alten ſey, und daß ſie mit ihrem Enkel, der ſeine beiden Eltern frühzeitig verloren hatte, von dem Ertrage deſſelben lebe. Die Großmutter beſtellte mit einer Magd und einem Tagearbeiter den Weinberg, und Moritz fuhr mit ſeinen Hunden, die Milch und Früchte in die Stadt, und ging dabei, ſo viel es der Verkauf zulaſſen wollte, auch zugleich in die Schule.

Zufriedenheit, Frömmigkeit und die größte Einfachheit waren in dieſer Hütte einheimiſch, und es ward hier dem Juwelier ſo wohl um's Herz, als ihm zwiſchen ſeinem Gold und Silber lange nicht geweſen war. Man bewirthete ihn mit den ſchönſten Früchten, die ihm Moritz im Weinberge pflückte, und er durfte nicht von fern den Gedanken äußern, als wollte er irgend

etwas dafür bezahlen. Als er darüber seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, sagte die Alte:

„Ich weiß es recht gut, Herr Goldschmidt, daß ihr ein reicher Mann seyd, und von uns nichts geschenkt zu nehmen braucht. Ihr denkt auch wohl, eine Hand wäscht die Andre, und da habt Ihr recht, aber Geld nehm ich nicht; wollt ihr etwas thun, so könnt Ihr dem Jungen hier einmal ein gutes Schulbuch schenken, und das eßt Ihr dann wieder in Weintrauben bei mir ab.“

Der Juwelier erfüllte beides, er sorgte für Schulbücher, und besuchte auch die Alte oft auf ihrem einsamen Weinberge, nahm auch wohl sein kleines Töchterchen, Mathilde, der die Mutter frühzeitig gestorben war, mit sich hinaus; und während die Alte dem Vater aus ihrem langen Leben manches Merkwürdige erzählte, und ihm dabei ein Gemüth zeigte, was die schwersten Prüfungen des Lebens mit stiller Ergebenheit bestanden hatte, führte Moritz die kleine Mathilde zu den schönsten Weinstöcken oder Obstbäumen, ließ sie dort selbst die reifen Früchte pflücken und fuhr sie auch wohl bisweilen, wenn er ihr ein besonderes Vergnü-

gen machen wollte mit seinen Hunden im Weinberge spazieren.

„Aber mein allerliebstes Mathildchen, wo führt sie denn der Papa immer hin?“ fragte Herr Schäfer, der Buchhalter: „Das geht ja jetzt alle Nachmittage hinaus, und sonst war der Papa nicht aus dem Hause zu bringen?“

„Wir besuchen den Milchjungen und seine Großmutter,“ entgegnete Mathilde, und erzählte dem neugierigen Buchhalter alles, was ihre Spaziergänge mit dem Vater anbetraf. Herr Schäfer der jeden Tritt und Schritt seines Herren belauschte und eifersüchtig war, wenn er nur entfernt glauben konnte, daß außer ihm noch jemand anderes die Gunst und das Vertrauen seines Herrn genösse, die er nur zu gut zu seinem Vortheil zu benutzen verstand, suchte bald genug den Weinberg auf, um ebenfalls die Bekanntschaft der alten Großmutter dort zu machen. Die einfache alte Frau, und der unbedeutende Bauerknabe schienen ihm aber nichts weniger als gefährlich, und er beredete vielmehr Herrn Hartung nur noch öfter seine Spaziergänge zu wiederholen, damit er selbst desto unbemerkter im Hause und in der Handlung sein Wesen treiben konnte, wo ihm seit Ma-

thildens Mutter geſtorben war, faſt alles überlaſſen blieb.

Eine ungünſtige Witterung hatte den Juwelier mehrere Wochen von ſeinen Spaziergängen zurückgehalten; als eines Morgens der Knabe Moritz, mit ausgeweinten Augen in Hartungs Zimmer trat, und mit bebender Stimme ſagte: „die Herze-Großmutter läßt Euch ſchöne grüßen, und ich ſoll Euch ſagen, daß ſie geſtern Abend geſtorben iſt!“

„Die Großmutter iſt todt?“ rief Hartung traurig, griff nach Hut und Stock, und folgte dem weinenden Knaben nach dem Weinberge. Da erzählte ihm denn die Magd, daß die Alte vor wenigen Tagen erkrankt und geſtern geſtorben ſey, und daß ſie auch ſeiner gedacht, und beſonders den verlaßnen Knaben nunmehr ſeiner Fürſorge anbefohlen habe. Hartung beſchloß auch dieſe Sorge zu übernehmen, er ſelbſt kaufte den Weinberg, der Schulden halber feil geboten werden mußte, und nahm den Knaben in ſein Haus, um ihn hier ſorgfältiger zu erziehen und ihn in ſeiner Kunſt zu unterrichten. Moritz war gut und brav, er that alles um Hartung's Güte zu verdienen; er war in der Schule fleißig, und fand ſich

geschickt in seinen neuen Beruf; jemehr er aber die Zufriedenheit und Gunst des Meisters gewann, um desto verhaßter wurde er dem Buchhalter, der wohl einsah, daß Moritz ihm bald genug in Ausführung seiner Betrügereien im Wege stehen würde, insofern es ihm nicht gelingen sollte die Redlichkeit des Knaben selbst wankend zu machen. Er vertraute dem Knaben deshalb zuvörderst die Schlüssel der Speisekammer an, und setzte dort manche Leckereien hinein, von denen er ihm erst zu kosten gegeben; denn er glaubte, daß Moritz nicht widerstehen, sondern heimlich davon naschen würde; und sagte oft zu sich selbst: fängt der Knabe nur erst an heimlich zu naschen, dann wird er auch weiter zugreifen. Er betrog sich aber; denn der Knabe hatte die Lehren der Großmutter über Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht vergessen, und die Leckereien verdarben eher, als daß sie Moritz angerührt hätte. Der Buchhalter versuchte es auf eine andere Weise; er öffnete mit seinem Hauptschlüssel heimlich die Vorrathskammer, entwendete heimlich manches daraus und wenn es dann fehlte, und er den Knaben darüber erst hart anließ, gab er sich dann das Ansehen, als wenn er aus Güte für

ihn, die Sache diesmal verschweigen und sie dem Meister nicht verrathen wolle, damit Moritz auf die Nachsicht bauend, die Furcht vor der Strafe verlieren und dergleichen Sachen selbst dreister begehen möchte. Der ehrliche Moritz sann aber vielmehr darauf, den Dieb an das Tageslicht zu ziehen, und da er bestimmt glaubte, daß es Katzen oder Ratten seyn müßten, so bat er Herrn Hartung einen seiner getreuen Hunde, die jetzt nicht mehr den Milchwagen zogen, wohl aber den Weinberg bewachen mußten, zu sich nehmen zu dürfen, um der Näscherei, von der er seinem Meister im Geheim erzählte, auf die Spur zu kommen. Moritz erhielt die Erlaubniß, sprang auf den Weinberg hinaus, holte im Geheim seinen getreuen Wolf herbei, und da es schon Abend geworden war, als er zurückkehrte, so säumte er nicht, sich sofort mit ihm in der Speisekammer einzuschließen, und dort mit ihm in einem dunkeln Winkel den Dieb zu erwarten. Schäfer wußte nichts von der Rückkehr des Knaben, hielt sich für ganz sicher, und schlich heimlich in die Speisekammer. Als nun Moritz das leise Oeffnen der Thüre vernahm, und in der Dunkelheit die Gestalt nicht erkannte, die herein schlich und sich über die

Speiſen hermachte, ſo hetzte er ſeinen Wolf an, der denn auch mit einem unerwarteten Sprunge den Buchhalter bei der Bruſt faßte und ihn zu Boden warf. An dem Geſchrei erkannte Moritz bald den Dieb, rief den Hund ſchnell zurück, und da der Buchhalter jetzt bald die Lage der Sache durchſchaute, und ſich nicht allein durch mancherlei Vorſpiegelung zu rechtfertigen ſuchte, ſondern auch den Knaben mit Vorwürfen und Drohungen beſtürmte, ſo verſprach dieſer endlich den Vorfall zu verſchweigen, wogegen ihm der Buchhalter verzeihen wollte. Schäfer aber verzieh ihm nicht, er hatte Moritzens Verderben jetzt feſt beſchloſſen, und während er auf eine feine Weiſe den Saamen zur Unzufriedenheit mit Moritz in die Seele des Meiſters zu ſtreuen ſuchte, legte er ſeinen Plan feiner an, um ihn bald ganz verſtoßen zu ſehen.

Seit einiger Zeit waren dem Juwelier nämlich oft Sachen von Werth entwendet worden, er wußte beſtimmt, daß er ſie noch am Tage zuvor in den wohlverſchloſſenen Glasſchränken ſeines Gewölbes geſehen hatte, und doch fehlten ſie jetzt, ohne daß die Spur eines gewaltſamen Einbruches zu entdecken geweſen wäre. Einige Mo-

nate ſpäter geſchah wieder ein ähnlicher Diebſtahl, und ſo ging es fort und fort, ohne daß irgend jemals etwas entdeckt worden wäre. Der Meiſter war höchſt betroffen, ſich in ſeinem eigenen Hauſe nicht mehr ſicher zu wiſſen; doch hielt er die Sache, auf Anrathen des Buchhalters, als ein tiefes Geheimniß, um den Dieb ſicher zu machen, und ihm ſo vielleicht eher auf die Spur zu kommen.

Hartung hatte für eine reiche Gräfin einen koſtbaren Verlobungsring gearbeitet, und ſeinem Moritz, der nun bereits die erſten Lehrjahre überſtanden hatte, verheißen, den Ring am morgenden Tage der Braut zu überbringen, wofür er gewiß ein gutes Trinkgeld zu erwarten hätte. Allein am folgenden Morgen war auch dieſer Ring verſchwunden, und Hartung, der im höchſten Zorne den Buchhalter herbei rufen ließ, erklärte jetzt frei heraus, daß der Dieb im Hauſe ſeyn müſſe, und daß er entſchloſſen ſey eine allgemeine Hausſuchung anſtellen zu laſſen, von der ſelbſt der Buchhalter nicht frei ſeyn dürfe. Ein Polizeioffiziant, ein Bekannter des Meiſters, war bereits zugegen, und übernahm, während alle Hausbewohner gegenwärtig ſeyn mußten die Unterſuchung. Man

fing bei dem Buchhalter Schäfer an, aber es wurde nichts vorgefunden, eben so wenig bei den übrigen Hausgenossen, und so kam man denn endlich auch in das Kämmerchen, wo Moritz wohnte; auch hier wurde alles durchsucht, und von Kostbarkeiten nichts weiter gefunden, als ein kleines goldenes Kreuzchen, die Verlassenschaft der Großmutter, und eine Haarlocke, auf deren Umschlag der Name Mathildens geschrieben stand. Moritz, der jetzt schon ein Jüngling von 18 Jahren war, schlug die Augen nieder, als der Vater mit einem ernsten Blick auf ihn, die Locke zu sich steckte, und eben die Kammer wieder verlassen wollte; aber Herr Schäfer flüsterte dem Polizeioffizianten ins Ohr: „Mir will es vorkommen, als ob die Schubfächer im Schreibepulte hier sehr kurz wären und nicht völlig durchgingen, es könnte sonach ja wohl noch ein verborgener Raum vorhanden seyn, und da der junge Mensch sich dies Schreibepult selbst beim Tischler bestellt hat, so — — — — — Der Polizeioffiziant nickte ihm beifällig zu, besah das Pult genauer, ließ es von der Wand abrücken, und fand endlich nicht ohne Mühe auf der Rückseite ein kleines Knöpfchen, bei dessen Druck ein verborge-

nes Fach aufſprang. Wer beſchreibt das Erſtaunen des Meiſters, als er in dieſem Fache alle die entwendeten Koſtbarkeiten fand, die ſorgfältig in, von Moritzens Hand beſchriebene, Papiere gewickelt waren! „Ei! ſo hätten wir ja den Dieb,“ rief der Polizeioffiziant und faßte Moritz bei der Bruſt. „Undankbarer Du biſt reif zum Zuchthauſe, und ſollſt ihm nicht entgehen!“ — Moritz konnte nicht antworten, er ſtand wie vernichtet, der Meiſter aber übergab den Dieb einſtweilen dem höhniſch lächelnden Buchhalter und ging tief erſchüttert mit dem Polizeioffizianten auf ſeine Zimmer, um hier das Weitere zu berathen. Nach einer Stunde ließ er Moritz zu ſich rufen und erklärte ihm, daß er, um das Andenken an die Großmutter zu ehren, ihn zwar den Gerichten nicht übergeben wolle, ſondern ſeinen Freund hier gebeten habe, die Sache mit Schweigen zu übergehen, daß er aber auf der Stelle nicht nur ſein Haus, ſondern auch die hieſige Gegend verlaſſen müſſe, und ihm nie wieder vor die Augen kommen dürfe! — So wurde denn Moritz, trotz dem, daß er ſeine Unſchuld hoch betheuerte, hinaus geſtoßen in die weite Welt. Er durfte niemanden, am wenigſten Mathilden Lebewohl

sagen, der Buchhalter schob ihn zur Hausthür hinaus, und befahl ihm sofort die Stadt zu meiden. Moritz eilte auch zum Thor hinaus, er lief dem Weinberge zu, wo er von der Großmutter erzogen worden war, um auf dem Wege in die Fremde wenigstens seine treuen Hunde als Begleiter mitzunehmen, und als sie ihm freudig entgegen sprangen, warf er sich zu ihnen in das Gras, weinte sich satt, und verließ mit ihnen die Gegend.

Meister Hartung, war durch die bittere Erfahrung, die er an Moritz gemacht, um so tiefer gebeugt, als hiermit zugleich seine schönsten Pläne gescheitert waren. Er hatte nur die einzige Tochter, und glaubte sich an diesen Knaben nun auch einen treuen recht dankbaren Sohn zu erziehen, aber seine Liebe war an einen Unwürdigen verschwendet, seine Wohlthaten einem Undankbaren erwiesen worden. Ein großer Theil seiner Bekannten machte die bittersten Anmerkungen über das leichtsinnige Aufnehmen solcher Bettelkinder, und wollte es längst voraus prophezeit haben, daß Moritz ein Taugenichts werden würde, und der Buchhalter wußte immer mehr böse und gottlose Streiche von ihm zu erzählen, die er bisher aus übergroßer Güte

verſchwiegen haben wollte. Nur Mathildchen hielt ihn nicht für ſchuldig. Sie kannte ſeine Liebe und Treue zu ihrem Vater, ſie hatte im Nebenzimmer geſtanden, als der Vater Moritzen verſtoßen, und dieſer mit lauter Stimme gerufen hatte: „Herr Hartung! Meiſter! Vater! ich bin, ſo wahr Gott lebt, unſchuldig!“ Es waren dies die letzten Worte geweſen, die ſie von ihm gehört hatte, und ſie glaubte ihnen feſt, und ergriff alles mit Freuden, was ſeine Unſchuld beweiſen konnte. Aber freilich ſtieß ſie da nur ſelten auf jemand, der Moritzen in Schutz nähm, ja ſie mußte ihr Vertrauen auf ihn verſchweigen, um nicht andern zum Geſpött zu werden. — Als ſie einſtmals einſam nach dem Weinberge ging, um dort ſich ihrer ſtillen Trauer zu überlaſſen, redete ſie ein Tiſchlermeiſter aus der Stadt an, und ſagte:

„Es iſt doch ſchade, Mamſelchen, daß der Herr Vater den armen Moritz ſo knall und fall fortgeſagt hat; ich habe da gehört, daß die ganze Ungelegenheit von einem verborgenen Fache in ſeinem Schreibepulte hergekommen ſeyn ſoll, und ich will doch faſt wetten, daß der arme Menſch das Fach gar nicht gekannt hat, denn der Buchhalter Schäfer hatte den Schreibeſchrank bei

mir beſtellt, und ich hatte auf ſeine Anordnung das Fach ſo anbringen müſſen, daß es außer uns beiden niemand wußte. Wenn in dem Fache nun etwas bedenkliches gelegen haben ſollte, ſo mag das vielleicht ſeine eigne Bewandniß haben!“

Auf dem Weinberge ſelbſt erzählte ihr der Winzer, wie Moritz Abſchied genommen, und wie er endlich mit ſeinen treuen Hunden fort gegangen wäre. Der Winzer hatte gehört, wie er zu den Hunden geſagt hatte: „Ihr ſeyd die einzigen noch, die mich lieb haben, ihr kennt mich wohl von Jugend auf, die Menſchen verſtoßen mich, vielleicht bringt ihr meine Unſchuld an das Tageslicht!“ —

Dergleichen Aeußerungen waren auf der einen Seite ein Troſt für Mathildens Herz, denn ſie überzeugten ſie immer mehr von Moritzens Unſchuld; aber auf der andern Seite fühlte ſie ſich deſtomehr um ihn ſelbſt bekümmert, da eigentlich Niemand wußte, wo er hingewandert, wo er geblieben war. Auch der Vater ward immer ernſter und verſchloſſener; denn wenn Mathilde eine günſtige Stunde benutzte, ihm das mitzutheilen, was ſie über Moritz erfahren hatte, und ihren Glauben an ſeine Unſchuld dadurch zu beſtätigen, ſo machte dies den Vater

nur finſterer, denn die That war einmal geſchehen, wer ſollte auch der Schuldige anders ſeyn, und wenn auch in Hartungs Seele der Gedanke entſtand, daß er vielleicht dem Jüngling Unrecht gethan habe, ſo war dies Gefühl ein neuer Grund von Kummer und Sorgen, zumal er nirgends ein Mittel ſah, das Vorgefallene ganz aufzuklären. Er hatte unter der Hand wohl Nachrichten von Moritzen einzuziehen geſucht, denn er konnte ihn ja nimmermehr vergeſſen, aber Niemand vermochte etwas Beſtimmtes zu erzählen; ein Reiſender nur hatte berichtet, daß ihm, als er vor kurzem durch das Grenzgebirge im Nachbarlande gereiſt ſey, ein Jägerburſche mit zwei Hunden begegnet wäre, und den Wagen angehalten hätte. Der Kaufmann hat ihn für einen Räuber gehalten; der Jäger aber hatte nichts weiter verlangt, als Nachricht von dem Städtchen, wo Hartung lebte, und als er dieſe erhalten, dem Kaufmann gerathen, einen andern Weg als den bisherigen einzuſchlagen, weil dieſer durch eine hier herumſchweifende Räuberbande unſicher geworden ſey. Die Beſchreibung des Jägers und beſonders der beiden Hunde paßten ganz auf Moritz, und der Buchhalter unterließ nicht, aus dieſer Nach-

richt den bestimmten Beweis zu ziehen, daß der ungerathene Bursche, der hier schon ein Dieb gewesen, nunmehr gar ein Räuber geworden sey.

Es waren zwei Jahr vergangen, der Juwelier ward immer ernster und in sich gekehrter, hatte sein Geschäft beinahe ganz dem Buchhalter überlassen, und war öfter auf dem Weinberge, als in der Stadt zu finden. Vor dem öftern Umgange mit Schäfern fühlte er eine gewisse Scheu, weil er in den Mienen desselben immerfort einen Zug von jener Schadenfreude wieder entdeckte, die er in dem Augenblicke gezeigt hatte, wo Moritz verstoßen worden war. Er hatte früher gehofft, einen jungen in seiner Kunst erfahrnen Mann zu finden, dem er die Hand seiner Tochter geben, und mit ihm sein einträgliches Gewerbe fortsetzen könne, es fehlte auch nicht an Bewerbern, aber Mathilde hatte für keinen ein Herz, sie beharrte darauf, unverheirathet zu bleiben, und der Vater faßte endlich den Entschluß, sein Gewerbe ganz auf zu geben, damit er dann zugleich den lästigen Buchhalter los werden und sich ganz auf seinen Weinberg zurück ziehen könne. Mathilde hatte diesen Entschluß mit veranlaßt, aber Herr Schäfer erschrak nicht wenig, als ihm der

Juwelier seinen Plan mittheilte und ihm zugleich seinen Dienst aufkündigte; er faßte sich jedoch bald und versprach dem Meister, daß er ihm sein bedeutendes Waarenlager an Kostbarkeiten erst verkaufen helfen wollte, wozu die nahe bevorstehende Messe in der Residenzstadt des Nachbarlandes die beste Gelegenheit bieten würde.

Der Juwelier nahm dies Anerbieten mit Dank und als einen Beweis alter Anhänglichkeit an, fand den Vorschlag vortheilhaft, und versprach eine gute Belohnung für diesen letzten Dienst. Die Kostbarkeiten wurden alle sorgfältig eingepackt, die Juwelen in die verborgenen Kästchen des Reisewagens gelegt, Hartung nahm von der besorgten Mathilde Abschied, versprach ihr ein reiches Meßgeschenk und reiste in Begleitung des Buchhalters ab, der sich mit einem alten Säbel und zwei geladenen Pistolen bewaffnet hatte, um, wie er sagte, sich gegen die Räuberbande zu sichern, die in der Gebirgsgegend, die sie passiren mußten, hausen solle, und deren verwogener Anführer immer zwei böse Hunde bei sich führen solle, weshalb kein Zweifel, daß Moritz selbst dieser Anführer seyn müsse. Man übernachtete nach der ersten Tagereise in einem kleinen Grenzstädtchen; der Juwe-

lier war ermüdet und legte sich zeitig schlafen, der Buchhalter aber schien Bekannte gefunden zu haben, man sah ihn wenigstens mit einigen sehr verdächtig aussehenden Männern in einer Ecke der Gaststube sitzen, und dort bei einer Flasche Wein sich bis spät in die Nacht angelegentlich mit ihnen unterhalten. „Wer mögen denn diese verwegenen Kerls seyn, Frau Wirthin, unter welcher unser Buchhalter dort gerathen ist?“ fragte der Kutscher des Juweliers, der der Wirthin in die Küche nach gegangen war.

„Ei, das sind Paschhändler!“ antwortete die Wirthin: „Böse, verwegene Menschen, die wie die Räuber auf Tod und Leben alles wagen; sie haben sich schon seit fast zwei Tagen bei mir aufgehalten, als ob sie jemand erwarteten, und schienen große Freude zu haben, als sie den Herrn dort ansichtig wurden!“ —

Am andern Morgen fuhren unsere Reisenden zeitig ab, damit sie noch bei guter Tageszeit die schweren Gebirgswege passiren möchten. Der Buchhalter schien sehr ängstlich und äußerte wiederholt große Besorgniß wegen Moritzens Räuberbande; es zeigte sich aber nichts bedenkliches, und so kamen sie immer tiefer in das Gebirge hinein und fuhren endlich einen schma-

len Weg an einem Felsabhang hin, in deſſen Tiefe ein Gebirgsſtrom brauſte. Da erſcholl es plötzlich „Halt!“ aus ihrem Verſtecke ſprangen mehrere bewaffnete Männer hervor und fielen den Wagen an. Der Buchhalter ſchrie um Hülfe, ſprang aus dem Wagen heraus verſuchte die Piſtolen abzufeuern, die aber freilich nicht losgingen, weil ſie nicht geladen waren; die Räuber bekümmerten ſich wenig um ihn, ſie riſſen vielmehr den alten Kutſcher vom Bocke, der in ihnen die geſtrigen Paſchhändler erkannte, und mit ſeiner Peitſche tüchtig drein ſchlug; einer der Räuber ſchwang ſich auf das Pferd, um mit dem Wagen fort zu fahren, und während der Buchhalter nicht länger zurück hielt und nun ſelbſt die verborgendſten Fächer aufſchloß, um den Räubern die Koſtbarkeiten zu überliefern, ſchleppte ein anderer Räuber den Juwelier aus dem Wagen nach dem Abgrunde hin, um ihn hier in den reiſſenden Strom hinab zu ſtürzen. Hartung bat und flehte vergebens, er ſah ſeinen gewiſſen Tod vor Augen, und neben ſich das ſchadenfrohe Geſicht des Buchhalters. Aber in der höchſten Noth und ſchon nahe an dem Sturze in den Abgrund, knallte plötzlich ein Schuß oben vom Gebirge herab,

die Kugel pfiff, statt des Meisters, stürzte der Räuber in den Abgrund, und aus den Felsschluchten sprangen zwei starke Hunde herbei, die den Buchhalter zu Boden rissen. Ein rüstiger Jäger folgte ihnen, Hartung und der alte Kutscher ermannten sich auch wieder, und die Räuber wurden theils erlegt, theils übermannt.

Und der Retter in der Noth, der frohe kräftige Jägersmann, war Moritz, und während der Buchhalter unter den Zähnen der Hunde jämmerlich um Erbarmen schrie, stürzte der Jüngling mit dem Ausrufe, „mein Vater, o, mein armer Vater!“ an Hartungs Brust. — Der Buchhalter und die übermannten Räuber wurden gebunden in den Wagen gelegt, und unter Moritzens Begleitung der Rückweg angetreten, um die Verbrecher den Gerichten zu übergeben. Der Juwelier gab die Reise in die Residenzstadt auf, er blieb in dem Grenzstädtchen, bis Moritz, der als Jägerbursche bei einem Förster im Gebirge in Diensten stand, dort seinen Abschied genommen hatte, um mit ihm zurück zu kehren; und da aus der Untersuchung gegen den Buchhalter und die Räuber auch Moritzens Unschuld bald genug klar erwiesen wurde, so wendete ihm der Meister mit dop-

velter Zärtlichkeit seine ganze Vaterliebe zu, gab ihm sogar endlich Mathilden, zur Frau und verlebte unter seinen glücklichen dankbaren Kindern zufrieden seine letzten Tage. Die beiden Hunde wurden aber, so lange sie lebten, hoch in Ehren gehalten, und Moritz sagte oft: „ihre Treue hat mein Glück begründet; denn hätten sie nicht aus Treue den Meister angeknurrt, so hätte er nicht die goldne Dose verloren, und hätten sie nicht aus Treue mich in das Elend begleitet, und mir den Böſewicht entlarven helfen, so wäre des Vaters Leben vielleicht nicht gerettet und meine Unschuld nicht an den Tag gebracht worden.“

Der Neujahrs-Wunsch.

Das schöne Weihnachtsfest hatte weit und breit seine stille selige Feier in jedes Haus gebracht, unter den Christbäumen standen die Kinder und empfingen fröhlichen Herzens die Gaben, die ihnen die Liebe ihrer Eltern beschert hatte, und auf jedem Tische stand am ersten Feiertage ein Weihnachts-Stollen, den die sorgsame Hausfrau für Gatten und Kinder gebacken hatte. — Nur in einem kleinen Stübchen in einem Hinterhause der Vorstadt gelegen, war kein Christbaum aufgeputzt, kein Stollen gebacken worden, obwohl eine Mutter mit ihrem Knaben darin wohnte. Die neugierige Nachbarin, der die stille trauernde Frau längst ein Räthsel war, weil sie trotz aller Nachforschungen und häufigen Anreden, von ihren Schicksalen nichts erfahren konnte, hatte sich zwar an das Fenster geschlichen, um zu sehen, wie die unbekannte Frau mit ihrem kleinen achtjährigen Knaben den Weihnachts-Abend zu bringen möchte; sie hatte aber nichts weiter gesehen, als daß die junge Mut-

ter bei einem Lämpchen mit ihrem Söhnlein an einem Tiſch geſeſſen, und dieſem ein kleines Bild gezeigt hatte, worüber ſie, wie es ſchien, ihm viel erzählte, ſo daß der Knabe an keinen Weihnachtsbaum zu denken, ſondern nur begierig die Worte der Mutter aufzufaſſen ſchien. —

Was die Nachbarin nicht erlauſchen konnte, das ſollt ihr, meine lieben Leſer, von mir erfahren; denn ich bin ein Freund jener Frau, die zu arm war, um einen Weihnachts-Stollen zu backen, und ich habe den Knaben ſehr lieb, der den Weihnachtsbaum über das Bild ſeines fernen, vielleicht ſchon längſt im Grabe ruhenden Vaters vergaß, das ihm die Mutter vorzeigte.

In einer Stadt am Gebirge, wohnte ein reicher Fabrikherr mit Namen Samuel Volkmar. Er hatte ſein Geſchäft nach und nach ſo erweitert, daß er faſt jährlich neue Gebäude aufbauen mußte, um nur alle die Arbeit fördern zu können, die er mit großem Gewinn wieder verkaufte. Mehrere hundert Menſchen erhielten bei ihm Arbeit und Brod, ſelbſt die Kinder dieſer Arbeiter fanden frühzeitig ſchon eine ihren Kräften angemeſſene Beſchäftigung und Verdienſt, und es erſchien der große Haushalt des Samuel Volkmar mit allen ſeinen

Arbeitern, wie eine groſse Familie aus alter Zeit, wo alles, was von ihm Brod und Arbeit empfing, dem Herrn und Meiſter auch als Vater betrachteten. Der alte Volkmar war nicht allein ein ſehr einſichtsvoller, in ſeinem Geſchäfte erfahrener Mann, der durch ſeine Fabriken die ſchönſten Arbeiten lieferte, ſondern er war auch wegen ſeiner groſsen Rechtlichkeit allgemein geachtet, und ſeine Waaren fanden ſchnellen Abſatz, weil jedermann mit dem Samuel Volkmar gern zu thun haben mochte.

Er hatte einen einzigen Sohn, mit Namen Otto, der einſt der Erbe ſeines Geſchäfts und groſsen Vermögens werden ſollte, und der um ſo mehr die Freude und Hoffnung ſeiner Eltern war, als er nicht allein etwas recht tüchtiges gelernt hatte, ſondern auch mit kindlicher Liebe und Treue ihnen ergeben war. Er half dem Vater bei ſeinen vielen Arbeiten, verſah ſelbſt die Stelle eines Factors in der Fabrik, war allen unter ihm ſtehenden Arbeitern ein Vorbild muſterhafteſten Fleiſses und Ordnungsliebe und wie er hier ſtreng gegen ſich und andre verfuhr, ſo war er doch gegen die Eltern wiederum voll kindlicher Liebe und hingebenden Gehorſams. Der Vater, der ſich aus einem

unbedeutenden Bürger zu einem groſsen reichen Fabrikherrn durch eigene Thätigkeit empor gearbeitet hatte, und der ſich bewuſst war, alles das durch eigene Kraft erworben zu haben, was er dem Sohn einſt hinterlaſſen werde, glaubte deshalb auch ſich die Beſtimmung über das künftige Schickſal deſſelben ganz allein vorbehalten zu dürfen, und forderte daher auch hierin, wie überall, von dem Sohne einen unbedingten Gehorſam.

„Siehe mein Sohn,“ ſprach er zu ihm, „hier auf dieſem weiten Anger, ſtand vor 25 Jahren nur jenes kleine Haus, in welchem Du geboren wurdeſt; aus dieſem Häuschen hat mein Fleiſs aber ſeine Arme ausgebreitet, und nach und nach jene Palaſtartige Häuſer erbaut; die ſchöne geräumige Wohnung, die reichen Waarenlager, die groſsen Maſchinen, die immer neues ſchaffen und erwerben, das alles habe ich ſelbſt erbaut und gegründet, und das alles hinterlaſſe ich einſt Dir; deshalb verlange ich aber auch von Dir einen unbedingten Gehorſam in allen Sachen: denn ich bin Dein Vater und auch alleine der Schöpfer Deines Glückes!“ Der redliche Sohn war hiermit auch vollkommen einverſtanden; er erkannte was er dem Vater ſchul-

dig war, fühlte sich nur glücklich, wenn er ihm gehorchen konnte, und fürchtete nicht, daß es je anders werden könnte. Otto hatte nun endlich das Alter erlangt, wo er nach den Gesetzen des Landes in das stehende Kriegsheer eintreten mußte, und da er nicht allein ein gesunder kräftiger Jüngling war, sondern der Vater auch stets den Grundsatz befolgte, daß sein Sohn sich keiner Pflicht gegen das Vaterland entziehen durfte, so ließ er ihn als Freiwilliger bei einem Dragoner-Regimente eintreten. Ehe Otto jedoch das väterliche Haus verließ, machte ihn der Vater mit den Plänen für seine Zukunft bekannt, damit der Sohn sich selbst darnach richten könne. Er verkündigte ihm unter andern, daß er bereits für ihn ein Mädchen zur künftigen Gattin gewählt und bestimmt habe; sie war die Tochter eines reichen Kaufmannes, mit welchem der alte Samuel Volkmar seit vielen Jahren in Verbindung gestanden hatte, und mit dem er längst überein gekommen war, daß ihre Kinder sich einst heirathen sollten, theils um das Band der alten Freundschaft noch fester zu knüpfen, theils um das beiderseitige große Vermögen zusammen zu bringen.

Der Jüngling hörte den Vater ſchweigend an, und erlaubte ſich bloß die beſcheidene Frage: „ob denn der Vater das Mädchen auch näher kenne, oder es doch wenigſtens geſehen habe?“ aber der Vater fuhr auf und ſagte: „ich kenne den Vater und deſſen bedeutendes Vermögen! ich weiß, daß das Mädchen gut erzogen iſt, und die Wirthſchaft verſteht! etwas weiteres bedarf es nicht! denn ob das Geſichtchen auch hinlänglich weiß und roth iſt, und ob die Augen groß oder klein ſind, darauf kommt es gar nicht an, man gewöhnt ſich an das eine ſowohl, wie an das andere, und die Uebereinſtimmung der Gemüther findet ſich am beſten, wenn man ein recht tüchtiges Geſchäft und keine Nahrungsſorgen hat! Ich für meinen Theil habe meine Pflicht als Vater erfüllt, und habe ein Mädchen für dich gewählt, was zu Deinen Verhältniſſen paßt, und Du magſt nun ſelbſt ihre Bekanntſchaft machen, und ihre Gunſt zu erlangen ſuchen. Du trittſt jetzt in das Regiment, welches in ihrem Wohnorte in Garniſon ſteht, und da magſt Du denn dieſe Gelegenheit wahrnehmen, Dich in dem Hauſe Deines künftigen Schwiegervaters bekannt zu machen!“ — Otto verließ hierauf

das väterliche Haus, und wurde als rüſtiger Freiwilliger bei dem Reiterregiment eingeſtellt; er ſuchte ſich in dem Hauſe ſeines künftigen Schwiegervaters Zutritt zu verſchaffen, ohne daß er jedoch ſich ihm als den vermählten Bräutigam ſeiner Tochter vorgeſtellt hätte, denn trotz aller kindlichen Ergebenheit in den Willen ſeines Vaters, war es ihm doch ſo um's Herz, als ob er erſt ungekannt das Mädchen ſehen müſſe, die ſeine künftige Lebensgefährtin werden ſollte. Er gab ſich für einen Verwandten des Volkmarſchen Hauſes aus und fand unter dieſem Namen bei dem Freunde ſeiner Familie eine günſtige Aufnahme. Sowohl der Vater als auch die Tochter ließen ſich oft von ihm die Familie des alten Volkmar und ganz beſonders deſſen Sohn ſchildern, und zeigten zwar ein große Zuneigung zu dem Volkmarſchen Hauſe, doch entging es dem Jüngling nicht, daß beſonders Alceſte immer ſehr ernſt wurde, wenn er mit ihr von dem jungen Otto Volkmar ſprach, ja es verdroß ihr faſt, daß ſie nichteinmal Luſt bezeigte, ihn bald kennen zu lernen, und daß ſie ſogar kalt blieb, wenn er ſich ihr ſelbſt als einen guten frohen herzigen Menſchen ſchilderte, der ſich auf die Bekanntſchaft ſeiner künftigen Braut gar

ſehr freue. Wäre Alceſte ein Mädchen geweſen, die ihm mißfallen hätte, ſo würde ihn jene Gleichgültigkeit lieb geweſen ſeyn, er würde ihr dann Gleiches mit Gleichem vergolten und die Ueberzeugung gefaßt haben, daß ſie nicht für einander paßten. Aber Alceſte war ein hübſches und gutes Mädchen, eine brave Tochter und eine ſehr ſittige Jungfrau. Es war ihm um's Herz, als ob er ſie wirklich recht lieb gewinnen und mit ihr leben könnte, und es that ihm faſt weh, daß ſie ſogar keine Luſt bezeigte, den künftigen Bräutigam kennen zu lernen, der unbekannter Weiſe ſchon vor ihr ſtand.

Er war nun mehrere Monate in dieſem Hauſe aus- und eingegangen, man hatte ihn lieb gewonnen, und zu ihm Vertrauen gefaßt, aber von dem Bräutigam Otto war ſelten die Rede. Da beſchloß er denn der Sache endlich einmal näher auf den Grund zu kommen. Er benachrichtigte Alceſtens Vater, daß er zu ſeinem Oheim Volkmar auf Urlaub gehen werde, und daß ihm ſein Freund Otto aufgetragen habe, ihm wegen der Verlobung nunmehr beſtimmte Nachricht mit zu bringen. Alceſte war gegenwärtig, ſie verließ ſchweigend das Zimmer

der Vater aber reichte dem jungen Mann die Hand und sagte:

„Wir haben ein herzliches Vertrauen zu ihnen gewonnen, mein lieber Volkmar, und ich habe sie deshalb zu dem Vermittler zwischen uns und dem jungen Otto Volkmar ausersehen. Es ist wahr, ich habe mich mit dem alten Volkmar in früherer Zeit vereinigt, daß unsere Kinder sich einst heirathen sollten, denn ich zweifelte nicht, daß meine Tochter ganz mit mir einverstanden seyn, und sich in den Willen des Vaters fügen würde; allein ich habe erst später einsehen gelernt, daß die Eltern über das Herz ihrer Kinder nicht vorweg und ganz allein entscheiden dürfen, sondern daß sie nur mit ernstem Rath und mit ihrer Erfahrung den Kindern hier zur Seite stehen müssen. Meine Tochter würde mir zwar als ein gutes Kind gehorsam seyn, und, wenn ich es verlangte, dem jungen Volkmar ihre Hand reichen, aber wie sollte ich hier mit strenger väterlicher Gewalt über das Glück ihres Lebens entscheiden wollen, wo sich das Herz meines Kindes mit Vertrauen dem Vater geöffnet hat? Alceste ist einem andern jungen Manne zugethan, den auch ich achte und liebe, ich weiß ihr nichts

einzuwenden, wenn ſie mich bittet in ihre Verbindung mit dieſem jungen Manne zu willigen, und das läſtige Verhältniß mit dem unbekannten Bräutigam aufzuheben. Wenn ich nun aber auch meiner Tochter nachgeben möchte, ſo ſtehen mir doch andere große Hinderniſſe in dem Wege: der alte Volkmar hat mein Verſprechen; mein Handlungsgeſchäft ruht größtentheils auf der Verbindung mit ihm, und es würde mir großen Nachtheil verurſachen, wollte er ſich ganz von mir zurück ziehen und die bisherige Freundſchaft in Feindſchaft verwandeln; ich weiß daher nicht, auf welchem Wege die Sache am beſten ſich ausgleichen laſſen dürfte; denn ich möchte eben ſo wenig das Herz meines Kindes zerreiſſen, als die Freundſchaft mit dem Volkmarſchen Hauſe brechen. Nur ein Mittel ſeh' ich vor mir, wenn nämlich Sie, mein lieber Volkmar, ihren Freund Otto bewegen wollten, ſelbſt von meiner Tochter abzuſtehen. Sagen ſie ihm von dem, was ich ihnen hier vertraut habe, was ſie für gut halten; nur ſorgen ſie dafür, daß der alte Volkmar nicht erfährt, daß ich die Veranlaſſung zur Trennung unſerer Kinder gegeben habe, und bedenken Sie, daß ich hier nicht allein das Glück meiner Toch-

ter, ſondern auch meines ganzen Hauſes in Ihre Hand lege!“

Otto hörte ihm ernſt und ſchweigend zu. Es ging ihm weh durch die Seele, daß er eine Hoffnung aufgeben ſollte, die ihm ſchon faſt lieb geworden war, allein er beſann ſich doch nicht lange und ſagte:

„Wenn mir Alceſte dies alles ſelbſt beſtätigen wollte, ſo würde ich wohl ein Mittel finden mit aller Schonung für ſie das läſtige Band zu löſen!“ —

Der Vater rief die Tochter herbei, ſagte ihr, was er mit dem Jüngling beſprochen, und Alceſte zögerte nicht, mit aller Jungfräulichkeit das ſchüchtern zu beſtätigen, was der Vater ihm bereits eröffnet hatte.

Da reichte Otto dem Alten die Hand, und ſagte gefaßt: „Es iſt gut, die Sache iſt entſchieden; Euer Wort ſollt ihr zurück erhalten! Sey Du glücklich Alceſtchen, mit einem andern Gatten, und Sie Vater, beſorgen ſie nichts von dem Otto, er wird die Sache ſchon allein auf ſich nehmen, wird Ihr Vertrauen ehren, und treuherzig ſchweigen; das will und kann ich Ihnen hier heilig geloben, denn ich bin ja ſelbſt

der Otto!“ — Und hiermit verließ er ſchnell das Zimmer.

Für Alceſten war dieſe Sache nun zwar nach Wunſch beendigt, aber nicht in Otto's eignem älterlichen Hauſe. Er hatte Alceſtes Vater ja verſprochen, alles allein auf ſich zu nehmen, und da er ſeinem Vater daher keinen andern Grund angeben konnte, als daß ihm Alceſte zuwider ſey, ſo erfuhr er die härteſte Behandlung, und mußte ſich einen undankbaren, ungehorſamen Sohn ſchelten laſſen; ja der alte Samuel Volkmar ging endlich ſo weit, daß er, da Otto in jene Verbindung durchaus nicht willigen wollte, ihm gänzlich aus ſeinem Hauſe verwies, ihn mit einer kleinen Summe Geldes, in die Welt hinaus ſtieß, und den Schwur that, ihn zu enterben, wenn er Alceſten nicht heirathen wollte!

Der arme Otto verließ mit zerriſſenem Herzen ſeine Heimath, und zog mit dem Heere ſeines Fürſten in den Krieg. Die Mutter wollte faſt verzweifeln, aber der Vater blieb ernſt und unbeugſam bei ſeinem Ausſpruch. —

So waren endlich zehn Jahre verfloſſen; Alceſte war glücklich verheirathet, Otto aber verſchollen, und wie ſeine Mutter nach allen

in der Stille eingezogenen Nachrichten glauben mußte, im Kriege umgekommen. Der alte Volkmar hatte über ſein Vermögen zwar noch nicht entſchieden, aber er fühlte jetzt immer mehr, daß er linderlos ſey, und hatte vor kurzem ſeiner ſtill trauernden Gattin endlich das Verſprechen gegeben, ihr mit nächſten ein Pflegekind zuzuführen, daß der Erbe ſeines großen Vermögens werden ſollte. Auch er ſelbſt wünſchte, ein ſolches Kind wieder um ſich zu haben, aber wo ſollte er es wählen? überall ſtand ihm irgend ein ſtörendes Verhältniß im Wege, oft hatte er ſchon von einer getroffenen Wahl wieder abſtehen müſſen, und ſo beſchloß er denn, dieſe Wahl jetzt nur, wie er es nannte, dem Zufall zu überlaſſen.

Es war die Zeit der Neujahrsmeſſe gekommen; auch Volkmar ſchickte ſich an, ſie zu beſuchen, und ſagte beim Abſchiede zu ſeiner Frau: „bleibe geſund Mutter, und mache die alte Kinderſtube wieder zurecht, denn mir iſt es ſo, als würd' ich Dir ein recht liebes Neujahrsgeſchenk von der Meſſe mit bringen, was Du in jener Stube unterbringen magſt!“ So reiſ'te er denn nach der großen Meßſtadt hin, wo ſich unzählige Kaufleute zu ihren Meßgeſchäften verſam-

melt hatten. Auch Alceſtens Vater war dort anweſend; die beiden alten Freunde hatten ſich lange nicht geſehen, ſie hatten ſich vieles aus ihrem Leben mitzutheilen, und es kam natürlicher Weiſe auch die Rede auf ihre Kinder. Der Freund erzählte, wie glücklich ſeine Tochter jetzt verheirathet ſey, und erfuhr dagegen vom alten Volkmar, daß er wegen dieſer fehlgeſchlagenen Verbindung, ſeinen einzigen Sohn verſtoßen und enterbt habe. Mit Entſetzen erkannte der Freund, daß er und ſeine Tochter allein die Schuld hiervon trugen, und er zögerte nun nicht länger, dem alten Volkmar alles zu entdecken und ihm zu zeigen, wie Otto ganz unſchuldig ſey, nur aus der zarteſten Rückſicht geſchwiegen, und ſelbſt das härteſte Schickſal erduldet habe.

Der alte Volkmar, ſtieß das Glas Wein, das er eben an die Lippen ſetzen wollte, auf den Tiſch, daß es zerſplitterte, und mit dem Ausruf: „Du haſt mich um meinen guten Sohn betrogen!“ ſtand er auf und verließ raſch das Zimmer.

Es war der Neujahrs-Morgen; überall ſah man geputzte Leute, die theils einander zu dem neuen Jahre ihre Glückwünſche brachten, theils

zur Kirche gingen, und überall gab es fröhliche Geſichter, denn jeder hoffte und glaubte, daß ihm das ſchöne neue Jahr etwas Gutes bringen werde.

Nur der alte Volkmar hatte keine Hoffnung; für ihn konnte das neue Jahr nichts bringen, denn er hatte ſeinen redlichen Sohn verſtoßen, hatte ihn in den Tod gejagt, und er mochte deshalb keinen Glückwunſch vernehmen, für ihn gab es kein Glück mehr. In ſeinem Mantel tief eingehüllt, durcheilte er die Stadt, um draußen auf den kalten beſchneiten Fluren das heiß und lang klopfende Herz abzukühlen. Da erblickte er einen Knaben von etwa acht Jahren, der vor einem alten Hauſe ſtand, und mit gefaltenen Händen auf eine kaum noch lesbare Inſchrift hinblickte, die über der Hausthür dort in Stein gehauen war. Der Knabe fiel dem alten Volkmar auf, er blieb ſtehen und richtete auch ſeine Blicke nach jener Inſchrift, die folgender geſtalt lautete:

„Ruf' zum Herrn in deiner Angſt,
„Gnädig wird er ſich erweiſen,
„So du gläubig ihn verlangſt!“ —

„Warum lieſ't Du den Spruch dort ſo wiederholt?“ fragte Volkmar den Knaben;“ geh

doch lieber nach Hause und wärme Dich, Du bist so ärmlich angezogen, und es ist heut' sehr kalt!"

„Bei Muttern ist es auch nicht viel wärmer!" antwortete der Knabe: „ich will erst den Vers dort auswendig lernen!"

„Und wozu denn?" fragte ihn Volkmar weiter.

„Heut ist ja der Neujahrstag!" entgegnete der Knabe: „alle Menschen wünschen einander Glück, oder schenken sich schöne bunte Neujahrswünsche; nur meiner armen Mutter wünscht Niemand Glück, und da will ich es denn thun, und weil ich mir kein Wünschchen kaufen kann, so habe ich jenen Vers dort auswendig gelernt; der paßt für die Mutter, denn sie faltet auch oft in ihrer Angst die Hände zum Himmel!" und hiermit sprang der Knabe fort, nachdem er die Inschrift noch einmal durchgelesen.

Volkmar aber ging dem Knaben nach. Die freundlichen Züge des blühenden Gesichtes, von blonden Locken umwallt, die kindliche Einfalt, und fromme Liebe zu seiner Mutter, die aus seinem ganzen Wesen hervor leuchtete, zogen ihn unwiderstehlich an. Er sah den Knaben in ein kleines Hintergebäude der Vorstadt hinein gehen, folgte ihm dorthin, und machte

leiſe und unbemerkt die Thüre eines Stübchens auf. Da erblickte er ein junges ſehr ärmlich aber reinlich gekleidetes Weib am Fenſter ſtehen, ihre Augen waren zum Himmel gerichtet, die Hände hingen ihr gefaltet herab, neben ihr auf einem hölzernen Stuhle, ſaß der Knabe neben einem alten treuen Hündchen und ſagte der Mutter die Worte laut vor:

„Ruf zum Herrn in Deiner Angſt,
„Gnädig wird er ſich erweiſen,
„So Du gläubig ihn verlangſt!“

Das junge Weib fing an bitterlich zu weinen, und drückte den Knaben feſt an ihre Bruſt. Volkmar aber machte die Thüre leiſe zu, um die Mutter mit ihrem Kinde nicht zu ſtören. Nach einer Pauſe klopfte er endlich laut an, und trat hierauf in das Stübchen, als ob er von dem, was zwiſchen Mutter und Kinde ſo eben vorgegangen, nichts geſehen habe.

Der Knabe ſprang ihm entgegen, und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ihr kommt zu ſpät, alter Mann, ich habe der Mutter meinen Glückwunſch ſchon geſagt, und habe das Verschen gut auswendig gekonnt!“ „Nun,“ entgegnete Volkmar, „ſo will auch ich Euch meinen Neujahrswunſch bringen, und will mich

heut Mittag bei euch zu Tiſche anmelden; denn ich bin fremd in dieſer Stadt, und möchte gern am erſten Tage des Jahres da mein Mittagbrod eſſen, wo Mutter- und Kindesliebe einheimiſch ſind!“

Die junge Frau ſchwieg erröthend, aber der zutrauliche Knabe ſagte: „Hört, alter Mann, ich möchte Euch zwar recht gern hier bei uns haben, aber geht lieber wieder fort, denn mit ein Paar Kartoffeln und einem Stückchen Brodt ſeyd Ihr gewiß nicht zufrieden, und dann eßt Ihr mir und der Mutter am Ende unſer bischen Mittagbrod noch weg!“ Volkmar aber zog ſeine Börſe und gab der jungen Mutter einen Thaler mit dem Auftrag, ihnen dafür ein gutes Mittagbrodt zu beſorgen; denn es gefiel dem Alten hier gar ſehr, es war zwar ärmlich, aber doch höchſt nett und reinlich im Stübchen, Mutter und Kind waren zwar ſehr dürftig gekleidet, aber beide waren von ſeltener Schönheit und Anmuth; und Volkmar fühlte eine dunkle Ahndung in ſeiner Seele, als ob er das hier finden werde, was er ſchon lange vergebens geſucht hatte. Anna ſo hieß die junge Frau, ſchaffte nun bald Rath; ſie machte Feuer im Ofen, daß das Stübchen wärmer wurde;

ſie beſorgte einige ſchmackhafte Speiſen, die ſie in den reinſten irdenen Geſchirren anrichtete, ſie deckte auf dem kleinen Tiſchchen ein feines weißes Tuch auf und zeigte in der Beſorgung dieſer häuslichen Geſchäfte eine ſolche Gewandheit und Wirthſchaftlichkeit, daß Volkmar ſeine Blicke gar nicht von ihr abwenden konnte. Der Knabe aber erzählte ihm indeß von ſeinem Vater. Er war Soldat geweſen, hatte mehrere Gefechte im letzten Kriege mit gemacht, ſich tapfer geſchlagen, und war in einer Schlacht ſo ſchwer verwundet worden, daß man ihn unter den Todten liegen ließ. Die Beerdigung der Todten auf dem Schlachtfelde hatte man den Gemeinden der benachbarten Dörfer aufgetragen; und es war die Tochter des Schulmeiſters daſelbſt, alle Scheu bekämpfend, ſorgſam unter den Gefallenen umher gegangen, um ſich ſelbſt zu überzeugen, ob auch wirklich kein Scheintodter mehr unter ihnen vorhanden ſey, der noch wieder zum Leben gebracht werden könne. Bei einem ſchwer verwundeten Reiter, hatte ſie aber wirklich noch einige Spuren von Leben wahrgenommen; ſie hatte ihn in das Haus ihrer Eltern bringen laſſen, und hier durch zarte Sorgfalt und Pflege ſein Leben ge-

rettet. Nach beendigtem Feldzuge war ſie die Gattin des Mannes geworden, der ihr die Erhaltung ſeines Lebens verdankte; ſie hatten ein Jahr lang glücklich mit einander gelebt; der junge Mann war dem alten Schulmeiſter in ſeinem Amte mit gutem Erfolg zur Hand gegangen, ſo daß er zu deſſen Nachfolger erwählt werden ſollte; aber der aufs neue ausgebrochene Krieg hatte auch ihn wieder von Weib und Kind fortgerufen; er hatte die Schlachten für König und Vaterland wieder mit gekämpft, und war endlich den Tod eines Helden auf dem Schlachtfelde geſtorben. Auch die Eltern der jungen Frau waren bald darauf begraben worden; und ſo hatte ſich denn die arme verlaßne Wittwe mit ihrem Knäblein hier nach dieſer Stadt gewendet, wo ſie dürftig und unbekannt von ihrer Hände Arbeit lebte.

Dem alten Volkmar, hatte lange Zeit kein Mittagbrod ſo vortrefflich geſchmeckt, als in dieſer ärmlichen Wohnung, und als der Knabe nach der Mahlzeit das Dankgebet geſprochen hatte, nahm Volkmar die junge Frau bei der Hand, und that ihr den Vorſchlag, daß ſie die Stadt verlaſſen und ihm mit ihrem Knaben nach ſeiner Heimath folgen ſolle; „denn ich will

Dich, Du armes frommes Weib, zur Tochter annehmen, und Deinen kleinen Otto zum Sohne!“

Anna beugte sich mit tiefer Rührung auf die Hand des Mannes, der ihr von jetzt an Vater seyn wollte, und der Knabe sprang im Zimmer umher und rief: „Siehst Du wohl, Mutterchen, mein Neujahrswunsch war gut, Du hast zum Herrn in Deiner Angst gerufen und er hat sich gnädig erwiesen!“

Volkmar nahm den Knaben mit sich in seinem Gasthof, ließ ihm dort neue Kleider anmessen, und schickte Annen eine Summe Geldes, daß auch sie sich vor ihrer Abreise noch mit anständiger Kleidung und anderm Nöthigen versehen sollte. Er konnte das Ende der Messe kaum erwarten, und hatte im voraus schon seiner Gattin geschrieben, welche treffliche Tochter er ihr zuführen, und welchen lieblichen Knaben, und zwar auch einen Otto, er ihr wieder ans Herz legen werde. Täglich besuchte er die junge Mutter mit ihrem Sohne, und immer mehr gewann er sie lieb, und immer inniger hing sich auch der Knabe an ihn. So nahte endlich der Tag der Abreise und Volkmar hatte alles Nöthige dazu schon besorgt; da trat eines Morgens ganz früh der

kleine Otto ernſter als gewöhnlich ins Zimmer und ſagte:

„Höre, Alter Herr! aus unſerer Reiſe wird nichts! — Ich wäre zwar recht gern Dein Sohn geworden, aber geſtern Abend iſt mein wirklicher Vater wieder zurück gekehrt, und die Mutter will nun von einer Reiſe mit Dir nichts mehr wiſſen. Ich habe mich fort geſchlichen, um Dirs zu ſagen!“

„Alſo auch dies ſoll mißlingen? auch dieſe neue letzte Hoffnung ſoll vergehen?“ rief Volkmar. „Der todt geglaubte Gatte muß wieder aufſtehn, um einem alten verlaßnen Mann die an Kindesſtatt Aufgenommenen zu entreiſſen!“ — „Nein, wir wollen doch ſehen, ob ich nicht wenigſtens Dich mein Junge, Deinen Eltern abkaufen kann!“ —

Und hiermit nahm er Hut und Stock und folgte in großer Bewegung dem Knaben zu ſeiner Mutter. Otto ſah oft ſchüchtern zu dem Alten empor, dem von Zeit zu Zeit die Thränen unaufhaltſam aus den Augen ſtürzten, und als ſie an dem Hauſe vorüber gingen, über deſſen Thüre jene Inſchrift ſtand, ſo ſagte der Knabe leiſe:

„Siehſt Du, dort oben ſteht mein Neujahrs-

wunſch. Haſt Du auch etwa Angſt, ſo thue doch, was das Verſchen Dir ſagt!“

Sie waren bei Anna's Wohnung angekommen, in trüber Stimmung öffnete Volkmar die Thür; Anna eilte ihm entgegen, ſie verkündigte ihm leiſe ſprechend ihr Glück und bat ihn ja nicht laut zu werden, weil der wieder zurückgekehrte Gatte von der langen Reiſe ſehr ermüdet, ſich noch nicht habe ermuntern können. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit leiſen Tritten der Kammer zu, und zeigte ihm dort dem geliebten todt geglaubten Mann, der noch im tiefen Schlummer lag. Der Schlafende ſchien zu träumen, er fuhr mit der Hand nach dem Herzen und ſagte ängſtlich: Mein Vater, o mein Vater! ich bin nicht ſchuldig!“

Da ſtürzte Volkmar nach dem Bette hin, und rüttelte ihn aus dem angſtvollen Traume, und rief: „Wache auf, mein Otto! wache auf! Dein Vater iſt ja hier!“ — denn er hatte in ihm ſeinen verlornen todt geglaubten Sohn wieder erkannt!

Welch ein Wiederſehn, welche Seeligkeit! Gegenſeitige Erzählung klärte alles auf.

Otto hatte unter einem fremden Namen im Heere gedient, er war unter dieſem Namen

Anna's Gatte geworden, und hatte ihr ſein früheres Schickſal ſchonend verſchwiegen. Im letzten Kriege in Gefangenſchaft gerathen, hatte er bis jetzt in einem entfernten Theile des feindlichen Staates eine lange ſchwere Zeit überſtehen müſſen, und war nun endlich ſo glücklich geweſen, Weib und Kind wieder zu finden, und bei ihnen den wieder verſöhnten Vater.

In den Armen ſeiner Kinder eilte Volkmar nun heim zur Mutter, und die Kinderſtube ward wieder bewohnt, und das verödete Haus ward wieder die Freiſtatt des häuslichen Glückes.

Noch ſteht das Haus Volkmar und Compagnie allenthalben in großem Anſehn, die Familie iſt ausgebreitet, und führt das Fabrikgeſchäft mit großer Thätigkeit und Einſicht fort; über der Thüre des prächtigen Wohnhauſes aber erblickt man jetzt eine Marmortafel mit der Inſchrift:

„Ruf' zum Herrn in Deiner Angſt!
„Gnädig wird er ſich erweiſen,
„So Du gläubig ihn verlangſt!"

Das Element.

Ein Mährchen.

Das Element

Es war einmal ein Herzog, der hatte eine Tochter von solcher Schönheit und Lieblichkeit, daß alle Welt mit Begeistrung von ihr sprach. Wenn man sie in den fürstlichen Gärten spazieren gehen sah, so war es aber auch, als ob der Frühling mit seinen Blüthen und seinem reinen blauen Himmel über die Erde hingehe; denn ihre Stirn und Wängen waren an zarten Farben den Lilien und Rosen, und ihr schönes Auge dem reinen blauen Himmel gleich. Aber nicht allein die Menschen erfreuten sich an ihrer Schönheit und Milde, sondern auch die übrigen Geschöpfe der Natur fühlten sich in ihrer Nähe von einem besondern Zauber durchdrungen; die Blumen schlossen ihre Kelche weiter auf, wenn sie vorüber ging, um ihr mit ihrer zarten Duftsprache nach zu rufen: „wir lieben Dich!“ die Vöglein riefen einander zu, wenn sie sie erblickten: „sie kommt! sie kommt!“ und einer sagte es dem andern wieder: „sie kommt!“ und alle stimmten ihre schönsten Lieder an, und die junge Brut

Es war einmal ein Herzog, der hatte eine Tochter von solcher Schönheit und Lieblichkeit, daß alle Welt mit Begeisterung von ihr sprach. Wenn man sie in den fürstlichen Gärten spazieren gehen sah, so war es aber auch, als ob der Frühling mit seinen Blüthen und seinem reinen blauen Himmel über die Erde hingehe; denn ihre Stirn und Wangen waren an zarten Farben den Lilien und Rosen, und ihr schönes Auge dem reinen blauen Himmel gleich. Aber nicht allein die Menschen erfreuten sich an ihrer Schönheit und Milde, sondern auch die übrigen Geschöpfe der Natur fühlten sich in ihrer Nähe von einem besondern Zauber durchdrungen; die Blumen schlossen ihre Kelche weiter auf, wenn sie vorüber ging, um ihr mit ihrer zarten Duftsprache nach zu rufen: „wir lieben Dich!“ die Vöglein riefen einander zu, wenn sie sie erblickten: „sie kommt! sie kommt!“ und einer sagte es dem andern wieder: „sie kommt!“ und alle stimmten ihre schönsten Lieder an, und die junge Braut

hob ihre Köpfchen aus dem Neste, um den Engel zu sehen, der vorüber wandelte; und der Nachtschmetterling umflatterte ihr das schöne Haupt und wollte sich auf die dunkeln Locken setzen, um ihr die Wangen zu berühren, die er für Blumen hielt. Asile kannte den Zauber nicht, den sie um sich her verbreitete, sie glaubte, es sey dieses liebende Entgegenkommen der Natur eine Folge der Liebe, die sie selbst zu ihr im Herzen trage. Denn wer die Wesen um sich her nur mit freundlichen liebenden Augen ansehe, meint sie, der finde allenthalben, und selbst bei den leblosen Kindern der Natur, auch Erwiederung; und wenn sie darüber mit ihren Hofleuten sprach, und diese die Prinzessin mit allem Eifer der Schmeichelei zu überzeugen suchten, daß sie ein übernatürliches höheres Wesen sey, so pflegte sie immer zu sagen: „habt nur die Natur auch so lieb, wie ich, geht doch nur auch mit so frohem seeligen Herzen unter ihren Kindern umher, ihr werdet ihr dann nicht weniger nahe stehen, wie ich, und es werden Euch dann die andern kältern Herzen auch für Zauberer und übernatürliche Wesen halten.

In dem Park des Herzogs, Asilens Lieb-

lings Spaziergang, entſprang in einer Felsgrotte ein Quell, der durch ſchattige Ufer in einen nahen groſsen Strom hineinfloſs. Die Goldfiſchchen die dieſen Quell bewohnten ſahen die Prinzeſſin oft in der Felsgrotte verweilen, und hörten aufmerkſam zu, wie des Quelles Gemurmel den ſchönen Geſang der Prinzeſſin begleitete. Aber ſie konnten es nicht verſchweigen und muſsten es wieder erzählen, wie hold die Liebliche ſey, und ſie eilten aus dem Quell der Felsgrotte hinaus und ſchwammen den Bach hinunter, und brachten den gröſsern Bewohnern des Stromes Kunde von der holden weiblichen Geſtalt, die oft an den Ufern des Quelles ſich ſehen laſſe, und ein Fiſchlein erzählte es dem andern wieder, und ſo kam denn dieſe Nachricht endlich bis an die Thore des kriſtallenen Palaſtes, in welchem die Nymphe des Meeres wohnte.

Wie Aſile unter den Menſchen bewundert wurde, ſo galt die Nymphe Guttula auch unter den Bewohnern ihres Elementes für ein Wunder der Schönheit. Die Nachricht von der reizenden Prinzeſſin weckte daher nicht blos ihre Neugier, ſondern reizte auch ihre Eitelkeit, denn ſie wünſchte das ſeltene Weſen doch ken-

nen zu lernen, das ſelbſt von ihren kalten ſtummen Fiſchen ſo bewundert wurde. Sie ſetzte ſich in eine große roſenfarbige Muſchel mit ſechs Spiegelkarpfen beſpannt, und fuhr den Strom hinauf, und auf dem klaren Grunde des Baches hin, und ſetzte ſich auf die tiefen Schilfwurzeln am Quell in der Felsgrotte nieder, um die Ankunft der Prinzeſſin dort zu erwarten. Afile erſchien, ſie trank aus dem klaren Quell, ſie betrachtete freundlich ihr ſchönes Bild, das in den Fluthen ſich ſpiegelte, und ſetzte ſich in die Felsgrotte, wo die heißen Strahlen des Tages nicht hindrangen, und ſang zu ihrer Laute ein einfaches Lied. Aber ſie horchte bald auf, denn aus dem Schilfe ertönte ein Geſang, der ihre Weiſe wiederholte, und zwar ſo wunderlieblich und zart, daß man nicht zu unterſcheiden vermochte, ob die Stimme der Prinzeſſin, oder die Töne aus dem Schilfe ſchöner wären. Afile glaubte, es ſey das Echo; ſie ſang weiter, aber immer aufs neue wiederholte ſich ihr Geſang. „O du holde unſichtbare Freundin!“ rief ſie aus: „du ſüße Stimme des Wiederhalls, die die Natur den lebloſen Gegenſtänden gegeben, du ſtellſt mein Bild ſelbſt vor mich hin: mit meiner eignen

Stimme redeſt Du mich an, und was mir tief aus der Seele drang, haſt Du vernommen und ſagſt es mir wieder; o warum ſchwiegſt Du bisher? laß mich Dich immer wieder finden, wenn ich Dich ſuche!“ — und aus dem Schilfe erklang dieſelbe Bitte, und als Aſile entzückt rief: „Ja, gewiß, ich werde wieder kommen!“ ſo rief es auch aus dem Schilfe: „Ich werde wieder kommen!“

Am andern Tage kam die Prinzeſſin wieder, und auch das vermeinte Echo ſchwieg nicht, aber es gab nicht blos die Töne und Worte zurück, die von Aſilens Lippen floſſen, ſondern auch eigne wunderbare Lieder erklangen, die nun von Aſilen wiederholt wurden, und ſo wußte man nicht, wer die Sängerin und wer der Wiederhall ſey. Die Prinzeſſin war von unnennbarem Gefühl ergriffen, ſie trat an das Schilf, ſie ſah hinein, ſie rief, ſie beſchwor das unſichtbare Weſen zu ſich herauf, aber alles blieb ſtill, es regte ſich keine Welle, kein Schilfblättchen, und Aſile ging trauernd und mit tiefer Sehnſucht auf ihr Zimmer zurück.

Doch noch viel inniger bewegt, ſchiffte Gutkula auf dem tiefen Grunde des Stromes zu

ihrem kriſtallenen Palaſt zurück. Sie eilte zu ihrer Mutter Aqualinde, der mächtigen Beherrſcherin der Fluthen, ſie erzählte ihr was vorgefallen war, was ſie geſehen und gehört hatte, und geſtand ihr, daß ſie keinen größern Wunſch habe, als aus der kalten Fluth an das warme Tageslicht herauf ſteigen, und dem Ruf der holden Afile folgen zu dürfen.

Aqualinde hörte die Bitte der begeiſterten Tochter ruhig an, und ſchüttelte ernſt das Haupt mit den waſſergrünlichen Locken. „Mein Kind,“ ſprach ſie: „das erſte Geſetz der alten Mutter Natur, die uns alle erzeugt hat, es heißt: „Es bleibe jeder in ſeinem Elemente!“ Wer ſich gelüſten läßt, über dieſe Grenze hinaus zu gehen, der kommt in eine Welt, für die er nicht paßt, wo ihm alles fremd, und er ſelbſt allen unwillkommen iſt. Der Reiz der Neuheit, kann wohl mancherlei Wünſche in uns rege machen, kann uns auch eine Zeitlang beſchäftigen und erfreuen; aber das Gefühl, daß man doch nicht für die neue Lage, doch nicht für das fremde Element paßt, das ergreift uns dann endlich mit doppelter Gewalt; und führt uns beſchämt zu unſerer Heimath und zu unſerer eigentlichen Beſtimmung zurück! Erſpare

Dir dies Gefühl, mein Kind, und bleib in Deinem Elemente!“

Die Tochter ſchwieg zwar, ſie war aber durch die weiſe Rede der Mutter nicht überzeugt worden; ihre Sehnſucht nach Aſilen wuchs mit jeder Stunde, ihre liebſten Beſchäftigungen und Freuden machten ihre Langeweile, es zog ſie nur nach den unbekannten Verhältniſſen, die ſie für viel beſſer hielt als die ihrigen, und ſie wünſchte ſich nun wirklich aus ihrem Elemente hinaus! Ohne die Mutter weiter zu fragen, ſchiffte Guttula am nächſten Abend wieder der Grotte zu, wo ſie Aſilen zu finden hoffte, und war feſt entſchloſſen, ſich ihr mehr noch zu nähern, und ſich ihr endlich ganz anzuvertrauen. Aſile blieb auch nicht aus, der Wechſelgeſang der beiden holden Weſen begann wieder; doch als die Prinzeſſin ſich dem Schilfufer näherte, woher die liebe antwortende Stimme erklang, und ſie auch jetzt wieder nach der unſichtbaren Freundin die Arme ausſtreckte, und ſie zu ſich rief, da ſtieg aus der Tiefe der Quelle ein leiſes Geflüſter herauf, und auf dem Waſſerſpiegel wurden die zarten weit ausgebreiteten Falten eines milchweißen Schleiers ſichtbar, auf welchem eine ſchöne Mu-

ſchel mit koſtbaren Perlen zu den Füßen der Prinzeſſin an's Ufer ſchwamm. Aſile empfing entzückt dieſe holde Gabe, und fühlte von einem freudigen Schreck ihr Herz erfaßt, als ſie tiefer in die Fluth blickte, und nicht ihr Bild, ſondern ein fremdes holdes Antlitz ſie anlächeln ſah. „O ſteige herauf, du unbekanntes theures Weſen!“ rief ſie aus: „ich habe mich längſt nach dir geſehnt, denn deine Töne haben zu meinem Herzen geſprochen; komm nun auch ſelbſt zu mir, bleib in meiner Nähe, theile mit mir alles, was ich habe, ſey meine Schweſter!“

Und das Waſſer rauſchte und ſchwoll; aus den Fluthen hob ſich die ſchöne Nymphengeſtalt; die Waſſertropfen glitten von dem ſeidenen Gewande hinunter, und die Weſte eilten herbei, um ihr ſchnell das ſchöne Haar zu trocknen. Die beiden holden Mädchen ſanken einander entzückt in die Arme, und ſchworen ſich ewige Freundſchaft und Liebe! —

Guttula vergaß die Lehren der Mutter, ſie folgte ihrer neuen Freundin in eine ihr neue unbekannte Welt. Ihre Erſcheinung am Hofe des Herzogs machte großes Aufſehen, ſie wurde dort von Aſilen als eine fremde Königstochter eingeführt, und zog die Augen aller auf

sich, ja man wußte kaum zu unterscheiden, wer von den beiden Prinzessinnen anmuthiger und schöner sey; denn wenn sie beide Hand in Hand in den Saal herein traten, in welchem der ganze Hof sich um den Herzog versammelt hatte, so war es, als ob zwei leuchtende Sonnen zugleich am Himmel aufgingen und den Tag brächten. Asile erschien dann gewöhnlich in einem schneeweißen Gewande, das dunkle Haar mit den schönsten frischen Blumen der Erde geschmückt, ein goldner Gürtel mit einem Diamantschlosse umfing den schlanken Leib, und eine einfache Rose am Busen. Guttula trug ein faltiges wasserblaues Gewand, kostbare Perlen des Meeres schmückten die blonden Locken, ein Gürtel von schimmernden Fischschuppen mit einem rothen Korallenschloß umfing das blaue Gewand, und am Busen ruhte ihr eine schneeweiße Wasserlilie. So waren die beiden Freundinnen der Stolz und die Zierde des Hofes, und alles beeiferte sich der fremden Fürstentochter, die schönsten Genüsse des Lebens zu bereiten. Es folgte ein Fest dem andern, bald in den prächtigen Sälen des Schlosses, bald in freier Natur, und Asile und Guttula waren die Königinnen aller Feste und aller Herzen.

So waren nunmehr einige Monate verſtrichen, da ſaßen die beiden Freundinnen einſt Hand in Hand in einem Gemache des fürſtlichen Schloſſes und horchten, wie draußen der herbſtliche Sturm, mit ſtarken Schritten ſchon über die Fluren ging. Guttula ſchwieg, ſie ſchien in Gedanken verſunken, und als Afile ſie fragte, und es wiſſen wollte, was ihr durch die Seele gehe, da ſprach ſie: „Ich vergleiche in dieſem ſtillen Augenblick mein jetziges Leben mit dem frühern, und kann über manches noch gar nicht recht mit mir einig werden. In Euren großen finſtern Häuſern, iſt mir bang zu Muthe, da trennt nicht die Entfernung, nein die dichten undurchſichtigen Wände trennen die Menſchen, es wohnen viele in einem Hauſe beiſammen, aber ſie wiſſen oft nichts von einander, ſie können ſich nicht ſehen; ſie haben Geheimniſſe vor einander, und ſchließen die Thüren zu, daß einer nicht bemerke und höre, was der andere thut und ſpricht. Da war mein ſchönes kriſtallenes Haus doch ganz anders beſchaffen, da konnte ich mit einem Blick all' die Bewohner deſſelben überſehen, da waren wir uns immer nahe und bekannt, da hatten wir uns gegenſeitig nichts zu verbergen. Auf Euren Straßen iſt ein ſte-

ter betäubender Lärm, Eure Tritte hallen wieder, die Hufe Eurer Roſſe ertönen laut, und Eure Stimme trägt die zitternde Luft weit hin, von Ohr zu Ohr; aber die Bewohner meines Reiches gehen leiſe ihre Bahn, kein läſtiges Getöſe verletzt das Ohr, jeder verſteht des andern freundliche Winke, und eine Sprache ſo zart und leiſe, daß ihr ſie nicht vernehmt, verſtändigt doch alle. Ihr müßt im Schweiß Eures Angeſichts Euer Brod erbauen, wir finden in unſerm Elemente die Bedürfniſſe ohne Mühe; Ihr Menſchen ſeyd habſüchtig, fragt nicht, welchen Frieden ihr zerſtört, Ihr werft die Netze auch in meine Fluthen, und raubt mir meine Perlen, und fangt die armen unſchuldigen Fiſchlein, um ſie zum Tode zu führen, und ſie haben Euch doch nichts gethan. Ach! mir iſt bange, ſeit ich unter den Menſchen bin! Dort unten in meiner Heimath verſtanden wir uns alle, ob wir gleich ſchwiegen, hier aber verſteht ihr Euch oft nicht, wie laut ihr auch ſprecht!“

Afile ſchloß die Freundin in ihre Arme, und ſuchte ſie eines Andern zu überzeugen; aber Guttula ſprach: „Du biſt wohl gut und rein, geliebte Afile, bei Dir möcht' ich wohl immer ſeyn, aber nur nicht in Deiner lauten

von Lärm erfüllten hinter dunkeln Mauern versteckten Welt. Komm Du mit mir in mein stilles klares Reich, dort wollen wir glücklich seyn. Die Wände meines kristallenen Hauses sind zwar nicht gemalt und mit Schnitzwerk bekleidet, aber die Morgen- und Abendsonne vergoldet sie täglich, und die Nacht spiegelt ihre unzähligen Sterne darin. Wir haben zwar nicht Bälle, nicht Conzerte und Schauspiele, aber wir wiegen uns auf den Fittigen des Sturms, und sehen der Brandung zu, wenn sie an den Felsen sich bricht, und lächeln über das Spiel, das die Fluth mit dem zürnenden ohnmächtigen Blitze treibt. O komm mit mir, hinab in meine Tiefe!“

Asile suchte die Freundin zu beruhigen, und durch Lustbarkeiten sie aufs neue zu zerstreuen, aber Guttulas Schwermuth nahm mit jedem Tage zu, und verwandelte sich endlich in ein tiefes schmerzvolles Heimweh, das sie nicht mehr zu verbergen vermochte, und sie sagte bisweilen: „Die Mutter hat wohl Recht, ich hätte in meinem Elemente bleiben sollen!“

Da trat endlich Asile zu ihrem Vater, dem Herzog, und vertraute ihm das Geheimniß von Guttulas Abkunft an, und bat den Vater

ihr die Freundin beruhigen zu helfen, die ſie zu ungern hätte verlieren mögen. Der Herzog lächelte, es ſchien ihm ein leichtes, dem ſchönen Mädchen ihr ödes kaltes Element vergeſſen zu machen. Er befahl alle Bequemlichkeiten zu einer Reiſe vorzubereiten, die er mit ſeiner Familie und der fremden Prinzeſſin durch ſein ganzes Reich zu machen gedenke, und ſuchte ſeine Tochter durch die Verſicherung zu beruhigen, daß wenn Guttula nur erſt ſein großes weites Reich mit den vielen Städten und Dörfern, mit den waldigen Gebirgen und fruchtbaren Thälern und den Millionen fleißigen Menſchen geſehen, und ſeine ſchönen Schlöſſer und prachtvollen Gärten bewundert haben würde, ſie ſich dann gewiß nicht mehr zurück wünſchen werde; ja er gab die Hoffnung nicht auf, daß es vielleicht ſeinem einzigen Sohn gelingen könne, die ſchöne Guttula einſt als Gattin zu erwerben, und ſo durch ſie auch die Herrſchaft über die Gewäſſer zu erhalten.

Und es wurde alles aufgeboten, die Tochter des fremden Elementes zu erfreuen; eine lange Reihe koſtbarer Wagen mit flüchtigen Roſſen beſpannt, trug den Herzog mit ſeinem Gefolge

von Stadt zu Stadt; durch die reizendſten Gegenden ging der Zug, und jeder Tag brachte neue Zerſtreuungen. Guttula ſtaunte dies alles an; aber wenn Aſile glaubte, den Ausdruck der Freude und Bewunderung zu erkennen, ſo hörte ſie doch immer nur, wie die Freundin ihr früheres Leben mit ihrem jetzigen verglich, und das letztere immer in Nachtheil ſtellte. Wenn zum Beiſpiel auf den gebahnten Kunſtſtraßen der weich gepolſterte Wagen Pfeil ſchnell dahin flog, und unter den Roßhufen die Brücken wiederhallten, dann ſagte Guttula: „auf meiner Muſchel fuhr ich doch ſanfter und ſchneller durch die Fluthen dahin; in meinem Reiche brauchen wir keine Brücken, da wirbelt ſich nicht der Staub empor, und legt ſich mit ſeinen grauen Wolken über die weiße Stirn! — Und wenn ſie auf einem Berge ſtanden und die Morgenſonne auf und die Abendſonne untergehen ſahen, und Aſile begeiſtert die Freundin auf das große Naturſchauſpiel aufmerkſam machte, ſo ſprach Guttula: „Die Sonne iſt wohl ſchön, ſie ſendet der Erde wohl ihre erquickenden Strahlen, aber die Erde trinkt ſie gierig auf, und giebt ihr dafür nichts wieder. In meinem Elemente iſt es anders, das wirft

der Sonne ihr freundliches Bild zurück, und zeigt ihr den tiefen blauen Himmel an dem sie wandelt, und schmückt sich mit den Farben dieser Königin!“

So fand Guttula, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, nirgends Befriedigung, und alles was Asilens Seele mit Entzücken ergriff, und was sie mit der Freundin zu theilen wünschte, erfüllte diese nur immer mehr und mehr mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach dem Frühern.

Der Herzog war auf seiner Reise bis zu dem Schlosse gelangt, welches sich auf einem Felsen am Ufer des Meeres erhob, und es wurden prächtige Gondeln bereitet um eine Lustfahrt auf dem Meere selbst zu unternehmen. Guttula sprang leicht und fröhlich in eine der Barken; sie führte den Zug an, trieb die Ruderer zu immer raschern Schlägen, und hielt den Schleier über ihrem Haupte ausgebreitet, daß der Wind ihn als Segel erfassen mochte. So war man weit ins Meer hinein geschifft, als die Sonne endlich zu sinken begann, und der Herzog den Befehl zur Rückkehr gab. Da streckte Gut-

tula ihre Arme aus, und ließ einen wunderherrlichen Gesang erklingen, und die Fischlein hörten die bekannte Stimme, und drängten sich herzu und hoben ihre Häupter empor, und blickten mit den treuen Augen nach ihrer lang entbehrten Herrscherin, und die Wellen hoben sich höher und flüsterten leise, und dort, wo die untergehende Sonne die Fluth mit Purpur übergoß, stieg eine Woge auf, deren leichter Schaum, einem weißen Schleier gleich, sich über die Fluth breitete. Da rief Guttula: „Das ist die Mutter! die Mutter!“ und sie hielt sich nicht länger, sie sprang in die Fluth, und schwamm unter dem Ruf: „Lebt wohl! lebt wohl!“ der Abendröthe zu. — Die Schiffer wollten sich ihr nach stürzen, denn Asile weinte, und sie glaubten das schöne Mädchen werde in der Fluth ertrinken. Aber der Herzog winkte, und sprach: „Laßt sie ziehn, sie war nicht glücklich, nicht heimisch bei uns, ihre weise Mutter hatte recht: „Es bleibe jeder in seinem Elemente!“.

Aber was heißt denn dies Sprichwort eigentlich? werdet ihr fragen, meine lieben Leser: es giebt ja doch nur vier Elemente, und ein Geschöpf, was in dem einen zu leben gewohnt

iſt, paßt freilich nicht für das andere; da werde ich euch dann darauf antworten: Für den Menſchen giebt es noch andere Elemente als diejenigen, welche die gewaltige Natur ſcharf begrenzt und faſt feindlich einander gegenüber geſtellt hat. Des Menſchen Element iſt ſeine Lebensweiſe, und ſeine Stellung in der Welt; der Stand zu dem er erzogen und gebildet wurde, der Wirkungskreis, zu dem ſeine Kräfte und Kenntniſſe ausreichen, die Gewohnheit, die ihn an einen Wohnplatz und an einen Kreis bekannter Menſchen bindet, das Geſchäft, das er verſteht und das ihm gelingt, — das iſt des Menſchen Element. Es läßt ſich mancher zu thörichten unmäßigen Wünſchen verleiten, eine fremde Lebensweiſe ſcheint ihm oft beſſer, glänzender zu ſeyn, als die eigne, und in eitler Verblendung, und weil er ſeine eignen Kräfte überſchätzt, wünſcht er ſich aus ſeinem Elemente hinaus, und in die fremde beſſer ſcheinende Lage. Aber er wird nicht glücklich, der Schimmer der Neuheit verſchwindet bald, die größeren Sorgen wiegen die größeren Vortheile auf, das Gefühl der nicht zureichenden Kraft und Geſchicklichkeit beugt den Muth nieder, und die Sehnſucht nach den alten theuern Verhältniſſen

zerſtört das Lebensglück — nur wenige ſind vom Himmel berufen und ausgerüſtet in jedem Element zu leben, aber für die meiſten galt die Lehre der alten Königin des Meeres: es bleibe jeder in ſeinem Elemente! und dort ſey er zufrieden und erfülle treu ſeine Pflicht!“ —

Der Spuck.

Ein Drama in drei Acten.

Perſonen.

Prinz **Adalbert**, vierzehn Jahr alt.
Hofrath **Preis**, deſſen Führer.
Schloßhauptmann **von Rachner**.
Günther, ſein Sohn, funfzehn Jahr.
Kaſtellan **Wirbel**, ehemals Feldwebel.
Seine Frau, die Kaſtellanin.
Auguſt, ihr Sohn, vierzehn Jahr.
von Sproßberg, Adjutant des Herzogs.
Der Anführer der Feinde.
Sein Adjutant.
Vier Hauptleute.
Zwei Ordonnanzen.
Bediente.

(Der Schauplatz iſt in einem alten herzoglichen Schloſſe.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein groſſes Zimmer in dem alten Schloſſe. Mit Gemälden und einigen Waffen behangen. Die Kaſtellanin iſt beſchäftigt das Kaffeezeug aufzutragen, der Schloßhauptmann tritt eben ins Zimmer.)

Schloßhauptmann.

Was iſt das? — habe ich nicht befohlen, es ſoll der Kaffe heut in Silber ſervirt werden? —

Kaſtellanin.

Es kann ſeyn, mein Mann murmelte ſo etwas, er hat aber bisweilen gleichſam eine unverſtändliche Sprache.

Schloßhauptmann.

Oder Sie haben vielmehr oft ungehorſame taube Ohren. Mich aber ſollen Sie doch wohl verſtehen, und deshalb ſage ich Ihnen jetzt ſelbſt: „der Kaffe ſoll in Silber ſervirt werden!“ Hören Sie! Ich will die Fremden, die geſtern

Abend hier angekommen ſind, geehrt wiſſen! Alſo in Silber und geſchieht dies nicht, ſo werf' ich das alte Töpferzeug zum Fenſter hinaus! Haben Sie es nun verſtanden, Madam?

Kaſtellanin.

Verſtanden hab' ich's, aber was das Herauswerfen betrifft, da wollen wir doch auch dabei ſeyn. Vor ihrem Stock und Degen, mein Herr Hauptmann, fürchte ich mich nicht, ſo lange ich mein Schlüſſelbund noch zur Hand habe! was? Sie wollen hier groß thun, und über das Kaffezeug befehlen? hat man mir denn ſchon angeſagt, wer die fremden Menſchen ſind, die Sie geſtern ins Schloß gelaſſen haben?

Schloßhauptmann.

Das iſt nicht nöthig!

Kaſtellanin.

So! nun dann gehen ſie mich aber auch nichts an. Es könnte ſeyn, daß, wenn ich alles gehörig erfahren hätte, ich mich zum Porzellan-Service allenfalls entſchloſſen haben würde; — aber das Silberzeug, nein, nein! Herr Hauptmann! ſo leicht ſchließ ich meinen Silberſchrank nicht auf, wie Sie das Schloßthor, obgleich ich gleichſam keinen Degen und keinen Schnurrbart trage! Verſtehn Sie mich? —

Schloßhauptmann.

Madam, werden Sie nicht impertinent!

Kaſtellanin.

Stille! ſtille! ſpielen Sie nicht den Gewaltigen! wir ſind hier alleine! laſſen Sie ſich einmal den Text leſen. Sagen Sie doch, wie war es möglich, daß Sie geſtern die beiden Herumläufer in das Schloß eingelaſſen haben? Leſen Sie denn gar nicht mehr die Zeitungen? Wiſſen Sie denn nicht, was es jetzt in der Welt für liederliche tolle Händel giebt? Und den Erſten, den Beſten, der hierher kommt und Einlaß begehrt, den laſſen Sie, mir nichts dir nichts, ins Schloß herein, weiſen ihm Zimmer an, und bewirthen ihn wie einen großen Herrn? Kennen Sie den Menſchen in dem grünen Jagdrocke, und wiſſen Sie, ob der hochmüthige Burſche, den er bei ſich hat, nicht ſeinen Eltern entlaufen iſt? Sehen Sie, nichts wiſſen Sie, und haben gleichſam keine Antwort! —

Schloßhauptmann.

Madam, vergeſſen Sie nicht, mit wem Sie ſprechen! ich brauche Ihnen nicht zu antworten, ſondern nur zu befehlen.

Kaſtellanin.

Sehr wohl! aber dann bleibt es auch beim

Töpferzeuge! Es ſind jetzt zwanzig Jahre her, als unſer gnädiger Herzog dieſes Schloß zum letzten Mal beſuchte; da wurde ihm der Kaffe auch in der großen ſilbernen Kanne ſervirt, und der Allergnädigſte trank gleichſam zwei Taſſen. Seit dem ſteht das Silberzeug nun wie ein Heiligthum im großen Nußbaumſchranke; es ſoll mir's niemand entweihen, und wenn auch gleich ein Schloßhauptmann ſpricht: „gebt es heraus!“ ich thu es nicht!

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen. Günther. Auguſt.)

Günther.

Der Fremde, lieber Vater, hat nach Dir gefragt; er iſt ſchon zeitig auf, und geht auf dem Walle ſchon ſpazieren.

Schloßhauptmann.

Gut, mein Sohn! erwartet uns denn hier; und Sie, Madam, halten das Frühſtück bereit, und ſerviren den Koffe, wie ich's befohlen habe!

(Er geht ab.)

Kaſtellanin.

Sehr wohl! aber nicht in Silber!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Schloßhauptmann.

Die Kaſtellanin.

Hört, Kinder, war't Ihr etwa ſchon in des Fremden Zimmer?

Günther.

Ja, Mutterchen, aber der ältere Herr war, wie geſagt, ſchon ausgegangen, und der Kleine konnte ſich noch nicht recht aus dem Schlafe ſitzen.

Kaſtellanin.

So! und was ſprach er denn mit Euch? Habt Ihr ihn nicht nach ſeinem Namen gefragt?

Auguſt.

Nein! das nicht!

Kaſtellanin.

Du biſt ein Schaaf! Der Name iſt ſtets das Erſte; man muß den Menſchen doch nennen, Du kannſt doch nicht zu dem Burſchen ſagen: hören Sie einmal, Herr Junge! — Kurzum, den Namen ſchafft Ihr mir! Habt ihr ſonſt nichts geſehen? wie War die Wäſche? war ſie fein? und mit welchen Buchſtaben gezeichnet?

Günther.

Wer ſieht nach ſolchen Dingen ſo genau; genug der Knabe mißfällt mir nicht, er ſcheint offen und luſtig.

Kaſtellanin.

Luſtig? o ja doch, damit der Spektakel noch größer würde! das fehlte mir noch! ich habe an Euch beiden Jungen genug; denn ſobald Ihr ins Haus tretet, ſo iſt ein Lärm wie in einer Affenbude! Sagt mir nur, dürft Ihr auf Eurer Schule denn auch ſolch eine Wirthſchaft treiben? Wenn ich der Rector wäre, ich wollte Euch gleichſam — —

Auguſt.

Du thäteſt uns doch nichts, Mutterchen, und haſt doch Deine Freude an uns beiden. Wenn wir einmal ernſt und ſtill ſind, dann ſprichſt Du gleich: „was fehlt Euch Kinder? hängt Ihr die Köpfe? ihr wißt, ich kann das duckmäuſerige Weſen nicht leiden!“

Kaſtellanin.

Nun ja, ich hab Euch zu fröhlichen Menſchen erzogen.

Günther.

Das haſt Du auch, und haſt mir meine Mutter treulich erſetzt.

Kaſtellanin.

Deine Mutter? Ach du lieber Gott! ja die hatte mich ſehr lieb, und als ſie ſterben mußte, ſagte ſie zu mir: „Frau Wirbel! wenn ich nicht mehr bin, dann nehmen ſie ſich meines armen kleinen Knaben an!“ das habe ich denn auch verſprochen.

Günther.

Und haſt es auch treu und redlich gehalten.

Auguſt.

Nun ſiehſt Du wohl! aber eben weil Du unſere liebe treue Mutter biſt, mußt Du auch alle Mutterpflichten hübſch erfüllen! das heißt: Du mußt gegen die lieben Söhnchen bisweilen blind ſeyn, — mußt ihren liebenswürdigen Spectakel gern ertragen, — mußt hübſch thun, was ſie wollen, — mußt Dich unbändig freuen — —

Kaſtellanin.

Schweige, Staarmatz! und treibe keine Poſſen! aber es iſt wahr, wenn Ihr mir auch ein Bischen lärmt, ſo mag es ſeyn, ich will's ertragen, Ihr ſeyd einmal meine Kinder! aber der fremde Burſche, der ſoll mir kommen! was will er hier, was drängt er hier ſich ein?

Günther.

Sie hatten ſich ja beide auf der Jagd verirrt, und Du haſt ja ſchon manchen Armen hier erquickt.

Kaſtellanin.

Arme? ja! aber ein ſolcher Junge darf ſich gar noch nicht verirren, ſoll noch nicht auf die Jagd gehen, ſondern hübſch zu Hauſe bleiben und die Naſe ins Buch ſtecken. Und da ihm nun einmal die Verirrung unglücklicher Weiſe paſſirt iſt, ſo ſollt' er doch hübſch beſcheiden ſeyn, und höchſt demüthig; aber der Burſche geht im Schloſſe umher, als ob es ihm gehörte, und als ich geſtern Abend herein kam, und den Herrn die Speiſen ſelbſt auftrug, ſo ſtand er nicht einmal auf, und ſagte nicht einmal: ſchön guten Abend, Frau Kaſtellanin! das hätte ſich für einen ſolchen Burſchen gehört, und Dein Vater, der Hauptmann, hätte ihn darüber gleichſam zu recht weiſen ſollen!

Günther.

Die Fremden ſehen wohl ein Bischen vornehm aus.

Kaſtellanin.

Ei, was da! was da! wir ſehen vornehm aus, denn wir wohnen in einem herzoglichen

Schloſſe, das fremde Leute nicht wie einen Gaſthof betrachten ſollen! kurzum Jungens, paßt mir auf den fremden Burſchen auf. Forſcht ihn aus, vergebt Euch nichts gegen ihn; und, wird er zu dreiſt, ſo ſchmeißt ihn zum Tempel hinaus.

August.

Schon gut, Mutterchen! in ſolchen Dingen kannſt Du Dich ganz auf Deinen Günther und Deinen Auguſt verlaſſen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, der Schloßhauptmann, der Hofrath Preis.

Schloßhauptmann. (präſentirend.)

Frau Kaſtellanin Wirbel, eine ſehr achtbare Frau, die Pflegemutter meines Sohnes hier, und die Mutter dieſes Knaben.

Hofrath.

Ich ſehe das Sprichwort auf's Neue hier beſtätigt, daß man nicht nach dem Aeußeren urtheilen ſoll. Wie unfreundlich und rauh ſind nicht die äußern Umgebungen dieſes Schloſſes, und wie ganz anders iſt es im Innern. Man erkennt in der Nettigkeit und Ordnung allent-

halben eine kundige Frauenhand, findet eine freundliche Aufnahme, und ſowohl ich, als mein kleiner Reiſekammerad, wird ſich des Umgangs mit Ihnen hier ſehr erfreuen. Genug, hier möchte man Hütten bauen.

Kaſtellanin.

Ich wünſche, daß es dem Herrn hier gefallen möge.

Hofrath.

Ich danke ihnen von Herzen, Madam! für dieſen Wunſch. Ich habe den Herrn Hauptmann eben um die Erlaubniß gebeten, mich einige Tage mit meinem Zögling hier aufhalten zu dürfen, und wende mich nun mit einer gleichen Bitte an die freundliche Hausfrau dieſes Schloſſes!

Kaſtellanin.

(ſie deckt heimlich ihre Schürze über das Kaffezeug.)

(für ſich.)

Ein charmanter Mann!

(laut zum Hofrath.)

Ihre angenehme Geſellſchaft wird uns ſtets willkommen ſeyn. Aber befehlen Sie nicht zu frühſtücken? ich dächte auf dem Altan, wo die Ausſicht ſo ſchön iſt; ich werde Ihnen den Kaffe dorthin beſorgen.

(Sie nimmt das verdeckte Kaffezeug, und ſpricht im Abgehen für ſich:)

Das Silberzeug bekommt er zwar nicht, aber das Porzelan muß ich wahrhaftig beſorgen.

(ab.)

Hofrath.

(zu den Knaben.)

Und Ihr, meine jungen Freunde, möchtet wohl meinen kleinen Begleiter aufſuchen, und ihm die Zeit vertreiben helfen.

Schloßhauptmann.

Geht, meine lieben Jungen!

(heimlich zu ihnen.)

Aber betragt Euch höflich und beſcheiden gegen den jungen Herrn!

Auguſt.

Die Mutter hat uns ſchon etwas inſtruirt!

(beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Schloßhauptmann, der Hofrath.

Hofrath.

Wir ſind jetzt allein Herr Hauptmann, und ſo will ich Ihnen denn hier das ausführlicher ſagen, was ich geſtern Abend nur andeuten konnte.

Kennen Sie den Aufruhr, der in unſern

Nachbarstaaten ausgebrochen ist, und das sonst blühende glückliche Land fast verwüstet?

Schloßhauptmann.

Die Zeitungen bringen uns ja traurige Nachrichten hierüber.

Hofrath.

Unter dem Vorgeben, eine größere Freiheit und eine glücklichere Zukunft zu gewinnen, ziehen die Verblendeten von einigen Unredlichen, die nur ihren Vortheil suchen, zur Empörung gegen ihren braven Landesherrn aufgereizt von Ort zu Ort, verwüsten alles, was sich ihnen nicht anschließen will, und von den Leuten, die angeblich nach Freiheit ringen, wird alle persönliche Freiheit und die Sicherheit des Eigenthums in den Staub getreten, und selbst die Kirchen werden nicht geschont.

Schloßhauptmann.

Ich kenne Alles; die Stimme des Elendes, das jene Empörer angerichtet, ist selbst bis in meine Abgeschiedenheit gedrungen. Arme Flüchtlinge, die, um das Leben zu retten, Habe und Gut verlassen mußten, und hinter sich die geplünderte Heimath in Flammen aufgehen sahen, haben sich bis an das Thor dieses einsamen Schlosses verirrt, und, ich gestehe es, Herr

Hofrath, ich habe ihnen oftmals Obdach und Erquickungen gegeben, damit ihnen in einem Lande das Herz wieder ruhig ſchlagen möchte, wo Friede und Eintracht zwiſchen Fürſt und Volk herrſcht.

Hofrath.

Sie haben recht gethan! Aber lieber Freund, Sie kennen die neuſten Ereigniſſe noch nicht. Jene Aufrührer, die ihr eigenes Land ausplündern, haben in ihrer Raubſucht nun auch unſere Grenze überſchritten.

Schloßhauptmann.

Da ſoll ihnen ja das Donnerwetter auf den Kopf fahren!

Hofrath.

Sie haben verſucht, auch die Unterthanen unſeres Staates zur Empörung zu reizen, und da ihnen dies nicht gelungen, ſind ſie wie Räuber in die friedlichen Wohnungen der Treugeſinnten eingebrochen, und erlauben ſich Plünderungen und Grauſamkeiten aller Art.

Schloßhauptmann.

Kann denn keine Menſchenſeele eine ordentliche Klinge mehr führen?

Hofrath.

O ja! ſie haben tüchtigen Widerſtand ge-

funden, aber ihr Ueberfall war unvermuthet, und ihre Anzahl groß.

Schloßhauptmann.

Wird denn aber mein gnädigster Herzog nicht — — — —

Hofrath.

Allerdings! der Herzog eilt ihnen mit einem muthigen Truppencorps entgegen; aber die Räuber haben den Plan entworfen, den Prinzen aufzufangen, um wenigstens ein großes Lösegeld vom Herzog zu erpreſſen.

Schloßhauptmann.

Unſern Prinzen auffangen! Löſegeld nehmen? laßt mich hinaus, ich will's ihnen auszahlen.

(Er ſchlägt an den Degen.)

Hofrath.

Es iſt kein Geheimniß geblieben, daß der Herzog ſeinen Prinzen, fern von dem Gewühl der Reſidenz und des Hoflebens, zu Thalſtadt erziehen läßt, wo nicht allein die reizende Lage des Orts das empfängliche Gemüth des Prinzen mit allen Naturſchönheiten frühzeitig vertraut machen ſoll, ſondern, wo ſich auch alle Mittel darbieten, ihm in den Wiſſenſchaften eine gründliche Ausbildung zu geben.

Schloßhauptmann.

Ganz recht! dies darf auch kein Geheimniß bleiben, das ganze Land ſoll ſich darüber freuen, und mit Hoffnung zu dem Prinzen aufblicken, den ſein weiſer Vater ſo erziehen läßt.

Hofrath.

Aber die Empörer haben einen Plan darauf gebaut; mit einem ihrer Haufen eilen ſie auf Thalſtadt los, um den Ort zu überfallen, und den Prinzen dort zu rauben, während ein zweiter Haufe bereits den Weg von Thalſtadt nach der Reſidenz abgeſchnitten hat.

Schloßhauptmann.

Und deshalb ſind Sie zu mir gekommen, Herr Hofrath? wollen unſern Prinzen mir anvertrauen, wollen hier warten bis unſer allergnädigſter Landesvater ſelbſt kommt und Hülfe bringt?

Hofrath.

Das war allerdings meine Abſicht, und ich hoffe, ſie werden —

Schloßhauptmann.

Kein Wort mehr! Mein Blut, mein Leben gehört dem Herzoge und ſeiner Familie! die Sache iſt abgemacht! ſo lang ich lebe und noch den Degen führen kann, iſt der Prinz hier ſicher.

Hofrath.

Das dacht ich wohl! wir vertrauen uns Ihrer Hand. Haben Sie aber schon auf Kundschaft ausgeschickt, wie ich gestern Abend bat?

Schloßhauptmann.

Allerdings! schon mit Tagesanbruch hat der alte Kastellan Wirbel deshalb das Schloß verlassen; ich hoffe jeden Augenblick auf seine Rückkehr.

Hofrath.

Gut! Aber ich mache es zur ausdrücklichen Bedingung, daß unsere Namen und unser Stand Ihren Hausgenossen verschwiegen bleiben; die Sicherheit verlangt es so; der Prinz selbst mag indeß unerkannt mit den beiden Knaben hier seine Jugendspiele treiben, wir wollen für ihn wachen. Führen sie mich nun, mein guter Hauptmann, auf den Altan!

(beide ab.)

Sechster Auftritt.

Von der andern Seite kommen:

Adalbert. Günther. August.

Adalbert.

Ei! hier hängen ja recht viele Bilder! wer sind denn alle die beharnischten Männer dort?

Günther.

Es ſind die Vorfahren unſeres Fürſtenhauſes.

Adalbert.

Eine lange Reihe! ſind ſie Euch bekannt?

Auguſt.

Das verſteht ſich! Wir ſind unter dieſen Bildern auferzogen worden und ſollten nicht wiſſen, wer ſie ſind?

Adalbert.

Nun dann ſagt mir doch, wer iſt denn jener Mann in der dunkeln Rüſtung mit dem Spitzenkragen dort.

Günther.

Das iſt der Herzog Joachim, der zur Zeit der Reformation lebte; ſo wie er hier gemahlt iſt, ſaß er auf dem Reichstage zu Worms; und als der Martin Luther die Wahrheit dort vertheidigte, ward er ſein Freund und ſein Beſchützer.

Adalbert.

Und dieſer hier?

Günther.

Das iſt der Herzog Friedrich, der ſich im dreißigjährigen Kriege mit dem Schwedenkönige Guſtav Adolph verband, um ſeinem Vaterlande die Religionsfreiheit zu erkämpfen.

Es war der Freund des großen schwedischen Königs und hat an seiner Seite gefochten bis jener bei Lützen fiel.

Adalbert.

Und der hier?

Günther.

Ist Herzog Wilhelm, der die Academie zu Thalstadt stiftete: er führte die großen Kunststraßen durch das Land, und wird wegen seiner friedlichen Gesinnungen und wegen der schönen Einrichtungen, die er im Frieden gemacht, immer nur der Fürst des Friedens genannt.

Adalbert.

Ich möchte doch lieber der Herzog mit dem Spitzenkragen dort gewesen seyn, als dieser mit der Palme. Es ist etwas Großes als Sieger in der Schlacht dazustehen.

Günther.

Aber die Stiftung einer Academie ist doch auch nicht minder groß als eine gewonnene Schlacht.

Adalbert.

Eine solche Stiftung kann aber auch von jemand ausgehen, der gar keinen Muth hat.

August.

Eine Schlacht kann aber auch jemand ge-

winnen, der von den Wissenschaften gar nichts hielt. Was würde unser Prinz sagen, der zu Thalstadt erzogen wird, wenn dort die Academie nicht wäre.

Adalbert.

Dann würde er vielleicht in andern Sachen geübter seyn: im Fechten, im Reiten; er würde vielleicht schon ein Regiment kommandiren.

Günther.

Ich hoffe der Prinz denkt anders. Wer erst vierzehn Jahr alt ist, muß vorher etwas lernen, eh er kommandiren will, und unser Prinz soll sehr fleißig seyn.

Adalbert.

Fleißig? das ist zum Lachen! man hat Euch unwahr berichtet; des Prinzen Lehrer soll sehr unzufrieden mit ihm seyn; man hält nicht eben viel auf ihn.

August.

Junger Herr! dergleichen Reden verbitt' ich mir! ich lasse unserm Prinzen nichts Böses nachsagen, denn es ist nicht wahr! Wäre es aber auch gegründet, so darf mir doch vor diesen Bildern hier keiner so leichtsinnig davon sprechen, und den Mund wohl gar zum Lachen verziehen, sonst schlag ich ihm darauf.

Adalbert.

Ihr habt ein artiges Benehmen gegen einen Fremden!

Günther.

Wenn Sie auch in dieſem Schloſſe fremd ſind, ſo ſind Sie es doch wohl nicht auch in unſerm Lande, und am allerwenigſten, wenn Sie von unſerm Prinzen ſprechen; da kann ich Achtung verlangen.

Auguſt.

Und wer vor unſerm Herzog und deſſen Sohn keinen Reſpekt hat, der kann bei uns hier lernen, oder er wird hinaus geworfen.

Adalbert.

Hört einmal, Ihr Jungen, Ihr gefallt mir! Sagt mir eure Namen.

Günther.

Ich heiße Günther von Rachner.

Auguſt.

Und ich Auguſt Wirbel.

Adalbert.

Du ſcheinſt mir auch ein Wirbelkopf zu ſeyn.

Auguſt.

Kann ſeyn! beſſer ein Wirbelkopf, als ein fader Schwätzer. Uebrigens laſſe ich mich nicht von jedem fremden Burſchen, der nach meinem

Nämen fragt, ohne mir den Seinigen genannt zu haben, gleich Du nennen.

Günther.

Ja! oder ich frage mit demſelben Rechte: wie heißt denn Du?

Adalbert.

Gut! ich heiße: Adalbert Herzog! Aber reicht mir nur die Hände, wir wollen Freunde ſeyn, und wollen uns kurz weg Du nennen.

Auguſt.

Was meinſt Du, Günther, ſchlagen wir ein?

Günther.

Meinetwegen! das Raiſonniren muß er jedoch laſſen.

Adalbert.

Ich will wohl ſchweigen, wenn Ihr mir von Euren Prinzen nur etwas Beſſeres zu ſagen wüßtet.

Günther.

Etwas beſſeres? — Er iſt die Hoffnung des Landes! das iſt das Beſte, und das mag er verdienen und beſtätigen! der Prinz iſt erſt in unſern Jahren, da läßt ſich eben noch nicht viel von ihm ſagen, das fühle ich an mir ſelbſt, doch ſoll er ein guter liebenswürdiger Knabe

ſeyn; mag ihn der liebe Gott dabei erhalten, und zum guten Fürſten machen.

Auguſt.

Das iſt genug geſagt! denn eben ſo wie ich dem Prinzen nichts Böſes nachſagen laſſe, ſo höre ich auch nicht gern, wenn er zu ſehr gelobt wird; ich denke immer, das Lob kommt eher zu zeitig als zu ſpät, drum mag man's lieber noch abwarten. Willſt Du aber von jemand etwas hören, den jeder lobt und liebt, dann laß Dir hier von dieſem Bilde etwas erzählen.

Adalbert.

(auf das Bild blickend, ſchnell)

Ach, das iſt der Vater!

Günther.

Nennſt Du ihn auch Vater? Das iſt recht! denn er iſt der Vater ſeines Landes, und es ſollte ihn eigentlich niemand Herzog, es ſollten ihn alle Vater nennen. Ja, das iſt unſer jetziger geliebter Landesherr, von dem ich Dir viel erzählen könnte; da Du aber ſeine edelen Züge ſogleich ſelbſt erkannt haſt, wirſt Du auch ſchon wiſſen, wie er für ſein Land ſorgt und wacht.

Adalbert.

Ja, das weiß ich!

Auguſt.

Und der alte Rector auf unſrer Schule pflegt zu ſagen: den regierenden Landesherrn ſoll das Volk lieben, ehren und ihm gehorchen, aber ſein Lob und ſeinen Ruhm mag man der Geſchichte überlaſſen, die wird ſchon wieder ſchreiben, was ihm gebührt!

Günther.

Und für unſern Herzog dort, werden auch einige herrliche Blätter voll geſchrieben werden, und alle die nach uns kommen und ſie leſen, werden uns beneiden, daß wir unter ihm lebten.

Adalbert.

Und doch hat dieſer treffliche Mann jetzt groſſe Sorgen. Ihr werdet ja wohl gehört haben, wie der Friede ſeines Landes jetzt geſtört wird.

Günther.

Der Friede ſeines Landes? wer hat den geſtört? Du meinſt doch nicht den Aufruhr der an den Grenzen des Nachbarſtaates ſtatt findet?

Adalbert.

Ja wohl mein' ich ihn!

Günther.

Ei das ſind nur Wolken am äußern fernen Horizont, die ziehen vorüber und trüben den

Himmel über uns nicht. Mein Rector ſagt immer: im Innern des Menſchen da wohnt ſein Friede; was von außen auf ihn zuſtürmt, kann er leicht abwehren, wenn er nur im Innern den Frieden bewahrt. So dünkt mich iſt es auch mit einem Lande, denn wo im Innern Friede und Glück wohnt, und allenthalben Liebe zwiſchen Fürſt und Volk, da iſt man wohl ſtark genug, die äußern Friedensſtörer tüchtig abzuführen.

Adalbert.

Ihr habt wohl noch nicht gehört, daß ſie ſchon die Grenze überſchritten haben, daß ſie auf Thalſtadt losgehen, und den Prinzen dort fangen wollen.

Auguſt.

Den Prinzen? nun, der wird ihnen hoffentlich die Wege weiſen.

Adalbert.

Wie ſoll er das! es ſind ja keine Truppen bei der Hand.

Auguſt.

Ei! das iſt auch gar nicht nöthig! Wenn ich der Prinz wäre, ſo hätte ich geſagt: Hört einmal ihr Herren Studenten in Thalſtadt, die fremden Empörer zerſtören unſer Land, und

haben's beſonders auf mich abgeſehen. Mein Vater iſt entfernt, und ich hätte wohl Luſt ihnen allein eins auszuwiſchen! Ihr ſeyd jung wie ich, wir ſollen künftig einmal mit einander leben, uns lieb haben und uns vertrauen; ſo wollen wir denn auch ſchon jetzt ein Recht auf einander gewinnen, und wollen zeigen, daß wir brave Kerls ſind! Und wenn der Prinz ſo geſprochen hätte, dann wäre gewiß keiner zurück geblieben, und die blanken Hieber hätten geblitzt, und den Prinzen in der Mitte, wär' es hinaus gegangen, und dann in die Feinde hinein, ritz! ratz! auf Leben und Tod.

Adalbert. (umarmt Auguſt.)

Mein lieber, lieber Auguſt! das wäre wohl ſchön geweſen! Aber der Vater dort

(auf das Bild zeigend.)

würde geſcholten und geſagt haben: Du biſt noch ein Knabe, was führſt Du mir die Jünglinge, die fleißig ſeyn und lernen ſollen, deinetwegen in den Tod? ich werde ſchon ſelbſt kommen, wenn es Noth iſt, und Dich nicht im Stiche laſſen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Die Kaſtellanin.

Kaſtellanin.

Auguſt! Auguſt! Geſchwind lauf hinunter und nimm dem Vater das Pferd ab! der alte Mann kam ja ins Thor geſprengt als ob er gleichſam von Sinnen wäre.

(Auguſt eilt ab.)

Adalbert.

Wo iſt der Herr Kaſtellan geweſen?

Kaſtellanin.

Ja da fragen Sie mich nicht, Muſje, ſondern Ihren Herrn Hofmeiſter, oder was er ſonſt ſeyn mag; der iſt gewiß daran Schuld, daß mein armer Mann heut ſchon mit dem Anbruch des Tages fortreiten mußte.

Günther.

(am Fenſter ſtehend.)

Wahrhaftig der Rappe iſt ganz mit Schaum bedeckt; der Reitknecht führt ihn im Hofe langſam umher; der Thorwärter aber ſchließt das Schloßthor zu und ſchiebt die großen Riegel vor; das muß etwas zu bedeuten haben.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Kaſtellan Wirbel. Auguſt.

Kaſtellanin.

Um Gottes Willen, Vater, wie ſiehſt Du aus! der Staub liegt Dir ja Finger dick auf der Stirn! Wer wird denn ſo unvernünftig reiten!

Kaſtellan.

Ruhig Mutter! Sey nur ruhig!

Kaſtellanin.

Ja es hat ſich etwas ruhig zu ſeyn, wenn man Dich ſo vor ſich ſieht. Was haſt Du denn? was giebt's denn draußen?

Kaſtellan.

Ich ſage: ſey ruhig Mutter! Und wenn ich das ſage, dann weißt Du ſchon, was paſſirt! —

Kaſtellanin.

Ach, mein Gott! ach, mein Gott! — Was wird das geben! —

Kaſtellan.

Biſt Du nun ruhig, Mutter? frag ich.

Kaſtellanin.

Ja doch! ja! ſehr ruhig! Du mußt mir's ja anſehen, wie ruhig ich bin.

Kaſtellan.

Gut! denn höre mich kurz! Eile und packe das Silberzeug und die beſten Sachen zuſammen und laß ſie in die verborgenſten Gemächer des Schloſſes bringen.

Kaſtellanin.

Ach, du gerechter Himmel!

Kaſtellan.

Biſt Du ruhig, Mutter? —

Kaſtellanin.

Ei, ja doch! ja doch! ich bin ruhig! ich werde alles ſehr ruhig einpacken. Aber ſage mir nur erſt gleichſam vor allen Dingen, was uns für ein ruhiger Raub und Brand und Mord bevorſteht.

Kaſtellan.

Sobald Du gefaßt biſt, hab' ich kein Geheimniß mehr vor Dir, denn Du ſtehſt ſo gut im herzoglichen Dienſt, wie ich.

Kaſtellanin.

Das wollt ich meinen.

Kaſtellan.

Unſer Herzog iſt dem fremden in unſer Land eingebrochene Empörerhaufen entgegen gezogen, und wird ſie bei Thalſtadt vielleicht heut noch treffen.

Adalbert.

Victoria! Victoria!

Kaſtellan.

Aber unſer Prinz iſt aus Thalſtadt geflo-
hen, die Feinde wiſſen es, und ihre zerſtreuten
Haufen werfen ſich nun auf alle Orte, wo ſie
ihn zu finden glauben, und rauben und plün-
dern.

Kaſtellanin.

Ach! Du mein Himmel! da wird es uns
ſchön ergehen! Und nun hat man das Unglück
drei ſolche Jungens hier im Hauſe zu haben,
die von den fremden Tiegern alle für verkappte
Prinzen gehalten werden können!

Kaſtellan.

Das möchte wohl niemanden einfallen! Aber
Dein Silberzeug.

Kaſtellanin.

Was? niemanden einfallen? meine Jungen
ſollen nicht ausſehen wie die Prinzen? das
wollte ich mir ausgebeten haben! Wie ſieht
denn ein Prinz aus! He? Vergleiche ſie einmal
mit dem fremden Burſchen hier! wer ſieht hier
aus wie ein Prinz.

(zu Adalbert.)

Er braucht ſich nicht zu fürchten, Musjechen,

ihm wird Niemand etwas thun; aber für meine ſtattlichen Jungen iſt mir bange.

Kaſtellan.

Laß es gut ſeyn, Mutter, und thu Deine Schuldigkeit. Ich weiß Du haſt in der Zeit der Noth immer das Herz auf dem rechten Flecke, und wenn unſer armer Prinz, ſich zu uns geflüchtet hätte, ſo weiß ich doch, Du ſchützteſt ihn mit Deinem Leben.

Kaſtellanin.

Ei, das verſteht ſich! Aber warum iſt er denn ſo thöricht und kommt nicht hier her? Warum verſteckt er ſich lieber in andre Löcher? Wenn er hübſch mit dem Papa vorher geſprochen hätte, der würde ihm ſchon geſagt haben: Mein Söhnchen, mache, daß Du zu meiner alten Wirbeln kommſt, bei der biſt Du ſicher!

Günther.

Und wenn er vollends von der alten Wirbeln ihren beiden Jungen gehört hätte! —

Auguſt.

Die, wie die Prinzen ausſehen, und wie die Bauerjungen drauf ſchlagen können — —

Kaſtellanin.

Kurz, es iſt eine Dummheit, daß man ihn nicht hierher gebracht hat, denn wäre er hier,

und das Räubervolk käme, ſo wüßte man dann doch wofür man ſich mißhandeln ließe.

Kaſtellan.

Nun, ſo thue denn, Mutter, als ob er hier wäre. Jeder gehe auf ſeinen Poſten! Du packe Deine Koſtbarkeiten ein, ich werde mit dem Hauptmann das Schloß vertheidigen. Komm!

(beide ab.)

Neunter Auftritt.

Adalbert. Günther. Auguſt.

Auguſt.

Höre, Günther, wenn jeder auf ſeinen Poſten gehen ſoll, wo wird denn der unſrige ſeyn?

Günther.

Der würde ſich ja wohl finden, denn vor ſolchen Leuten, die mit dem Unrecht im Herzen, wie Räuber herumziehen, fürcht ich mich eben nicht, ſie haben gewiß keinen Muth! — aber die rechte Luſt fehlt mir dazu.

Auguſt.

Wie ſo denn?

Günther.

Ich denke eben ſo, wie Deine Mutter, und

wollte, daß der Prinz ſelbſt hier wäre! aber wer weiß, wo der herumzieht und in Noth und Gefahr ſchwebt?

August.

Ja, da haſt Du recht! hier in unſerer alten Burg wär' er ſicher.

Günther.

Weißt Du was August! wie wär es, wenn wir uns beide fort machten, und den Prinzen aufſuchten, um ihm beizuſtehen, oder ihn doch wenigſtens hierher zu führen.

August.

Das iſt ein prächtiger Einfall! und wenn uns auch die Feinde auffangen ſollten, dann gebe ich mich für den Prinzen aus, und wenn ich ſo daſtehe, und ſo im Zimmer auf und ab gehe, und ſolche Geſichter mache, dann ſollen mich die Leute wohl für den Prinzen halten; die Aufmerkſamkeit wird dann auf mich gelenkt; Du bringſt den Prinzen in Sicherheit, und ich lache die dummen Teufels aus, die den August für den Prinzen gehalten haben.

Günther.

Das wäre herrlich! Aber was ſagſt denn Du dazu, Adalbert? Du ſtehſt ja ſo traurig da? haſt Du etwa Furcht?

Adalbert.

Nein, Furcht hab' ich nicht! Aber ich dachte eben, ob ich Euch, Ihr treuen Burſchen, zu dem verfolgten Prinzen nicht als Bothe dienen ſollte.

Günther.

Als Bothe? Weißt Du, wo er iſt?

Adalbert.

Ja, ich weiß es!

Auguſt.

Nun, dann ſchnell zu ihm hin, vor uns wird er ſich nicht verbergen wollen.

Adalbert.

Kennt ihr die Hand des Herzogs?

Günther.

O ja! ich habe ſeine Namensunterſchrift oft unter den Befehlen an meinen Vater ſtehen ſehen.

Adalbert.

Dann lies dieſen Brief.

(er giebt ihnen einen Brief.)

Günther.

(lieſt die Aufſchrift.)

„An den Prinzen Adalbert zu Thalſtadt.“

(er öffnet den Brief, und lieſt.)

„Mein lieber Sohn!“ —

Wahrhaftig! das iſt des Herzogs Hand, und hier ſteht ſein Name! Wie kam der Brief in Deine Hände?

Adalbert.

Heiße ich denn nicht Adalbert?

Auguſt.

Mein Gott! der Prinz?

Adalbert.

Ja! ich bin der Prinz!

Günther.

Iſt es möglich? O mein gnädiger Prinz, können Sie uns vergeben!

Adalbert.

Was ſoll ich vergeben? Daß Ihr mich liebtet, ohne mich zu kennen? daß Ihr für mich die Gefahren übernehmen wolltet? daß Ihr mir Eure treuen redlichen Herzen unbefangen zeigtet, die ich vielleicht ſonſt nicht ſo leicht gefunden hätte?

Günther.

Mein Prinz!

Adalbert.

Wollt Ihr mir die Brüderſchaft aufſagen, weil ich ein Prinz bin? ſoll nicht mehr das herzliche Du in der Gefahr uns verbinden? ich

hab' Euch den Weg zum Prinzen gezeigt, aber ich bin nur Euer Freund Adalbert.

August.

Günther! ſchlag ein, ſchlag ein ohne Umſtände, wir wollen die Freundſchaft uns ſchon verdienen.

Günther.

Ja, ich fühl es, was ich ſchon oft hörte: in der Gefahr knüpft ſich die Waffenbrüderſchaft! alſo mein Prinz! mein geliebter Adalbert! auf Du und Du!

(die Knaben reichen ſich die Hände.)

August.

Aber warum ſoll's verſchwiegen bleiben? warum ſoll Vater und Mutter nicht wiſſen, wen wir beſchützen?

Adalbert.

Mein Hofmeiſter, der Hofrath Preis, verlangt die tiefſte Verſchwiegenheit, und wird mich gewiß tadeln, daß ich mich Euch entdeckt habe.

Günther.

Ei was! das ſieht aus wie Mißtrauen und Zweifel! Der Herr Hofrath kennt die Diener ſeines Herzogs noch nicht.

August.

Und Waffenbrüderſchaft duldet kein Geheimniß.

Adalbert.

Ihr habt recht! kommt zu Euren braven Eltern!

(Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Der Kaſtellan, von einer andern Seite, hinter ihm zwei Diener mit einem ſchweren Koffer.

Kaſtellan.

Tragt mir den Koffer ſchnell durch die verborgene Pfeilertreppe hinab in den Leichenkeller, verſenkt ihn dort in die Gruft Nummer drei, eilt dann zu meiner Frau, ſchafft mehr Sachen hinunter, und wenn die Gruft voll gepackt iſt, dann ſetzt den leeren zinnernen Sarg wieder darauf. Aber geſchwiegen! geſchwiegen, wie die Todten in den Särgen!

(die Bedienten eilen mit dem Koffer über die Bühne.)

Wartet Ihr Patrons dort draußen, ich will Euch ſchon faſſen, Ihr kennt mich und mein altes Eulenneſt noch nicht! —

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Daſſelbe Zimmer.

Hofrath Preis, die Kaſtellanin.

(Hofrath Preis ſteht ſchweigend am Fenſter, die Kaſtellanin eilt herein.)

Kaſtellanin.

Ach, mein Herr Hofrath! mein Herr Hofrath! ſehen Sie denn das Elend da draußen? das ganze Schloß iſt umzingelt, viele tauſend Unmenſchen lechzen ſchon nach unſerm Blute.

Hofrath.

Leider! ſeh' ich, daß wir in großer Gefahr ſchweben, ich fürchtete nicht, daß der Feind ſo ſchnell ſeyn würde!

Kaſtellanin.

Ach, ich alte Gans, hab' es ja nicht gewußt, für wen ich mich ängſtige, und daß wir die Gnade und Ehre haben, unſern gnädigſten Prinzen und den Herrn Hofrath hier zuſehen. Sollten mir im Eifer vielleicht — einige Worte entfahren ſeyn — —

Hofrath.

Beruhigen Sie ſich, wir haben uns gegen-

ſeitig kennen gelernt, und ich habe mit Rührung geſehen, wie Sie alle hier mit treuer Liebe Ihrem Fürſten ergeben ſind. Zeigen Sie Ihre Liebe jetzt durch Beſonnenheit in der Gefahr, und laſſen Sie ſehen, was ein jeder für die Sicherheit des Prinzen zu opfern bereit iſt.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, der Schloßhauptmann, der Kaſtellan.

Hofrath.

Meine Herren! ich habe Sie bitten müſſen, einſtweilen ihre Poſten zu verlaſſen, und ſich zu mir zu verfügen. Es iſt nothwendig, daß wir eilig einen Kriegsrath halten. Ich ſtehe hier gewiſſermaßen im Namen des Herzogs, denn die Vaterſorge für den Prinzen ruht auf mir. Der Feind hat unſer Schloß umzingelt, und zwar, wie ich glaube, in großer Anzahl.

Schloßhauptmann.

Ich ſchätze ſeine Maſſe gegen zweitauſend Mann.

Hofrath.

So gilt es jetzt zu fragen: was haben wir

dieſen aufgeregten Haufen für Streitkräfte entgegen zu ſetzen.

Schloßhauptmann.

Ich antworte darauf: wenige, aber treue Herzen, die für ihren Fürſten zu ſterben wiſſen werden.

Hofrath.

Das gnügt hier nicht! es fragt ſich vielmehr: ſind dieſe Treuen auch ſtark genug mit dem Degen in der Hand den Prinzen zu ſchützen, der ſich ihnen anvertraute, oder müſſen andere Maßregeln deshalb ergriffen werden? Was gedenken Sie denn eigentlich zu thun?

Schloßhauptmann.

Wenn der Prinz nicht bei uns wäre, würde ich mit den wenigen, alten Dienern die hier ſind, das Schloß bis auf den letzten Mann vertheidigen.

Kaſtellan.

Und ich würde in die alten unterirdiſchen Gänge, unſern kleinen Pulvervorrath bringen und zur rechten Zeit die ganze Geſchichte mit ſammt den Kerlen in die Luft ſprengen.

Kaſtellanin.

Vater, um Gottes Willen! das würde ja ſchrecklich knallen! und wenn ihr nun alle todt

wärt und das halbe Schloß flög mit Euch in der Luft umher, wo blieben denn der Prinz und ich mit meinen Jungen?

Hofrath.

Die Mutter hat recht! Auch ich muß fragen, wo bliebe denn dann der Prinz? Gewalt hilft hier nicht, denn jene Kräfte überwiegen die unsrigen.

Schloßhauptmann.

Was aber soll geschehen? ich kenne kein anderes Mittel.

Hofrath.

Es giebt noch eins, und ich habe das Herz es Euch zuzumuthen.

Schloßhauptmann.

Geschwind denn, welches?

Hofrath.

Wir müssen zur List unsere Zuflucht nehmen. Die Feinde sind hier um den Prinzen zu fangen, sie haben seine Spur gefunden und würden das Schloß zerstören, um ihn zu finden, wir müssen sie täuschen, müssen sie glauben machen ihre Absicht sey ihnen gelungen.

Kaſtellan.

Das wäre ſchon gut, aber wie iſt das mög-lich!

(Der Hofrath ſieht ſie alle ſchweigend an.)

Kaſtellanin.

Ach, Herr Hofrath, was ſehen ſie uns denn ſo gefährlich an? Nur immer heraus mit der Sprache, es kann ja doch nichts helfen!

Hofrath.

Mir wird die Frage ſchwer, die ich an Euch zu thun habe, aber Ihr ſeyd treu geſinnte Men-ſchen und ſo will ich denn in Gottes Namen fragen: Wer von Euch, Ihr braven Eltern, will ſein Kind für den Prinzen ausgeben?

Schloßhauptmann.

Für den Prinzen? Ha! nun verſteh ich Sie. — Nehmen Sie meinen Sohn!

Kaſtellanin.

Was Sie verſtehen, mein Herr Hauptmann, das merk ich auch! Der Herr Hofrath hat recht! Aber wir geben unſern Jungen! Nicht wahr, Vater?

Kaſtellan.

Das verſteht ſich!

Schloßhauptmann.

Ich bin hier Schloßhauptmann und habe

zu befehlen, und wenn ich ſage: nein, Günther verkleidet ſich in den Prinzen, ſo geſchieht's!

Kaſtellanin.

Ich aber bin die Mutter, und kann über die Kinder befehlen! Oder iſt dies etwa der Dank dafür, mein Herr Hauptmann, daß ich Ihren Sohn auferzogen habe? Soll ich jetzt nicht einmal unter den Jungen wählen dürfen? Vater, laß Dich doch nicht einſchüchtern!

Hofrath.

Der Knabe muß aber Muth und Gewandheit beſitzen, denn er geht einer großen Gefahr entgegen, ja vielleicht dem Tode!

Schloßhauptmann.

Dazu paßt mein Günther!

Kaſtellanin.

Das iſt nicht wahr! Günther plumpte immer viel eher in den Graben als Auguſt, und hat immer viel mehr geſchrien, wenn ich ihm einmal die Ruthe gab, als Auguſt, und ſieht am Ende gar nicht ſo prinzlich aus, wie Auguſt; ich muß das beſſer wiſſen! ich bin die Mutter! kurz und gut, Auguſt wird genommen und damit baſta!

Hofrath.

Ein ſeltner, herzerhebender Streit! er wird ſich am Beſten jetzt entſcheiden, denn dort kommen die Knaben ſelbſt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Adalbert, Günther, Auguſt.

Adalbert.

(zum Hofrath.)

Die Sache wird ſehr ernſt, die Burg iſt völlig eingeſchloſſen, und eben erſcheint wieder ein Trompeter am Thore und fordert zur Uebergabe und zu meiner Auslieferung auf.

Auguſt.

Den erſten Schuß aber hab ich doch gethan; ich ließ von meiner Schleuder ſo ein recht leidliches Steinchen wie eine Fauſt groß, nach dem Trompeter abfahren, er traf das Pferd und das hätte den nobeln Reiter bald abgeworfen.

Hofrath.

Mein Prinz! wir müſſen einen raſchen Entſchluß faſſen, der Ihre Rettung bewirkt, denn wir ſind dem Herzog und dem Lande dafür

verantwortlich und die Gefahr wächst mit jeder Minute.

Adalbert.

Ich soll mich doch wohl nicht gar in einem Winkel der alten Burg verstecken und zusehen, wie Ihr andern kämpft?

Hofrath.

Allerdings etwas ähnliches, und wie sich auch Ihr jugendlicher Muth dagegen sträuben mag, sie müssen mir folgen, denn ich darf, ich muß jetzt von Ihnen Gehorsam fordern. Hören Sie mich denn ruhig an. Wenn wir das Schloß vertheidigen, und Gewalt mit Gewalt vertreiben wollten, so würde bei der großen Uebermacht des Feindes nicht allein der Tod aller dieser braven Menschen, sondern auch die Zerstörung des Schlosses die Folge seyn. Wollen Sie, daß es so kommen möge? —

Adalbert.

Auf keine Weise.

Hofrath.

Da uns die Kraft also fehlt, so muß die Klugheit einen andern Weg zu Ihrer Rettung wählen, der sicherer zum Ziele führt. Einer von diesen beiden Knaben, die Sie Ihrer Freund-

ſchaft gewürdigt haben, muß die Rolle des Prinzen übernehmen.

Adalbert.

Meine Rolle? und mit ihr die Gefahr? nimmermehr!

Hofrath.

Doch, es muß geſchehen! Ich ſtelle mich dann als ob ich mit ihm aus dem Schloſſe zu entfliehen verſuchte, laſſe mich von dem Feinde aber auffangen, und geſtehe endlich, daß mein Begleiter der Prinz ſey.

Günther.

Ja, ja, das iſt ein herrlicher Vorſchlag!

Auguſt.

Du mußt es zugeben, Adalbert!

Adalbert.

Und welchen Erfolg erwarten Sie von ſolcher unwürdigen Mummerei?

Hofrath.

Der Feind wird mit ſeinem Fang zufrieden, das Schloß mit den übrigen Bewohnern ſchonen und bald verlaſſen, weil er ſich vor dem Herzog fürchtet, und, wie es auch uns ergehen mag, der Prinz und die Uebrigen ſind doch gerettet, und wir lachen den Feind dann aus! So haben wir's beſchloſſen, ſo ſoll und muß

es ſeyn, und es kommt nur darauf an, wer es von Euch beiden übernehmen will, für den Prinzen einzutreten.

Günther.

Ich habe das erſte Recht darauf, ich bin der Aelteſte.

Auguſt.

Mutter, Du brauchſt nicht erſt zu winken, ich werde mir's nicht nehmen laſſen! Ich habe dieſen Einfall ſchon heut früh gehabt, das könnt Ihr nicht läugnen, und deshalb gehört mir der gefährliche Poſten!

Raſiellauin.

Recht ſo, mein Guſtelchen!

Günther.

Die Mutter verläugnet mich alſo? ich ſehe wohl der Auguſt gilt ihr mehr, als ich! Vater, unterſtütze Du mich doch!

Hofrath.

Kein Wort weiter! wir verlieren die koſtbare Zeit, der Prinz mag ſelbſt entſcheiden und unter Euch wählen.

Adalbert.

Ich ſchäme mich faſt einer ſolchen Wahl. Und was ſoll dann aus mir werden?

Hofrath.

Sie bleiben indeß im Schloſſe ſicher verborgen.

Kaſtellanin.

Oder ſtellen mein Söhnchen vor; und der ſoll die Schlüſſel um die Ohren fühlen, der mir mein gnädiges Guſtelchen anrühren will.

Hofrath.

Wählen ſie ſchnell! Wir dürfen keine Minute verlieren.

Adalbert.

Günther! Auguſt! Wollt ihr auch folgen? wird auch keiner böſe ſeyn, wie ich auch wähle?

Beide Knaben.

Wir wollen zufrieden ſeyn!

Adalbert.

Nun denn! der Beſonnenſte von Euch muß meine ſchwierige Rolle übernehmen; der Entſchloſſenſte aber mir zur Seite bleiben, denn ich gedenke auch nicht die Hände hier in den Schoß zu legen.

Auguſt. (traurig.)

Alſo, Günther, Du?

Günther.

Bin ich's? ich danke Dir, Adalbert, und werde Dir's nie vergeſſen! Jetzt alſo bin ich

der Prinz! Nun Ihr ſollt von mir hören! und Du, Adalbert, wirſt Dich meiner nicht zu ſchämen brauchen!

Schloßhauptmann.

Komm, mein Sohn! verdiene Dir das Vertrauen Deines Prinzen und mache, daß ich ſtolz auf Dich ſeyn kann!

Kaſtellanin.

Tückſchkopf! und Du nimmſt von Deiner Mutter nicht einmal Abſchied!

Günther.

Mutter! ich dachte Du wäreſt böſe!

Kaſtellanin.

Na! geh, nur geh! und mache Deine Sachen hübſch klug! der liebe Gott ſey mit Dir!

Hofrath.

Die Rollen ſind alſo folgender Geſtalt vertheilt: Wir beide ſuchen ſcheinbar zu entfliehen. Sobald man uns aufgefangen haben wird, öffnet das Schloß unter günſtigen Bedingungen die Thore, und ſucht ſich mit Lebensmitteln abzufinden. Ihr benehmt Euch hier klug und vorſichtig, ich vertraue Euch das Leben unſeres Prinzen an, und Sie Prinz, werden in Allem Folge leiſten; in dem Trubel aber ſucht der

Kaſtellan dann heimlich fortzukommen, um den Herzog von uns Nachricht zu bringen.

Schloßhauptmann.

Das ſind aber ſchwere Aufgaben. In einem offnen ehrlichen Kampfe hätt ich beſſer Beſcheid gewußt.

Hofrath.

Aber mein Plan führt ſicherer zum Ziel, und die Verantwortlichkeit nehm ich auf mich! Laßt uns eilen! Ein glückliches Wiederſehen!

Adalbert und Auguſt.

Lebe wohl, Günther, Lebe wohl!

(Der Hofrath, Schloßhauptmann Kaſtellan und Günther ab.)

Auguſt.

Mutter, bleib nur noch einen Augenblick zurück!

Kaſtellanin.

Laß mich, ich muß meinen Günther als Prinzen ankleiden! Vielleicht ziehe ich ihm das Sterbehemde an!

(geht auch ab.)

Vierter Auftritt.

Adalbert und Auguſt.

Auguſt.

Mich haſt Du alſo nicht gewählt? ich habe

nicht für Dich den gefahrvollen Gang thun sollen, Du vertrauſt dem Günther alſo mehr, haſt ihn lieber wie mich?

Adalbert.

Gewiß nicht, mein liebſter Auguſt! Aber Du biſt nicht ruhig genug, biſt zu verwogen, Du ſollſt mir lieber hier zur Seite ſtehen; denn wer weiß, was uns hier noch begegnet.

Auguſt.

Es mag ſeyn! ich füge mich; aber Du ſollſt den verwognen Auguſt ſchon kennen lernen; mir iſt ein Gedanke durch die Seele gefahren.

Adalbert.

Welcher? verſchweige mir nichts!

Auguſt.

Wenn die Feinde den verkappten Prinzen aufgefangen haben werden, und man ihnen das Schloßthor öffnen wird, dann geht es hier auf keine Weiſe ſo leicht ab, als ſich's die alten Herren einbilden. Die verhungerten Menſchen dort draußen, werden ſich's im Schloſſe erſt hier wohl ſeyn laſſen, werden den Prinzen nebſt ſeinem Herrn Hofrath einſtweilen hier einſperren und bewachen, und vielleicht zum Zeitvertreib das Schloß ein Bischen plündern!

Adalbert.

Du kannſt wohl recht haben; und wir ſollen den Räubereien und Mißhandlungen dann ruhig zuſehen?

Auguſt.

Willſt Du Dich mit dem Schwert in den Feind ſtürzen? Gut, ich will Dir folgen! dort hängen Waffen, wähle Dir ein Schwert!

Adalbert.

Die Schwerter kann ich noch nicht regieren, ſie ſind zu ſchwer für mich.

Auguſt.

Siehſt Du wohl, alſo andre Waffen müſſen wir wählen. Dein kluger Herr Hofrath hat mich darauf gebracht. Liſt gilt gegen Gewalt, und wie Günther ein ernſtes Wageſtück ausführt, wollen wir ein recht liſtiges gegenüber ſtellen, und ſehen, welches mehr vermag; aber es gehört auch Muth, dazu und zwar ein ganz eigener Muth.

Adalbert.

Zweifelſt Du daran, daß ich ihn beſitzen werde?

Auguſt.

Nein, mein Prinz! Aber wie ward Dir heute um's Herz, als ich Dich im alten Schloſſe um-

her führte, und Dir die finſtern gewölbten Kreuzgänge, die verborgenen Pfeilertreppen, die engen Gänge in den hohlen Wänden, die heimlichen Thüren, und die finſtern Todtengewölbe mit den Gerippen zeigte?

Adalbert.

Mich überlief ein eiſiges Grauen.

Auguſt.

Siehſt Du, das iſt die Geſpenſterfurcht.

Adalbert.

Aber ich habe auch gar zu ſchauderhafte Geſchichten von dieſer Burg erzählen hören.

Auguſt.

Die Geſpenſterfurcht muß aber fort; denn ſieh', wir wollen ſelbſt den Spuck im Schloſſe ſpielen.

Adalbert.

Auguſt, was willſt Du beginnen!

Auguſt.

Du haſt mich ja ſelbſt den Unternehmendſten genannt, ich will mir dieſen Titel auch verdienen. Sieh, ich denke, jene Menſchen da draußen, die ihre Treue brachen, den Frieden verletzten, ihre Gotteshäuſer entweihen, und wie Räuber umherziehen, die können kein gutes Gewiſſen haben, und wenn ſie auch Frechheit genug

beſitzen, mancherlei Verbrechen zu begehen, ſo fehlt ihnen doch der ſtille ruhige feſte Muth, der aus einem edeln, Gott ergebenen Herzen kommt; ſie werden zwar mit tollem Jubel hier in's Schloß einziehen, werden ſich mit ihren Prinzenfang brüſten, aber mitten in der zügelloſen Luſt ſollen ihnen die Haare zu Berge ſtehen, wenn der Spuck beginnt. Mein Rector ſagt immer: „Freigeiſterei und Aberglaube ſtehen nah an einander, und der frechſte Menſch iſt oft der furchtſamſte!“ Adalbert! laß uns den Spuck im Schloſſe ſpielen, und die Empörer ſo in die Flucht jagen.

Adalbert.

Bei Gott, das iſt kein übler Einfall!

Auguſt.

Du ſollſt mich nicht umſonſt bei Dir behalten haben, ich kenne hier alle Schlupfwinkel, die Kucklöcher und die Sprach- und Horchröhren, die faſt in jedes Zimmer führen, und nur leicht jetzt mit Tapeten verkleidet ſind; die Wandſchränke, die ſich von hinten öffnen, die verfallnen Gänge, die bis in den Garten hinauslaufen, kurz alle Geheimniſſe des alten berichtigten Spuckſchloſſes; ich habe mit Günther oft ſchon zum Scherz dergleichen Unfug hier getrie-

ben, und unſern Eltern iſt es eiskalt über den Rücken gelaufen, obgleich ſie wußten wer der Spuck war.

Adalbert.

Was werden aber Eure Eltern dazu ſagen?

Auguſt.

Die Väter fürcht' ich, werden nicht viel ſagen können, ſondern mit dem Feinde genug zu thun haben, und für die Mutter ſteh' ich; die hat zwar über alles eine große Angſt, in dieſer Angſt aber auch einen unbeſiegbaren Muth, und glaube mir nur, in der allergrößten Angſt wagt ſie auch das Alleräußerſte.

Adalbert.

Dann laß uns zu Deiner Mutter eilen, wir müſſen uns mit ihr verſtändigen.

Auguſt.

Ja, komm! und ich verſpreche Dir, daß wenn die Feinde auch hierſchon ſitzen, und zechen und jubeln, ſo ſollen ſie doch bleich werden, wie die Wand, wenn die unſichtbare Wehklage mitten unter ihnen hier im Zimmer ihre furchtbare Stimme erheben wird.

(beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Daſſelbe Zimmer, wie in den beiden vorigen Acten. Es iſt Abend. Ein Tiſch ſteht in der Mitte mit Weinflaſchen und Gläſern, an demſelben ſitzt der Anführer der Feinde, nebſt ſeinem Adjutanten und mehreren Hauptleuten.)

Der Anführer.

(bebt das Glas.)

Proſt, meine Herren! das war ein koſtbarer Fang. Des Herzogs Söhnchen im Sacke, und ſeinen Wein im Magen, ſo mußte es kommen!

Adjudant.

Dies alte Neſt mag wohl lange nicht dergleichen Beſuch gehabt haben.

Erſter Hauptmann.

Und der ſchönſte Wein hat ſich gewiß längſt ſchon nach ſeiner Auferſtehung geſehnt. Solcher Leichenduft iſt nicht übel!

Anführer.

Ja, wir bringen erſt Leben und Licht überall hinein, und wer uns nicht folgen will, der verbrenne ſich an der Flamme! Habt Ihr heut wohl wieder die dumme Beſchränktheit erkannt, die an der ängſtlichen Befolgung der gewöhnlichen elenden Verhältniſſe klebt? Der einfältige

Hofrath hoffte uns mit seinem Prinzlein zu entkommen, wenn er sich in Bauerntracht steckte; und der alte schaafköpfige Schloßhauptmann glaubte, wir würden eine Capitulation halten, die wir einem Fürstendiener zugesagt. Hätten die beiden Dummköpfe freiwillig den Prinzen und das Schloß überliefert, sie könnten bei uns zu Ehrenstellen gelangt seyn, während ich sie jetzt vielleicht hängen lasse!

Adjudant.

Das beschränkte Volk hier, muß erst die Freiheit kennen lernen, die wir mit bringen. Vor ihr stürzen alle lästigen Schranken nieder; da ist der Bettler und der Fürst sich gleich; denn alle sind reich; da ist das Deine, auch das Meine; da zerfällt der Schimmer in Trümmer; da heißt es: heut' versprochen und morgen gebrochen! und ein jeder ist selbst sein Gesetzgeber, sein Richter und sein König! — Das ist die wahre Freiheit!

(Alle lachen und stoßen die Gläser an.)

Anführer.

Aber in diesem finstern Lande lebt sie noch nicht, da sind noch alle verblendet. Wir glaubten offne Arme zu finden, aber Niemand hat uns willkommen geheißen, alle betrachten uns

wie Feinde, jeder führt nur seinen Herzog im Munde, und will Gut und Blut für ihn lassen.

Erster Hauptmann.

Und sie machen Ernst aus der Sache, und schlagen, wie bekannt, tüchtig darauf los. Wir haben gegen die bloßen Schützengülden der kleinen Städte und gegen die Sensen und Dreschflegel der Dörfer, die sehr grob sind, schon viel Mannschaften verloren.

Anführer.

Nur ruhig, es soll schon anders werden, wir wollen für eine solche Behandlung einstweilen hier Rache nehmen.

Adjudant.

Ja! erst muß die hochberühmte Treue und der sogenannte Bürgerfrieden in den Staub getreten werden, ehe unsere Freiheit aufkeimen kann.

Anführer.

Es soll geschehen! Aber, meine Freunde, die Flaschen sind leer; wo bleibt die alte Hexe mit den neuen? Hauptmann, hilf ihr ein wenig auf die Beine, und schaff' mir zugleich den alten Schloßhauptmann zur Stelle, er soll uns die Beutel füllen.

(der dritte Hauptmann geht ab)

haben nur gemeinsames Eigenthum, wir theilen alles redlich.

(heimlich zum vierten Hauptmann.)

Bruder, eile hinaus, und laß mit sichern Leuten den kostbaren Weinkeller besetzen, sonst trinken unsere Bestien uns den ganzen Wein aus.

(laut zum Hauptmann.)

Hauptmann, nicht allein das Gefängniß des Prinzen, sondern auch die übrigen gewölbten Gemächer in der Nähe sollen der Sicherheit wegen scharf besetzt werden.

Vierter Hauptmann.

Verlaß Dich auf mich, General!

(ab.)

(Die Kastellanin setzt die neuen Weinflaschen auf.)

Anführer.

(zur zweiten Ordonnanz.)

Nun, Kammerad, was bringst Du?

Zweite Ordonnanz.

Der Offizier, der das Schloß von der Parkseite besetzt hält, läßt melden, daß sich dort wunderbare Sachen zutragen, die die Mannschaften unruhig machen.

Anführer.

Was giebt es, naht sich der Feind?

Zweite Ordonnanz.

Ach, nein! es iſt faſt noch ſchlimmer. An verſchiedenen Stellen außer dem Schloſſe läßt ſich ein Wimmern und Klagen hören, und wenn unſere Leute nachſuchen, ſo fährt zwiſchen ihnen ein gräßlicher Weheruf hindurch, der Mark und Bein erſchüttert, und doch begreift Niemand woher er kommt.

Kaſtellanin.

Ach! das iſt die Wehklage! nun ſteh' uns der gerechte Himmel bei! das iſt die gräßliche Wehklage.

Anführer.

Was hör' ich? Ihr abergläubiſches Volk, glaubt an Spuckerei? Ziemt ſich ſo etwas für freie Männer?

Zweiter Hauptmann.

Ich wohnte ſonſt hier nicht weit von der Gränze, und habe allerdings viel von den Geſchichten gehört, die ſich hier auf dem alten Schloſſe zugetragen haben ſollen. Damals traute man ſich ſo allein nicht hier her, denn es war einem doch etwas gräulich zu Muthe, — aber jetzt — jetzt —

Anführer.

Ja wohl, jetzt, und ſeit Du zum Hauptmann

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, zwei Ordonnanzen treten ein.

Anführer.

Was bringt Ihr, Kammeraden?

Erſte Ordonnanz.

Ich melde, daß der gefangene Prinz mit ſeinem Hofmeiſter im Burgverließ ſicher untergebracht iſt.

Anführer.

Sie ſollen gebunden werden, wie es ſich für Leute in Bauerntracht geziemt!

(alle lachen laut.)

Der Burſche benahm ſich ſo hochmüthig gegen uns, daß man unter dem Bauernkittel gleich den Prinzen erkannte, wir wollen ihn aber zur Strafe als Bauer behandeln.

Erſte Ordonnanz.

Es haben ſich im tiefſten Grunde des Schloſſes ſehr feſte Gewölbe vorgefunden, die früher jedenfalls als Gefängniſſe gebraucht worden ſind.

Anführer.

Wir wollen ſie ſchon wieder mit Bewohnern füllen, denn dieſes alte Schloß ſoll unſer Hauptquartier bleiben, bis wir ſiegreiche Nachricht

von unſerm Heere bei Thalſtadt erhalten haben werden, und dann weiter vordringen können. Geh', mein Sohn, die Gefangenen ſollen gebunden und ſcharf bewacht werden!

(erſte Ordonnanz geht ab, zweite Ordonnanz will auch zur Meldung vortreten.)

Anführer.

Geduld, Kammerad! dort kommt erſt eine andere Meldung, die der Deinigen noch vorgeht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Kaſtellanin mit einem Flaſchenkorbe.

Anführer.

Herbei! herbei! alter Kellerwurm! wie lange läßt Du uns auf Dich warten?

Kaſtellanin.

Ach, meine werthen Herren! ich komme nun ſchon zum fünften Male aus dem Keller, aber Ihre lieben Leute haben mir meine Flaſchen jedesmal unterwegs abgenommen, ehe ich ſie hierher bringen konnte. Wenn das ſo fort geht, dann wird der Keller bald leer werden.

Anführer.

Das iſt einmal unter uns nicht anders; wir

avancirt biſt, da denkſt Du ganz anders! nicht wahr? — Denn jetzt biſt Du frei; jetzt denkſt Du frei; jetzt glaubſt Du gar nichts, gar nichts mehr, und ſiehſt Du, Freund, wer gar nichts glaubt, der fürchtet auch gar nichts.

(alle lachen.)

Zweiter Hauptmann.

Natürlicher Weiſe.

Adjudant.

Nur ſtrenge Maaßregeln gegen ſolche Poſſen, dann kann man drüber lachen!

Anführer. (zur Ordonnanz.)

Geh alſo zurück, mein Sohn! und ſage: Ich ließe befehlen, es ſolle ſich Niemand mehr fürchten, und wer da wehe ruft, ſolle erſchoſſen werden. Marſch!

(zweite Ordonnanz ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der dritte Hauptmann, hinter ihm, von der Wache geführt, der Schloßhauptmann,

Anführer.

Warſt Du bisher der Schloßhauptmann allhier? —

Schloßhauptmann.

Der bin ich noch! denn das Vertrauen meines Herzogs hat mich mit dieſem Poſten beehrt, und nur mein Herr kann mir ihn wieder nehmen.

Anführer.

Dein Herzog gilt hier gar nichts mehr; denn wo wir erſcheinen, hört alles andere auf! das merke Dir, alter Eiſenfreſſer! Du biſt jetzt in meiner Gewalt, und es kommt nur darauf an, ob ich Dich als einen freien Menſchen, oder als einen Knecht betrachten ſoll?

Schloßhauptmann.

Als einen freien Mann; denn ich bin nicht Euer Gefangener. Ich habe Euch das Schloß unter friedlichen Bedingungen geöffnet, Ihr aber habt Euer Wort gebrochen, habt uns hinterliſtig übermannt und hauſt nun hier wie die Räuber! Erſt haltet Wort, laßt mich wieder frei, dann will ich Euch Rede ſtehen, wie Männern.

Anführer.

Ho! Ho! alter Vogel! nimm den Mund nicht ſo voll, ſonſt laß ich Dir die Federn ausrupfen. Noch einmal ſtelle ich es in Deine Wahl: tritt zu uns über, wirf Deine alten

Feſſeln ab, ſey frei, wie wir, und öffne uns im Guten die verborgenen Kiſten und Kaſten dieſes Schloſſes. Willigſt Du ein, dann ſollſt Du auch Theil an der Beute haben, wo nicht, ſo laß ich das Schloß plündern und Dich hängen! Verſtehſt Du mich? —

Schloßhauptmann.

Das iſt allerdings verſtändlich geſprochen. Aber ehe ich mich entſchließe, müßt Ihr mir doch erſt ſagen, weshalb Ihr Euch denn eigentlich ſo gräulich gegen Euren rechtmäßigen Landesherrn empört habt? War er denn nicht der redliche Mann und der brave fromme Fürſt, für den ihn alle Nachbarſtaaten halten? Blüthe unter ſeiner Regierung nicht Handel und Gewerbe in Eurem Lande? Wehten in Euren friedlichen Strömen nicht bisher die Flaggen aller Nationen, und brachten euch die Erzeugniſſe aller Welttheile? Hörte er denn nicht gern auf die Stimme ſeines Volkes, wenn es vertrauend ſich zu ihm wendete? Und hielt er nicht feſt auf die Geſetze des Landes, die er mit Euch erſt berathen hatte? — Wir haben viel Gutes von ihm gehört.

Anführer.

Kann alles ſeyn! allein hierauf kommt es

jetzt nicht an; wir wollen dieſen Fürſten nicht, wir brauchen gar keinen Fürſten und keine Geſetze mehr; ſie ſind uns läſtig, drum werfen wir ſie ab, wir ſind uns ſelbſt genug und wollen frei ſeyn.

Schloßhauptmann.

Wer aber ſchützt denn jetzt bei Euch den einen vor der Wuth des andern? wer beſorgt und leitet denn jetzt das Ganze? wer hält denn jetzt auf Ordnung? wer übt denn jetzt Recht und Gerechtigkeit?

Anführer.

Das wird ſich ſchon von ſelbſt finden, für jetzt ſorgt jeder für ſich ſelbſt, denn er iſt frei; für jetzt können wir reden und thun, was wir wollen, denn wir ſind frei; was der freie Mann thut, iſt allemal recht, und wer nicht denkt, wie er, den ſchlägt er todt und nimmt ihm ſeine Habe!

Schloßhauptmann.

O du armes unglückliches Land, das dieſe Freigeſinnten bewohnen! Sie werden dich bald zu einer Wüſte machen; was der Fleiß erbaut, was die Ordnung gegründet hatte, werden ſie zertreten, und wenn nun alle Banden zerriſſen ſind, wenn ſie ſich endlich in ſich ſelbſt verfolgt

und unglücklich gemacht haben, und wenn ſie ohne Rath und verlaſſen da ſtehen, denn werden ſie wieder eines Fürſten bedürfen, ſie werden ihren bisherigen vermiſſen, werden einen neuen ſich ſuchen, aber ſie werden keinen mehr finden!

Anführer.

Schweig, alter Wahrſager! Ihr werdet Euch zeitig genug zu uns bekehren.

Schloßhauptmann.

Nein! Nimmermehr! Ueber unſer glückliches Land gewinnt Ihr keine Gewalt, Ihr Empörer! denn gleich dem Vater in ſeinem Hauſe, ſteht unſer Herzog in ſeinem Lande da; Allen ein Vorbild als Vater, als Menſch und als Fürſt. Er waltet mit Liebe und Sorge, mit Milde und Strenge über ſeine Kinder, er hört ihre Stimme zur rechten Zeit, und hält mit ihnen ſeinen großen Familienrath. Er ordnet nur an, was uns beſſer und glücklicher macht, und wir danken ihm, wenn wir beſſer und glücklicher ſind; er befiehlt nur, was gut und recht iſt, und wir wollen auch nur das Gute und das Rechte; drum ſind wir frei, viel freier wie Ihr, und auch viel ſicherer; denn wie der hohe Prieſter in alter Zeit an der Bundeslade ſtand und

die heiligen Geſetzestafeln ſchützte, ſo ſteht unſer Herzog vor den Geſetzen ſeines Landes und hält ſie heilig und verwaltet ſie im Namen deſſen, der ihm die Krone aufs Haupt geſetzt hat! Und wenn von außen Gefahr droht, und er zum Kampf für Vaterland ruft, dann wird ſein Volk auch kräftig da ſtehen, und wird Euch Alle zertrümmern!

Anführer.

Genug, alter Rabe! erkläre Dich kurz ob Du uns die Schätze, die das Schloß enthält, als ein Löſegeld verrathen, oder morgen mit ſammt Deinem Prinzen hängen willſt!

Schloßhauptmann.

Ich kenne das Wort verrathen nicht!

Anführer.

Werft ihn gebunden ins Gefängniß, und wenn er ſich bis morgen nicht beſonnen hat, ſollen alle hängen! Führt ihn ab!

(Indem der Schloßhauptmann von der Wache abgeführt wird; hört man ein lautes Wehrufen im Zimmer.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Schloßhauptmann und die Wache.

Anführer.

Wer ruft hier: wehe! Meine Herren, ich verbitte mir jetzt einen solchen Spaß....

Erster Hauptmann.

Niemand von uns hat die Lippen bewegt.

Kastellanin.

Ach! das war eben die Wehklage! die gräßliche Wehklage!

Anführer.

Was soll das heißen? erkläre Dich näher, alte Wehklage!

Kastellanin.

Ach, meine Herren! wenn Sie wüßten, was ich hier auszustehen habe! Die alten Männer hier sind dran gewöhnt, aber unsereins hat schwache Nerven. Wenn sich im Schlosse etwas Wichtiges ereignen soll, denn geht es hier furchtbar um; die Wehklage heult durch das ganze Schloß, man sieht sie an den vermauerten Gitterfenstern als eine bleiche Frau stehen, und sich die Haare ausraufen, und die Thüren fliegen aus Schloß und Angel, und die Todten gehen aus und ein,

und Blitze fahren durch die finstern Kreuzgänge, und die alten Bilder schneiden hier Gesichter, und der Teufel lacht, daß das Schloß zittert. Es ist schon mancher hier wahnsinnig geworden, und gräßlich umgekommen.

Zweiter Hauptmann.

Das klingt ja gräulich. Habt Ihr wirklich dergleichen gesehen?

Kastellanin.

Ach! freilich, freilich! Ich danke Gott, daß Sie, meine werthen Herren, gekommen sind, denn man ist hier ganz verlassen, und bei so tapfern Herren braucht man sich doch nicht mehr zu fürchten.

Anführer.

Dummes Zeug! Sey außer Sorgen Alte! und erfülle Deine Pflicht! — Schenke die Gläser voll, wir wollen uns indeß die Zeit vertreiben, und ehe wir schlafen gehn, den Saal für uns einrichten! Vor allen Dingen müssen die alten Gesichter dort von der Wand herunter, wir leiden auch die gewählten Fürsten nicht in unsrer Nähe, und werfen sie ins Feuer. Reißt die Bilder ab, meine Freunde!

Alle rufen.

Ja! Hinunter mit den Bildern!

(Die Hauptleute ſpringen auf und gehen nach den Gemälden. Es ruft aber wieder „wehe! wehe!“ ſie fahren zurück.)

Anführer.

Das iſt zu arg! ſeyd keine Memmen! greift zu!

Adjutant.

Laßt mich der Sache ein Ende machen!

(er ſteigt auf einen Stuhl, um das Bild des regierenden Herzogs abzunehmen; ein ſtarker Blitz fährt ihm ins Geſicht, ſo daß er mit dem Stuhle umſchlägt. Ein gräßliches Hohngelächter erſchallt. Alle Beben zurück. die Kaſtellanin ſinkt laut aufſchreiend auf die Knie, und verhüllt das Geſicht.)

Kaſtellanin.

Ach! wie die alten Bilder dort lachen und Geſichter ſchneiden! Haben Sie es nicht geſehen meine Herren? Das nimmt kein gutes Ende!

Adjudant.

General! hier iſt's wahrlich nicht richtig! ich wollte wir wären fort.

Anführer.

Laßt denn meinetwegen die alten Bilder! Seht Euch nicht mehr nach ihnen um, und trinkt lieber Wein. Alte ſchaffe mehr Lichter herbei, wir wollen die Nacht zum Tage machen; trinkt nur tüchtig Brüder! trinkt!

(Indem er trinken will, zerſplittert ihm das Glas vorm Munde.)

Anführer.

(fährt erſchrocken zurück.)

Alle Teufel! das wird arg!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen, der vierte Hauptmann.

Vierter Hauptmann.

Fort! General! Fort! Der Spuck macht uns wahnſinnig und alle Deine Leute laufen davon!

(Man hört ein ſchallendes Hohngelächter.)

General.

Wer lacht hier?

Vierter Hauptmann.

Ja frage nur! Du wirſt ſchon Antwort bekommen! Durch das ganze Schloß zieht es mit Lärmen und Toben; Blitze fahren durch die Finſterniß, und gräßliche Stimmen laſſen ſich vernehmen; die feſt verſchloſſne Thüre des Burgverließes ſprang krachend auf, kein Prinz war mehr darin zu finden.

Anführer.

Kein Prinz mehr?

Vierter Hauptmann.

Nein! Ein altes Gerippe ſaß in einer Ecke und hielt ein Stümpfchen Licht in der Knochenhand, und eine Stimme rief: „Kommt mit! ich leuchte Euch zu Grabe!“ und von Ferne fing eine unſichtbare Trommel an gräßlich zu wirbeln, und den Generalmarſch zu ſchlagen, als ob die Todten kämen! da ſind alle Deine

Leute vor Entſetzen davon gelaufen, und ich komme und beſchwöre Dich: fort! fort! von hier! wir ſind ſonſt des Todes! Fort!

Anführer.

Menſch, faſſe Dich doch!

Vierter Hauptmann.

Nein! nein! das Gerippe kommt hinter mir her und leuchtet mir zum Grabe!

Adjudant.

Horch, was iſt das für ein Trommeln!

Zweiter Hauptmann.

Es iſt der Spuck! es iſt der Spuck! er ſchlägt den Generalmarſch, und nun werden alle Geiſter losgelaſſen auf uns zu ſtürzen!

Vierter Hauptmann.

Und das Gerippe wird kommen.

(Das Trommeln kommt immer näher, es geſchieht ein ſtarker Knall, eines von den alten Bildern ſtürzt von der Wand herab, und an ſeiner Stelle grinſt ein Todtenkopf aus der Wand hervor. Die Kaſtellanin ſtürzt ſchreiend zur Erde.)

Alle. (ſchreiend.)

Fort! Fort!

Anführer.

Ja, fort! fort! gebt das Zeichen zum Aufbruch! Laßt alles im Stich! Rettet das Leben und die Sinne! fort! fort!

(Alle ſtürzen ab.)

Siebenter Auftritt.

(Die Kaſtellanin bleibt noch eine Zeit lang auf der Erde liegen, richtet ſich endlich vorſichtig und langſam wieder auf und als ſie ſieht, daß ſie allein im Zimmer iſt, fängt ſie laut an zu lachen)

Kaſtellanin.

Etſch! aus! Ihr hochfahrigen Großmäuler! Seht ihr wohl? das war Euch geſund.

(ſie tritt ans Fenſter und öffnet es.)

Wahrlich, da riſſen ſie aus, wie die Eulen in der Dämmerung. Aber der Spuck trieb auch hier eine Heidenwirthſchaft. Horch, die Trommel tönt noch und aus den alten Schießſcharten blitzt es immer noch hinterher! Die Jungen ſind wahrlich des leibhaftigen Geiers! Aber ich habe ſie ſo erzogen! Nun glückliche Reiſe, tauſendmal glückliche Reiſe, ihr Himmel ſchreienden Völker! Wo habt Ihr denn nun Euren Prinzen? Wo iſt denn mein Silberzeug? Ha! ha! Gott ſey dank! jetzt kracht das Schloßthor hinter ihnen zu! Der Thorwächter ſchließt die Riegel! Die Gefahr iſt vorüber! Glückliche Reiſe.

(ſie geht und klopft an die Wand und ruft:)

Prinzchen! mein gnädiges, allerliebſtes Prinzchen! und ihr meine prachtvollen, meſchanten, gottloſen Jungen! kommt doch! kommt heraus!

daß ich Euch nur einmal wieder ſehe, die Gefahr iſt vorüber, wir leben Alle noch!

Achter Auftritt.

(Eine Tapetenthür öffnet ſich, Adalbert, Günther und Auguſt ſpringen heraus.)

Auguſt.

Victoria! Mutter! der Feind iſt geſchlagen! und der Prinz iſt gerettet!

Adalbert.

Meine lieben Freunde, wie ſoll ich Euch danken?

Günther.

Ei, Du haſt bei der tollen Wirthſchaft ja ſelbſt mit geholfen.

Auguſt.

Und, Mutter, wie haben wir den Spuck geſpielt? War unſere Wehklage nicht gut? flog mein Blitz von Caloſonium dem frechen Menſchen, der das Bild hier abreiſſen wollte, nicht gerade in's Geſicht?

Kaſtellanin.

Ach, er ſtürzte ja um, wie ein alter Klotz, der vom Blitz getroffen wird!

Adalbert.

(zu Günther.)

Und als wir Dich und den Hofrath durch die verborgene Thüre aus dem Burgverließ nur erſt befreit hatten, war das Todtengerippe da nicht recht gräulich in die Ecke geſetzt mit ſeinem Lichtchen in der Hand?

Kaſtellanin.

Zeige einmal Deine Patſchchen her, mein Güntherchen. Lieber Gott! Man ſieht die Streifen wahrhaftig noch von den Stricken, womit die Unmenſchen das Kind gebunden haben!

Günther.

Das ſchadet nichts, ſie ſind dafür tüchtig abgeführt worden.

Auguſt.

Und wie ſchoß ich dem Herrn General mit dem Blaſerohr aus dem verborgnen Tapetenſchrank dort das Glas vor der Naſe entzwei!

Kaſtellanin.

O! Ihr gottloſen Kinder! Nun ich habe ja auch nicht ſchlecht geſchrieen und mich gebehrdet!

Auguſt.

Du haſt uns prächtig beigeſtanden, Mutterchen.

Günther.

Und als ich nur erſt wieder frei war, da klang mein Wirbel auf der alten Kindertrommel durch die verborgenen Gänge in den hohlen Mauern auch nicht ganz übel.

Auguſt.

Und, wie gefällt Euch mein Todtenkopf dort?

Adalbert.

Und wie waren meine letzten Blitze aus den Schießſcharten?

Kaſtellanin.

Ich bitte Euch um alles in der Welt, hört auf! hört auf! ich habe mich ſelbſt vor Euch gefürchtet, und es läuft mir ſchon wieder eiskalt über den Rücken!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, der Hofrath Preis, der Schloßhauptmann.

Schloßhauptmann.

Sind die Räuber wirklich fort?

Hofrath.

Sind wir wirklich gerettet?

Günther.

Ja, Vater, die muthigen Herren ſind auf und davon gelaufen, und der verkleidete Prinz iſt wieder Dein Sohn.

Adalbert.

Hier ſtehen unſere Retter!

Hofrath.

Ich habe keine Worte für eine ſolche Treue und einen ſolchen Muth! der Herzog ſelbſt wird danken und lohnen!

Schloßhauptmann.

Kein Wort von Dank! Aber Ihr ſeyd tüchtige Jungen, ich bin mit Euch zufrieden.

Kaſtellanin.

Papachen! wer hat ſie denn eigentlich ſo erzogen? — Sie doch etwa nicht?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, der Kaſtellan, von Sproßberg, Adjudant des Herzogs.

von Sproßberg.

Welch ein glückliches Ereigniß hat hier gewaltet? Was uns der Herr Kaſtellan hinter-

brachte, ließ das Aeußerſte für Sie, mein Prinz, befürchten, und jetzt finde ich ſie alle hier, gerettet, und den Feind in der größten Flucht begriffen.

Kaſtellanin. (zum Kaſtellan.)

Vater, Du wirſt mit uns zufrieden ſeyn! — Aber ich zittre noch!

Kaſtellan.

Biſt mein altes gutes Weib! aber ruhig Mutter!

Hofrath.

Willkommen, Herr Adjudant! Was hier vorgefallen, werd' ich ſeiner Hoheit ſelbſt berichten; aber ſo viel kann ich Sie im Voraus verſichern, daß der Prinz ſeine Rettung allein dieſen treuen Menſchen zu verdanken hat.

von Sproßberg.

So iſt denn auch vom Vaterherzen die Sorge gehoben, denn während der Herzog bemüht war, die Haufen der fremden Empörer bei Thalſtadt über die Grenze zurück zu jagen, ſendete er mich auf die erhaltene Nachricht hieher, um unſern geliebten Prinzen aus den Händen der Feinde zu retten, und ihnen jedes Opfer dafür zu bewilligen — — jetzt aber —

Adalbert.

Jetzt finden ſie mich frei, und meine Rettung durch ſchönere Opfer erkauft.

Hofrath.

Laſſen Sie uns zu ſeiner Hoheit eilen, daß ich ihm ſeine treueſten Unterthanen nennen möge.

Schloßhauptmann.

Nicht die treuſten! es iſt, ſo Gott will, keiner, der ſeinem Herrn weniger treu wäre, als wir!

Adalbert.

Und ich will vor dem Vater erſcheinen, meine jungen Freunde hier an der Hand, und will ihm ſagen: „Sieh, Vater, die mit mir aufwachſen, denken auch wie ihre Väter, die um Dich ſtehen! Gott ſchenke mir einſt Deinen Sinn!

Kaſtellan.

Was hör' ich! Trompeten am Thore!

Schloßhauptmann.

(öffnet ſchnell das Fenſter.)

Ich ſehe Fackelglanz, das Thor wird geöffnet.

von Sproßberg.

Der Herzog mit den Seinigen.

Schloßhauptmann.

Hinunter! dem Herrn entgegen!

Hofrath.

Seliger Augenblick eines ſolchen Wiederſehens!

Kaſtellanin.

Geſchwind, mein Silberzeug aus der Gruft!

Adalbert.

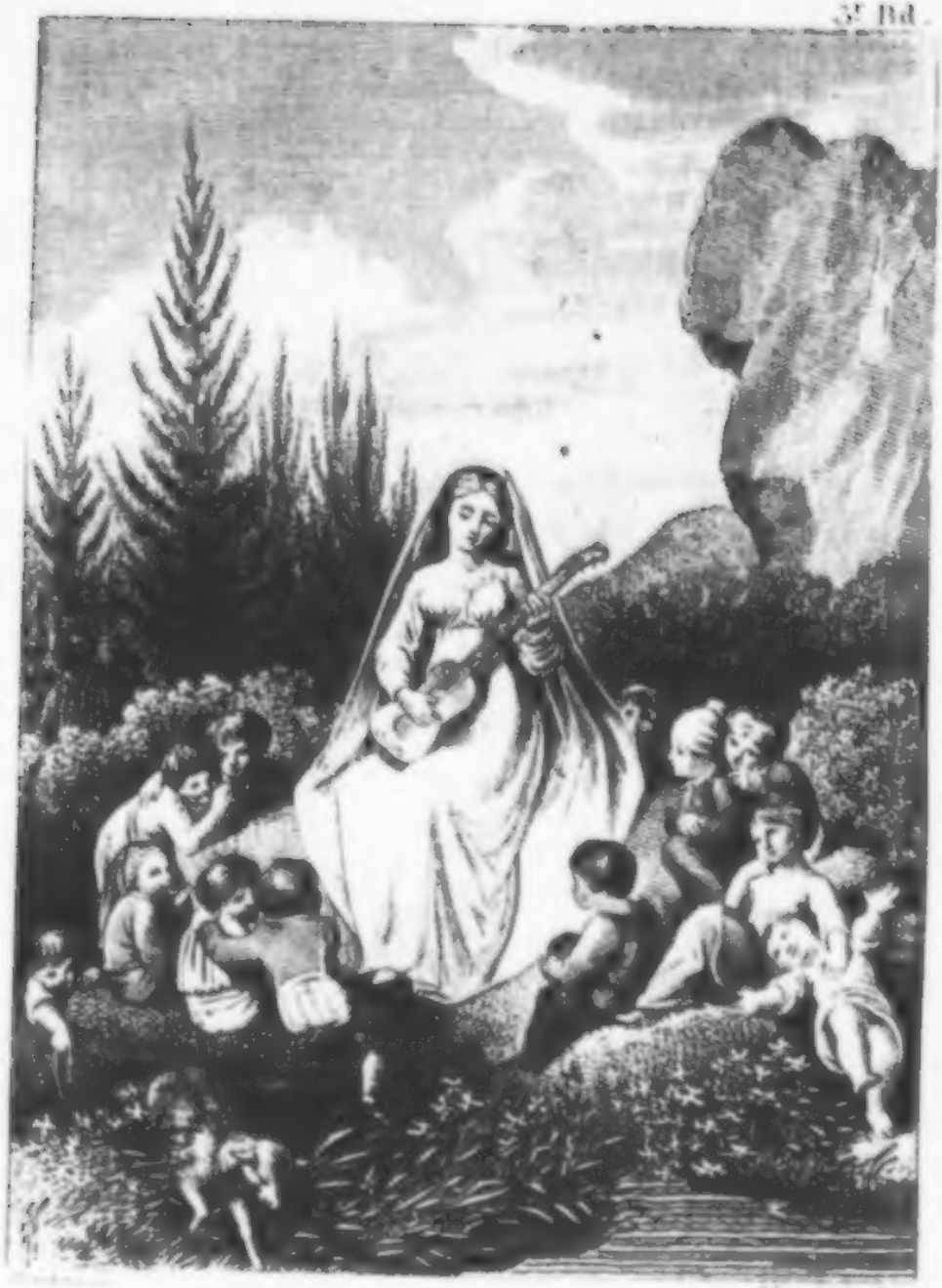
Kommt, meine Freunde! der Spuck iſt gebannt, und gute Geiſter ziehen dafür ein!

(Der Vorhang fällt.)

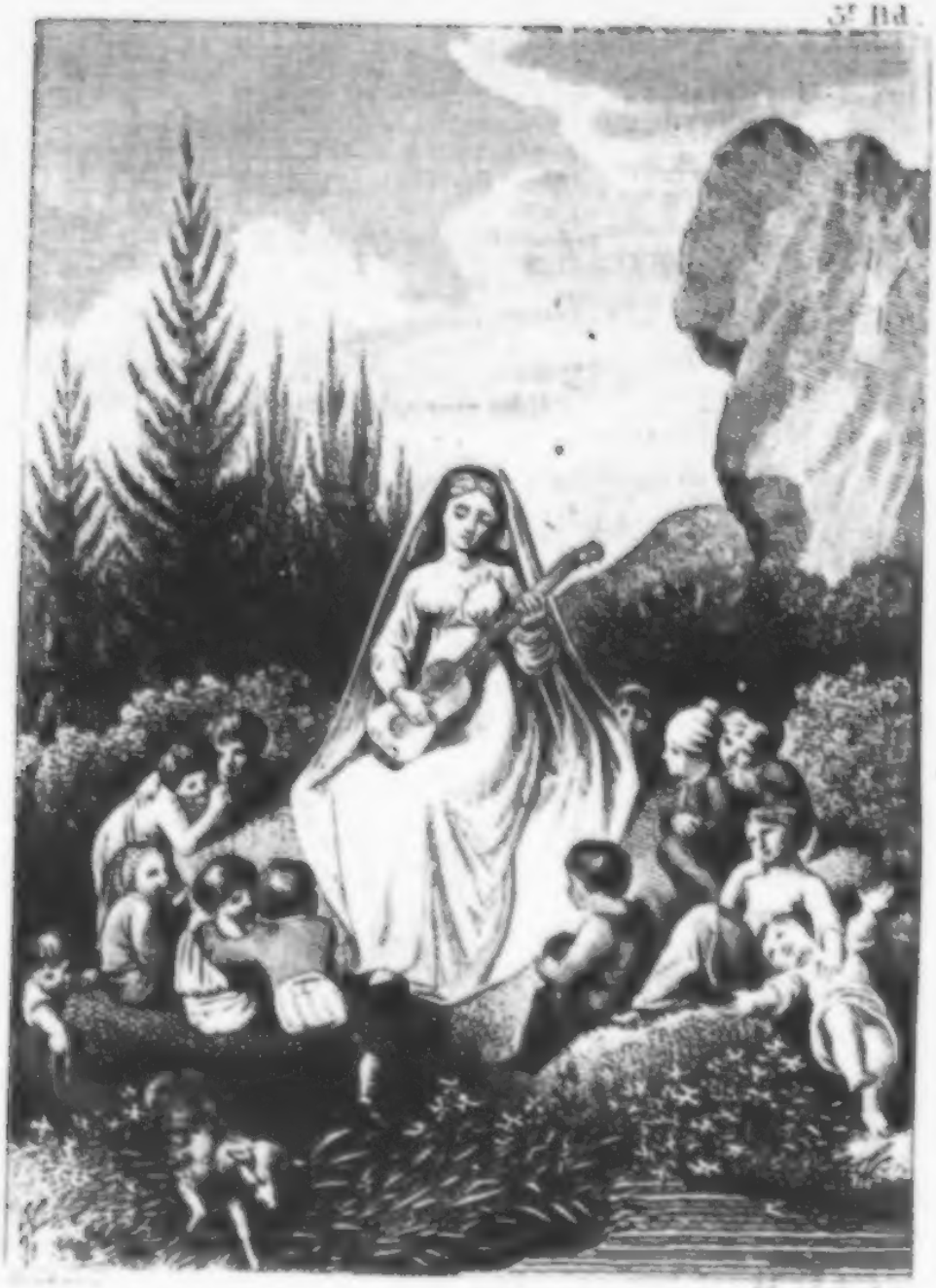
Die Unvermählte.

Eine Fortsetzung der Erzählung gleiches Namens,
im ersten Bändchen der Bilder für die Jugend.

3r Bd.



Die Unvermählte



Die Unvermählte.

Die Unvermahlte

Vor zwei Jahren erzählte ich Euch, meine lieben Leser, im ersten Theile dieses Büchleins, von der Unvermählten, die wir damals unter dem Namen: „Muhme Gertrud“ kennen lernten. Ihr werdet Euch gewiß noch erinnern, wie dieses seltene weibliche Wesen den Hauptmann von Brachheim, der seine beiden Töchter so überaus gern verheirathet zu sehen wünschte, überzeugte, daß auch ein unverheirathetes Mädchen sich einen gar erfreulichen Wirkungskreis verschaffen könne, und daß die Bestimmung des Weibes nicht blos darin zu suchen sey, daß sie heirathe, um in eine selbstständige Lage zu kommen und eine Hausfrau zu werden, sondern daß oft ein viel schönerer Beruf dadurch erreicht werden könne, wenn ein Mädchen, das keine erwünschte Gelegenheit sich zu vermählen gefunden, und deshalb lieber unvermählt geblieben, mit dem Reichthum ihres Herzens und Geistes dort eintrete, wo irgend eine Lücke in einer Familie auszufüllen sey, und wenn sie

hier ſich die Verpflichtungen ſelbſt und freiwillig auflege, zu deren Erfüllung ſich viele nur wegen der einmal eingegangenen Verbindungen gezwungen glauben.

Der Hauptmann von Brachheim war, wie Ihr wißt, durch die Muhme Gertrud getröſtet, und über die Zukunft ſeiner beiden Töchter beruhigt worden; und unſere kleine Erzählung ſchloß mit der Nachricht, daß die jüngere Schweſter, Emilie, ſich glücklich verheirathet hatte, während die ältere, Louiſe, unvermählt geblieben war.

Wie Ihr mit mir in die ſtille friedliche Wohnung der Muhme Gertrud gern getreten ſeyd, wo Euch der milde Geiſt des innern Friedens anwehte, ſo werdet Ihr jetzt gewiß auch eben ſo gern an meiner Hand die ſanfte Louiſe beſuchen, um ſelbſt zu prüfen, ob es ihr wohl gelungen ſey, die Stelle der Muhme Gertrud zu erſetzen. —

Ich habe Euch geſagt, daß Louiſe unvermählt blieb. Dies geſchah aber nicht etwa aus bloßem Zufall, oder weil vielleicht kein Mann ihre Hand begehrt hätte; o nein! — es fanden ſich mehrere Bewerber; denn das Mädchen war zwar unbemittelt, aber doch ſehr liebenswürdig

und ſorgſam erzogen. Allein ſie hatte zu keinem der Männer ein Herz, die um ſie warben, und der Vater, wie gern er auch ſeine Tochter verheirathet geſehen hätte, ließ ihr doch hier ſelbſt eine ganz freie Wahl; denn er pflegte zu ſagen:

„Ich theile die heirathsluſtigen Bewerber in drei Klaſſen, und zwar erſtens, in ſolche Männer, gegen die der Vater durchaus nichts einzuwenden findet, und deren Denkungsweiſe, Perſönlichkeit und Verhältniſſe ſo beſchaffen ſind, daß er ihnen ſein Kind unbedingt und gern anvertrauen mag. Dieſe machen die erſte Klaſſe aus.

Zur zweiten Klaſſe gehören ſolche Männer, die gerade das Gegentheil von den erſten ſind, und mit denen, nach der innigen Ueberzeugung des Vaters, die Tochter höchſt unglücklich ſeyn würde. Mit dieſen beiden Klaſſen, meinte der Hauptmann, wird dem Vater die Unterhandlung eben nicht ſchwer: denn einem Manne aus der erſten Klaſſe, aus Prima, öffnet er froh die Arme und ſagt ihm: „Sey mir willkommen, Herzensjunge! Dir vertraue ich ganz, Dir will ich mein geliebtes Kind an's Herz legen, Du wirſt es noch mehr lieben und höher achten, als

ich. Das Mädchen wäre ja ein Narre, wenn ſie Dich nicht nehmen wollte; denn ſelbſt bei den Sorgen des Lebens, und wenn Ihr Euch auch ſpärlich durchhelfen müßt, werdet Ihr doch glücklich ſeyn. Gehe nur hin zu meiner Tochter, ich weiß ſchon, daß ſie Dir gewogen iſt, öffne ihr Dein Herz und ſage, daß Du mit dem Vater ſchon geſprochen haſt!“

Mit der zweiten Klaſſe hingegen, mit den Secundanern, wird ein kurzes Federleſen gemacht; es wird: „Kehrt!“ kommandirt, und wenn das Mädchen ſelbſt auch verblendet genug wäre, einen ſolchen ganz unpaſſenden Bewerber nicht abweiſen zu wollen, ſo muß der Vater, dem das Schickſal ſeines Kindes und die Sorge dafür von Gott anvertraut worden iſt, doch hier eingreifen und ſagen: „Ich habe es in meinem Innern treu und heilig erwogen, und darf es nicht zugeben, denn dieſer Mann würde Dich, mein Kind, unglücklich machen; alſo: Marſch!“ —

Die dritte Klaſſe aber, die Tertia, iſt am Schwierigſten zu behandeln, denn ſie iſt ein Gemiſch der beiden frühern, und beſteht aus ſolchen Bewerbern, die dem Vater eben nicht ſonderlich gefallen, mit denen er ſeiner Seits auf

keine Weiſe zuſammen leben, und ihnen deshalb gern zurufen möchte: „Freund, thu mir den Gefallen, und wirb nicht um meine Tochter, ſondern bleib uns lieber vom Halſe!“ Aber das iſt denn doch nur immer die Anſicht und das Gefühl des Vaters, und da gegen die dritte Klaſſe, außer einer gewiſſen Unausſtehlichkeit, oder außer einigem Bedenken gegen Perſönlichkeit, Lebensweiſe und Verhältniſſe, nicht eben gerade etwas Erhebliches einzuwenden iſt, ſo muß der Vater hier der Tochter jedenfalls die Wahl anheim ſtellen: denn der Geſchmack iſt verſchieden, und es könnte ja doch ſeyn, daß die Tochter das weniger mißfiele, was dem Vater höchſt widrig ſcheint, oder daß ſie ſich wegen anderer guten Eigenſchaften an dieſe Unausſtehlichkeit gewöhnen, und es doch mit dem Manne und ſeinen Verhältniſſen zu verſuchen gedächte. Bei einem ſolchen Burſchen aus der dritten Klaſſe wird es dann freilich oft geſchehen, daß der Vater, ſich ſagen muß: „Ich gebe hier meiner Tochter einen Mann, den ſie zwar ſelbſt gewählt hat, den ich aber an ihrer Stelle nicht genommen haben würde! Gott gebe es gnädig!“

Dies waren die Anſichten des Hauptmanns,

er paßte ihnen ſtets alle jungen unverheiratheten Männer an, und wie er die Freude hatte, ſeiner Emilie einen Mann aus der erſten Klaſſe zuzuführen, ſo mußte er Louiſen die Wahl nur immer ſelbſt überlaſſen, weil ſeiner Meinung nach, nur lauter Tertianer um ihre Hand warben. — Louiſe theilte die Anſichten ihres Vaters, ihr Herz fühlte ſich zu keinem der Bewerber hingezogen, und da ſie das Bild mancher kalten liebloſen Ehe mit dem ſchönen Verhältniß einer Unvermählten verglich, wie es ihr Gertrudens Leben gezeigt hatte, ſo zog ſie den letzten Stand vor, und lehnte alle jene Bewerbungen ab. Sie blieb bei ihren Eltern, ſie pflegte ſie bei ihrem zunehmenden Alter, ſie war ſelbſt in ihren reiferen Jahren noch immer das ſanfte demüthige Kind, und ſo blieb denn das ſchöne Verhältniß unverändert ſtehen, bis Louiſe beiden Eltern die Augen zugedrückt hatte. Jetzt war ſie von aller Welt unabhängig, die Schweſter wohnte mit ihrem Gatten in einem entfernten Landestheile, und bedurfte ſelbſt der ſchweſterlichen Hülfe nicht; Louiſe gab daher den dringenden Bitten ihrer ältern Freundinn Gertrud Gehör, und zog zu ihr nach dem ſchönen Dörfchen Thalav. Welch ein Ge-

fühl ergriff ſie, als ſie nach vielen Jahren, jetzt wieder in die friedliche Wohnung eintrat, wo ſie einſt an der Seite ihrer Eltern geſtanden hatte! Damals war ihr das Herz von ſeeligen Hoffnungen erfüllt geweſen, damals hatte ſie die Welt mit der Erwartung betrachtet, es werde ſich alles beeifern, ihr das Glück des Lebens entgegen zu tragen; jetzt war die erſte Blüthezeit vorüber, jetzt ſtand ſie allein; denn die Eltern ſchliefen unter dem Raſen; jetzt wußte ſie, daß man ihr von außen kein Glück bringen werde, ſondern daß der Friede der Seele nur aus ihr ſelbſt hervor gehen könne, theuer erkauft durch manche Erfahrung, mühſam errungen durch Erfüllung ernſter Pflichten gegen andere. Gertrud öffnete ihr die Arme, und ſchloß ſie mit den Worten an ihr Herz: „Sey mir willkommen, mein liebes, theures Kind! und betrachte von jetzt an mich als Deine mütterliche Freundin. Siehſt Du wohl, um wie vieles ich älter geworden bin, ſeit wir uns nicht ſahen? Die Wange hat tiefe Falten bekommen, das Haar iſt grau geworden, die Kräfte nehmen ab, und alles ſcheint mir zu ſagen: Dein Abend iſt da, und die Nacht nicht mehr fern. Ich werde dann auch ruhig und zufrieden ab-

treten; aber meine Stelle darf nicht unbesetzt bleiben; sie ist zwar kein Posten, den der Staat besoldet und vergiebt, und zu dem sich neue Bewerber hinzudrängen, wenn er erledigt ist, sondern es ist ein freiwillig übernommener schwerer Dienst, zu dem eine innere Stimme uns im Auftrag eines Höhern beruft; und Du sollst mir darin folgen, Du sollst eben so wie ich, die Lücken auszufüllen streben, die oft in den wichtigsten Verhältnissen der Menschen entstehen; und alle die, die mich Freundin, Mutter, die mich die Muhme Gertrud nennen, sollen nicht fühlen, daß ich von ihnen geschieden bin: denn an meiner Statt soll Louise da stehen, mit gleichen Ansichten, ähnlichen Erfahrungen und mit demselben Herzen, wie ich!“ So schlossen sich diese beiden weiblichen Wesen eng und innig einander an, beide nach einem Ziele strebend, beide sich selbst vergessend in der Sorge für andere.

Louise vertrat bald ganz die alternde Gertrud; sie ward eben so wie diese, bald allenthalben der gute rathende Genius, und als Gertrud endlich starb, nicht allein die Erbin ihres kleinen Nachlasses, sondern auch die Erbin aller der von ihr übernommenen Sorgen und Pflichten für andere.

Nahe bei Thalau lag, wie Ihr, meine lieben Leſer, Euch noch erinnern werdet, das Bad, wo wir vor zwei Jahren den Hauptmann von Brachheim mit ſeiner Familie zuerſt kennen lernten. Durch die vielen Fremden, welche ſich in den Sommermonaten hier einfanden, ward die Gegend hier ſehr belebt. Nicht allein um die Heilquelle ſelbſt, ſondern auch auf den naheliegenden Gebirgen und in den ſchönen Thälern ſah man fremde Menſchen, die aus allen Ländern herzugeſtrömt waren, um ihre Wiedergeneſung hier zu finden, und die ſich nun an allen zu erlaben und zu erſtärken ſuchten, was ihnen die reiche Natur darbot. Wie die Lippe aus der kräftigen Heilquelle trank, ſo erquickte ſich das Auge an der ſchönen Ausſicht von den Bergen herab, ſo das Ohr an den vollſtimmigen Harmonieen, die ihm aus den Thälern oft entgegen ſchollen, und wie durch alle dieſe ſchönen Eindrücke, und durch den Umgang mit freundlichen Menſchen, ſelbſt die von Leiden gebeugte verſtimmte Seele, ſich wieder aufhellte, ſo genaß auch der kranke Körper nach und nach, ſo kehrte Geſundheit, Freude und Hoffnung in den geiſtig und körperlich geneſenen Menſchen wieder zurück, und neue

Wünsche erwachten für ein neu zu beginnendes Leben.

Unter den Badegästen befand sich diesmal auch, Louisens jüngere Schwester, Emilie, mit ihrem Gatten; sie hatte das Bad besucht, theils um ihre Gesundheit zu stärken, besonders aber auch um die Schwester einmal wieder zu sehen, die hier so nahe wohnte. Es konnte nicht fehlen, daß auch Louise, der geliebten Schwester wegen, jetzt öfter hier anwesend war, und wie sich nun beide alles mittheilten, sowohl ihre Lebensbegegnisse, als auch die gemachten Erfahrungen, und wie sie ihre Verhältnisse und ihren Beruf mit einander verglichen, so gestanden sich auch beide, daß sie zufrieden und und glücklich wären, Emilie, als Gattin und Mutter, Louise, als Unvermählte!

Aber auch unter den übrigen Badegästen, fanden die Schwestern mehrere Bekannte wieder, die sie vor nunmehr funfzehn Jahren hier kennen gelernt hatten. Unter ihnen waren auch einige von den Männern, die der alte Hauptmann von Brachheim damals seinen Töchtern schon im Stillen zugedacht hatte, weil er sie seiner Eintheilung nach für Primaner hielt, und ihrer Neigung gewiß zu seyn glaubte. Wir

erinnern uns aber noch, daß zum großen Verdruß des Vaters keiner um die Töchter anhielt, sondern einige von ihnen glänzendere Verbindungen wählten, andere unbefangen und leichtsinnig in ihre Heimath abreisten, ob ihr zudringliches Benehmen gleich zu manchen Voraussezzungen genugsamen Anlaß gegeben hatte. Jetzt, nach einem Zwischenraum von funfzehn Jahren, sah man sich wieder, aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen, unter vielfach veränderten Ansichten. Unsere beiden Schwestern waren, obgleich um vieles älter, doch immer noch sehr freundliche Erscheinungen geblieben, an denen sich der unbefangne Blick um so mehr erfreute, als in ihrem ganzen Wesen sich eine stille liebenswürdige Heiterkeit und die Zufriedenheit mit ihrer Lage aussprach. Nicht so war es mit jenen Männern, die sich einst hier an die schönen aufblühenden Mädchen gedrängt hatten. Der Eine hatte sorgsam und ängstlich gewählt, sich bald diesem, bald jenem Mädchen genähert, aber theils nicht gefunden, was seine überspannten Erwartungen verlangten, theils war er dort, wo er sie erfüllt zu sehen glaubte, zurück gewiesen worden, weil einem vernünftigen Mädchen nichts widriger ist, als ein hochfah-

render von ſich eingenommener Mann, der bei der Wahl einer Gattin mehr mit eingebildeter mißtrauiſcher Klugheit zu Werke geht, als daß er ſich der Stimme des Herzens anvertraute. Ein Anderer hatte die Verbindung mit reichen vornehmen Mädchen geſucht und erlangt, und eine ſogenannte glänzende Partie gemacht; da hierbei jedoch nur die äußern Verhältniſſe, in Frage gekommen waren, und man geglaubt hatte, das übrige werde ſich von ſelbſt ſchon finden, ſo hatte ein Zeitraum von funfzehn Jahren die ernſte Lehre gegeben, daß Rang und Vermögen nicht ausſchließlich das Glück einer Ehe ausmachen, ſondern daß hierzu vielmehr eine innige Uebereinſtimmung der Seelen, ein gegenſeitiges hohes Vertrauen auf Liebe und Achtung gebaut, vorhanden ſeyn müſſe, und daß, wo dieſe fehlen, ſelbſt aller äußere Glanz den Wurm im Buſen nicht überdecken könne. Sehr bittere Erfahrungen hatten erſt Kälte, dann gegenſeitigen Widerwillen erzeugt, und endlich ſogar eine Trennung veranlaßt. Einen Dritten war die Gattin geſtorben; er hielt es für nöthig ſeinen unerzognen Kindern wieder eine Mutter zu ſuchen. Dieſe Herren hatten das Bad denn nicht ſowohl beſucht, um ihre

körperlichen Gesundheitszustand wieder zu verbessern, als vielmehr um sich zu zerstreuen, um das innere Leid zu vergessen, und wo möglich in neu angeknüpften Verhältnissen einen Ersatz für den Verlust und für die getäuschten Erwartungen zu finden. — Sie erkannten unsere beiden Schwestern wieder; sie sahen Emilien von freundlichen, blühenden, halb erwachsenen Kindern, an der Seite eines braven Mannes umgeben, und Louisen in ihrer anspruchslosen Einfachheit, die frühere Liebenswürdigkeit mit weiblicher Würde jetzt verbinden. Es entstand bei einem und dem andern wohl der Gedanke, daß er sich jetzt viel glücklicher fühlen würde, wenn er vor funfzehn Jahren nur seinem Herzen gefolgt wäre, und sie fragten sich im Stillen, ob denn nicht wenigstens theilweise wieder gut zu machen seyn dürfte, was damals versäumt worden war? Besonders war der Graf von Rombach und der Major von Schottner dieser Meinung; der erste hatte früher Louisen, der zweite Emilien besonders ausgezeichnet; beide hatten jene liebenswürdigen Mädchen nicht wieder vergessen können, und in den trüben Stunden des Mißmuthes und der Unzufriedenheit mit sich und an-

dern war ihnen das Bild jener freundlichen Weſen oft wieder erſchienen, als ob es ſich dafür rächen wolle, daß man früher ein herzloſes Spiel mit ihnen getrieben hatte. Der Graf war unverheirathet geblieben; Der Major hatte ſeine leichtſinnig geknüpfte, unglückliche Ehe wieder getrennt; beide theilten ſich eilig die Bemerkung mit, daß jene Schweſtern wieder hier anweſend wären, zwar um funfzehn Jahr älter, aber dennoch liebenswürdig genug, um die frühere flüchtige Neigung jetzt in ein ernſteres Gefühl und in eine redliche Abſicht zu verwandeln. Sie ſahen, daß der alte Paſtor Wanger, der treue Freund der jetzt vollendeten Gertrud, beſonders mit den beiden Schweſtern bekannt war, und wendeten ſich daher an ihn mit der Frage nach ihren jetzigen Verhältniſſen. Der Graf frohlockte bei der Nachricht, daß Louiſe noch unvermählt ſey; denn weil er ſich früher für Louiſen entſchieden hatte, glaubte er auch ein gewiſſes Recht auf ſie erworben zu haben. Der Major aber ſagte: „Freund, mit dem Rechte iſt es nichts; denn es hat es von uns weder einer erworben, noch verdient. Jetzt fängt ein neuer Act an und ich denke wir ſteuern beide darauf los, ſtellen uns

beide dem lieben vortrefflichen Mädchen zur Wahl, und gönnen dem sein Glück, der das Ziel erreicht! Du wünschest und brauchst eine Gattin, denn das Schloß Deiner Väter ist öde und leer geblieben, wie Dein Herz, und in Deinen reifern Jahren mag man sich viel weniger in alle Welt schicken, als sich endlich doch noch an ein geliebtes treues Wesen ketten; und ich habe drei Töchter, die von ihrer leichtsinnigen Mutter verlassen wurden, ich muß ihnen wieder eine neue Mutter und meinem bisher zerrissnen Leben wieder einen Trost zu geben suchen. Wir wollen beide um Louisen werben, mag sie unter uns wählen."

Beide Herren stellten sich nunmehr als alte Bekannte den Schwestern vor, suchten auf alle Weise das frühere Wohlwollen wieder in Anspruch zu nehmen, und sich gegenseitig mit einander so vertraut zu machen, als es im Lauf einer Badezeit nur möglich ist. Sie waren fast täglich in Louisens und Emiliens Gesellschaft, denn der Gatte der Letztern, der Regierungsrath Graun, hatte jene beiden Männer lieb gewonnen, und so saß man oft im traulichen Zirkel beisammen, und erzählte sich gegenseitig, was man seit dem ersten Zusammentref-

ſen vor funfzehn Jahren erlebt hatte. Da wußte denn der Graf und der Major die Theilnahme der Uebrigen ganz beſonders in Anſpruch zu nehmen; denn ihr Leben war an intereſſanten Begebenheiten reich, obgleich es einem Gewebe von glänzendem Elende gleich ſah. Wie einfach und glücklich hatte dagegen Emilie mit ihrem Gatten gelebt, wie beſcheiden und unbemerkt Louiſe ihre freiwillig übernommenen Pflichten erfüllt; und wie waren jene beiden Männer zu bedauern, die mit ſo großen Hoffnungen und Mitteln bisher ſo wenig erlangt, und ſo viel verloren hatten! Louiſen ſtanden oft die Augen voll Thränen, wenn ſie erzählen hörte, wie der Graf bisher vergeblich ein Weib geſucht, wie er unter unzähligen Täuſchungen und Zweifeln endlich die ſchönſten Jahre ſeines Lebens verloren hatte; und wie dagegen der Major ſich wieder habe entſchließen müſſen, ſich von dem ſchönen reichen Weibe zu trennen, das die Pflichten der Gattin und Mutter nicht gekannt und geachtet hatte, und wie er jetzt mit ſeinen armen Kindern faſt verwaiſt daſtehe. — — Beiden Männern entging dieſe Theilnahme in dem zarten Herzen Louiſens nicht, ſie bauten darauf ihre Hoffnungen, und geſtanden endlich

ihre Wünſche dem Paſtor Wanger, damit er ihr Fürſprecher bei Louiſen ſeyn ſollte.

Wanger aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Einer von Ihnen, meine Herren, hat bereits durch eine übereilte Wahl nach einer kurzen Badebekanntſchaft ſchon eine große Bürde von Leid auf ſein Leben gehäuft; ich dächte, dieſe Erfahrung ſollte ſie vorſichtiger und weiſer gemacht haben; urtheilen ſie daher nicht eher mit Beſtimmtheit über Louiſen, als bis ſie dieſelbe in ihrem häuslichen Leben und Wirken geſehen und beobachtet haben.“ Er ſchlug den beiden ungeduldigen Männern für den nächſten Morgen einen Spaziergang nach Thalau vor, wohin ſich Louiſe ſeit einigen Tagen wieder zurück gezogen hatte, verſprach es ſo einzurichten, daß ſie dort ſo viel als möglich genaue Beobachter von dem Leben des Mädchens ſeyn ſollten, und die Männer nahmen ſich vor, mit ſcharfem Auge zu prüfen, mit größter Strenge zu richten, und ſich durch nichts täuſchen zu laſſen.

Es war um die Zeit der Ernte, und der Graf konnte ſich unterwegs der Bemerkung nicht erwehren, daß er Louiſens jetziges Zurückziehen ein wenig ſonderbar finde, weil ſie doch wahrſcheinlich nicht ſelbſt mit Sichel und

Harke zur Ernte gehe, wohl aber die Mädchen, denen ſie im Nähen und Stricken Unterricht gebe, jetzt unſtreitig etwas ſtärkere Arbeiten würden verrichten und deshalb die Nadeln aus der Hand legen müſſen, es ſchiene ihm daher nicht paſſend und mit ſchweſterlicher Liebe vereinbar, ſo eigentlich um nichts die langentbehrte Schweſter Tagelang zu verlaſſen. Wanger lächelte und ſagte: „Vielleicht finden wir doch, daß Louiſe ihre Geſchäfte während der Ernte hat, die wichtig genug ſind, ſie von dem Umgang ſolcher Freunde zurück zu halten.“

Man kam ziemlich früh in Thalau an, der Morgen war heiter und ſchön, und die Landleute zogen fröhlich zur Ernte. Louiſe war in ihrer Wohnung nicht anweſend, und ein Dienſtmädchen berichtete: ihre Herrſchaft ſey bereits ausgegangen, und habe ihre Leute mitgenommen, ſie werde wahrſcheinlich am Ufer des Baches, ihrem Lieblingsplätzchen, aufzufinden ſeyn.

„Bruder!“ ſagte der Major von Schottner zum Grafen: „Das ſieht mir etwas ſehr empfindſam aus!“

„Wer weiß!“ entgegnete der Graf, der ja beſonders ſcharf richten wollte: „ob ſich die

Dame nicht abſichtlich zurückgezogen hat, um ſich von uns mit der Laute im Arme finden zu laſſen? Das ſind kleine Mädchenkünſte!“

Unter ſolchen Gedanken folgten ſie dem Paſtor Wanger, der ſie am ſchäumenden Gebirgsbache hinführte, und ihnen durch das Gebüſch endlich Louiſen zeigte, die am Ufer ſaß, und zu den vollen Accorden ihrer Laute folgendes einfache Lied ſang *):

Ich grüße dich, o Morgen!
Dich Blumenduft, dich Thau,
Dich leiſes Waldesrauſchen,
Dich tiefes Himmelsblau!
Ich frag' Euch zarte Blumen
Seyd ihr für mich erblüht?
Ich frage dich, mein Vöglein:
Singſt du für mich ein Lied?

Wer aber grüßt mich wieder,
In Morgen Duft und Thau?
Wer ſchaut mir, wenn ich weine,
Tief in die Augen blau?
Wer ſagt zu mir: mein Blümchen,
Biſt du für mich verblüht?
Wer fragt mich, wenn ich ſinge:
Singſt du für mich dies Lied?

*) Hierzu Muſikbeilage.

Sey ruhig, Herz! ob keiner
Gleich einen Gruß dir sagt:
Sing deine frohen Lieder,
Auch wenn dich Niemand fragt!
Der Vogel will nur singen,
Die Blume blüht nur sich,
Drum blühe du und singe,
Ist's auch allein für dich!

„Ein schönes Lied!“ sagte der Graf, „ein sehr schönes Lied! Sie wird mir's wahrscheinlich schon noch öfter vorsingen und dann wissen, wem sie's singt, und wer sie grüßt, und ihr in die blauen Augen schaut!“

Während Louise ihr Lied sang, hatte sich eine Menge kleiner Kinder bei ihr eingefunden, und drängten sich, nach dem sie geendet hatte, herbei, um ihr freundlich: guten Morgen! zu wünschen, oder doch eine Hand zu bieten. Es waren alles Kinder vom zartesten Alter, viele die noch nicht sprechen konnten, aber alle schienen Louisen innig ergeben. Sie begrüßte die Kinder herzlich; sie hieß sie sich im Kreise um sie her setzen, schlug dann einige Accorde auf ihrer Laute, und fing ein einfaches Morgenlied an zu singen, worein die Kinder so gut sie konnten, mit einstimmten. Hierauf gab sie einem Mädchen das Instrument und führte die

Kinder nach einem großen von allen Seiten offnen Zelte, das unter schattigen Bäumen aufgeschlagen war. Während sie sich so von den Lauschenden immer weiter entfernte, und sich hinter den Gebüschen verlor, ließ sich der Major mit einem Bauer in ein Gespräch ein, der ihnen eben begegnete.

„Wie?“ entgegnete der Bauer auf des Majors Anrede: „Sie fragen erst noch, was unsere Muhme Lieschen mit den kleinen Kindern dort vornimmt? Ei, das ist für uns gar eine sehr wichtige Sache! Sehn Sie, während der ganzen Ernte hat der Landmann nur damit zu thun, daß er die Gottes Gäbe auf dem Felde einsammelt und in die Scheuern bringt; an die Kinder kann da nicht viel gedacht werden, und was bisher noch zu klein war, um bei der Ernte zu helfen, oder die Schule zu besuchen, mußte leider fast sich selbst überlassen bleiben. Das war denn freilich schlimm, und brachte manches arme Kind zu Schaden; der Bach hier fließt durch unser Dorf, die Kinder sind vom Wasser nicht wegzubringen, und es hat mancher arme Vater, während er draußen im Schweiß seines Angesichts, sein Brod einsammelte, daheim sein Kind nicht wieder gesun-

den, und ſeine Leiche im Waſſer ſuchen müſſen. Aber nicht allein ein ſolches Unglück, ſondern auch andere böſe Sachen entſtanden aus dem Mangel an Aufſicht; die Kinder waren ſchmuzig und ungezogen, zankten und prügelten ſich, und ſo brachte denn die liebe Erntezeit, ihren Seegen zwar in die Scheuern, aber manchen Nachtheil auch in das Haus. Jetzt aber hat die Muhme Lieschen ſich unſerer kleinen Kinder angenommen; mit dem früheſten Morgen eilen ſie zu ihr, und wir Eltern können ruhig an unſere Arbeit gehen, denn die Kinder ſind unter beſſerer Aufſicht noch, als bei uns ſelbſt. Sehen Sie; meine Herren, ſo etwas bringt Seegen, und wenn man auch nicht ſelbſt Kinder hat, ſo kann man auf dieſe Weiſe oft mehr thun, als eine Mutter!“

Der Bauer ging hierauf ſeinen Weg weiter, und Wanger that ſeinen Begleitern den Vorſchlag, Louiſen jetzt ſelbſt bei den Kindern aufzuſuchen. Man fand ſie, mit einer großen Menge kleiner Kinder, unter einem weit ausgeſpannten, von allen Seiten offenen Zeltdachever-ſammelt, welches ihnen Schatten gewährte. Sie bewillkommte die Freunde, und bedauerte, daß ſie ſie nicht in Thalau empfangen könne:

„Aber,“ ſetzte ſie hinzu, „während der Zeit der Ernte bin ich immer ganz beſonders beſchäftigt: denn ich muß ja auch dafür ſorgen, daß eine künftige Ernte im Innern des Menſchen nicht verloren gehe!“

Die Freunde baten um Erlaubniß hier verweilen zu dürfen, und da ſie ihnen mit freundlicher Unbefangenheit dies zugeſtand, fanden ſie Gelegenheit, Louiſen, unter den kleinen Kindern zu beobachten, und ihre ſeltene Erziehungsfähigkeit zu bewundern. Die Zahl der Kinder, von denen keines noch das ſechſte, manches kaum das zweite Jahr erreicht hatte, belief ſich faſt auf hundert, die Aufgabe war daher gewiß eine ſehr ſchwierige, ſie alle ihrem Alter angemeſſen zu beſchäftigen. Aber dennoch hatte Louiſe das Mittel dazu gefunden, und während ſie dieſen bald kleine Handarbeiten auftrug, jenen etwas auswendig lehrte, oder ſie mit Gegenſtänden der Naturwiſſenſchaft bekannt machte, und die Größern anwies, wie ſie die Kleinern gehen und ſprechen lehren ſollten, ſo erlaubte ſie wieder denjenigen, die ihr Geſchäft zu ihrer Zufriedenheit vollendet hatten, ſich in fröhlichen Spielen zu vergnügen.

Unvermerkt für die Kinder, wie für unſere Freunde, waren die Mittagsſtunden herangenaht; da rief Louiſe: „Meine lieben Kinder, es iſt Mittag, und Eure Eltern kommen vom Felde zurück! Kommt! daß ich ihnen ſage, wer von Euch gut geweſen iſt; das Mittagsbrod wartet auf Euch! „Wollen Sie meine Gäſte ſeyn, und mein einfaches Mahl mit mir theilen,“ wendete ſie ſich zu Wangern und ſeinen Begleitern, „ſo werden ſie mir eine rechte Freude machen!“ Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und ſo begleitete man denn Louiſen im Gefolge ihrer Kinderſchaar nach dem Dorfe, wo vor jeder Thür ſchon der Vater oder die Mutter ſtand, und ihre Kinder erwarteten, oder freundlich entgegen trat, um ſie von Louiſen abzuholen. Die Innigkeit und Ehrerbietung, die ſich bei allen gegen Louiſen ausſprach, zeigte hinlänglich mit welchen Gefühlen ſie jeder hier betrachtete. Als ſie nun ihre Kinderchen ſämmtlich wieder entlaſſen hatte, führte ſie die Freunde in ihre heitere Wohnung, ſchloß ihnen hier ihre Bücherſchränke auf, legte ihnen einige Mappen ſchöner Zeichnungen, und mehrerer weiblichen Arbeiten vor, die ſie und ihre Schülerinnen nach dieſen Zeichnungen gefertigt

hatten, und eilte dann in die Küche, um das Mittagsmahl zu bereiten. Unter einer schattigen Linde im Garten war der Tisch gedeckt; aus einer erfrischenden Himmbeerkaltschaale und einem einzigen Gerichte, bestand die ganze Mahlzeit, und nur eine Flasche kristallhellen Wassers stand als Erquickung auf der kleinen Tafel. Louise lächelte sanft, als sie ihnen sagte, ihr kleines Mittagsmahl bestehe nur aus diesen wenigen Gerichten, und setzte hinzu: „ich sollte eigentlich wohl verlegen seyn, daß ich Sie auf ein so kärgliches Mahl eingeladen habe; aber es hat auch wohl sein Gutes, wenn die Männer, die an Aufwand gewöhnt sind, einmal selbst wahrnehmen, mit wie Wenigem ein Mädchen zufrieden seyn und auskommen kann; je weniger wir Ansprüche auf äußern Aufwand machen, um desto eher gönnt man uns vielleicht die Ansprüche anderer besserer Art!“

Der Graf gestand ihr dies vollkommen zu, er versicherte, daß er sich bei viel größerem Aufwande doch oft noch nach dem heutigen genußreichen Mahle zurücksehnen würde, und der Major betheuerte auf Ehre, daß er nie anders zu essen wünsche, sobald ihm nur Louise immer das Mahl bereiten wolle.

Aber auch während der Mahlzeit war Louiſe nicht Herrin ihrer Zeit, es kamen unaufhörlich Bewohner des Dorfes und der Umgegend, die ihr entweder etwas anzuvertrauen hatten, oder von ihr Rath und Hülfe begehrten. Mit immer gleicher Bereitwilligkeit hörte ſie jeden an, und ſuchte alle die Wünſche und Bitten zu erfüllen. Ein ſchönes junges Mädchen, die lange mit ihr im Geheimen ſprach, und dann ſtill weinend den Garten verlaſſen wollte, fiel den Gäſten beſonders auf, und da ſie Louiſen darüber befragten, ſtellte ſie ihnen das Mädchen mit den Worten vor: „Sehen Sie hier eine meiner erſten und liebſten Schülerinnen, meine liebe Johanne! es hat ſich ein braver junger Mann gefunden, der ſie zur Frau begehrt, aber das Mädchen iſt ganz arm, und wir ſind jetzt in rechter Verlegenheit, wie wir die kleine Ausſtattung beſorgen ſollen; das hat denn in die freundlichen Augen hier Thränen gebracht, aber Fleiß und Sparſamkeit werden ſchon zum Ziele führen!“ Der Graf und der Major fühlten ſich heut beſonders wohlthätig, ſie zogen ſchnell ihre Börſen, und gaben dem Mädchen eine nicht unbedeutende Summe. Johanne war außer ſich vor Freude, und Louiſe ſagte treuherzig:

„Siehſt Du wohl mein Kind, ſolche Freunde hat Deine Muhme Louiſe!“ Als die kleine Tafel aufgehoben worden, und Louiſe in das Zimmer gegangen war, um alle die kleinen Kinder, die ſich wieder bei ihr eingefunden hatten, jetzt in der Nähe ihres Hauſes zu beſchäftigen, drangen die beiden ungeduldigen Freunde in den Paſtor Wanger, Louiſen die Abſicht ihres Beſuches nicht länger zu verſchweigen, und ſie aufzufordern, daß ſie über ihr künftiges Schickſal entſcheiden, und daß ſie kurz und gut einen von ihnen beiden zum Gatten ſich erwählen möchte.

„Ein ſolcher Tag muß nicht ungenutzt für uns, und nicht ohne Anerkennung und Belohnung für das vortreffliche Mädchen vorüber gehen!“ rief der Graf aus: „Mein Gott, wenn ich bedenke, wie das arme Geſchöpf ſich bisher für andere gequält und abgemüht hat, und welches ſorgloſe genußvolle Leben ſie dafür an meiner Seite wird führen können! das dürfte dann freilich ein ziemlicher Unterſchied ſeyn! Aber hier zeigt es ſich deutlich, die Tugend empfängt endlich doch ihren Lohn, und wenn ſie auch im Anfange hart geprüft wird, ſo kommt doch oft ſpäter noch die Vergeltung! Eilen ſie, lieber Paſtor,

ſagen ſie dem lieben Mädchen alles, was wir längſt beſprochen haben, und führen Sie die Sache ſchnell zur Entſcheidung!“

„Und dulden Sie keine Ziererei,“ fügte der Major hinzu, „wir ſind über das Alter der Ziererei hinweg! das Mädchen mag ihre Freude über einen ſolchen Antrag, nicht erſt zu verbergen ſuchen, denn das iſt natürlich, ſie mag ſchnell wählen, entſcheiden und damit gut! dann weiß ein jeder woran er iſt, der eine muß ſich fügen, der andere macht Hochzeit!“

Wanger verſprach das Seinige zu thun, und ging Louiſen aufzuſuchen. Die beiden Freunde aber blieben in groſſer Spannung im Garten zurück; jeder ging abgeſondert mit ſtarken Schritten auf und ab, und nur bisweilen wenn ſie ſich begegneten, ſagten ſie: „Bruder, das dauert verdammt lange! indeß was lange währt, wird gut!“ —

Nach einer Stunde endlich erſchien Wanger, und mit ihm Louiſe ſelbſt. Sie ſetzte ſich mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, unter die groſſe duftende Linde, während Wanger die beiden Männer näher winkte, und ſich mit ihnen zu ihr ſetzte. Nach einer Pauſe, in welcher die beiden Freunde ihre Blicke feſt auf

das Mädchen hefteten, um in ihren Zügen die Entſcheidung zu leſen, zog ein leiſes Roth über Louiſens Wangen, dann ließ ſie die Arbeit ſinken und ſchlug die großen ſchönen Augen freundlich auf.

„Sie haben mir beide,“ hob ſie endlich gefaßt an, „durch unſern Freund Wanger eine Frage vorlegen laſſen, die mich zwar ſehr überraſcht hat, mich aber auch mit wahrhaft dankbarem Gefühl gegen Sie erfüllt, und mich beſonders zu unbedingtem Vertrauen auffordert. Ich bringe Ihnen die Antwort ſelbſt, und nehme Ihr Wohlwollen gegen mich recht eigentlich in Anſpruch, um meine Rechtfertigung darauf zu bauen. Als wir uns vor funfzehn Jahren kennen lernten, trat ich mit einem unbefangenen frohen Herzen in die Welt; ich kannte nur die Pflichten und die Gefühle einer Tochter, und würde mich damals unter der Zuſtimmung meiner Eltern wohl leicht haben bewegen laſſen, dort neue Pflichten zu übernehmen, wo ſich mein Herz mit einer neuen Liebe hingezogen gefühlt hätte, denn ich glaubte die Zukunft müſſe mir erſt meine Beſtimmung bringen. Damals, ich halte das Geſtändniß nicht zurück, würde mich eine ſolche Frage, wie die heutige, vielleicht

mit einer ganz andern Freude erfüllt haben, und es würde mir die Wahl vielleicht nicht schwer geworden seyn. Heut aber steh ich anders da; ich bin um funfzehn Jahre älter; das Schicksal hat mir jetzt meine Stellung angewiesen, und hat mir Pflichten aufgelegt, die ich nicht wieder aufgeben darf! Die Wahl nicht, aber der Entschluß soll mir leicht werden, in meinem unvermählten Stande zu beharren! Ich würde früherhin, als Ihre Gattin, vielleicht glücklich gewesen seyn, jetzt aber nicht, denn ich müßte mir Vorwürfe machen, wollte ich dieses Vortheils wegen, mein angefangenes Werk hier im Stich lassen, wo ich viel uneigennützi-ger und viel ausgebreiteter wirken kann!"

„O Louise!" rief der Graf: „so hab ich thörichter Mensch denn selbst mein Glück verscherzt? Was soll mir nun mein großes Vermögen, wenn Sie es mit mir nicht theilen wollen? Was soll der Zweck meines Lebens seyn, wenn ich es Ihnen nicht widmen darf?"

„Halt, Bruder! laß mich auch einmal fragen!" fiel der Major ein: „Ich bin kein Hagestolz, ich bin der Vater dreier lieblichen Mädchen, denen ich eine Mutter geben muß, damit sie wissen, was Mutterliebe ist. Soll ich diesen

armen Kindern jetzt sagen: Das liebe weibliche Wesen, das ich für Euch zur Mutter wählte, das will nicht Eure Mutter seyn?“

„Ich wüßte wohl einen Ausweg,“ sagte Louise: „auf den alle diese Fragen gnügend beantwortet werden könnten. Ihr großes Vermögen, Herr Graf, brauchen Sie ja nicht blos zu Ihrem eignen Genusse zu verwenden. Geben sie ihm zu einem edlen allgemeinen Zweck seine Bestimmung, und stellen Sié Sich mit Ihrem Herzen voll Wohlwollen an die Spitze einer Anstalt, die Sie gegründet haben, und der Sie Vater seyn wollen. Und Sie, Herr Major, vertrauen Sie mir Ihre Töchter zur Erziehung an; ich will getreulich Mutterstelle bei ihnen vertreten, ohne in Ihrem Hause ihnen erst den traurigen Vergleich zwischen der ersten und zweiten Mutter aufzudringen. Mich aber lassen Sie in meiner unabhängigen, und doch mit vielen Pflichten hier festgeketteten Lage bleiben; sehen Sie dort jene Schaar von Kindern, die mich nicht entbehren können; fragen Sie hier allenthalben nach der Muhme Louise! es würde sich niemand freuen, wenn ich einem von Ihnen beiden die Hand reichte, und mein Hochzeittag würde nicht mit Freude begangen wer-

den. Geben Sie mir lieber zum Freundesbund die Hand, laſſen Sie uns einander vertrauen, und erfüllen Sie meine Bitten!“

Die Freunde waren zwar niedergeſchlagen, allein ſie fühlten ſich doch bald nur von hoher Achtung gegen dies Mädchen erfüllt, die zwar ihre Hoffnungen zurückgewieſen hatte, aber im traulichen Geſpräch ſie bald über die düſtre Stimmung hinweg hob, indem ſie ihnen ihre Vorſchläge näher und lebendiger ausmalte. Louiſe genes endlich des Triumphes, daß beide Freunde ſich mit ihr einverſtanden erklärten. In wenig Monaten befanden ſich die Töchter des Majors in Louiſens Hauſe und waren ihrer Erziehung übergeben, und in einigen Jahren ſah man groſſe ſchöne Gebäude ſich in der Gegend von Thalau erheben, die zu einer Erziehungsanſtalt für unbemittelte Mädchen beſtimmt, und mit reichen Schenkungen ausgeſtattet waren. Der Graf von Rombach hatte den gröſten Theil ſeines Vermögens hierzu verwendet, Louiſe hatte den Plan dazu entworfen und ausgeführt, und ſtarb endlich als die Vorſteherin jener groſſen trefflichen Erziehungsanſtalten.

Der
Gang um Mitternacht.

Der Unterricht in der Geſchichte wird Euch, meine lieben Leſer, gewiß längſt mit dem dreißigjährigen Kriege und ſeinen Ereigniſſen bekannt gemacht haben, und keiner der großen Männer, welche die Hauptrollen in jenem gewaltigen Trauerſpiele übernommen hatten, wird Euch fremd geblieben ſeyn, wie zum Beiſpiel Ernſt von Mannsfeld, Guſtav Adolph mit ſeinen ſchwediſchen Helden, Bernhard von Weimar, Wallenſtein u. ſ. w. Dieſer furchtbare Krieg richtete in Deutſchland große Verwüſtungen an, von denen man immer noch die Spuren findet. Die Trümmer zerſtörter Burgen ſind noch zu ſehen, und viele Stellen, wo früherhin große Dörfer mit ihren Kirchen gelegen hatten, werden noch jetzt nur mit dem Namen der wüſten Dörfer bezeichnet. Endlich nach langen Drangſal und Leiden, und nachdem Deutſchland faſt entvölkert worden war, wurde im Jahre 1648 der weſtphäliſche Friede geſchloſſen, und es hoffte nun alles auf die Ruhe und das

lang ersehnte Glück des Friedens, das man seit einer Schreckenszeit von dreißig Jahren ja kaum mehr kannte.

Allein wie das vom Sturme aufgeregte, bis auf den Grund durchwühlte Meer, sich nicht mit einem Male wieder zu einer ebenen klaren Spiegelfläche ausglättet, sondern immer noch hin und her schwankt, und an den einzelnen Felsen sich schäumend bricht, bis es erst nach und nach wieder das Gleichgewicht erlangt und sich beruhigt hat; so konnten auch die Seegnungen des Friedens sich nur erst nach und nach wieder gestalten, weil die friedlichen Verhältnisse noch lange Zeit nachher von Menschen gestört wurden, die sich während des Krieges an eine böse Lebensweise gewöhnt hatten, und diese ihres Vortheils wegen nun auch in den Frieden mit hinüber nehmen wollten. Wer früherhin im Kriege seine Lust am Rauben und Plündern gefunden hatte, wer gern von einem Ort zum andern gezogen war, um dort auf fremde Kosten zu leben, dem wollte es nicht behagen, sich an einen bestimmten Ort anzusiedeln, und dort durch seiner Hände Arbeit leben zu sollen. Ein großer Theil der Truppen, die nach dem Friedensschluß wieder entlassen wurden, sank zu Land-

ſtreichern und Bettlern herab, und rottirte ſich endlich gar zu Räuberbanden zuſammen, die das Land durchzogen, und es noch ſchlimmer behandelten, als ſelbſt der zügelloſeſte Feind während des Krieges. Vorzüglich war dies in Böhmen der Fall, denn der Kaiſer hatte einen groſsen Theil ſeiner Kriegsvölker verabſchiedet, und ſah ſich nun genöthigt mit dem andern Theile, den er im Dienſt behalten hatte, ſeine Länder von jenen Räubern zu reinigen.

Eine kleine Stadt am Böhmer Walde gelegen, wurde ganz beſonders von dieſen Räuberbanden bedrückt; die Reiſenden wurden nicht allein beraubt, ſondern oft auch ermordet: die benachbarten Ortſchaften wurden bei Nacht überfallen, geplündert und angezündet; genug man ſah alle Gräul der Räuberei verübt, und es ſcheuten ſich die Räuber ſelbſt nicht, in das an dem Städtchen gelegne kaiſerliche Schloſs einzubrechen, den alten Schloſsvoigt mit ſeiner Frau und den wenigen übrigen Domeſtiken zu knebeln, und ſich dort aller Sachen von Werth zu bemächtigen, die nur aufzufinden geweſen waren.

Das Städtchen hatte ſich mit der Bitte, um Schutz, an ſeinen Landesherrn, den Kaiſer, gewendet, und es war denn auch ein ſtarkes Mi-

litair-Commando dorthin abgesendet worden, um die Räuber zu fangen und auf der Stelle hinzurichten.

Der Hauptmann, der das Commando befehligte, hatte sich in dem alten kaiserlichen Schlosse einquartirt, und fand dort an dem Schloßvoigt einen Mann, der ihm sehr wohl behagte. Der Schloßvoigt hatte früher unter Wallensteins Truppen als Feldwebel gedient, er war einer von denen, die den unglücklichen Feldherrn in Eger überfallen und ermordet hatten, und hatte nun zum Lohn für diese That den Posten eines kaiserlichen Schloßvoigtes hier erhalten. Er war ein alter, verschmitzter, unternehmender Kopf, und wie er selbst versicherte, der treuste Diener seines Herrn. Seine Frau hingegen, furchtsam und schwatzhaft, stand unter der unbedingten Gewalt ihres Mannes, und war gewöhnt nur seinem Winke zu folgen. Sie hatten einen Sohn, der früher auch unter dem kaiserlichen Heere gedient hatte, ebenfalls entlassen worden war, und sich jetzt bei ihnen als Gehülfe des Vaters aufhielt. Er war ein grosser, kräftiger Mann, hatte sich den Ruf eines unternehmenden, kühnen Soldaten erworben, war aber entlassen worden, weil, wie man behaup-

tete, er ſich an eine liederliche Lebensweiſe gewöhnt, und ſtets einen ſtörriſchen Character gezeigt haben ſollte. Dem Hauptmann gefiel es in dieſer Geſellſchaft nicht übel; er ward von der alten Frau gut und ſorgſam bewirthet, und konnte in müßigen Stunden ſich mit den Männern von ihren Kriegsthaten unterhalten. Beſonders aber war es ihm lieb, in dem Schloßvoigt einen Mann gefunden zu haben, der mit der ganzen Umgegend, und ſelbſt mit den verborgenſten Orten des böhmiſchen Waldes genau bekannt war, und ihm, als ein verſchmitzter Kopf, bei ſeinen Plänen zu Habhaftwerdung der Räuber ſehr nützlich ſeyn konnte. Er pflegte daher die zu treffenden Maaßregeln gewöhnlich erſt mit ihm zu berathen, und bediente ſich alsdann des Sohnes, der allgemein der rothe Jobſt genannt wurde, zum Späher und Führer. Allein das Glück begünſtigte ſeine Unternehmungen nicht, denn wenn er auch die Räuber ganz beſtimmt zu berücken gedachte, weil ihm Jobſt die ſicherſte Kundſchaft von ihrem Verſteck gebracht hatte, ſo waren die Räuber doch immer ſchon auf und davon, und es fanden ſich auf ihren Lagerſtätten nur noch die Spuren ihrer Gräulthaten, und nicht ſelten ſogar

die verstümmelten Körper der kürzlich Ermordeten. Der Hauptmann schöpfte nach und nach den Verdacht, daß in dem Städtchen selbst Theilnehmer jener Räubereien wohnen müßten, denn es ließ sich nicht verkennen, daß die Räuber von allen unterrichtet seyn müßten, was der Hauptmann gegen sie auszuführen gedachte, ja ihre Frechheit ging so weit, daß sie selbst einzelne von dem Hauptmann aufgestellte Militairposten in großer Mehrzahl überfielen, sie dann niederhieben, oder einige entwaffnet und fast entblößt an den Hauptmann mit dem Auftrag zurückschickten, ihn von dem Anführer, dem schwarzen Peter, schönstens zu grüßen! Der Hauptmann gerieth in Wuth und Verzweiflung; er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, befahl seinem Commando mit größter Härte gegen das Städtchen zu verfahren, bis man ihm die Räuber angezeigt haben würde, und setzte selbst auf den Kopf des schwarzen Peters, des gefürchteten Anführers jener Bande, eine zur damaligen Zeit sehr bedeutende Summe von hundert Gulden. Aber auch dies blieb ohne Erfolg.

Einstmals hatte der Hauptmann den rothen Jobst mit dem Rapport über seine mißlunge-

nen Verſuche und mit der Bitte um Verſtärkung ſeines Commandos an den Kaiſer ſelbſt abgeſendet, und einen neuen Streifzug durch den Wald gemacht, weil wieder neue Räubereien und Mordthaten vorgefallen waren, und die Witwe, eines in den letzten Tagen ermordeten reichen Kaufherrn, den Hauptmann ganz beſonders zur Rache gegen die Räuber aufgefordert hatte. Der Hauptmann war der Spur der Räuber gefolgt, und hatte die blutige Leiche des Ermordeten auch wirklich aufgefunden, aber von den Räubern ſelbſt war nicht das Geringſte zu entdecken geweſen, und nur, als der Hauptmann unverrichteter Sache den Wald wieder verlaſſen wollten, war plötzlich ein Schuß gefallen, der ihm das Pferd unter dem Leibe getödet hatte. Die kaiſerlichen Reiter waren zwar ſchnell nach der Gegend hingeſprengt, von welcher der Schuß gefallen war, allein ſie hatten nichts entdecken können, und es war niemand gefunden worden.

In Verzweiflung ſaß der Hauptmann Abends am Kaminfeuer im Schloſſe, und ließ ſich um den Fuß, den ihn das zuſammengeſtürzte Pferd gar ſehr gequetſcht, warme Weinumſchläge machen, nahm auch bereits den dritten Becher

Rheinweins an, den ihm der Schloßvoigt zur Beruhigung reichte, als der rothe Jobst von seiner Botschaft zurückkehrend ins Zimmer trat, und dem Hauptmann den kaiserlichen Befehl überbrachte, daß wenn er nicht mit dem an sich schon starken Commando die Räuber fangen und dämpfen werde, er auf der Stelle zurückberufen und seines Dienstes entlassen werden sollte.

Der Hauptmann schäumte vor Wuth. „So soll denn ein Opfer fallen!“ schrie er: „der schwarze Peter oder ich! und ich will fortan kein Menschenleben mehr schonen, um endlich bis zu diesem Teufel hindurch zu dringen!“ Er ließ sogleich auf Anrathen des Schloßvoigtes den Burgemeister des Städtchens herbeihohlen und eröffnete ihm: „daß er auf der einen Seite den auf den Kopf des schwarzen Peters gesetzten Preis verdoppeln wolle, auf der andern aber auch die Versicherung gebe, daß wenn ihm von Seiten der Stadt binnen acht Tagen der schwarze Peter, oder doch der Schlupfwinkel desselben nicht sicher nachgewiesen werden sollte, er alsdann den Burgemeister selbst als Hehler betrachten und ihn aufhängen lassen werde! — Zugleich wurde auf Befehl des Hauptmanns dem Burgemeister eine Wache ge-

geben, die ihn überall begleiten und nicht aus den Augen laſſen durfte.

Dies Verfahren erregte große Beſorgniß in dem Städtchen, zumal die Frechheit der Räuber den höchſten Punkt erreicht zu haben ſchien. Die Wittwe des ermordeten Kaufmanns, ließ nehmlich die Leiche ihres unglücklichen Gatten, mit allen Ehrenbezeugungen begraben; die meiſten Bewohner des Städtchens folgten ihr; denn das Schickſal der unglücklichen Frau fand allgemeine Theilnahme, zumal dem Städtchen ein ähnliches, vielleicht noch härteres Schickſal bevorſtand. Auch der Schloßvoigt war mit ſeinem Sohne der Leiche gefolgt, und der Hauptmann befand ſich mit der alten Frau des Voigtes allein auf dem Schloſſe. Da hallten plötzlich ſtarke Tritte in dem Kreuzgang wieder, man hörte die alte Frau laut aufſchreiend, ſich verſchließen, und in des Hauptmanns Zimmer trat alsbald ein großer Mann in einem ſchwarzen Mantel gehüllt, mit ſchwarzen ſtruppigen Haaren und einer ſchwarzen gräßlichen Maske.

„Du ſuchſt den ſchwarzen Peter?“ hob er an: „Hier ſteht er vor Dir; ſieh Du ihn erdentlich an, damit Du ihn wieder erkennſt!“

Der Hauptmann wollte aufſpringen, um nach ſeinen Piſtolen zu greifen, allein der kranke Fuß verſagte ihm den Dienſt, und der ſchwarze Peter vertrat ihm auch den Weg, indem er ein großes blankes Meſſer unter dem Mantel hervorzog. „Bleib ſitzen, alter lahmer Haaſe!“ rief er: „Du biſt jetzt in meiner Gewalt, und ich könnte Dich abſchlachten, wie einen Hammel, aber daran liegt mir nichts, ſondern ich habe mich Dir nur zeigen und Dir ſagen wollen, daß wenn Du nicht beſſer aufpaſſen wirſt, ich das nächſte Mal nicht das Pferd unter Dir, ſondern Dich auf dem Pferde todt ſchießen werde!“ Und hiermit ſtieß er den Seſſel mit dem lahmen Hauptmann um, und verließ ſchnell das Zimmer.

Kaum war dieſer Vorfall, zum Schrecken aller, im Städtchen bekannt geworden, als die angeſehenſten Bewohner, auf den Rath des Schloßvoigtes, mit der Bitte in den Burgemeiſter drangen, die Bürger ſämmtlich auf dem Markte zu verſammeln, und, während ſie ſo aus ihren Häuſern entfernt wären, allenthalben eine genau unvorhergeſehene Hausſuchung anſtellen zu laſſen, weil vielleicht nur hierdurch denjenigen auf die Spur zu kommen ſein würde, die unter je-

ner ſchändlichen Räuberbande ſteckten. Der Burgemeiſter fand dieſe Maaßregel für paſſend, er wendete ſich deshalb im Geheim an den Hauptmann ſelbſt, bat ihn, dieſe Hausſuchung durch das Militair unterſtützen zu laſſen, und erhielt, da auch der Schloßvoigt wie geſagt, ſich hiermit vollkommen einverſtanden erklärte, nicht allein die Zuſtimmung des Hauptmanns, ſondern auch ein kleines Commando dazu.

An einem Morgen früh ertönte alſo plötzlich die Bürgertrommel. Die erſchrocknen Bewohner fanden ſich eilig auf dem Markte zuſammen; ſie glaubten die Räuberbande ſey eingebrochen, und man fordere ſie zur Vertheidigung auf; alle ſchienen jedoch bald wieder beruhigt, als der Burgemeiſter ihnen den Zweck ihrer Zuſammenberufung offenbarte: denn ob das Militair gleich den Markt beſetzt hielt, und der Burgemeiſter ſich mit einem Commando Behufs der Hausſuchung entfernte, ſo ſchien doch niemand darüber bekümmert, weil keiner ſich ſchuldig fühlte.

Der Burgemeiſter nahm die Sache ſehr ernſt, er verſchonte kein Haus und ließ jeden Winkel genau durchſuchen; allein es fand ſich nirgends

etwas Bedenkliches. Endlich trat man auch in das kleine Haus der Witwe Rabner, deren Sohn ein junger rüstiger Tischlermeister, in dem Rufe eines sehr achtbaren Bürgers stand, und sich durch Fleiß und Geschicklichkeit eine gewisse Wohlhabenheit zu verschaffen gewußt hatte. Er war seit kurzem mit einem armen, aber sehr schönen Mädchen verlobt, auf die auch andere junge Burschen schon ihre Augen geworfen hatten; ja man wollte sogar sagen, Judith hätte die Schwiegertochter des Schloßvoigts werden können, wenn ihr der Tischlermeister nicht lieber, als alle, ja selbst als der vornehmere Jobst gewesen wäre. Auch in dieses Haus trat man ein; die alte Mutter schloß willig alle Gemächer auf, und zeigte den Suchenden auch die Werkstatt und Schlafkammer ihres Sohnes. Allein sie wurde bald aus ihrer Ruhe geschreckt, denn unter einem gräßlichen Fluche zog der kaiserliche Wachmeister aus dem Stroh des Bettes eine tief versteckte schwarze Perücke und Maske hervor. Das Haus wurde auf der Stelle besetzt, der junge Rabner mit seiner Mutter verhaftet und in das Gefängniß geworfen; denn der Hauptmann erkannte sowohl die Perücke, als auch die Maske für diejenigen

an, in denen ſich der ſchwarze Peter ihm ſelbſt gezeigt hatte.

Der Jubel war im Allgemeinen groß, daß man endlich den furchtbaren Verbrecher entdeckt habe, obgleich viele redlich Geſinnte den jungen Rabner betrauerten, der bisher die Achtung und Liebe aller genoſſen hatte, und man nicht begreifen konnte, wie ein ſo braver, fleißiger Bürger ſich zu einem ſo ſchändlichen Gewerbe habe herabwürdigen können. Aber in dem Gaſthauſe zum goldnen Beil, ſaß der rothe Jobſt mit den Oeſtreichern und einigen guten Weintrinkern beiſammen, und bewies ihnen deutlich, daß Rabner nur auf dieſe Weiſe, und nicht durch ſeiner Hände Arbeit, zu dem bisher unerklärbaren Wohlſtande habe gelangen können, und daß es ein wahres Glück ſey, einen ſolchen Menſchen aus der Stadt los zu werden. Die Geſellſchaft ſtimmte endlich vollkommen bei, wunderte ſich, daß man nicht früher ſchon hier Verdacht geſchöpft habe, und beſprach ſich im Voraus über die nunmehr gewiß nahe bevorſtehende Hinrichtung.

Doch die arme unglückliche Judith war bis zu dem Hauptmann gedrungen. Sie warf ſich ihm zu Füßen, ſie betheuerte die Unſchuld

ihres Verlobten, sie bat um Gnade, oder wenigstens um eine streng gerechte Untersuchung, und um Aufschub des Urtheils, jedoch umsonst; denn der Hauptmann war zu fest überzeugt, den Verbrecher entdeckt zu haben, Perücke und Maske waren zu unverwerfliche Zeugen, und wie ihn auch der Jammer des schönen Mädchens rührte, so stand doch seine eigne Ehre auf dem Spiele, und die Furcht vor der kaiserlichen Ungnade, ließ ihn keinen weitern Entschluß fassen, als den vermeinten schwarzen Peter auf der Folter das Bekenntniß und die Entdeckung seiner übrigen Mitgesellen erpressen, und dann ihn hinrichten lassen zu wollen. Auch der Burgemeister war mit dieser Maaßregel einverstanden; denn auch sein Leben war ja von der Entdeckung des Verbrechers abhängig; und selbst die Bürgerschaft unterdrückte immer mehr und mehr die Stimme des Mitleids und der Rechtfertigung: denn man verlangte endlich, daß ein Opfer fallen solle, und selbst die Witwe des erschlagenen Kaufmanns drohte, sich an den Kaiser zu wenden, insofern man hier nicht das strengste Recht handhaben werde.

Judith lag noch auf den Knieen; sie hatte ihr schönes Gesicht bis zur Erde gebeugt, und

benetzte die Füße des Hauptmanns mit ihren Thränen; da ſagte der Alte zu ihr: „ſteh auf, Mädchen, und mache mir das Herz nicht weich! geh lieber zu Deinem verruchten Bräutigam, und bringe ihn mit Deinen Schmeichelworten zum Geſtändniß ſeiner Schandthaten. Gelingt Dir dies, ſo verſprech ich Dir eine hohe Belohnung, Du erſparſt dem Menſchen die Qual der Tortur, und vielleicht erlaub ich Dir, bei unſerm Kaiſer und Herrn, für ihn um Gnade zu bitten.!“

Judith wankte, ihrer kaum ſelbſt mächtig, zum Zimmer hinaus, um zu Rabner in das Gefängniß zu eilen; da begegnete ihr draußen der rothe Jobſt. „Siehſt Du wohl! Judith!“ ſagte er, indem er ſie bei der Hand nahm: „Das ſind die Folgen, wenn man ſolche hinterliſtige Duckmäuſer, ehrlichen, frohen Leuten vorzieht! Wie lange habe ich nicht ſchon um Dich geworben? Du könnteſt ſchon längſt die junge Frau Kaſtellanin hier auf dem Schloſſe ſeyn. Aber Du haſt Dich an den Rabner gehangen, den jetzt die Raben freſſen werden!“

„O, laß mich!“ ſagte Judith weinend: „laß mich den ſchweren letzten Gang thun, und ſpotte nicht über mein Unglück!“

„Ich meine es gut!“ fuhr Jobst fort, und hielt das Mädchen zurück: „Mache Dir nicht mehr viel mit dem Menschen zu schaffen, Du rennst sonst in Dein eignes Unglück, wirst vielleicht noch als Mitschuldige betrachtet, und es geht Dir auch wohl noch ans Leben. Bleib lieber hier bei meinen Eltern und in meinem Schutze, in der Stadt wird man gewiß schon mit Fingern auf Dich zeigen; warte hier die Sache ab, ich werde Dich nicht verlassen!“

„Nein!“ rief Judith: „Lieber will ich mit ihm sterben, als mit Dir leben!“ und mit diesen Worten riß sie sich von ihm los, und eilte nach dem Gefängnisse hin. Auf einen Zettel von des Hauptmanns Hand, den sie dem Stadtfrohn vorzeigte, wurde Judith zu dem Gefangenen gelassen. Rabner saß still und in sich versunken, und traute seinen Augen kaum, als er seine Judith herein treten sah. Er breitete ihr die Arme mit Sehnsucht entgegen; sie aber blieb vor ihm stehen, betrachtete ihn lange, mit schwimmenden Augen, und sagte endlich: „Ich komme nicht, um Dich zu trösten, sondern um eine sehr ernste Frage an Dich zu thun! Erinnere Dich der Stunde, wo Du mich so treuherzig frugst, ob ich Dich lieb hätte

und Deine Braut werden wollte? da gab ich Dir ohne allen Rückhalt, und wie ich's vor Gott mir längſt geſtanden hatte, die kurze Antwort: Ja, ich will die Deine ſeyn! Sieh, eben ſo ſteh ich auch jetzt hier, und frage Dich nun eben ſo treuherzig, wenn auch mit viel bangerer Seele: haſt Du jene Verbrechen wirklich begangen? und biſt Du wirklich der furchtbare Räuberhauptmann?"

„Die Frage kommt nicht aus Deiner Seele!" antwortete Rabner: „denn Du kannſt mich nicht für ſchuldig halten, ſonſt hätteſt Du mich nie geliebt!"

„Sie kommt auch nicht aus mir, wohl aber hat mich der kaiſerliche Hauptmann her geſendet, ich ſoll Dich bitten und beſchwören, Dein Verbrechen zu bekennen, und Deine Mitſchuldigen zu entdecken; er will mir auch, wenn Du es thuſt, erlauben, Gnade für Dich bei dem Kaiſer zu erflehen; wenn Du aber nicht bekennſt, ſollſt Du gefoltert, und dann doch zum Tode geführt werden!"

„Nun, ſo laß mich denn hin führen!" erwiederte Rabner: „ich habe nichts zu bekennen, denn ich bin mir nichts bewußt. Weder vor dem Tode, noch vor der Folter ſcheu ich mich!

Gott wird mir nicht mehr auflegen, als ich ertragen kann; aber empört bin ich, daß man mir dergleichen Verbrechen zutrauen will, und daß man nicht weiter nachforscht, wie jene schauderhaften Kennzeichen des Räubers in meine stille Schlafkammer gekommen sind!“

„Weißt Du denn nichts davon?“ fragte Judith.“

„Nein! so wahr Gott über mir lebt, ich weiß es nicht! ich bin unschuldig!“

Da schloß ihn Judith in ihre Arme, und versprach das Aeußerste für ihn zu wagen; denn sie zweifelte nun nicht länger an seiner Unschuld, und fühlte, sie müsse ihn retten oder mit ihm sterben!

Aber der östreichische Hauptmann war mit der Antwort, die ihm Judith brachte, sehr übel zufrieden, und befahl auf der Stelle, daß der Gefangene morgen auf die Folter gespannt, und daß zugleich alles zur Hinrichtung bereit gemacht werden sollte: denn er beabsichtigte den Verstockten einen qualvollen Tod sterben zu lassen.

Judith war außer Fassung. Ihr Herz zitterte krampfhaft bei dem Gedanken an die Qualen ihres Geliebten, und in der treuen Absicht,

auch das schreckliche Schicksal mit ihm zu theilen, stieg in ihr der Gedanke auf, sich geradezu für seine Mitschuldige zu erklären, und so mit ihm zu sterben. Sie ging noch einmal nach dem Gefängnisse zu, um ihrem Verlobten diesen Entschluß zu offenbaren; allein der Stadtfrohn wies sie ab; denn der Hauptmann hatte jeden Besuch bei dem Gefangnen von jetzt an untersagt. Judith versuchte durch Bitten und Thränen den alten Frohn, der ihr sonst als ein guter Mann bekannt war, zu rühren; allein der Alte sagte: „gieb Dir keine Mühe, Kind! umsonst ist der Tod. Mir wär es recht, wenn der Rabner meinetwegen aus dem Gefängnisse entkäme, denn er thut mir selber Leid und ich glaube nicht, daß man ihm wird etwas abfoltern können; aber wie gesagt: umsonst ist der Tod! und die Braut eines wohlhabenden Tischlermeisters, wird für ihren Geliebten schon etwas Tüchtiges zu opfern im Stande seyn!“

Judith verstand diese Worte zwar wohl, aber die Arme hatte ja selbst nicht einen Groschen, den sie dem Frohn hätte bieten können. Das Haus ihres Verlobten war mit Wachen besetzt, die alte Mutter desselben auch bereits verhaftet, wo sollte sie irgend etwas herneh-

men, um den Stadtfrohn günstig zu stimmen, an wem sollte sie sich wenden, da sich jeder von der Braut des berüchtigten schwarzen Peters scheu abwendete? Sie rannte in ihrer Angst noch einmal nach dem Schlosse, um von dem Hauptmann noch einmal eine Unterredung mit Rabner zu erbitten; denn sie dachte, daß ihr dieser vielleicht eine Summe Geldes würde nachweisen können, die sie im Stillen erheben, und zu seiner Rettung anwenden möchte; und trat so in die Wachstube, die man, seit der Hauptmann vom schwarzen Peter selbst besucht worden war, in das Schloß verlegt hatte, und bat, sie bei dem Hauptmann zu melden; sie mußte aber ihre Bitte öfter wiederholen: denn der kaiserliche Wachmeister war hier mit dem alten Schloßvoigt und einigen Bürgern, die sich aus der Stadt eingefunden hatten, im Würfelspiel begriffen, und hatte seinen bedeutenden Gewinn in mehreren Beuteln vor sich liegen. Endlich würdigte er das Mädchen eines Blickes: „Ach, die Räuberbraut!“ rief er höhnisch aus: „die müssen wir dem Hauptmann schon melden, denn sie hat vielleicht über ihren Herzallerliebsten Geständnisse abzulegen; aber gedulden mußt Du Dich bis das Spiel beendet ist,

denn Galgen und Rad kommen noch Zeit genug an die Reihe!

Judith lehnte ſich ſchweigend an die Säule, die mitten im Zimmer ſtand und das Gebälk ſtützte, und blickte wehmuthsvoll auf das Spiel, und auf die vollen Beutel des Wachmeiſters, von denen einer vielleicht die Rettung und Flucht ihres Geliebten begünſtigt hätte. Endlich und nachdem der Wachmeiſter alles baare Geld gewonnen, ſchickte er den Schloßvoigt zum Hauptmann, um bei ihm die Räuberbraut anzumelden; während deſſen aber wendete der Wachmeiſter ſchonungslos das Geſpräch auf die nahe Hinrichtung Rabners, und es gab die Gelegenheit, daß die anweſenden Bürger furchtbare Spukgeſchichten erzählten, die bei dem Hochgerichte des Städtchens vorgefallen ſeyn ſollten.

„Ja!“ hob der eine Bürger an: „jetzt wird der Teufel gewiß ſein Spiel dort treiben, denn alle Mal, wenn aufs Neue ein armer Sünder abgethan werden ſoll, iſt in den Nächten vorher ein großer Lärmen an dem Rabenſtein und Galgen; es heißt nehmlich: der zuletzt abgethane Sünder richte den Neuankommenden das Quartier ein, und mache ihm die

luftigen Stuben zurecht. Nun iſt vor zwei Jahren ein Menſch gehangen worden, der ein Spion ſeyn ſollte, das ausgetrocknete Gerippe hängt noch ſtückweiſe am Galgen, der wird nun genug zu thun haben, wenn er den mit Gras bewachſenen Rabenſtein reinigen und fegen ſoll. Der Scharfrichter muß jedes Mal zwei Tage vor der Hinrichtung bei Sonnenuntergang an den Richtberg hingehen, und die Execution mit lauter Stimme anmelden, ſonſt findet er nichts in Bereitſchaft, und muß wohl gar gewärtig ſeyn, daß ihm bei der Hinrichtung ein Poſſen geſchieht, oder daß der arme Sünder nicht erſterben kann.“

Ein anderer Bürger nahm wieder das Wort, und führte Beiſpiele an, wo ein junger Scharfrichter, der daran nicht glauben wollen, und, weil er in ſeiner Kunſt ſehr ſicher geweſen ſey, die Anmeldung unterlaſſen habe, mit einer Hinrichtung nicht habe fertig werden können; denn erſt ſey der Strick geriſſen, an welchem er den armen Sünder habe aufhängen wollen, und dann als er ihn zum zweiten Male herauf geführt, ſey die Leiter gebrochen, der arme Sünder ſey auf und davon gelaufen, und das Volk habe den Scharfrichter geſteinigt. — —

„Unſer Meiſter wird das nicht verſäumen!“ ſetzte ein dritter Bürger hinzu: „das iſt ein vorſichtiger Mann, und mit allem wohl bekannt; ja er hat mir ſelbſt verſichert, daß, als er einſtmals nach geſchehener Anmeldung, am Morgen der Hinrichtung ſelbſt habe nachſehen wollen, ob die Richtſtätte in Ordnung ſey, er deutlich bemerkt habe, wie der zuletzt Hingerichtete, in ſeiner zeriſſenen armen Sünderkleidung, auf dem Rabenſtein bis kurz vor Sonnenaufgang immer noch geſchnüffelt habe!“

Andere Bürger wollten dies in Zweifel ziehen, aber der Wachmeiſter gab den Erzählern recht, und verfehlte nicht, auch aus ſeiner Erfahrung mehrere gräuliche Geſchichten dieſer Art zu berichten.

Während dem kam der Schloßvoigt zurück, und brachte die beſtimmte Erklärung, daß der Hauptmann das Mädchen nicht mehr ſprechen wolle, ſondern, daß nunmehr mit dem morgenden Tage die Tortur beginnen, und Tags darauf die Hinrichtung erfolgen werde. Judith blieb wie vernichtet ſtehen, die Füße verſagten ihr den Dienſt; denn wo ſollte ſie nun Rettung ſuchen und finden? Die luſtigen Zechbrüder aber achteten nicht auf die Unglückliche, und

fuhren in ihrer Unterhaltung fort, indem ſie zuletzt leichtſinnig die Frage aufwarfen: ob wohl jemand den Muth beſitzen möchte, nach dem Hochgerichte zu gehen, um noch in heutiger Mitternacht, die bevorſtehende Hinrichtung anzumelden, und zum Zeugniß, daß er dort geweſen, einen Span aus den Galgen zu ſchneiden und mit zu bringen?

„Es thut es keiner!“ rief der Wachmeiſter: „denn ſolches Zeug am Galgen und Rabenſtein iſt ſchlimmer, als der Schwede und der Torſtenſohn! ich ſetze dieſen Beutel Geld zur Wette, es thut es keiner!“

Alle ſchwiegen, denn es fuhr ihnen ein kaltes Grauſen durch die Glieder. Endlich aber trat Judith auf den Tiſch zu, die Wangen waren bleich wie die Wand, die Augen aber funkelten wie Feuer, und erbot ſich, das Wageſtück zu beſtehen, inſofern der Wachmeiſter ſein Wort halten wolle! —

„Mädchen!“ rief der Wachmeiſter: „Du wirſt doch nicht des Henkers ſeyn, und den eignen Bräutigam am Galgen anmelden wollen? bei Gott das biſt Du nicht im Stande!“

Judith aber beharrte darauf, ſie erbot ſich, da es ſchon ſpät in der Nacht war, ſofort nach

dem Hochgerichte zu gehen, welches außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe lag, und bat nur, daß man ihr ein Meſſer mitgeben möchte, womit ſie den Span aus dem Galgen ſchneiden könnte. Der Wachmeiſter riß das ſeinige aus dem Gürtel, gab es ihr, und Judith eilte in die Nacht hinaus.

Es war eine finſtre, ſtürmiſche Nacht, in der wohl wenige den Muth gehabt haben würden, einen ſolchen Gang zu thun; aber ein reines Herz, das ſich keiner Schuld bewußt iſt, und ein andres eben ſo ſchuldloſes Leben retten will, und eine Liebe, die nicht an ſich denkt, ſondern zu jedem Opfer für das geliebte Weſen bereit iſt, ſind erhaben über alle Furcht, und unterdrücken ſelbſt das faſt unbeſiegbare Graun vor übernatürlichen Gegenſtänden. Judith ging raſchen Schrittes aus dem Thore hinaus und der Richtſtatt zu; unter ihrem Mantel hielt ſie das große Meſſer verborgen, und indem ſie nur an die Rettung ihres Geliebten dachte, beſiegte ſie alle Furcht, die früher ſonſt wohl in mancher gräßlichen Geſtalt in ihr aufgeſtiegen wäre. Endlich ſah ſie das ſchwarze Hochgericht vor ſich liegen. Das eben untergehende Viertel des Mondes warf durch eine Wolkenſpalte

einen matten Schimmer darauf, und zeigte seine Gestalt noch furchtbarer, der runde hoch aufgemauerte Rabenstein, auf dem die Verbrecher enthauptet oder gerädert wurden, und der hohe Galgen mit seinen drei Säulen, an dem die Gebeine eines Gehangenen noch in der Luft schwebten und klapperten, standen in dunkeln Umrissen vor ihr, und gaben ein grauenhaftes Bild. Sie dachte an die Erzählungen, die sie in der Wachstube gehört hatte, und da eben in der Stadt die Uhr die Mitternachtstunde schlug, so fiel ihr ein, daß nach jener Sage der zuletzt Hingerichtete jetzt den Rabenstein reinigen solle. Im Innern erzitternd erreichte sie endlich die furchtbare Stelle, und war eben im Begriff mit bebender Hand einen Span aus dem Galgen zu schneiden, als sie plötzlich fernes Pferdegetrappel vernahm, was sich rasch dem Hochgerichte näherte. Judith verbarg sich in einer Nische des Rabensteins, und sah von dort, wie mehrere Reiter gesprengt kamen, ihre Pferde am Galgen anbanden, und von dem einen derselben einen Mann herabrissen, der bereits geknebelt war. Sie sah eine große männliche Gestalt, ebenfalls durch eine schwarze Maske unkenntlich gemacht, die sich bald als den An-

führer des Truppes zeigte, und auf deren Anordnung der geknebelte Mann ermordet werden sollte. Der Unglückliche rang die Hände, und flehte um sein Leben, aber der schwarze Mann stieß ihm unerbittlich ein großes Messer mehrere ale in die Brust, ließ dann aus dem Pflaster des Rabensteins zwei große Quadersteine ausheben, und die Leiche in das unterirdische unbekannte Gewölbe hinabstoßen. Hierauf machte man sich daran, die Mantelsäcke des Ermordeten vom Pferde abzuschnallen und zu öffnen; man riß sie hastig auf, schüttete Geld und Kleidungsstücke heraus, und theilte alles in gieriger Hast auf einem Rasenplatze vor dem Galgen. Der schwarz verlarvte Mann hatte sein blutiges Messer indeß in eine der Säulen des Galgens eingestochen, und auf nichts weiter achtend, beschäftigte er sich nur mit der Theilung des Raubes. Judith, welche die furchtbare Scene dicht vor sich hatte ereignen sehen, war von Grauen und Entsetzen erfüllt; aber die größere Gewißheit, daß ihr Verlobter unschuldig sey, und der schwarze Peter jetzt erst vor ihr stehe, gab ihr hohen Muth, und sie begriff wohl, daß der jetzige Augenblick, oder keiner, die Rettung herbeiführen müsse. Sie

Sie durfte nur ein paar Schritte aus ihrem Versteck sich hervor wagen, so konnte sie das blutige Messer aus der Säule des Galgens erreichen, und es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele, es unvermerkt mit dem ihrigen zu vertauschen. Sie vollbrachte dies glücklich, zog das blutige Messer aus der Spalte, steckte das ihrige von fast gleicher Form und Größe wieder hinein, und zog sich in ihren Schlupfwinkel unbemerkt zurück. Bald darauf waren die Räuber mit der Theilung fertig; der schwarze Peter zog unbefangen das Messer aus der Spalte und steckte es in seinen Gurt, setzte sich mit den übrigen dann zu Pferde und sprengte auf und davon. Judith aber schnitt rasch einen Spahn aus dem Galgen, und flog mit ihm und dem blutigen Messer der Stadt zu.

Es schlug eben ein Uhr auf dem Kirchthurme, als sie wieder in die Wachstube trat. Der Schloßvoigt und die Bürger waren zu Bette gegangen, und der Wachmeister mit seinen Soldaten nur noch zugegen. Er fuhr aus dem Schlaf empor, als Judith eintrat, und rief ihr entgegen:

„Mädchen! Du wirst doch nicht des Geiers

geweſen ſeyn, und den Galgenſpahn wirklich geholt haben?“

„Ja, das hab ich, Herr Wachmeiſter!“ antwortete Judith, und legte den Spahn vor ihm hin. „Aber ich bringe Euch mehr, fuhr ſie fort, denn Gott hat mich zum Zeugen für die Unſchuld auserſehen! und hiermit reichte ſie ihm das blutige Meſſer, und erzählte ihm die ganze furchtbare Geſchichte, die ſie eben erlebt hatte.

Der Wachmeiſter betrachtete das Meſſer aufmerkſam, und ſagte nachſinnend: „Mir iſt, als ſollte ich das Meſſer kennen, und als hätte ich es bei dem rothen Jobſt geſehen. Verhalte Dich ruhig hier, meine Tochter, bis der Tag anbricht, und ich Dich zum Hauptmann führen kann, denn die Sache iſt wichtig, und muß ſchnell unterſucht werden!“ Und hiermit wies er ihr einen Stuhl in einer finſtern Ecke des Zimmers an, auf dem ſie einſtweilen ausruhen ſollte.

Kaum, daß ſich Judith dorthin zurück gezogen hatte, trat der rothe Jobſt ein, ſetzte ein paar Flaſchen Wein auf den Tiſch, und ſagte zum Wachmeiſter: „Kamerad, der Vater iſt zu Bette gegangen, und hat mich ge-

weilt, denn es muß Dir doch einer von uns Gesellschaft leisten. Mitternacht ist vorüber, und da bringe ich denn ein paar Flaschen zum Morgentrunk!“ Er setzte sich an den Tisch, und schenkte ein; der Wachmeister aber heftete seine funkelnden Blicke auf den Gurt, den Jobst um seinen Leib trug, denn er sah sein Messer in demselben stecken.

„Wir haben wohl unsere Messer gestern verwechselt?“ sagte der Wachmeister ganz gelassen; „ich habe das Deine hier Jobst, und wenn ich mich nicht irre, trägst Du das meine dort?“

„Ja wahrlich!“ erwiederte Jobst befremdet, „die Messer sind vertauscht, aber ich weiß nicht, wie dies zugegangen seyn sollte!“

„Es ist gestern Mittag geschehen, als wir mit unsern Messern den Flaschen die Hälse abschlugen!“ meinte der Wachmeister. „Da, nimm das Deine, und gieb mir das Meine zurück!“ Jobst stand auf, zog das Messer schweigend aus dem Gurte, tunkte es dann in einen Krug mit Wasser, und trocknete es hierauf sorgfältig mit seinem Taschentuche wieder ab.

„Du brauchst mir das Messer nicht erst zu reinigen!“ sagte der Wachmeister, indem er

aufſtand und ihm näher trat: „Denn an meinem Meſſer klebt kein Blut, aber an dem Deinigen hier, iſt noch die heutige Schlachterei am Galgen zu erkennen!“ Mit dieſen Worten, faßte er den Jobſt bei der Bruſt, die übrigen Soldaten ſprangen auf einen Wink des Wachmeiſters auch herbei, übermannten ihn, und zogen, nachdem ſie ihn allenthalben unterſucht, eine ſchwarze Perücke ihm aus den Buſen. —

Der Hauptmann wurde ſogleich geweckt, und der Vorfall ihm gemeldet. Er ließ hierauf auch den alten Schloßvoigt ſogleich verhaften, und das Schloß in allen ſeinen verborgenſten Gemächern und Kellern unterſuchen, und fand zum allgemeinen Erſtaunen hier alle die geraubten Sachen aufgehäuft, und das kaiſerliche Schloß zur Diebeshöhle entweiht. Die ſtrengſte Unterſuchung ergab endlich, daß Jobſt der furchtbare ſchwarze Peter, und ſein Vater, der ehemalige Mörder Wallenſteins, der Hehler ſeiner Verbrechen war. Jobſt hatte, um den Verdacht von ſich abzuwälzen, und den läſtigen Bräutigam der ſchönen Judith aus dem Wege zu ſchaffen, jene Perücke und Maske in Nabners Haus zu bringen gewußt; aber der Muth eines ſchuldloſen Herzens, hatte den Ge-

liebten gerettet und das Laster entlarvt. Furchtbare Verbrechen kamen jetzt an das Tageslicht, das verborgne Gewölbe am Rabenstein enthielt eine Menge Körper der Ermordeten, aber es wurde das Hochgericht auch mit dem Blute der Verbrecher getränkt, denn der Hauptmann ließ auf Befehl des Kaisers den rothen Jobst nebst seinem Vater und allen seinen Spießgesellen auf das Grausamste hinrichten. Judith aber wurde vom Kaiser reichlich beschenkt, sie ward die glückliche Gattin ihres Rabners, den der Kaiser zum Schloßvoigt machte, und ward allenthalben, als das Beispiel einer wahrhaft treuen muthvollen Liebe bewundert.

Der

Zigeuner-Bube.

Ein Drama in zwei Akten.

Personen.

Generalin von **Brunert**, eine Wittwe.
Capitain **Gorgon**.
Die Zigeuner-Großmutter.
Vary, der Zigeuner-Bube, ihr Enkel.
Triller, ein Köhler.
Der **Krücken-Wiebler**, ein Wildbiet.
Schmul, ein Jude.
Frau **Gänsewein**, Gastwirthin.
Gretchen, ihre Tochter.
Ein Bettler.
Eine Ordonnanz.
Mehrere Soldaten.

Der Schauplatz ist in einer Waldschenke.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Die Schenkstube in der Waldschenke. Um einen Tisch sitzen: die Ziegeuner-Großmutter, der reiche Triller, der Krauten-Wiebler, und Frau Ganserwein.)

Die Ziegeuner-Großmutter (erzählend.)

Und wie ich Euch gesagt hab, nicht bin ich gebohren in diesem Lande, sondern weit, weit von hier, in der schönen Aegyptia. Da ist es viel besser, denn hier; da wandelt der Nil-Strom alle Jahre über das Land hin, und Fruchtbarkeit und Reichthum gehen hinter ihm her und tragen ihm das dunkelblaue Schleppkleid. Da stehen die großen Bergehohen Pyramiden und erzählen uns Wunder-Mährchen aus der alten vergangenen Zeit; da sitzen die riesigen Steinbilder der alten Gottheiten immer noch, und schauen unablässig nach Osten, und singen der aufsteigenden Sonne ihr Morgenlied ent-

gegen, andächtiger vielleicht aus der steinernen Brust, als Ihr aus dem Herzen von Fleisch und Blut.

Krücken-Wiebler.

Weshalb bist Du denn nicht in dem schönen Lande dort geblieben? Du alte steinerne Seele!

Die Großmutter.

Ich bin eine Königstochter, und sie haben mich und mein Volk daraus vertrieben; alles haben sie uns genommen, nur das unsichtbare Reich haben wir behalten.

Der Köhler Triller.

Die Königstochter habe ich Dir gleich angesehen, alte Prinzessin! Du könntest mich in Deine Dienste nehmen, denn ich passe schon wegen der ähnlichen Farbe zu Deinem Hofstaat, Du bist braun wie ein Marder, und ich bin schwarz wie eine Katze!

(Sie lachen.)

Großmutter.

Immer lacht nur, denn Ihr wißt nicht, wie bald Ihr weinen müßt!

Frau Gänsewein.

Ganz recht! laßt sie lachen, das Heulen kann ich in meiner Schenke so nicht vertragen. Aber Herzens-Mütterchen, nehmt mein Wort

nicht für ungut, mit der Königstochter iſt es wohl nicht ſo recht richtig, und wo liegt denn Euer Reich, daß man nicht ſehen kann? —

Die Großmutter.

Ich brauch Euch meinen Stammbaum nicht vorzulegen; wenn auch mein Volk jetzt zerſtreut leben muß, es hat dennoch ſeine Könige und Fürſten, unter welchen der Name der alten Großmutter Babekan mit Ehrfurcht ausgeſprochen wird. Unſer Reich aber, das liegt in der Wiſſenſchaft, die Niemand außer uns verſteht.

Krücken-Wiebler.

Du meinſt wohl das Ratten und Mäuſefangen, Mamachen? —

Die Großmutter.

Die Jagd auf ſolches Ungeziefer iſt rühmlicher und beſſer, als die Wilddieberei, und die Krücke, die man vor Alter trägt, iſt ehrbarer, als die Krücke womit der Wild-Dieb das zerſchoßne Bein erſetzen muß.

Frau Gänsewein.

Recht ſo, Großmutter! der Wiebler hat es verdient, es iſt ihm recht geſchehen, daß Ihr's ihm derb gegeben habt.

Krücken-Wiebler.

Warte nur, alte Hexe, ich will Dir's gedenken.

Triller.

Na! nur weiter! Ihr seid also eine Königstochter?

Die Großmutter.

Ja, das bin ich, mein Volk erkennt mich dafür, und wenn ich sterbe, dürfen sie mich nicht hier in die Erde betten, sondern sie setzen mir dann eine Krone aufs Haupt, und legen mich tief eingehüllt auf die Wogen eines schnellen Stromes; der trägt mich dann fort in das alte Meer, und das Meer trägt mich nach Aegypten zu den Gräbern der Könige, und dort nehmen mich die Mumien der verflossenen Jahrtausende als Schlafgenossin bei sich auf.

Krücken-Wiebler.

Glückliche Reise und gutes Wetter auf den Weg! Aber von Eurer Wissenschaft müßt Ihr uns doch eine Probe geben! Hier ist meine flache Hand, schaut hinein, und sagt mir einmal daraus wahr.

Die Großmutter.

In Deiner Hand möcht viel zu lesen stehen, aber ich vermag es jetzt nicht zu erkennen, denn

ich habe Angſt um meinen Buben. Zwei Tage ſchon iſt er fort nach der Stadt, wo der Feind ſein Weſen treibt; ohne Führer und allein dreht er ſich unter den fremden Menſchen herum, und ich muß hier ſitzen und mich ängſtigen um mein Kind, und wenn dem Menſchen in der Gegenwart bange iſt, vermag er von der Zukunft nicht zu ſprechen.

Krücken-Wiebler.

Beruhige Dich, Alte! Dein Junge wird ſich nicht verlieren! Unkraut verdirbt nicht, und was gehangen werden ſoll, kommt nicht im Waſſer um.

Die Großmutter.

Wenn Du mein Bübli recht kennteſt, würdeſt Du beſſer von ihm denken, als von Dir ſelbſt. Auf dem Gebirge hab ich ihn erzogen in der friſchen freien Gottes-Natur; dort bin ich mit ihm gewandelt, wo an den Bergen die Wolken ziehen, hab ihn gelehrt auf der Gemsjagd den Stutzen führen, und die Kräuter kennen mit ihren geheimen Kräften, und anmuthig zur Zither ſingen daheim, und habe von dort oben hinab ihm die unſichtbaren Wege gezeigt, welche die Zukunft des Menſchen wandelt. So iſt er bei mir aufgewachſen, denn

Vater und Mutter ſind längſt geſtorben, und jetzt, da auch ich alt und ſchwach geworden bin, ſind wir hinabgeſtiegen in die wärmern Thäler, wie die alte Geis mit ihren Jungen, wenn der Winter kommt. —

Frau Gänſewein.

Die Großmutter hat recht! Der Bube iſt ſchmuck und gut, und mein Gretchen ſitzt ſchon den ganzen Tag heut vor der Thür und ſchaut nach ihm aus; wir haben ihn alle liebgewonnen.

Zweiter Auftritt.

(Die Vorigen. Margarethe, bald darauf ein Bettler.)

Die Großmutter.

Nun, Gretchen, kommt mein Vary? Kommt er?

Gretchen.

Nein, der Vary kommt leider, immer noch nicht! aber draußen iſt ein Bettler, matt und verhungert, er bittet um eine Erquickung, und traut ſich doch nicht ins Haus, denn er hat kein Geld.

Frau Gänſewein.

Wenn er nicht zahlen kann, mag er ſeiner Wege gehen; mein Haus iſt keine Bettlerherberge.

Gretchen.

Aber, liebe Mutter — —

Die Großmutter.

Wenn Euer Haus auch keine Bettlerherberge iſt, ſo iſt es doch eine Schenke, und in einer Schenke ſoll man nicht blos die Gläſer voll ſchenken, ſondern auch dem Armen etwas ſchenken wollen.

Triller.

Wohlgeſprochen, Großmutter, und da meine Pathe, Gretchen, für ihn bittet, ſo legen wir alle hier ein Paar Dreier zuſammen, trinken einen Schnaps weniger, und rufen den Bettler herein.

Gretchen.

Darf ich, Mutterchen!

Frau Gänſewein.

Wer könnte dem Herrn Gevatter etwas abſchlagen; — ſobald er die Zeche übernimmt. —

(Triller zieht ſeinen kleinen Geldbeutel aus der Taſche und legt ihn auf den Tiſch, während Gretchen den Bettler hereinführt.)

Frau Gänſewein.

Na, komm Er nur herein, mein Freund!

Gretchen.

Und ſetz Er ſich hier an den Tiſch, ich werde ſogleich für ihn ſorgen, denn die Mutter giebts gerne.

Frau Gänſewein.

Nun ja! Ein Paar Löffel warme Suppe und ein Stück Brod werden ſich finden. Hat man aber auch einen Paß, Männchen? Es ſind jetzt ſtrenge Befehle wegen der Päſſe ergangen; denn ſeit dem verwünſchten Krieggeführe hat ſich das herumlaufende Geſindel vermehrt, wie die Ameiſen.

Bettler.

Ich habe einen Paß, hier iſt er!

Frau Gänſewein (ihn leſend).

„Schuhmacher-Geſelle Gottlieb Wurks“ — Der Paß iſt gut, ſetz Er ſich nieder.

Gretchen.

Und trink er hier einmal.

Triller.

Wir ſind wohl auf der Wanderſchaft, Mucje Wurks?

Bettler.

Ja, auf der Wanderſchaft.

Krücken-Wiebler.

Nun da erzähle man uns doch etwas Neues vom Kriegs-Schauplatz. Wo ſtehen jetzt die Unſrigen? Haben ſie wieder Klopfe gekriegt? Was macht der Feind, wie benimmt er ſich in den Lägern und Kantonirungen? iſt er viel?

trinkt er viel? fehlt es etwa an frischem Wildbraten? — ich könnte aushelfen.

Bettler.

Ich weiß davon nichts zu sagen, denn ich habe allenthalben den Kriegsschauplatz zu vermeiden gesucht.

Triller.

So! so! — Man verkehrt wohl nicht eben gerne mit dem Militair? hat sich wohl so abseits herumgedrückt, um nur nicht Soldat zu zu werden? — Wie?

Bettler.

Bisher freilich wohl, jetzt aber will ich zum Heere meines Königs eilen, und dort eintreten und mitkämpfen.

Triller.

Das ist recht! Die Schuhmacherei mag wohl überdieß nicht recht geschmeckt haben, denn nach den weißen Händen zu urtheilen, ist der Pechdraht etwas lange außer Acht gelassen worden.

Bettler.

In diesen Kriegszeiten findet man ja bei keinem Meister Arbeit, drum muß man sich leider, wie ein Bettler zeigen. Könnt Ihr mir aber nicht einen Weg zeigen, um unbemerkt durch die feindlichen Vorposten zu kommen?

Krücken-Wiebler.

Das wird schwer halten; es ist Alles scharf besetzt, und der Feind rekrutirt im Lande. Seyd doch kein Narr, Musje Wurks, und nehmt hier Kriegsdienste! Die fremden Truppen geben reichliches Handgeld, und zahlen besser als unser König. Ich könnte Euch dazu verhelfen.

Triller.

Schäme dich, Wiebler! Wahrhaftig, ich hätte Lust dich krumm und lahm zu schlagen, wenn du es nicht schon wärest.

Krücken-Wiebler.

Ei was! Wer mich gut bezahlt, der hat mich! Mein Wahlspruch heißt:

Ist nur die Münze gut geprägt,
Gilt mir es gleich, welch Bild sie trägt!

Frau Gänsewein.

Das ist der rechte Vogel; den kenn' ich schon; der frißt von allen Beeren, und hat doch, wie der Kuckuk, nirgends sein Nest.

Gretchen.

Horcht! der Hund blafft! Es pfeift ihm jemand zu! Das ist der Zigeunerbube!

(Sie springt nach der Thür zu, und öffnet sie.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, der Zigeunerbube, der Jude Schmul

Die Großmutter.

Bist du da, mein Mary! Mein süßes Herzensbübli, bist du endlich wieder da?

Zigeunerbube.

Ja, Großmutterl, i bin wieder do, hab auch gut Geschäften gemacht, und älles mitbracht, was du mir hättst anbefohlen.

Die Großmutter.

Und wir dürfen ins Städtel 'nein, und unser Gewerb drinn treiben?

Zigeunerbube.

Freili! freili! den fremde Herren Soldaten hab i wahrgesagt aus d'blanke Patsch-Hand, und hab mein Liedli zur Zither gesungen, und das war gut, und der Oberst und Fürnehmst' von Alle, der Marschall, hätt mi nit wollen fortlassen, bis i hab gesagt, i wollt' mein liebst Großmutterl holen.

Großmutter

Und da ließ er Di gehn? Du sollst mi holen?

Zigeunerbube.

Ei gewiß, und morgen früh geht's dem Städtel zu!

Großmutter.

Haſt auch etwas erworben und geſchafft?

Zigeunerbube.

Mei Geldſäckli iſt voll. Die große Herrn dort hatten zu viel Geld, und waren fröhli, daß ſie mir a Bisl' davon gebe konnte.

Großmutter.

Du biſt ein Glückskind! Setze Dich zu mir, mein Bübli, und ruhe Dich aus, es iſt ſchon ſpät.

Krücken-Wiebler.

Solch Bettel-Volk erwirbt mit ſeinen Schnurrpfeifereien ganze Hände voll Geld, während ein ehrlicher Kerl oft keinen Dreier in der Taſche hat, um ſich einmal ein Glas Schnaps kaufen zu können!

(Während dieſes Geſprächs hat die Wirthin den Paß des Juden geleſen, und dieſer auch am Tiſche Platz genommen. Krücken-Wiebler fährt fort:)

Wenn ich der Landesherr wäre, ich ließe Zigeuner und Juden alle 4 Wochen, wie die Pflaumenbäume ſchütteln, daß ihnen die blanken, reifen Pflaumen aus der Taſchen fallen ſollten.

Schmul.

Hören Se, verzeihn Se, und wenn ich geweſen wäre der Landesherr, ſo würd ich doch ſagen: Meine werthen ehrlichen Herrn, ſeyn Se von der Gütigkeit, und ſtaihn Se uf hinter de Schenktiſche, und helfen Se ufleſen de Pflaumen, die für jedem Fleißigen uf Gottes Erde wachſen.

Krücken-Wiebler.

Jude, du haſt gut Reden; zeige mir reife Früchte, die ich aufleſen, und eine Gelegenheit, wo man als redlicher Kerl etwas verdienen kann.

Schmul.

Nu, hat der Herr nich geleſen das Amtsblatt? Hat er nicht gehört von de Geſchichten mit den Aſſeſſer?

Krücken-Wiebler.

Keine Silbe! Erzähle auf der Stelle.

Zigeunerbube.

Ach, Großmutterl, das iſt an traurig Geſchichten, da wird dirs Herzel aufgehn in Gram!

Großmutter.

So laß doch nur hören, geſchwind.

Zigeunerbubz.

Mag der Jude erzählen, i vermags nit, mi iſt zu weh dabei in der Seelen.

Schmul.

Es iſt alſo geweſen, ane Dame, ane reiche, vaurnehme Dame, geheißen de Frau Generalinn von Brünert, ane Wittfrau, und iſt der Herr Liebſte geblieben vor langen Jahren in de grauſame Bataille, hat auch gehobt an Sohn, an klugen Herrn, an geſtedierten Herrn, an Aſſeſſer. Nu iſt der Feind gekümmen, und hätt geſchlogen unſer Leut, und hätt de Kaſſen genommen, und de Regierung, und hätt befohlen, niſcht mehr zu wiſſen von den vorigen Landesherrn. Aber, au wai geſchrieen, der Herr Aſſeſſer hätt es doch gewußt, und hätt es nicht können vergeſſen, und hätt geſchrieben Tag und Nacht, aber nich ver die Feinde, ſondern an den Landesherrn, und hätt an geſchrieben Alles, und wie er de Feinde ſchlogen ſoll, und de Mämä hätt derbei geſeſſen, und hätt die Lichter geputzen und hat en Koffee eingeſchenken.

(Der Bettler ſteht bewegt auf, und ſagt zu Gretchen:)

Bettler.

Mir wird unwohl, mein gutes Kind, willſt

du mir nicht einen Ort zeigen, wo ich ein wenig ſchlafen könnte?

Triller.

Schenkt ihm ein Gläschen ein, er hat noch nichts im Leibe.

Krücken-Wiebler.

Oder kann dergleichen Geſchichten nicht hören.

Gretchen.

Setz Er ſich nur hier in die Ecke auf die Ofenbank, da kann Er ſich erwärmen, und da wirds ihm beſſer werden.

Krücken-Wiebler.

Ruhig! — der Jude erzählt gut; fahre fort, Jude!

Schmul.

Alſo, die Mämä hätt die Lichter geputzen und en Koffee eingeſchenken; Aber die Herrn Feinde ſind doch och geweſen nicht dümm, und hoben Lunde gerochen, und de Briefe ufgefiſcht, und ſind gekümmen zu arretiren den Aſſeſſer, als en Spion.

Krücken-Wiebler.

Nun, da wird es ihm ſchlecht ergangen ſein.

Schmul.

Au wai geſchrieen; ſe haben en doch gewor-

ſen in an Gefängniß, wo iſt Heulen und Zähnklappen geweſen, und hoben gehalten an Kriegsgericht, und hoben gekümmendirt zwölf Soldaten mit zwölf grauſam geladene Flinten, , die hoben geſollt ſchießen den Aſſeſſer taudt, Alle uf einmol.

Triller.

Es iſt doch abſcheulich, daß man als Verbrecher behandelt wird, wenn man ſeinem Landesherrn treu bleibt.

Frau Gänſewein.

Ach, und die arme Mutter! die arme Mutter!

Schmul.

Ja, die Mämä, die iſt gekümmen zu fahren mit zwei ſchaine Pferdge, ane vaurnehme Frau, iſt doch ausgeſtiegen und hat gerütſcht auf de Knien vor die Herren Feinde, hat gejammert und de Hände gerungen wund, und hat gebeten um de Barmherzigkeit willen, und hat geboten ihr ganzes Vermögen; aber es iſt geweſen ümſonſt. De Herren Feinde hoben gehobt Herzen von Marmel-Stein, und Geld genug in der Taſche, und hoben de Mämä in de Kutſche geholfen, und hoben geſagt, Kutſcher fahr zu!

Krücken-Wiebler.

Na, kurz und gut, und der junge Herr? wie ſtehts mit dem? Iſt er ſchon todt?

Schmuk.

Nu, er iſt nicht taudt! In der letzte Nacht und größte Noth, iſt gekümmen an Engel, und hat geöffnet de Pforten des Kerkers, und hat en geführt in de weite Welt; und de Herrn Feinde ſind graulich erzürnt, und erboßt und hoben geſetzt an hohen Preis auf ſeinen Kopf hundert blanke Tholer! Hier ſteits zu leſen, im Amtsblatt.

(er zieht das Amtsblatt aus der Taſche und giebt es dem Krükken Wiebler, der es begierig ergreift und lieſt.)

Der Zigeunerbube.

Großmütterl i hob geſehn die arme Frau, weine, ach ſo weine, wie Du haſt geweint um mi, als i bin geweſen todt krank. Aber der Marſchall hat ſich umkehrt und hat geſprochen: „Bub ſing zur Stelle ein Liedli!“ damit er nit hörte den Jammer.

Die Großmutter.

Und Du haſt geſungen, meine Vary.

Der Zigeunerbube.

Die Ziether hab ich geſchlagen und gereimet und geſunge:

(er ſingt zur Zither.

Ein Mutter kam gegangen,
Sucht ihr verloren Kind,
Dort an dem Felſen-Hange,
Dort wo das Bächli rinnt.

Sie ruft es in der Frühen,
Sie rufts beim Mondesſchein,
Und drückt mit ihren Knien,
Die Bruſt des Felſen ein.

Ein Wolf hält auf der Haiden
Das Kindli tief verwahrt,
Und hätt ſo ſeini Freuden
Am Büebli ſchön und zart.

Da hört er denn das Weinen
Der Mutter Ruf und Bitt',
Da blickt er auf den Kleinen
Und heult am Ende mit.

Und mitten in der Bange,
Nahts erſehnte Glück,
Es kommt der Wolf gegange
Bringts Bibli ihr zurück.

Denn Mutter bangens Weinen
Und Mutter Angſt und Schmerz
Weckt ſelbſt in kalten Steinen
Ein mitempfindend Herz.

Gretchen.

O, Barry! — Und was ſagte der Marſchall? ließ er die arme Mutter noch länger weinen? gab er den Sohn nicht zurück?

Der Zigeunerbube.

Nei! Es kam kein Wolf gegangen, und Menſchenherzen waren härter als Stein.

Krücken-Wiebler.

Wahrhaftig! hier ſtehts mit klaren Worten gedruckt.

Triller.

So lies doch laut und vernehmlich vor!

Frau Gänſewein.

Das Amtsblatt gehört mir, und ich muß vor allen Dingen hören, was darin ſteht; alſo hübſch laut geleſen.

Krücken-Wiebler.

Was ſoll ich's noch wiederholen? der Jude hat's ſchon erzählt, der Aſſeſſor iſt entwiſcht, und es ſind demjenigen 100 Rthl. verſprochen, der ihn wieder einliefert. Das wichtigſte hierbei iſt nun aber der Steckbrief und die Beſchreibung ſeiner Perſon. Das will ich Euch vorleſen (er lieſt). „Der Aſſeſſor Brunert, 28 Jahr alt, war bei ſeiner Entweichung bekleidet mit einem braunen Ueberrock, ſchwarzen Weſte,

grauen Beinkleidern, buntem Halstuche.“ — Ei, was! die Kleidung macht's nicht aus, die wird er wohl bald abgeworfen und mit anderer vertauscht haben, aber die Person, die Person, die kann er nicht verändern, die bleibt die Hauptsache, und das Signalement muß wohl studirt werden, damit man den Vogel genau kennt. Also (er lieſt weiter)

„Mittle Größe, ſchwarzes, lockiges Haar; „freie Stirn; große dunkle Augen u. ſ. w. „u. ſ. w.;“ das iſt auch gewöhnlich. Aber nun aufgepaßt, nun kommen die beſonderen Merkzeichen:

„Vorn eine Zahnlücke und über dem linken „Auge eine Narbe!“ — —

So, ſo! das wäre doch etwas, wäre doch ein kleiner Wegweiſer.

Triller.

Ein ehrlicher Kerl wird auf dieſen Wegweiſer nicht achten.

Krücken-Wiebler.

Auf einem vogelfreien Vogel Jagd zu machen, iſt keine Wilddieberei, iſt befohlen, und wird belohnt.

Triller.

Wer hat den Aſſeſſor für vogelfrei erklärt?

Der Feind hats gethan! Wenn Dir der Feind das Hochwild Deines Landesherrn auch preis giebt, ſo bleibſt Du dennoch ein Wilddieb, wenn Du es ſchießeſt; und wenn Du dem Feinde denjenigen um Geld verräthſt, der ſeinem Landesherrn treu geblieben: ſo biſt Du ein Verräther, ein Schurke, der aufgehangen werden muß.

Krücken-Wiebler.

Soll ich dem Herrn Marſchall, der jene hundert Thaler ausgeſetzt hat, dieſe freundliche Rede hinterbringen?

Triller

Meinetwegen, und kannſt ihn auch dazu ſagen, daß wenn er Niemand hat, der einen ſolchen Schurken aufhängt, ich ihn mit meinem Trill-Baum todtſchlagen will.

Frau-Gänſewein.

Seid ruhig, Kinderchen, und zankt Euch nicht, ſonſt wird Euch das Gläschen Luftwaſſer zu Gift, wer wird denn auch ein ſolches Sündengeld verdienen und den jungen Herrn verrathen wollen? Die Mama iſt als eine fromme, wohlthätige Dame bekannt, der Sohn ſoll auch ein rechtſchaffner Herr ſein, der wird doch unter ſeinen Landsleuten ſicher ſein, und von ihnen

nimmer verrathen werden? Die ganze Geſchichte hat nur der Jude hier aufgebracht. ſonſt hätte ſie kein Menſch weiter leſen mögen, aber ein Jude denkt nur an Gewinn, und wenn er mit Blut bezahlt würde.

Schmul.

Au wai geſchrien! iſt doch geſchrieben das Amtsblatt für Chriſt und Jüd', und ſind doch die Herrn Feinde Chriſten!

Triller

Kurz um, mag's geſchrieben ſein für wen es will, danach thun, darf kein redlicher Menſch, ſonſt ſchreib ich mit meiner großen Feder ihm eins auf die Mütze! merkt Euch das!

Schmul.

Ich hob's gemerkt, mögens die andern doch aach hier auswendig lernen, wos der Herr Köhler eben geſogt hätt.

Krücken-Wiebler.

Spühren denn die Feinde dem Aſſeſſor nicht ſelbſt nach? Haben ſie nicht die Hauptwege und Stege beſetzt?

Schmul.

Ei wohl, tritt mer faſt doch allenthälben uf de Herrn Feinde. Se kümmen, ſich zu ziehen nach der Haiden her, s'iſt doch kaum eine

halbe Stunde von' hier, daß de Poſten ſtaihn mit den Flinten, und morgen mit Toges-Anbruch wollen ſe machen Jagd auf den Aſſeſſer.

Frau Gänſewein.

Nun, das wird eine ſchöne Wirthſchaft geben.

Die Großmutter (zur Frau Gänſewein).

Liebſtes Frauchen laßt jetzt die Feinde, und zeiget mir das Nachtlager für mich und mein Kind. Das Bübli iſt mir vor Ermattung am Buſen eingeſchlafen. Komm mein Mary! ermuntere Dich, wir wollen zur Ruhe gehn!

Der Zigeuner-Bube.

Ja, mein Großmutterl, mei Wimperl fallen mi zu, komm i will ſie feſt verſchließe.

Triller.

Es iſt auch Zeit, daß wir alle aufbrechen. Allons Wiebler, wir wollen nach Hauſe gehen, und von der jetzigen Zeit verſchlafen, ſo viel nur möglich iſt.

Krücken-Wiebler.

Nein, ich gehe nicht mit, ich habe mit dem Juden noch hier ein Geſchäft abzumachen, es iſt ein Geldgeſchäft, und da müſſen wir beide allein ſeyn.

Schmul.

Wie's den Herrn iſt gefällig, aber bisweilen

iſt ein Zeuge noch eine ſchöne Sache; möchten wir doch lieber behalten einen Zeugen.

Krücken-Wiebler.

Schweig, ich will mit Dir allein ſein.

Triller.

Nun, ſo macht' Euer Geſchäft ab, aber hütet Euch dabei vor zwei ſchwarzen Fäuſten, nehmlich: vor des Teufels ſchwarzer Kralle und vor Trillers ſchwarzer Fauſt! Gott befohlen!

(er geht ab.)

Frau Gänſewein.

Nun, Großmutterchen, kommt mit Eurem Knaben, ich will Euch ein Kämmerchen hier anweiſen! Und Er mein Freund — — (zum Bettler.)

Gretchen.

Ach, du lieber Gott! Mutter, der Menſch iſt ſchon eingeſchlafen! Hör' Er doch! Wach' Er doch auf! Er ſoll auf dem Heuboden ſchlafen gehn, da liegt er weicher und beſſer als hier!

Bettler.

Ja, ich bin ſehr müde! Weiſe Du mir eine Schlafſtelle an, Du gutes Kind, ich muß morgen mit dem Frühſten weiter.

Krücken-Wiebler.

Da thut er recht, ein rüſtiger Geſell muß immer früh auf.

Frau Gänsewein.

Nun, so kommt alle mit, ich will Euch zur Ruhe bringen.

(Sie geht mit der Großmutter, dem Zigeunerbuben, dem Bettler und Gretchen ab.)

Vierter Auftritt.

Der Krücken-Wiebler. Der Jude Schmul.

Krücken-Wiebler.

Höre, Schmul, ich kenne Dich als einen gescheuten Kerl, habe auch schon manches Geschäft im Stillen mit Dir abgemacht. —

Schmul.

Nu, was sollen wir doch aach derbei schreien und toben? sind wir beide doch stille bescheidne Leut. Hätt der Herr etwa wiedr en Partieche Wildhäut' zu verschachre? Ich will se kaafen, wos gaits mich an, wie der Herr ist gekimmen der zu.

Krücken-Wiebler.

Ich habe Wildhäute, ja, und Du sollst sie haben. Allein jetzt ist die Rede von einer andern Haut die besser bezahlt wird. Du hast mir zuerst gezeigt, was im Amtsblatt steht, willst Du mir's verdienen helfen? —

Schmul.

Meint der Herr die 100 Rthl.? S'iſt an ſchaines Geldche! aber wie wills der Herr verdiene? wie will er fangen den Aſſeſſer? den wird er nicht belauren, wie die Hirſchkuh, wenn ſe kümmt zu gaihen uf de Wildſtaige; der is geſtudirt, und noch klüger als der Herr Wiebler ſelbſt.

Krücken-Wiebler.

Das iſt meine Sache. Ich frage nur, ob Du's willſt mit verdienen helfen, ſonſt ſuche ich mir einen Andern, denn die Sache hat Eil.

Schmul

Nu! Nu! wenn die Sache hätt Eil, ſo ſuche der Herr nicht erſt lange! — Hier ſtaihe ich ſchon.

Krücken-Wiebler (tritt ihm ganz nahe).

Schmul!

Schmul.

Herr Wiebler was ſoll ich?

Krücken-Wiebler.

Juden-Seele, Schmul!

Schmul.

Herr Krücken-Wiebler, was ſoll ich doch?

Krücken-Wiebler.

Menſch, wo haſt Du Deine Augen? Der Aſſeſſor iſt hier im Hauſe.

Schmul.

Gottes Wunder! Wos? hier in der Waldschenk?

Krücken-Wiebler.

Ja, und Ihr habt ihn alle gesehen, und seid alle blind gewesen, außer mir. — Der bettelnde Schustergeselle ist Niemand anders, als der verkleidete Assessor von Brunert.

Schmul.

Der Schüstergesell? — Hätt der Herr auch nit fehlgeschossen? — Der Schüstergeselle?

Krücken-Wiebler.

Ich sage Dir, Jude, er ists! Sein Erschrecken, als wir das Amtsblatt lasen, machte mich aufmerksam, und bald genug erkannte ich die Zahnlücke, und die Narbe über dem Auge, wie's der Steckbrief besagt. Hast du wohl die ganze Gestalt betrachtet? Dergleichen weiße feine Hände hat kein Schuhknecht. — Es ist der Assessor.

Schmul.

S'kann sein, dos es is möglich. Aber was will de Herr nun machen, mit de armen unglücklichen Mann?

Krücken-Wiebler.

Das will ich dem Marschall überlassen, und mich blos an die 100 Rthl. halten.

Schmul.

Hätt der Herr aber nicht gehören, wos der graube Mann, der Triller, hätt gesogen, von de zwei schwarzen Häuste?

Krücken-Wiebler.

Der darf nicht mucken, sonst überliefre ich auch ihn dem Marschall.

Schmul.

Aber der Herr Marschall wird sie doch taudt schießen lassen.

Krücken-Wiebler.

Was geht das mich an, ich brauche Geld! mein Plan ist gefaßt; der Schustergesell schläft auf dem Heuboden, ich lege mich zu ihm, damit er mir nicht entgeht; Du aber läufst zu dem nächsten Wachposten der wie du sagst, höchste 1/8 eine halbe Stunde von hier entfernt ist, holst dort ein Commando Soldaten, und wenn Du mit demselben ganz heimlich und leise angekommen bist, denn klopfst Du dreimal an die Leiter des Heubodens, ich werde dich verstehen, und dann das übrige besorgen. Willst Du's also ausführen.

Schmul.

Ich will.

Krücken-Wiebler.

Und dann theilen wir den Preis.

Schmul.

Verſtaiht ſich.

Krücken-Wiebler.

Und lachen den Aſſeſſor aus!

Schmul.

Wenn er im Blute ſchwimmt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Gänſewein, Gretchen.

Frau Gänſewein.

Nun, ſeyd Ihr fertig mit Eurem Schacher und einig? —

Krücken-Wiebler.

Für diesmal, ja!

Frau Gänſewein.

So macht nun, daß Ihr fort kommt, es iſt Zeit, daß ich das Haus zuſchließe.

Krücken-Wiebler.

Der Jude will noch weiter gehen, ich aber werde heute Nacht hier bleiben.

Frau Gänsewein.

Das geht nicht an! ich beherberge blos Reisende, aber solche Patrons, wie Er, die können nach Hause gehen; denn wenn sie des Nachts außer ihrem Hause bleiben, da steckt immer nichts Gutes dahinter, und ich will nichts von ihm wissen.

Krücken-Wiebler.

Ich bleibe hier, und wer mich hinaus weist, dem könnte nächstens einmal eine Kugel um die Ohren pfeifen, oder der rothe Hahn auf dem Dache krähen. Merk sie sich das, Frau Gänsewein. Sie hat dem Schustergesellen ein Nachtlager auf dem Heuboden angewiesen, dort wird für mich auch wohl noch Platz seyn. Also keine Umstände, ich bleibe hier, und Du, Jude, mache, daß Du fort kommst!

Schmul.

Nu, ich gaih doch schon. Aber liebes Kind, kümme sie doch mir zu leuchten an wenig durch de finstre Hausflur, bis ich bin draußen im Mondschein. Gute Nacht! gute Nacht!

(Gretchen nimmt ein Licht und leuchtet dem Juden hinaus.)

Sechster Auftritt.

Frau Gänſewein. Krücken-Wiebler.

Frau Gänſewein.

Hört einmal, Herr Wiebler, Ihr thut nichts ohne Abſicht, und Eure Abſichten ſind niemals gut. Was wollt Ihr hier in meinem Hauſe übernachten? Was habt Ihr mit dem Juden verabredet?

Krücken-Wiebler.

Macht doch keinen ſolchen Lärmen, Mutterchen! Ich habe eine Wildhaut verkauft, der Jude aber holt erſt das Geld, und ich will ihn bis morgen hier erwarten.

Frau Gänſewein.

Eine Wildhaut? So! Und alſo einer Wildhaut wegen droht Ihr gleich mit Mord und Brand? Wartet nur, ich werde es Euch gedenken, Ihr frecher Menſch, Ihr lahmer Wilddieb!

Krücken-Wiebler.

Na, ſeid nur wieder gut, Frau Gänſewein, und führt nicht ſolche Reden, ich werde Euch das Nachtquartier gut bezahlen; bringt mich nur auf dem Heuboden zum Schuſtergeſellen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen.

Der Jude war fort und Euch, Herr Wiebler will ich nun auch auf den Heuboden bringen.

Krücken-Wiebler.

Die Mutter wird's schon thun!

Gretchen.

Nein, nein, die Mutter ist müde; Das ist meine Sache! Kommt nur, Herr Wiebler! Nicht war Mutter, auf dem Heuboden wo der Schustergeselle schläft?

Frau Gänsewein.

Ja, dort kannst du ihn hinbringen!

Krücken-Wiebler.

Gute Nacht! Ramachen!

(er geht mit Gretchen ab.)

Achter Auftritt.

Frau Gänsewein, und bald darauf Schmul und Gretchen.

Frau Gänsewein (allein).

Pfui, über diese gute Nacht! die klingt, als ob sie der böse Feind ausspräche! Ich will

meinen Abendsegen lesen, und Gott bitten, daß er hier nichts Böses geschehen läßt. (Sie liest in ihrem Gebetbuche.)

(Schmul kommt leise wieder herein geschlichen.)

Frau Gänsewein (auffahrend.)

Ach! Eh ich beten konnte, kommt der Böse schon wieder geschlichen. Hat man denn noch keine Ruhe vor Euch? Ich gebe kein Nachtquartier, Jude! Hinaus! hole dein Geld für die gestohlnen Wildhäute, und hebe Dich weg von hier, Du Judas.

Schmul.

Um die Barmherzigkeit willen, lassen sie mich bleiben hier, bis die Jungfer Gretchen ist wiedergekümmen von de Wiebler; ich hob schwere Sachen zu bekenn; denn ich glaube doch, daß sie sind eine barmherzige Frau!

Frau Gänsewein.

Mein Gott, was giebt es denn! mir wird angst und bange.

Schmul.

Stillen se! Stillen se, Frauchen! der Wiebler dorf nicht wissen, daß ich gekümmen bin zu gaihn wieder zurück hürher. (Die Vorigen. Gretchen.)

Gretchen.

Ach, Mutter! Mutter! hast du den Schmul

schon gesprochen? Weißt Du schon, der unglückliche, junge Herr von Brunert ist hier!

Frau Gänsewein.

Wie? was? der Herr Assessor hier?

Schmul.

Jo, Mädämchen, er ist hier! der Wiebler hätt' ihn doch erkennt, ob er sich gleich hätt verkledt als Schustergeselle; und der Wiebler will ihn verrothen, um die hundert Tholer willen, und ich soll holen doch die Soldaten zu fangen den Assessor.

Frau Gänsewein.

Um Gotteswillen! nun geht mir ein Licht auf! Der lahme Spitzbube! Deßhalb also will er die Nacht hier zubringen, um sich durch Verrath die hundert Thaler zu verdienen, und Du, gottloser Jude, willst ihm helfen?

Schmul.

Wenn ich ihm hätt wollen behelfen, würd ich doch nicht staihen allhier; hob ich doch gedacht, die Frau Wirthin von der Waldschenk und de Tochter sind gute Leut, die werden den Assessor nicht wollen verrathen und taudtschießen lossen, du willst es ihnen sogen und anvertraun, und nu hob ich's gethon, und nu sollen sie thun die Menschenpflicht.

Gretchen.

Mutter, der Schmul hat mir's draußen entdeckt; ich habe den Wiebler deshalb auf den großen Heuboden geführt, und ihm gesagt, der Gesell hätte sich ganz hinter in's Heu verkrochen, er solle ihn nicht wecken. Der Geselle aber schläft über dem kleinen Stalle.

Frau Gänsewein.

Das ist schon gut, mein Kind, aber wie nun weiter? Jude!

Schmul.

Ja; wie nu waiter, wie nu waiter, Jüd! dos ist eben die Hauptsach; ich muß doch gaihn zu holen die Herrn Feinde, sonst giebt mich der Wiebler an, und se lassen mich hangen, und hier darf doch aach kener fehlen, wenn ich kümme mit der Wache, und allein huscht der Assesser nicht durch, denn die Feinde hoben die Gegend umzingelt, weil se globen, das sich der Assessor habe hier verstochen, und se hoben recht, und se werden ihn erkennen sogleich.

Frau Gänsewein.

Ach, mein Gott! mein Gott! Am Ende stecken sie mir das Haus über dem Kopf an, und ermorden uns Alle.

Gretchen.

Mutter, mir fällt etwas ein! Die Zigeunergroßmutter weiß allenthalben Rath, und ihr Bube hat für alles Trost, ich werde sie wecken, sie sollen uns Rath geben!

(Sie ruft in eine Kammer hinein.)

Großmutter! Großmutter! steht auf! steht auf! Es giebt hier Noth und Gefahr! Kommt heraus mit Eurem Buben, Ihr sollt uns rathen und helfen!

Neunter Auftritt.

(Die Vorigen, die Zigeunergroßmutter und der Zigeunerbube.

Die Großmutter.

Was giebt es denn? daß Ihr mich und mein Kind aus dem Schlafe aufschreien müßt, mit der Stimme der Wehklage? —

Zigeunerbube.

Was hast Gretli? Bist krank geworden? oder hast grausi geträumt?

Gretchen.

Ach, mein Bary! aber der Sohn der armen Mutter, die vor dem Marschall auf den Knien lag, und der der Wolf ihr Kind nicht

wieder bringen wollte, dieſer Sohn iſt hier der bettelnde Schuſtergeſelle iſt's, und der Krükken-Wiebler hat ihn erkannt, und will ihn nun für die hundert Thaler verrathen, und lauert ſchon auf ihn, wie der böſe Feind.

Großmutter.

Weh, über ihn! Wo aber ſchläft denn der Flüchtling? Wo wacht der Verräther?

Frau Gänſewein.

Sie haben glücklicher Weiſe getrennte Schlafſtätten. Der Wiebler weiß dieß aber nicht, er denkt den Flüchtling zu bewachen, und hat den Juden beauftragt, ein feindliches Commando herbei zu holen, um ihn zu fangen. Der Jude hat es uns jedoch entdeckt, und wir müſſen, um Gotteswillen, den armen Aſſeſſor retten. Aber wir ſind von Feinden umgeben, der Wiebler iſt ein Böſewicht — was ſollen wir nun thun?

Großmutter.

Wir können nichts thun, bevor wir den Flüchtling nicht ſelbſt geſprochen. Könnt Ihr ihn mir heimlich und ungeſehen zur Stelle ſchaffen.

Gretchen.

Ja, ich kann es! ich kann es! wartet nur ein wenig. (Sie eilt hinaus.)

Großmutter.

Dann aber laßt mich und mein Kind allein mit ihm, und sorgt, daß der Wilddieb nichts ahne, denn sonst ist alles verlohren! Ich werde meine geheimsten Künste aufbieten, aber Ihr müßt treu und verschwiegen sein.

Zehnter Auftritt.

(Die Vorigen. Gretchen und der Bettler.)

Gretchen.

Der Schustergeselle kann, wie er sagt, nicht länger schlafen. Er war eben im Begriff uns zu verlassen; da habe ich ihn denn herein geführt, daß er doch wenigstens Abschied von Euch nehmen soll.

Bettler.

Ja, liebe Frau Wirthinn, ich muß fort, denn mein Weg ist weit. Ich danke Euch für Eure Aufnahme! Gott lohne es Euch! ich kann Euch jetzt nichts bezahlen! Lebt wohl und betet für mich!

Die Großmutter.

Der Feind hat den Wald aber umzingelt,

die Landestruppen ſtehen entfernt, wie gedenkt Ihr doch dahin durch zu kommen?

Bettler.

Ich habe ja meinen richtigen Paß, weshalb ſollte man mich aufhalten, einen armen Geſellen?

Großmutter.

Aber der Paß paßt nicht auf Euch.

(ſie tritt ihm ganz nahe und ſieht ihm ſcharf ins Geſicht.)

Ich bin ein altes erfahrenes Weib, meine Blicke dringen tief! Leugne nicht, mein Sohn, es hilft Dir nichts; denn nur Vertrauen erweckt wieder Vertrauen! Du biſt nicht der Geſelle! in der Narbe über dem Auge ſteht Dein wahrer Name geſchrieben!

Zigeunerbube.

Hob nit Angſt, lieber Geſell, vor Großmutterl und ihrem Bübli; wir könne Di nimmer verrathe. Sog ober an, wer D' biſt, frei und frank, doß Großmutterl di kann helfe, und i will Di ſtreichi die bleichi Wang, daß ſie wieder aufblüh ſoll, wie Rösli, und will ſingen vor Dir herzige Liedli.

Großmutter.

Sag an, wer Du biſt, denn nur dann vermögen wir Dich zu retten! ſieh Dich unter

uns um, wir meinen es Alle gut mit Dir, der Verräther ist nicht mehr unter uns, er lauert von ferne, aber Gott wird ihn richten!

Bettler.

Nun wohl! Ihr sollt mich kennen! Ja, in der Narbe hier steht mein Name lesbar genug! Ich bin der unglückliche Brunert! Haltet meine Flucht nicht für Feigheit; aber wenn der Unschuldige, Treugesinnte, von seinen Henkern zum Tode geschleppt wird, dann darf er das Leben zu retten suchen, und wäre es auch durch die Flucht! —

Großmutter.

Du sollst es retten, denn Dein König und Deine Mutter brauchen den treuen Diener und Sohn. Allein die Flucht von hier würde Dir nichts helfen; wir sind von Feinden umgeben, und wie Dich der Krücken-Wiebler erkannt hat, würden Dich alle leicht erkennen; denn sie suchen Dich. Wohin wolltest Du auch fliehen? Die Truppen Deines Königs sind fern!

Assessor.

Nein, sie sind nahe, nur einer Nachricht von mir bedurfte es noch, und der Ueberfall wäre glücklich ausgeführt, der Feind geschlagen worden; allein ich wurde verrathen, bin

jetzt verfolgt, und werde zwecklos wie ein Verbrecher untergehen, und meine arme Mutter wird mein Schickſal theilen!

Die Großmutter.

Du ſollſt nicht untergehen, denn die Zigeunergroßmutter will ſich Deiner annehmen, und mit ihrem Leben für Dich einſtehen. — Aber Du darfſt von hier nicht fort; denn hier biſt Du ſicherer, wie draußen im Walde; der Krücken-Wiebler muß jedoch glauben Du ſeiſt ihm entwiſcht, und der Feind müße kommen und nach Dir ſuchen; Ihr werdet alle zagen und bangen, aber Du fürchte Dich nicht, denn die Großmutter ſchützt Dich. Jetzt eilt und erfüllt meine Befehle. Du, Jude, gehe und rufe die feindliche Wache herbei, wecke dann mit ihr den Krücken-Wiebler, und durchſuche das Haus und den Hof nach dem Verfolgten. Du biſt ein kluger, redlicher Menſch, und wirſt Dich zu benehmen wiſſen, aber treibe das Weſen recht toll, daß es dem lahmen Verräther ſelbſt den Kopf verrückt. — Ihr, Frau Wirthin, ſetzt mir ſchnell einen Korb mit Wein und Erfriſchungen in meine Kammer, und legt Euch dann mit Curem Töchterchen ruhig ſchlafen, bis Ihr geweckt werdet, und Du, junger

Mann, folge mir in mein Kämmerlein, dort wollen wir das weitere beſorgen. — Nun aber merkt wohl auf: Von Stund an fragt Ihr die Großmutter nichts mehr! — Kein Wörtchen mehr, denn ſie iſt ſtumm! Wenn Ihr jedoch Rath bedürft, dann wendet Euch an mein Bübli, der wird für mich ſprechen. — — Gute Nacht!

(Sie geht mit dem Aſſeſſor und Vary in ihre Kammer.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer in der Waldſchenke, wie im erſten Aufzuge.)

Capitain Gorgon, Jude Schmul, der Krücken-Wiebler, ein Gefreiter und mehrere Soldaten.

Gorgon.

Dieſe Diebshöhle wäre alſo nun in unſrer Gewalt! ſie iſt ringsumher beſetzt, keine Maus kann entkommen, vielweniger der entſprungene Spion. Liefert ihn jetzt in meine Hände!

Krücken-Wiebler.

Wo aber ſind denn die verſprochenen hundert Thaler? erſt muß ich Geld ſehen, mein gnädiger Herr, eh ich arbeite. Ich habe es mir ſauer genug werden laſſen, die Befehle des Herrn Marſchalls auszuführen. Jetzt will ich auch wiſſen, daß man mir Wort hält.

Gorgon.

(legt einen Beutel auf den Tiſch.)

Hier iſt das Geld, es ſoll Dir nicht entge-

hen, aber vorher ſchaffe den Verbrecher zur Stelle!

Krücken-Wiebler.

Er iſt verkleidet, als ein bettelnder Handwerks-Geſelle, geſtern Abend hier eingeſprochen; Alle hätten ihn laufen laſſen, nur mein ſcharfes Auge erkannte ihn. Die Wirthin hat ihm ein Nachtlager auf dem Heuboden angewieſen, ich ſelbſt habe mich eben dorthin gelegt, um ihn nicht entwiſchen zu laſſen; und ſo haben Sie denn es ganz allein meiner Wachſamkeit zu verdanken, daß dieſer gottloſe Menſch jetzt in die Hände der Gerechtigkeit fällt.

Gorgon.

Wir werden dankbar dafür ſein; denn es liegt uns viel daran, ſeiner habhaft zu werden. Es muß ein Exempel ſtatuirt werden, und ich bin mit aller Vollmacht verſehen, hier ein ſchnelles Gericht zu halten, geht jetzt mit dem Befreiten und einigen Mann, und führt mir den verkleideten Bettler herbei.

Krücken-Wiebler.

Das ſoll Augenblicks geſchehen.

(Er geht mit dem Befreiten und einigen Mann Wache ab.)

Zweiter Auftritt

Capitain Gorgon, der Jude Schmul einige Mann von der Wache, und bald darauf Frau Gänsewein, und Gretchen, und endlich die Zigeuner-Großmutter und der Zigeunerbube.

Gorgon.

Komm her, Jude! und sag an, wen Du in diesem Hause hier angetroffen hast?

Schmul.

Nu, ist doch gewesen hier die Frau Wirthin und das Töchterche, und ist gewesen hier ein Zigeunerbube, der hätt gehobt zum ersten ein schaines Zitterspiel das hätt geklungen, wie die Harfe von König David, und hätt gehobt' zum zweiten eine Großmemme, die ist gewesen so alt wie die Sara, und so taub wie eine Schachtel, und denn ist gewesen hier, ein schwarzer graulicher Mann, den se hoben geheißen den Herrn Köhler Triller, soll aber doch sein ein fleißiger Mann, ein wohlhabender Mann, ein treuer Mann, der ist aber gegangen nach Hause, und denn ist hier gewesen der Herr Wiebler, ein kluger Mann, ein feiner Mann, ist früher gewesen Soldat, doch weil er hätt

immer gejagt nach ander Leute Gut, ſo haben ſie ihn auch gejagt davor, und da hat er wieder gejagt nach ſeines Königs Wild, und da hoben die Herrn Förſter ihm zerſchoſſen ein Bein, und jetzt trägt er ein Krücken, und die Leut glauben, er könne kaum mehr gaihen, aber er iſt noch ein großer Wildſchütz, und iſt zu brauchen zu Allem, wie ein Bettelſack, und iſt beſſer wie ein Spürhund, mit doppelter Näſe.

Gorgon.

Alſo, eigentlich ein Schurke!

Schmul.

O wai geſchrien! der Herr Wiebler hätts oft ſchon gehört von kluge Leut, daß er iſt ein Schürke, aber er will's doch nicht glauben.

Gorgon.

Auch ſolche Leute braucht man, leider! Aber berichte weiter. Wen haſt Du mehr hier getroffen?

Schmul.

Nu denn iſt geweſen hier der arme Jüd Schmul, ein guter, ehrlicher Jüd, nehmlich der Schmul bin ich, und denn iſt gekümmen zu betteln ein Schüſtergeſelle, und hätt angehobt ein zerißen Habitche, und da hät der Wiebler geſogt, das iſt der Aſſeſſer von Bru-

nerk, nach die Schilderei in den Steckbrief, und hätt gesogt: Schmul loose und rufe die Herrn Soldaten, daß sie kümmen zu fangen den Herrn Spion, wir wollen auch theilen die hundert Tholer! und ich bin geloofen, und der nädige Herr Hauptmann sind gemarschirt, und nu sind se do und nu seyn se von der Gütigkeit und fangen se, und bezahlen se!

Gorgon.

Das wird sich finden! Rufe mir die Wirthin herbei!

Schmul.

(Ruft in die Kammer.)

Mädam Gänsewein! verehrte Mädam Gänsewein! se hoben vornehme Gäste, stahn se auf! die Exelenz befehlen sie sollen nun kümmen zu erscheinen mit Töchterche.

(Frau Gänsewein und Gretchen treten ein.)

Frau Gänsewein.

Ach, mein gnädiger Herr Hauptmann! Ich habe den Tod auf der Stelle; sie haben mir einen Soldaten vor die Schlafkammer gestellt, was hab ich denn verbrochen? ich bin eine ehrliche Frau, aufrichtig gegen Freund und Feind.

Gorgon.

Sein sie ruhig, Frau Wirthin, und ant-

worten Sie bloß auf meine Frage! Beherbergen sie den Zigeunerbuben mit seiner Großmutter?

Frau Gänsewein.

Ja wohl, Eure Gnaden!

Gorgon.

Lassen Sie sie herbeirufen!

(Gretchen geht wieder ab.)

Gorgon.

Haben Sie ferner heut einen bettelnden Schustergesellen Nachtquartir gegeben?

Frau Gänsewein.

Ja, das hab ich aus Barmherzigkeit gethan; er schläft mit dem lahmen Wilddieb auf einem Heuboden zusammen.

Gorgon.

War weiter Niemand hier?

Frau Gänsewein.

Mein Gevattersmann der Köhler Triller; er ging zeitig nach Hause, und der Jude hier wollte die Nacht nicht bleiben.

Gorgon.

Sie verschweigen mir doch Niemanden, ich muß sonst die strengsten Maßregeln anwenden, und es kommt im Kriege nicht darauf

an, ob eine ſolche Hütte mehr oder weniger in Flammen aufgeht.

Frau Gänſewein.

Nein, ich verſchweige nichts, gar nichts, ich bin eine ehrliche Frau, und ſie werden doch um Gotteswillen chriſtlich geſinnt ſein, und nicht ſengen und brennen, wie die Türken.

(Die Zigeuner-Großmutter der Zigeunerbube und Gretchen kommen zurück.)

Gorgon.

Sieh da, der Zigeunerbube! nun Bürſchchen, kennſt Du mich noch?

Zigeunerbube.

O freili kenn i di g'nau, biſt ja der Hauptmann mit ſchwarz Schnautzbärtel, haſt ja geſtern mei Paß geleſe, und mei Zitterl gerühmt, und haſt mi verehrt ein blank Geldſtück. Aber was willſt hier? was ſchreiſt armi Leut auf vom Schlaf? Sieh, ich bring mei Zitterl mit, und will Di eitulle, wenn Du nit ſchlafe kannſt.

Gorgon.

Ich wollte ich dürfte ſchlafen, aber ich muß wachen. Iſt das Deine alte Großmutter?

Zigeunerbube.

Ja, freili, das iſt mei Herz Großmutterl; aber ſie iſt was taub und jetzt auch was böſi,

weil Du ſie hättſt aufgeweckt, und drum wird ſie nit viel rede. Aber morgen kommen wir ins Städtel, da wird's wieder freudiger ſein.

Gorgon.

Haſt Du den bettelnden Handwerks-Geſellen auch hier geſehen?

Zigeunerbube.

Ei jo, das hab i wohl, hat ei ſehr zerlumpt Kleidel an, und ei tief Narb über das Augerl. Hörſt, kennſt auch den lahmen Wiebler?

Gorgon.

Seit kurzem, ja!

Zigeunerbube.

Nun ſiehſt, der hat Augi grün, wie ein Katz, und hat gelugt nach dem Geſellen, als ob er ihn wollt verſchlinge. Wahrli, i möcht lieber haben, ein Narb auf der Stirn und ein treu Aeugli drunter, als die zwo Katzenlichterl.

Gorgon.

Aber Du weißt ja nicht, ob der Schuſtergeſelle nicht vielleicht ein verkappter Böſewicht iſt.

Zigeunerbube.

I glaubs nimmer! Freili ſieht mancher anders aus, als er iſt. — Du ſiehſt auch aus,

wie ei Brummbär, und biſt doch wohl ni gut Maundel.

(Ein Soldat tritt auf.)

Soldat.

Ich melde, daß ſo eben eine Kutſche angehalten worden iſt. Die Dame darin, will ihren Namen nicht ſagen, und ein ſchwarzer Mann, der als Bothe neben dem Kutſcher auf dem Bocke ſaß, wollte faſt mit Gewalt durch unſere Vorpoſten brechen. Wir haben ſie hierher gebracht.

Gorgon.

Führt die Dame herein, wir wollen doch ſehen, welchen Fang ihr gemacht habt! (Der Soldat geht ab.)

Frau Gänſewein.

Der ſchwarze Bothe iſt jedenfalls mein Gevatter Triller.

Der Zigeunerbube.

(er greift einige Accorde zur Zither, indem er halb ſingt, halb ſpricht).

Willſt reiſe bei Nachten,
Muß Friede ſein;
Da glänze in Prachten
Die Sternelein.
Kannſt wandre durch Berge und Haide und Feld,
Es hindert kein Menſch Dich, es ſchlummert die Welt.

Im Krieg doch wie traurig
Iſt's da nit bei Nacht.
Da glänze ſo ſchaurig
Die Feuer der Wacht.
Da denkſt an den Himmel und Sternli nit mehr,
De ſchauſt nur die Erden und fürchteſt Di ſehr.

O laſt uns den Frieden,
O gebt uns die Ruh.
Drückt allen den Müden,
Die Aeugli hübſch zu.
Seid ruhig, ein Auge dort über uns wacht,
Kannſt ſchlafe, kannſt reiſe, wie d' willſt in der Nacht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Frau von Brunert.

Gorgon.

Was ſeh' ich, Frau Generalin von Brunert! Ei, da brauchen wir nicht erſt nach dem Namen zu fragen, wir kennen uns ja ſchon!

Frau von Brunert.

Wohl kennen wir uns, Herr Hauptmann, und ich glaube, daß ihnen das Bild der Mutter unverlöſchlich in der Seele ſtehen wird, die auch Sie mit zurück gewieſen haben, als ſie für ihren unglücklichen Sohn um Gnade bat.

Gorgon.

Die Bilder des Krieges ſind alle mit grellen Farben, oft mit Blut, gezeichnet. Ihr Sohn iſt den Geſetzen des Krieges verfallen, mögen Sie ihn entſchuldigen, wir dürfen es nicht. Aber die Mutter haben wir bisher geſchont, obgleich ſie eigentlich ſeine Mitſchuldige geweſen iſt; ich hätte wohl gewünſcht Sie, jetzt nicht hier zu ſehen, denn Sie werden vielleicht Zeugin ſein müſſen, wie die Geſetze des Krieges unerbittlich erfüllt werden.

Frau von Brunert.

Sprechen Sie deutlicher, ich bin auf Alles gefaßt!

Gorgon.

Ihrem Sohne iſt es, wie Sie wiſſen, gelungen, aus dem Gefängniſſe zu entkommen. Alles wird aufgeboten ſeiner wieder habhaft zu werden, um den Spruch des Kriegsrechts an ihm zu vollziehen. Man hat uns benachrichtet, er ſey in dieſen Wald geflohen, und ich bin hier, ihn aufzuſuchen, ihn zu fangen, und auf der Stelle richten zu laſſen.

Frau von Brunert.

Auch ich erhielt dieſe Nachricht, und geſteh' Ihnen nun offen, daß ich hierher geeilt bin mei-

nen unglücklichen Sohn zu retten, oder ſein Schickſal mit ihm zu theilen.

Gorgon.

Retten können Sie ihn nicht, denn ihr Sohn iſt bereits in unſerer Gewalt. In dieſer Herberge haben wir ihn gefangen, er wird ſo eben, als Bettler verkleidet, vor Ihnen erſcheinen.

Frau von Brunert.

O, mein Gott! mein Gott! und das haſt du zugegeben! Die Mutter ſoll ihr geliebtes treugeſinntes Kind richten ſehen! Ich werde mit ihm ſterben, werde meinen Sohn umklammern, und dann mögen Eure Kugeln unſere beiden Herzen durchbohren. Ich will keinen Augenblick länger auf der Erde ſein, wo die Vorſehung ſolche Gewaltthaten zuläßt.

Zigeunerbube (zur Zither).

Klagen darfſt Du, klagen,
Armes banges Herz.
Aber nit verzagen,
Auch im größten Schmerz.

Hoffe und vertraue,
Selbſt bei Noth und Tod!
Baue, baue, baue,
Auf den lieben Gott!

Vierter Auftritt.

(Die Vorigen, Krücken-Wiebler und der Gefreite mit Wache.

Der Gefreite.

Ich melde, Herr Hauptmann, daß wir den Handwerks-Gesellen nirgends gefunden haben; auf dem Heuboden, wo uns dieser lahme Mann hingewiesen, war er nicht, wir haben hierauf alle Winkel im Haus und Hof durchsucht, aber vergebens, und bringen nun diesen Mann selbst hierher, daß er sich verantworten möge.

Gorgon.

Alse, entflohen! noch einmal wäre der Verbrecher entflohen? das ist nicht möglich! unser Truppen-Kreis hat diesen Wald zu dicht eingeschlossen; der Flüchtling muß hier verborgen sein, und es ist jemand unter Euch, der ihn fort helfen will, und ihn verbirgt.

Frau von Brunert (für sich).

O, ich schöpfe wieder Hoffnung!

Gorgon (zum Gefreiten).

Das Haus und die Hofgebäude, selbst der Wagen dieser Dame, sollen von neuem streng durchsucht werden; ich verdoppele den Preis

und ſetze 200 Thaler auf die Auslieferung des Spions.

Schmul.

O wai geſchrien! wo hätt der Herr Wiebler den Spion gelossen? Hob ich gethan das Meine, und hob gerufen die Herrn Soldaten, worüm hätt er nicht gethan das Seine, und hätt feſtgehalten den Aſſeſſer. Er hätt mich geprellt um de Prämie; geb er den Aſſeſſer raus, wo is der Aſſeſſor, es ſind doch jetzt zu verdiene ſchai 100 pr. Cent! Rede Er, verdefendire Er ſich, Herr Wiebler.

Gorgon (zu Wiebler).

Ja, Menſch, rede und gieb Antwort! wo iſt der Aſſeſſor geblieben? Ich mache Dich verantwortlich, und werde Dir ſtatt der Prämie etwas ganz anderes auszahlen laſſen, wenn durch Deine Nachläſſigkeit der Flüchtling entwiſcht iſt.

Krücken-Wiebler.

Mein Herr Hauptmann, ich bin halb todt vor Schreck! Sehen Sie, auf dem Heuboden hat der Aſſeſſor geſchlafen, hinten im Heue hat er ſich eingemummelt, ich habe ihn ja ſchnarchen hören, und vorn an der Heuluke hab ich gelegen, meine Kugelbüchſe in der Hand, und habe kein Auge zu gethan. Wie hat er da

entkommen können? Und doch iſt er fort und nicht zu finden! Der böſe Feind muß ihn durch die Lüfte geführt haben.

Frau Gänſewein.

Was? Ihr wollt mein Haus verdächtig machen? Ihr ſprecht vom böſen Feinde? Wißt ihr was, Herr Wiebler! Ihr ſeid der leibhaftige Satan, der alle Menſchen verdächtig macht, weil er ſelbſt verdächtig iſt.

Schmul.

Gnädigſter Herr Hauptmann, ſein Sie doch von der Gütigkeit und gehen Sie zu Leibe dem Wiebler? er hätt mich gebracht um den Aſſeſſer und um de Premie, daß er ſe will alleine verdienen, ich aber will haben den Aſſeſſor, er gehört mir doch aach zur Hälfte.

Frau von Brunert.

O, mein Himmel! ſie zanken ſich um meinen unglücklichen Sohn, ſie bieten ſein theures Leben feil, um ein elendes Geld!

Zigeunerbube.

Sei ruhi Mutterl, und gräm di nit! Setzt di her derweil zu mei alt Großmutterl, und gieb di drein in dei Schickſal; i wollt Dir wohl ſingen noch ein ſchön Liedlein, aber in das boshaft Gewäſch verklingt mei Zitterl.

Gorgon.

Kurz und gut, daß der Aſſeſſor hier geweſe
geſteht ihr ſämmtlich ein; entwiſcht kann
nicht ſein; dafür bürgen meine Maaßregeln,
muß alſo aufgefunden werden, oder ich ve
fahre nach Kriegsgebrauch.

(Der Gefreite kommt zurück.)

Gefreiter.

Alle Mühe iſt vergebens! der Flüchtling
nirgends zu finden! Eine Marketenderin abe
die heut mit guten Lebensmitteln zu uns kam
und uns deshalb ſehr willkommen war, wünſch
den Herrn Hauptmann zu ſprechen; ich glaub
ſie meint ein Wink geben zu können, der un
vielleicht auf die richtige Spur bringt, un
ſcheint ein verſchmitztes Weib zu ſein.

Gorgon.

Laßt ſie herein kommen!

Vierter Auftritt

Die Vorigen, eine Marketenderin.

Marketenderin.

Nun, mein Herr Hauptmann, iſt's denn e
laubt auch ein Wörtchen mit herein zu ſpre
chen, und pfiffiger zu ſein, als alle die kluge
Herren?

Gorgon.

Bei welchem Regimente biſt Du als Marketenderin?

Marketenderin.

Ei, kennt ihr denn die Frau Purtzel vom 34. Regimente nicht mehr? Ich habe Euch in heißen Stunden manches Schlückchen von meiner Doppelkurage eingeſchenkt, und wenn Euch in frühern Zeiten die andern Kameraden wegen des Milchbartes, Gorgettchen, nannten, dann hab ich Euch ſchwarze Bartwichſe gemacht, damit ihr männlicher ausſehen ſolltet mit Euren Pflaumenfedern am Kinne; Ihr habt mir dann aus Dankbarkeit manchmal das ſchwarze Pflaſter auf mein blindes Auge gedrückt, und mir die Wangen dabei geklopft. — Habt Ihr das ſchon vergeſſen?

Gorgon.

Ich erinnere mich deſſen wohl noch dunkel, aber es iſt eine lange Zeit her; ich habe Dein Regiment ſeit 20 Jahren nicht geſehen, und Du biſt auf Deinen Streifzügen hölliſch alt geworden, Dame Purtzel, ich hätte Dich nicht wieder erkannt!

Marketenderin.

Ihr zweifelt doch nicht an meiner Perſön-

lichkeit? Hier ist mein Paß, und hier mein blindes Auge. Alt werden ist keine Schande, aber dümmer werden muß man nicht, und wir wollen doch sehen, wer von uns beiden am gescheitesten geblieben ist.

Gorgon.

Wohlan! lege eine Probe Deiner Klugheit ab, und sage mir, wo ich den entlaufenen vornehmen Spion auffinden soll? Du kennst doch die Sache, und auch den Preis, den ich auf seinen Kopf gesetzt habe?

Marketenderin.

Ich weiß das Alles; aber Ihr solltet doch noch einen andern fragen, als mich, der weiß noch besser, wo der Flüchtling steckt, und hat ja eine ganze Nacht Zeit gehabt, mit ihm über seinen Kopf zu unterhandeln; der Assessor von Brunert ist ein gar reicher Mann, der wird für's Verschweigen vielleicht 2000 Thaler geboten haben, während Ihr für's Verrathen nur 200 Thaler geben wollt.

Gorgon.

Weib, Du bist wahrlich klug, und öffnest mir die Augen! Ja, der lahme Wildieb dort hat sich bestechen lassen. Den Augenblick gesteh, wo der Flüchtling geblieben ist!

Krücken-Wiebler.

Herr Hauptmann, hören ſie doch nicht auf dieſes boshafte Weib, und meſſen ſie mir nicht die Schuld zu, ich habe ja alles gethan, um Ihnen den Verräther auszuliefern, und nun wollen ſie mir ſo dafür danken? Hab ich das verdient?

Schmul.

Nai! Nai! der Wiebler lügt, er hätt' den Aſſeſſer verſteckt, er will mich bringen um mai ſchaines Geldche; loſſen ſe ihm herausgeben den Aſſeſſer, er hätt ihn.

Marketenderin.

Herr Hauptmann Milchbart, haben ſie blos Worte, einen ſolchen lahmen Spitzbuben die Geheimniſſe von der Seele abzufragen? nur an die rechte Thüre angeklopft, dann wird der Spion ſchon heraus ſpringen.

Gorgon.

Du haſt recht, Alte! Führt den lahmen Schelm ab, und haut ihn ſo lange, bis er geſteht, wo er den Aſſeſſor verborgen hält.

Krücken-Wiebler.

Herr Hauptmann, um Gotteswillen, was wollen Sie mit mir armen lahmen Mann vornehmen? Ich bitte Sie auf den Knien, laſſen

Sie mich nicht mißhandeln! Ich bin unſchuldig, wie ein Lamm, und wenn ſie mich todt ſchlagen laſſen, ich weiß nicht, wo der Spion iſt!

Marketenderin.

Sei ruhig, Wiebler! Wer ſo viele Häute ſchon geſtohlen und verkauft hat, wie Du, der kann die Seinige auch wohl einmal zum Gerber tragen, und Du ſollſt ja nur etwas gegerbt werden, damit Du beſſer wirſt.

Krücken-Wiebler.

Weib, Du biſt der böſe Feind, der mich Unſchuldigen verfolgt! Was hab ich Dir gethan? Ach, Ihr übrigen bittet doch für mich, daß ſich der Herr Hauptmann meiner erbarmen möge, ich bin unſchuldig, bittet doch, bittet!

Der Zigeunerbube.

I will mei Großmutterl frage, und de kannſt acht gebe, was es wird ſage. Horch mal: Großmutterl, ſoll i bitte für Wiebler? — Siehſt wohl, Großmutterl ſchüttelt das Haupt. Nu, aber hör weiter. Horch mal: Iſt der Wiebler ei Schelm, der ſoll haben Schläg? — Siehſt wohl, Großmutterl hat zwei mal genickt, alſo bitt i nit, und Du magſt haben etwas Schläg, es wird Di nit ſchade.

Krücken-Wiebler.

Ach, ich unglücklicher Mann, niemand hat mit mir Mitleid, alle ſpotten noch, und haben ihre Freude an meinem Elende!

Gorgon.

Führt ihn ab, und thut, wie ich befohlen!

(Krücken-Wiebler wird von der Wache abgeführt.)

Marketenderin.

Wißt Ihr was, Herr Hauptmann, der Wiebler hat ein ſehr hartes Fell, und Ihr werdet ihm ſchwerlich bis auf die ſiebente Haut durchkommen, ich möchte Euch daher noch einen andern Vorſchlag thun, der noch raſcher zum Ziele führt: der Wiebler iſt eine Beſtie, er verräth jedermann, und iſt zu allem feil, laßt ihn nicht wieder aus den Händen, und hängt ihn an den erſten Baum auf. Aber die Waldſchenke hier iſt auch ein Diebsneſt, aus welchem Ihr den verſteckten Spion nimmer heraus finden werdet; wenn ich an Eurer Stelle wäre, ich würde ganz andere und kürzere Wirthſchaft treiben.

Gorgon.

Erkläre Dich deutlicher, wie meinſt Du das? was ſchlägſt Du vor?

Marketenderin.

Ich ſchaffte mir vor allen Dingen hier erſt

die Leute vom Halſe. Die Frau von Brunert, mit ihren rothgeweinten Augen, ſchickte ich zurück auf ihr Guth und ließe ſie dort bewachen; das Zigeunerpack und den Juden ließe ich bis an die feindlichen Poſten transportiren und drüber hinausjagen; die Frau Wirthin hier mit ihrem naſeweiſen Mädel complimentirt ich hier zur Thür hinaus, und ließe dann die ganze Geſchichte hier in Brand ſtecken, und ich ſchmauchte ſo entweder den Herrn Spion aus dem Mäuſeloch heraus, oder ich brennte ihn zu Aſche!

Frau Gänſewein.

Hör' Sie, Frau Purtzel, Sie iſt böſer, als die Männer, und giebt ſchlimmern Rath, als irgend jemand. Wenn Sie nur jetzt nicht Schutz und Beiſtand hätte, ich kratzte Ihr mit Vergnügen auch noch das andere Auge aus!

Gorgon.

Schweigt! die Marketenderin hat Recht, ich werde ihren Rath befolgen. Zigeunerbube mache Dich auf mit Deiner Großmutter, Du mußt fort, über die Grenze!

Zigeunerbube.

Mir kanns recht ſei, denn es iſt doch allenthalb Heimath, wo guti Leut ſind, aber Du

biſt nit mehr gut, Hauptmann, und drum mag ich auch nit mehr ſein bei Dir, Hauptmann, und will lieber mit mei Großmutterl fortziehn in weiti Welt, wo kein ſolch Hauptmann iſt.

Gorgon.

Und Du, Jude, begleite die Zigeuner!

Schmul.

O wai geſchrien, was ſoll ich doch machen mit die Zigeuner, ſie geben niſcht, denn ſie haben niſcht, und ich will doch hoben den halben Aſſeſſer, ich will doch lieber hier bleiben bei de Feuersbrunſt, ich kann ihn vielleicht noch kriegen halb taudt.

Frau von Brunert.

Ich kann Ihre furchtbaren Maaßregeln nicht hemmen, Herr Hauptmann! aber ehe Sie den Pechkranz in dieſes Haus werfen, laſſen Sie mich erſt durch die einzeln Räume deſſelben eilen, und den Namen meines unglücklichen Sohnes ausrufen; denn ſollte er wirklich hier verſteckt ſein, ſo wird die Stimme der Mutter ihn eher noch hervorrufen, als die Flammen!

Zigeunerbube (zu Gretchen).

Grethli, wein doch nit; i hab auch kein Haus, und wenn Deins iſt zu Aſche, ſo biſt dann juſt ſo reich wie i, und wie's Vögli auf

dem Zweig, und kannſt kommen mit mir, und mit mir ſingen, wie die Vögli, und wir werde unſre Futterkörnli ſchon finde.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gefreite mit Krükken-Wiebler.

Gefreite.

Herr Hauptmann, ich habe ihm 20 Hiebe aufzählen laſſen, aber es war vergebens, er will nichts geſtehen, ſoll ich fortfahren laſſen.

Krücken-Wiebler.

Ach, Herr Hauptmann, ich bitte um Barmherzigkeit! Laſſen Sie mich nicht mehr ſchlagen, ich ſterbe ſonſt, und weiß doch nichts zu geſtehen!

Gorgon.

Wir wollen ſchneller zum Ziele kommen; bindet den lahmen Dieb einſtweilen, er ſoll mich ins Hauptquartier begleiten, vorerſt aber will ich das Geſindel hier mir vom Halſe ſchaffen, und dann dieſe Diebshöle in Brand ſtekken. Macht Euch auf, und verlaßt alle das Haus, wie ich befohlen habe, in einer halben Stunde ſteht es in Flammen

Schmul.

Verzeihn ſe, horchen ſe doch! es iſt mir, als ob ich hörte blaſen, wie ſe haben geblaſt bei Jericho; es kümmt doch gewiß one grauße Botſchoft!

Gorgon.

Wahrlich, ich höre Trompetenton! Eilt hinaus, und ſeht, was es giebt!

(Befreiter geht ab.)

Zigeunerbube.

Wenn in Nacht und Noth Muſik vernimmſt, dann wird gut Zeit; Trompete weckt das Herz immer und machts freudig, wenn's aufrufet zur Schlacht.

Sechſter Auftritt.

(Die Vorigen, der Befreite mit dem Trompeter.)

Trompeter.

Ich bringe Frieden, und bin aus dem Hauptquartier geſendet, um dem Herrn Hauptmann dieſe Depeſche zu überbringen.

Gorgon.

(Nachdem er ſie geleſen.)

Es iſt wirklich Friede und alle Feindſelig-

keiten hören auf. Ich wünſche Ihnen Glück, gnädige Frau, Ihr Herr Sohn iſt frei; denn Ihr Fürſt hat es zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß er nicht länger verfolgt werde, und ich habe Befehl ihn frei zu geben.

Frau von Brunert.

Gott ſey geprieſen, der uns den Frieden ſchenkt! Wo aber iſt mein unglücklicher Sohn? wo ſoll ich ihn wieder finden? weiß mir auch jetzt noch Niemand zu ſagen, wo er iſt?

Gorgon.

Ich ſelbſt fordere Euch alle auf, mir das Geheimniß ſeiner Flucht zu entdecken; ich bin jetzt nicht mehr Euer Feind, und wünſche der Mutter den Sohn, als Freund wieder zu zu führen.

Zigeunerbube.

Hör Vetter, i will di was ſage, wenn du willt wiſſe alles ganz gnau, dann mußt frage mei herz Großmutterl. Nimms hübſch bei's Patſchhanderl und führs hier ins Kämmerlein, da wird's Di alles ſage, und Du wirſt Di wundre unbändig über mein geſcheidt Großmutterl.

Gorgon.

Wohlan, Alte, ſo begleite mich in die Kam-

mer, und entdecke mir alles; denn ehe ich von hier ſcheide, will ich erſt wiſſen, wie ich getäuſcht worden bin!

(er geht mit der Großmutter in die Kammer ab.)

Frau von Brunert.

(zum Zigeunerbuben.)

Lieber, holder Knabe, wenn Deine Großmutter die Geheimniße kennt und weiß, wo mein armer Sohn verborgen iſt, ſo wirſt auch Du mich aus meiner Angſt befreien können. Zögere doch nicht länger, denke doch, wie es Dir zu Muthe ſein würde, wenn man Dich mit Deiner Großmutter ſo verfolgte, drum laß mich nicht länger in dieſer ängſtigenden Ungewißheit.

Zigeunerbube.

Mi brauchſt nit lang zu bitte, denn wie i bin verſchwiege, wie das Grab, ſo bin i auch wieder, wo's ſein kann, ein Schwatzerl, wie der Kuckuck. Schau, da nun Dein König hat Friede macht, ſo will i Dir nun niſcht mehr verſchweige, und kannſt alles wiſſe. Dein Söhnli iſt nit verborgen, s'iſt hier zur Stellen, aber Du wirſt nit wolle glaube.

Frau von Brunert.

Mein Sohn wäre hier zur Stelle? Er wäre

unter uns und ich ſollte ihn nicht erkennen. O zeige mir ihn geſchwind! geſchwind!

Zigeunerbube.

Hab nur Geduld, ich will Dir's abfrage, und gieb hüſch Acht. Nu? iſt das hier Dein Söhnli?

Frau von Brunert.

O nein, das iſt ja der Jude!

Zigeunerbube.

Oder willſt dieſen etwa haben?

Frau von Brunert.

Nein, doch nein, das iſt ja der Verräther, der Wiebler!

Zigeunerbube.

Oder haſt Luſt auf die Weiberl?

Frau von Brunert.

O warum quälſt Du mich denn ſo?

Zigeunerbube.

Nu, wenn Du auf eins Luſt hättſt, da kömmtſt nur rein marſchire zu Hauptmann und zu mei Großmutterl, da wirſt bald ſehen, daß i klüger bin wie Du.

(Er führt Frau von Brunert in die Kammer worein der Hauptmann und die Großmutter gegangen ſind.

Zigeunerbube.

Aber, weißt was, Herr Wiebler, Dein

Rücke wird dir ſein etwas wund von's Gerben, i will Dir gebe ein Pflaſterl drauf. Komm her, Frau Purzel, borge mir dei Pflaſterl vom Aug, und wiſch Dir ab dein kupfrig Wangen, und wirf ab, die Müz und die falſchen Haar.

(Indem er dies ſpricht, nimmt er alle dieſe Gegenſtände der Marketenderin ab, welche dicht vor Wiebler hintritt und ihn mit unverſtellter Stimme fragt.)

Elender Verräther, erkennſt du mich jezt wieder?

Krücken-Wiebler.

Alle Wetter! du biſt die alte Hexe, die Großmutter. Biſt Du in zwiefacher Geſtalt hier?

Zigeunergroßmutter.

Ja, ich bin die alte wahre Zigeunergroßmutter, bin klüger wie Du, und redlicher auch; laß Dir den Puckel voll Prügel zur Lehre dienen.

Krücken-Wiebler.

Furchtbares Weib! ich werde Rache nehmen, und Dich zu ſeiner Zeit erlegen, wie ein Raubthier.

Großmutter.

Ich lache über Deine Drohungen, denn hier iſt mein Schutz!

Zigeunerbube.

Und merke Dir hübſch Mannbel, ſo wie i kann ſchlag mei Zitterl und wie meine Liebli dringe tief in die Seel, ſo kann i auch führe mei Sturzerl, und mei Kugel trifft immer das Herz, zumal wenn's ſo ſchwarz iſt, wie Dein's! Aber ſeht, nu hab ich mei Herzgroßmutterl hier wieder und nu will i das andere in der Kammer gern weggebe.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen Hauptmann Gorgon, Frau von Brunnert und der Aſſeſſor.

Gorgon.

Die Verkleidung iſt nun abgeworfen. Mutter und Sohn ſind wieder vereinigt, das Drama endigt mit einem glücklichen Ausgang. Ihr habt mich getäuſcht, ich kenne nun alles, aber bei dieſem Ausgange bin ich zufrieden damit. Doch, wo iſt die Zigeuner-Großmutter? Ich muß das ſeltne Weib kennen lernen.

Zigeunerbube.

Schau, hier iſt mein gutes, weiſes, Herzes-

Großmutterl, klüger wie ihr alle, und beſſer oben drein, viel, viel!

Frau von Brunert.

Mutter, wie ſollen wir Euch danken! O, kommt alle auf mein Schloß; auch der ehrliche Jude und die Wirthin mit Gretchen darf nicht fehlen; ich will Euch als Freunde bewirthen, und dort mit Euch theilen.

Schmul.

Nu, wollen wir doch gaihn! Es wird doch beſſer dort ſein, als hier in der Waldſchenk.

Gorgon.

Aber, Weib, wie biſt Du zu der Geſtalt jener Marketenderin gelangt?

Großmutter.

Sie war meine gute Freundin und hat mir oft von Euch erzählt. Ich fand ſie ſterbend auf dem Schlachtfelde, und empfing von ihr ihren Paß und ihre Kleider. Es wäre mir gelungen, in dieſer Verkleidung, der Mutter ihren Sohn zu retten, denn nachdem Du hier das Haus zu Aſche gebrannt, würdeſt Du den Buben mit ſeiner verkleideten Großmutter ruhig über die Grenze geſchickt haben: ſo wäre ein theures Leben gerettet geweſen, und die

Mutter hätte gern die alte verbrannte Waldſchenke wieder neu aufbauen laſſen.

Zigeunerbube.

Und nu fragt nit weiter, kommt alli mitſammſt naus in die ſchöne freie Natur, da ſteht allenthalb der liebe Gott.

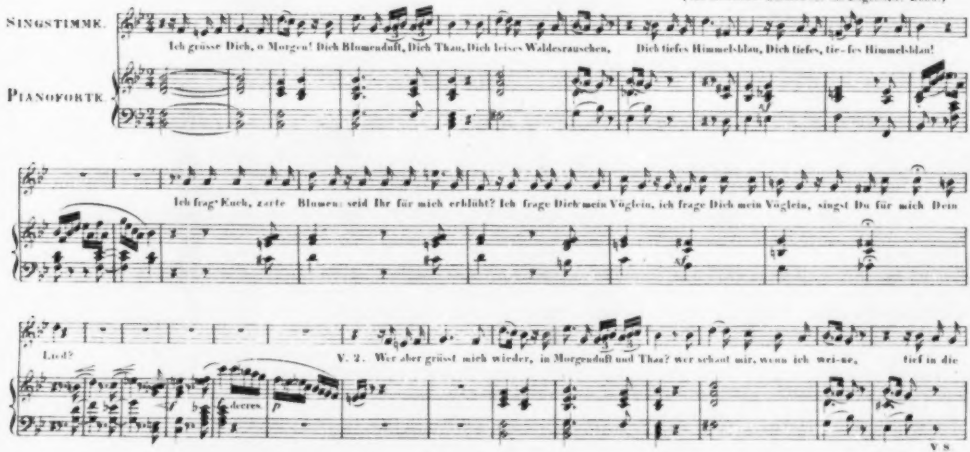
Im grünen Kleid im Walde,
Im blauen auf der Fluth,
Im grauen in der Wolke
Die auf den Bergen ruht.

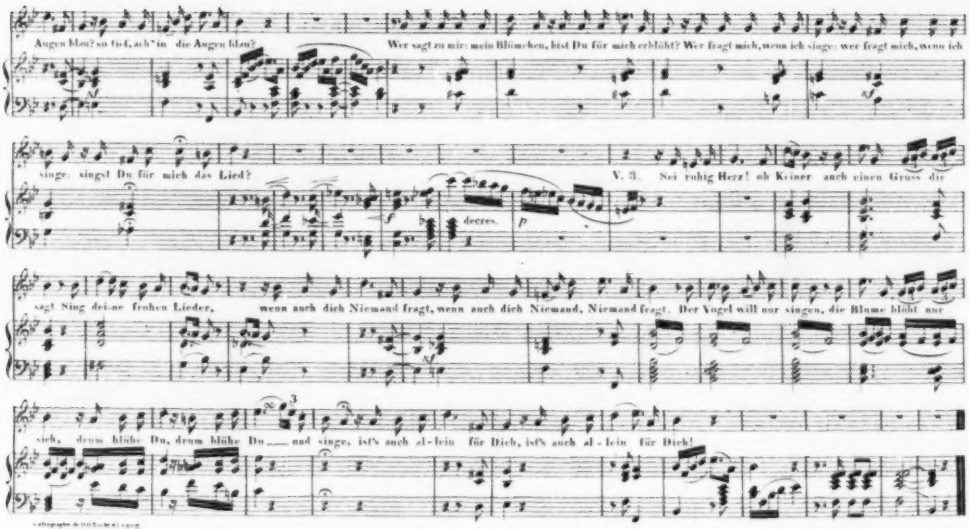
Und ſpricht: ich ſchuf hienieden
Ein glückliches Geſchlecht.
Ich geb Euch immer Frieden,
Halt' nur den Frieden recht.

(Der Vorhang fällt.)

BIST DU FÜR MICH?

(Zu Hommalds Bildern für die Jugend, 3ter Band.)




Augen blau? so tief, ach! in die Augen blau?
Wer sagt zu mir: mein Blümchen, bist Du für mich erblüht? Wer fragt mich, wenn ich singe: wer fragt mich, wenn ich
singe: singst Du für mich das Lied?
V. 3. Sei ruhig Herz! ob Keiner auch einen Gruss dir
decres.
sagt: Sing dei-ne frohen Lieder,
wenn auch dich Niemand fragt, wenn auch dich Niemand, Niemand fragt. Der Vögel will nur singen, die Blume blüht nur
sieh, drum blühe Du, drum blühe Du — und singe, ist's auch al-lein für Dich, ist's auch al-lein für Dich!